Gérard Simenon

Das Neue aus der Nische

Buntes Dam_E^benes + Da$_{zwi}$schenes mit aller*lei* Ver$_q u^E r$em

aus Nehren dem Als-Ob-Dorf am R$_{ande}$ des Albtr_{auf}s



Nehren 2021

So sehr die Texte und manche Zeichnungen von mir selbst stammen: Es gab zu unterschiedlichen Zeiten über die im Text genannten hinaus zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ich hier nicht alle nennen kann, zuletzt:

Anastasia	Antipova
Helga	Berger
Roswitha	Dabke
Gülsah	Dogan
Klaus	Friedrichs
Jürgen	JONAS
Besir	Kadrioski
Palma	Kunkel
Antonie	Löffler
Irene	Nielsen
Maren	Osten
Richard	Rieger
Gabriele	Scheiner
Ulrich	Schermaul
Peter	Stichaner

Da ich nach meinem letzten Umzug 2015 die Listen mit meinen früheren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern nicht mehr auftreiben kann, da darunter auch einige waren, die nicht namentlich in Zusammenhang mit meiner Absonderlichkeit gebracht werden wollten, bitte ich um Entschuldigung, wenn jemand unbedingt genannt werden wollte, dass sie oder er in diesem Opus nicht genannt wird. Ich bin gerne bereit, in diesen Fällen gewünschte Bescheinigungen auszustellen. Da mein Gedächtnis inzwischen Lücken aufweist, bitte ich kurz hinzuzufügen, worin der Beitrag bestand.

Bild auf dem Einband: Simenon: Selbstporträt, Papierschnitzelabfall auf Holzschrank, etwa 1990

Vorwort zur 1. Auflage

Fiel weg aus Erleichterung, dass meine kritischen Anmerkungen zu der Vorwort-Verpflichtung in meinem Opus >Dieser Text ist eine Fälschung< (Tübingen 1994) Gehör fanden.

Vorwort zur Neuauflage

Auch dieses Vorwort nur kurz: Es ist bis auf einige Korrekturen mit der 1. Auflage identisch, enthält außerdem einen damals (nicht nur von Leuten wie den Entscheidern im >Internationalen Germanistenlexikon<) als nahezu unzumutbar eingeschätzten Artikel. Als Vertreter der Aktionsforschung kann ich es nicht lassen, es dem Leser als Suchaufgabe mit auf den Weg zu geben.

Und noch in anderer Hinsicht muss ich Leser und Leserinnen enttäuschen: Ich wollte allen Ernstes in dieser Neuauflage das Wort verraten, das ich in dem Kapitel >Das ermordete Wort< ansprach. In meinem Alter (mittlerweile 84) wird man leider vergesslich. Vielleicht aber fällt es mir in einer weiteren Neuauflage wieder ein.

Gérard Simenon alias Gerd SIMON Nehren im Juni 2021

„Erlebnis und Anschauung sind höher als alle menschliche Vernunft."

Hans Vaihinger: Wie die Philosophie des Als Ob entstand.
in: „Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen"
(Mit einer Einführung hg. v Dr. Raymund Schmidt) Bd. 2. Lpz. 1921, 26

Exposé

Neues ist Altes, wenn es hochkommt, in einem neuen Zusammenhang natürlich „tiefschürfend" in neuem Licht.

Sammlung einer Art Reisegrüße aus dem Steinlachtal, dem Als-Ob-Relevance-Valley am Rande des Albtraums, mit kleinen Farbtupfern und in Muscheln belassenen Perlen aus Kunst, Wissenschaft und Philosophie. Ein Beitrag zu einer Kultur, die so tut, als ob die Welt in einer Nische vergraben sei. Keine Angst: Kaum mehr als Humorverpacktes aus den Albträumen eines Egomanen, den eine Forschungsmarotte in eines der unauffälligsten Dörfer Deutschlands verschlug, nur weil dort ein vergessener Philosoph das Licht der Welt erblickte.

Genauer: Eine Collage von Versatzstücken aus verschiedenen Bereichen der Kultur zum Thema >Nische<. Wie alle Collagen im Plagiatsverdacht. Nur handelt es sich hier um Versatzstücke, die der Autor im Laufe seines mehr als 80jährigen Lebens selbst herstellte. Plagiator und Plagiierter sind also identisch. Kommentar der Autorin eines wunderbaren Chile-Romans Maren OSTEN: „Du schmückst dich gern mit eigenen Federn." Wie die bekanntesten Collagen ohnehin nicht einfach die Summe der Versatzstücke, sondern Basis für Neues.

Das Neue ist nicht einmal in einem Aphorismus einzufangen. Es schwebt wie ein Schmetterling über den Versatzstücken, selber Flicken aus einem fliegenden Teppich. Man fange es ein, wenn man glaubt, es wahrgenommen zu haben. Der Verleger lässt es sich einiges kosten, wenn man es (bitte lebendig) präsentiert. Man wundere sich aber nicht, wenn dieser das Eingefangene wieder in Freiheit davonflattern lässt.

Unvermittelt vorweg:

Es gehört sich, wenn man sich Unbekannten vorstellt, auch wenn man von KNIGGE und überhaupt von Vorschriften nicht viel hält, dass man zumindest eine Kurzvita präsentiert. Ja, selbst ich unterwerfe mich manchmal überkommenen Ritualen und Regeln.

Ich bin – wie man auch auf folgender Abbildung sieht – alt, im Moment schon über 80.



Gut, Einsteins Zunge ist schöner. Dafür hat ein Goldzahn etwas Symbolisches
Gérard Simenon 2014 (Foto: Anastasia Antipova, die Simenon auf den Zahn fühlte und in der Nische eines verzerrt aufgerissenen Maules auf pures Gold stieß)

Von Beruf vor allem – wie ich das ironisch formuliere – Schriftgelehrter und Schriftsteller. Als solcher gnadenlos, was man früher eine multiple Persönlichkeit nannte. Überdies mit einer bunten Bandbreite nicht immer salonfähiger Interessen. Als Wissenschaftler war ich von 1968 an zunächst in meiner Heimatstadt Hamburg, ab 1970 an der Uni Tübingen tätig, Lehrgebiet Sprachwissenschaft, zentral Sprachphilosophie und als solcher Spezialist für den Begründer der modernen Sprachphilosophie, Hans VAIHINGER, der 1852 in NEHREN das

Licht der Welt erblickte. VAIHINGER war auch der Hauptgrund, weswegen ich auf Empfehlung und Vermittlung meines Freundes und Vaihinger-Fans Jürgen JONAS nach NEHREN zog, v.a. weil man mir hier versprach, meine Forschungen zu unterstützen. Meine VAIHINGER-Forschung wuchs heraus aus einer intensiven Beschäftigung mit der Geschichte der Wissenschaften, insbesondere im 3. Reich. 1996 gründete ich die >Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung Tübingen<, die nicht zuletzt wegen der Abkürzung GIFT meinem ursprünglichen Vorschlag vorgezogen wurde, sie >Vaihinger-Gesellschaft für interkulturelle Bedeutungen< zu nennen. Kurzum: ein an Kreativität erkranktes Prachtexemplar der von dem Philosophen Nietzsche entdeckten Primatenunterart >Ungeziefer in der Erdrinde<.

Schiller reduzierten manche Zeitgenossen auf seine KANT-Verehrung. Bevor Ihr mich zu einem Vaihinger-Adepten reduziert, möchte ich in diesem Opus betonen: Vaihinger lernte ich erst in den 90er Jahren kennen, als ich also schon weit über 50 war.

Nicht unbedingt bleibende Wirkung hatte auf mich ein Aphorismus, den man dem Germanisten Erich Schmidt in den Mund legte:

>Du sollst nicht töten. Du sollst lebendig machen.<

Meine Versuche, Kompliziertes verständlich zu machen, scheiterten zu häufig an meinem allzu verschrobenen Hirn.

Daneben bin ich trotz allem seit Schülerzeiten Künstler, speziell Poet, schrieb vorwiegend Kurzgeschichten, aber auch Gedichte. Eines dieser Gedichte entstand 1968, also vor den Datenschutzgesetzen, als ich im >Spiegel< las, dass manche einflussreichen Politiker nicht nur im Bundesnachrichtendienst planten, von jedem Bundesbürger ein Dossier anzufertigen, wie das in der DDR schon lange zuvor geplant und (wie wir heute wissen) auch größtenteils realisiert wurde.

Ich tönte schon damals (als ich ein Interesse der Werbebranche noch gar nicht im Blick hatte), dass jeder alles von mir wissen dürfe, und reichte dem BND folgendes Dossier von mir ein:

Dossier Simenon

Zähne: fletschen.
Zunge: giftig.
Schluckauf: gerichtsverwertbar.
Herz: bietet
jederzeit Gewähr
für einen Seitensprung.

Zipfel: nicht ganz dicht.
Auge, links: hinkt.
Magen: zersetzend,
Zwischen den Rippen:
Charakterrisse,
Zweifel.

Achselzucken: widersprüchlich.
Gelegentliche
Brustwarzenrotationen.
Hebt auch manchmal ab.
Bart: bis zum Boden,
plattschnäuzig, zerdeppert.

Zwischen den Fingern:
Paragraphenbrösel.
Im Nacken:
Scherben, demokratische.
Über den Brauen:
sterbliche Reste von Hoffnungsfetzen.

Tränen: kristallieren.
Flitzbogenrückgrat, geduckt.
MG-Bandscheiben:
zerspringen leicht.
Spitz: aufrecht, abgezirkelt.
Händedruck detoniert!

Revolutionäres Grinsen.

Schenkel verzückt,
oben knackig,
mit staatsgefährdenden
Aufklebern
unter dem Schlüpfer.

Knie: wechselsüchtig,
Haare: wackeln
fried-verdächtig rot.
Kot: karnickeltypisch.
Füsse: treten
jederzeit für die Vermassung ein.

Fast zu riechen:
Steiss: von Moskau gesteuert.
Stimme: schon abgegeben
beim Verfassungsschutz.
Stellenstreichung
strengstens anzuraten.

Hing lange an meiner Zimmertür. Aktuell: Momentan ist Simenon am leichtesten an einer bartumrandeten Unterlippenglatze identifizierbar.

Weil das Satirische an diesem Dossier sich nicht so leicht erschließt, dazu passend, ein sehr viel später entstandener Aphorismus:

Merkmale

Sie dienen der Polizei bei der Suche nach Verbrechern. Über die Person selbst sagen sie merkwürdig wenig aus. Es liegt nicht an der Wortart, auch nicht an einzelnen Eigenschaftswörtern, nicht einmal an Farbwörtern. Auch ihre Verbalisierung hilft nicht weiter. Beispiel aus einem Polizeibericht:

>Der Kaffee, den das Opfer trank, wurde schon vor seinem Tode geschwärzt<

Merkmale werden gerne verglichen mit Schuhen. Ist ein Barfüßer, der einer Frau mit Stöckelschuhen nachschaut, ein eigenschaftsloser bzw. charakterloser Schuhfetischist? Gehören Polizisten, Psychologen und Statistiker also zur Gattung der Merkmalsfetischisten?

Das meine ich wirklich so: Die Missachtung von Merkmalen erspart nicht nur Schönheitsoperationen. Beschreibe ich eine Geliebte mit Merkmalen (sie müssen nicht aus KANTs Kategorientafel abgeleitet sein), geht das der Geliebten hoffentlich am Arsch vorbei. Wenn sich ein Mensch durch eine Merkmalsbeschreibung geschmeichelt fühlt, entfremdet er sich in eine blumengeschmückte Gefängniszelle. Und erinnert euch: Insbesondere Schnittblumen sind guillotinierte Lebewesen!

Meine geliebte Franziska, die mich damals noch gar nicht kannte, meinte später, als ihr das obige Dossier zufällig in die Hände fiel,

„Das soll wohl ein Gedicht sein."

Ich fühlte mich ertappt, ja entlarvt als herzlicher Verächter von Grenzen, also auch der Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft, erst recht zwischen den Gattungen. Lyrik und Prosa, das ging seit jeher bei mir fließend durcheinander, hatte sogar seinen Ursprung manchmal in einfachen Sprüchen, sogenannten Aphorismen, die man früher mit „Sinnspruch" zu übersetzen pflegte. Aber irgendwie passt dieser Begriff zumindest nicht zu meinen Aphorismen, z.B.

„Die Welt hat keinen Sinn,
es sei denn man schafft ihn".

Oder um es mit einem meiner dialogischen Aphorismen[1] auszudrücken:

Sinnlos

Herman Kennst du einen Satz ohne Sinn, der so aussieht wie dieser?

Lewi Das klingt so wie die Frage, die mir jemand neulich auf der Straße stellte, ob mir eine Frau ohne Mann begegnet sei, der ihm ähnlich sähe.

Herman: In der Psychologie benutzt man Sinnlos-Sätze, um die Merkfähigkeit von Menschen zu testen.

Lewi: Ich kenne nur ein Leben ohne Sinn, der so aussieht wie mein Darm.

[1] Ich bin keineswegs Erfinder der dialogischen Aphorismen. Schon Karl Kraus hatte in seinen >letzten Tagen der Menschheit< (1915) einen derartigen untergemischt: „Der Optimist: … die Deutschen sind schließlich doch auch das Volk der Dichter und Denker. Was ist denn mit der deutschen Bildung? … Der Nörgler: Die deutsche Bildung ist kein Inhalt, sondern ein Schmückedeinheim, mit dem sich das Volk der Richter und Henker seine Leere ornamentiert." (Bd 12, S. 94)

Herman: Unsichtbar und doch voller Gedöns?

Unsinn-Sprüche nannte ein Freund meine Aphorismen. Aber das passt aus meiner Sicht noch weniger, obwohl insbesondere manche meiner Gedichte das nahelegen könnten:

wo ist denn hier die sinnstrasse?

also, wenn se mich fragen,
ich meine, wolln mal sagen,
da gehn se am besten
erst mal links,
dann rechts um das – dings,
wie heisst das doch noch?
sie wissen doch!
wollen se mich eigentlich testen?

ich habs doch, moment mal,
im eifer des gefechts
verwechselt. ich glaub, ich habs!
nee, nee, kein flachs.
umgekehrt halt: erst rechts,
dann links und immer gradaus
zum tor hinaus
durch wald und wiesen tief im tal

oder, warten se mal!
sinnstrasse? sinnstrasse?
natürlich, da gibt's keine wahl!
hundert schritte links
am ende des tingel-tangel-rings.
nein, nicht im tal,
auch nicht am eck des dings,
sondern an der raffinessenstrasse.

was? ihnen stinkts?
sie sind wohl ausgeflippt!
zählen se mal ihre tasse
im schrank! sinnstrasse - -
ist es denn sicher,
dass es die gibt?

also, wenn ich ehrlich bin,
gibt die frage nur eins – kicher –

keinen sinn!

Mit Straßennamen hab ich es auch sonst manchmal. Aus einem dieser Namen entstand sogar eine Kurzgeschichte:

Die Als-Ob-Straße in Nehren

Namen sind Schall und Rauch, verbreitete schon Goethe. Als Träger eines der weltweit häufigsten Namen dachte ich das auch lange Zeit.

Wenn Goethe da nicht mal wieder geirrt hat, sagte sich aber alsbald mancher Namensforscher.

Mein Kollege Sappler füllte ganze Hörsäle mit diesem Thema. Weil regelmäßig aus dem Nebenraum des Raumes, in dem ich über so etwas Unbedeutendes wie Bedeutungsforschung unterrichtete, Gelächter drang, erkundigte ich mich und erfuhr, dass der stets süffisant lächelnde Kollege Sappler mal wieder einige Beispiele aus seiner reichen Sammlung von deutschen Ortsnamen kommentiert hatte. Wenn ich später, vor allem in Bayern, durch die häufigen Staus auf den Autobahnen auf Schleichwege durch die Dörfer gedrängt wurde, erinnerte ich mich angesichts mancher illustrer Ortsnamen an das Gelächter aus dem Hörsaal des Kollegen Sappler. Zu diesen lustigen Ortsnamen schien Nehren nicht zu gehören. Aber da hatte man nicht mit der Fantasie der Nairemer gerechnet.

Ich war nie Spezialist in Sachen Namensforschung, habe aber bei der Lektüre mancher skurriler Elaborate v.a. aus dem 3. Reich gedacht: Das könnte ein Satiriker wie ich überbieten. Also habe ich mir so manches zusammengereimt, als hätte ich nie Sprachwissenschaften studiert. Zum Beispiel: der Ortsname Nehren. Dazu ist es gut, alles zu vergessen, was mein Freund JONAS dazu zusammengetragen hat [1] Ich gehe davon aus, dass die Nehrener sich noch heute Nairemer nennen. Das ist offenkundig eine volksetymologische Verballhornung aus Nirrwahner, und für Möchtegernnamensforscher sofort erkennbar als Kontamination aus der Vorsilbe ne- und dem doppelt gemoppelten irr-wahn- und natürlich der Nachsilbe –er, die aus dem davor eine Person macht. Manche munkeln, die Inder hätten das komplexe Wort ne-irr-wahner ihrem Hauptbegriff Nirwana zugrunde gelegt, das die Europäer anfangs mit ‚Paradies' übersetzten. Erst nachdem die römische Kirche sich das Patentrecht auf das Wort Paradies erkaufte, hat man das ziemlich nichtssagend eben mit ‚Nichts' übersetzt. Weil das aber zu vielen eben nichts sagte, hat man dafür gesorgt, dass das Wort als Fremdwort in die europäischen Sprachen drang. So kam es, dass heute nicht einmal die Inder noch wissen, dass ihr Nirwana mit dem Gegenteil von dem zu tun hat, was wir Irr- oder Wahnsinn nennen. Die Archäologie des Ortsnamens Nehren liefert den einzigen eindeutigen Beleg für die ursprüngliche Bedeutung des indischen Hauptbegriffs Nirwana. Die manchmal vertretene Auffassung, dass es ein Auswanderer aus Nehren war, der das Wort Nirwana in die indische Sprache einführte und integrierte, ist reine Spekulation.

Noch bevor ich aus meiner Putznickelklause in Schwarzenberg auswanderte, erkundigte ich mich über den neuen Wohnort Nehren. So dankbar ich den Autoren von Asterix und Obelix (UDERZO und GOSCINNY) für ihre bis dato geheim gehaltene Empfehlung für Nehren war, entschied ich mich vorsichtshalber doch für eine Art Vorkosterei. Ich besuchte eines der Dorffeste, mischte mich also unerkannt unter die Nairemer und kam gar nicht aus dem Staunen

[1] Dringend zu empfehlen: Jürgen JONAS: Nehren und Hauchlingen beinander: Geschichte und Geschichten aus 500 Jahren. Nürtingen / Frickenhausen : Sindlinger-Burchartz, 2004

heraus. Eine Art Zaubertrank musste die Nairemer beseelt haben. Überall in Süddeutschland hörte man aus meinem Dialekt den Plattdeutschen heraus und behandelte mich als „Reingeschmeckten“. In Nehren war das ganz anders. Auch UDERZOs und GOSCINNYs Darstellung des Dorfes von Asterix und Obelix muss schon damals in einer Hinsicht krottenfalsch gewesen sein: Die Nairemer hatten sogar nicht einmal etwas gegen die Römer. Höchstens Diktatoren wie Cäsar glotzten sie verständnislos an. Das Wort „Fremdenhass“ musste man ihnen mühsam erklären. Das Wort „Hassprediger“ war ihnen noch fremder. Ich brauchte sehr lange, um den Nairemern zu verklickern, dass nicht ich der „Hassprediger“ war, nur weil ich zum besseren Verständnis meinte, Hassprediger, das wäre, wie wenn ich von der Kanzel ihrer Kirche predigte:

„Hasset eure Nächsten!“

Nur wenige erkannten, dass ich damit das Gegenteil sagen wollte von „Liebet eure Feinde.“

Mein Freund JONAS veranlasste mich zu einem Rundgang durch Nehren. Ich hatte schon vorher die Nairemer auf dem Dorffest bewundert wegen ihrer Namensfantasie. Ihren Bürgermeister nannten sie z.B. Betzebub. Bei dem Rundgang stieß ich auf ungewöhnliche Straßennamen: Nach dem Bürgermeister hatten sie ursprünglich eine lange Straße Betzebuben-Straße genannt. Bürgermeister Betz persönlich hatte (die Bäckerei am Anfang der Straße hatte ihn darauf gebracht) aus lauter Bescheidenheit angeregt, kleinere Brötchen zu backen und sie einfach Bubengasse zu nennen. Das kommunale Straßennamenamt sekundierte: Die Philosophie der Straßennamengebung hätte schon zur Zeit des in Nehren geborenen Philosophen Vaihinger dringend empfohlen, kurze oder auch gekürzte Namen zu wählen.

Von der Bubengasse ab geht eine Straße mit dem ungewöhnlichen Namen Danzrappel. Man erzählt sich im Dorf, so kommentierte mir das Dorfführer JONAS, dass dort der berühmte Erfinder des Rappeltanzes gewohnt habe. Im Ortsteil Hauchlingen gibt es schräg gegenüber

dem Geburtshaus des Philosophen Vaihinger eine Gasse mit dem Namen Oper. Nicht wie in manchen weltbekannten Städten Zur Oper oder An der Oper, sondern einfach Oper. Der Lokalarchäologe Fromme, der schon in der Ortsmitte die Grundmauern einer mittelalterlichen Burg ausgegraben hatte, habe angeregt, hier ebenfalls einmal nach den Resten einer Oper zu suchen. Da Wissenschaftler berufsmäßig zum Zweifeln verpflichtet sind, habe er aber zugleich alle Erwartungen gedämpft. Namen könnten manchmal auch in die Irre führen.

Und dann führte mich Freund JONAS zu einem Straßenschild an einer ganz unscheinbaren Sackgasse: Die Als-Ob-Straße veranlasste mich später, eine Recherche bei meinen Kollegen von der Namenforschung zu starten, ob es überhaupt sonst irgendwo auf der Welt einen Straßennamen gäbe, der nur annähernd derart konstruiert sei. Meine Kollegen unterstellten mir ungläubig, dass dieser Name erfunden sei. Einige führte ich deshalb zu diesem Straßenschild. Eine Kollegin mit dem altindischen Namen Dabke kam sogar aus ihrem momentanen Wirkensort Melbourne in Australien vorbei und ließ sich zusammen mit dem Namensgeber JONAS und mir unter diesen Straßenschild ablichten (s. anbei).



Namensforscherin Dabke (Melbourne), Autor Simon (genannt Simenon) und Jürgen JONAS (Erfinder eines neuen Straßennamentyps) unter dem Straßenschild Als-Ob-Straße (Foto: Rosi Dehne)

Seitdem gilt Nehren als Ort der Erfindung eines völlig neuen Straßennamentyps, den man die Fachbezeichnung nomen viarum coniunctionis duplicis gab, zu deutsch in etwa: ‚Doppelbin-

dewortstraßenname‘. Schon hat Kollegin Dabke in Melbourne angeregt, dort analog eine neue Straße As-if-Street zu nennen. Freund JONAS, der den Namen erfand, gab zu bedenken, er wollte so doch nur den großen Nehrener Philosophen Vaihinger ehren, dessen Hauptwerk ja den Titel trägt ‚Philosophie des Als Ob‘. Die Namensforscher überlegen zur Zeit, ob sie die Fachbezeichnung nicht entsprechend ergänzen:

nomen viarum coniunctionis duplicis Vaihingeriensis

Gerade höre ich, dass die Gemeinde Nehren beschlossen hat, im Südwesten einen neuen Ortsteil anzulegen. Beim Amt für Straßennamen gehen auch schon die ersten Vorschläge für Straßennamen ein. Fast ausnahmslos – wen wundert es – liegen diese auf der Linie, die in Nehren offenbar schon Tradition hat:

Wie-denn-anders-Weg
Auf-und davon-Korridor
Ab-in-den-Orkus-Treppe
Tingel-Tangel-Ring
Ab-und-an-Weg
Einigermaßen-Reihe
Schlingel-Schlangen-Promenade
Nahezupfad
Jacke-die-Hose-Schiene
Dumme-Witze-Gasse
Schnapsidee-Viadukt
Kofpzerbrecher-Platz
Nonsens-Anlage
Kurzer-Sinn-Kanal
Grübelgraben
Pointenbahn
Wolkenkuckucksbrücke
Bösewichte-Damm

Und natürlich nicht fehlen durfte

Wie-Wenn-Straße

Ich hoffe, dass sich noch viele analog an der Namensgebung beteiligen. Ich selbst füge hinzu

Warum-bis-Weshalb-Allee

Daneben-und Drüber-hinaus-Stieg

Das Amt für Straßennamen wird diese Vorschläge sicher prüfen, eventuell kürzen und (hoffentlich nicht) in den Papierkorb werfen.

In Nehren, so schloss ich, ballt sich die Fantasie. Da muss ich hin, zumal man da schon an einem Namen für ein Straßenschilder-Museum tüftelt. Diskutiert wurde der Name „Schilda-Museum“. In Schilda gab es ja nicht nur Häuser ohne Fenster, sondern auch Straßen ohne Namen. Sonderlich glücklich war man mit dem Namen „Schilda-Museum“ allerdings nicht. Als geborener Schildbürger bin ich leider befangen. Ich beschränke mich stattdessen auf den Vorschlag: Nur solche Schilder mit originellen Namen sammeln, wie z.B. die Zeter-und Mordio-Gasse in Tübingen oder den Kehrwiederfleet, einer Wasserstraße im Gängeviertel nahe der Speicherstadt meiner Heimatstadt Hamburg.

Noch eine nachdrückliche Bitte: Schraubt jetzt nicht überall die Straßenschilder ab. Ja, mir und allen zu liebe, die keinen Navi haben oder diesen nicht zu bedienen wissen. Ich finde mich ohnehin schon nicht mehr in Deutschland zurecht, weil schon jetzt vielerorts die Namensschilder fehlen. Da den Nairemern diese Schilder nicht zum Verkauf angeboten wurden, schließe ich frei nach Schildbürger-Logik: da basteln auch noch andere Orte an einem Straßen-Schilder-Museum.

Also Nairemer: Lasst die köstlichen Schmetterlinge eurer Fantasie ins Straßennamenamt des Rathauses flattern.

Und meinen Kollegen Sappler muss ich um Entschuldigung bitten. Ich seh‘ seinen Blick schon wie seinerzeit den von Schabowski nach der Öffnung der Mauer wie ahnungslos nach links oben wandern …

Die heiß verehrte Tippse Toni, die das hier gerade aus einer gekrakelten Vorlage in lesbare Form gebracht hat, erdreistet sich zu folgendem Zusatz:

Ich als Ex-Nairemerin, die 10 Jahre bei der Familie Silli in der Kirchstraße gewohnt hat, erlaube mir, den Vorschlag zu machen, ein kleines Gässchen Scho-Schee-Gässle zu nennen.

Obiges Elaborat würden Literaturwissenschaftler zu den Kurzgeschichten zählen. Mir fällt dazu leider keine alternative Bezeichnung ein. Weil sie manchmal zu riesigen Gebilden ausarten, nenne ich sie machmal auch Langgeschichten. Ich weiß, ziemlich hilflos. Kurzgeschichten, höre ich mich selbst zitieren, brillieren in meiner Kunst, Fakten als Fantasie, zu deutsch: Tatsachen als Tütelkram, auszugeben. Natürlich packt mich auch in dieser Hinsicht die Lust am Tabubruch nicht nur im Tagebuch, sondern in allen Gattungs-Gefängnissen. Ihr werdet schon sehen...

Aber zurück über Tütelkram und Tabubruch zu den Anfängen als wenig versprechender Retardationsvertreter.

Der Spätling

Schon mein Vater nervte uns mit Anekdoteleien. Eine seiner Geschichten kennt jeder, der meinen >Umwegelagerer< las. Obwohl meiner Mutter die Hauptaufgabe zufiel, stellte er meine Geburt immer so dar, als wäre er der Mittelpunkt und Drahtzieher gewesen, hätte durch eine exakt getimete Zeugung dafür gesorgt, dass ich als Aprilscherz auf die Welt kam oder zumindest kommen sollte. Denn ungehorsam, wie ich schon im Mutterleib war, trommelte ich am 1. April gegen Mutters Bauchwand, was sie als einfaches „Ätsch“ enträtselte. Ich kam also 10 Tage zu spät. Und außerdem hatte ich energisch etwas dagegen, als Mädchen mein Leben zu beginnen. Denn Wünsche hinderten meinen Vater notorisch daran, andere Möglichkeiten ins Auge zu fassen.

„Son Dreck!“ hätte mein Vater ausgerufen, verriet die Krankenschwester meiner lächelnden Mutter, und auch, dass er auf die Frage, wie denn ich schreiendes Bündel aus seinem Fleisch und Blut heißen solle, und sie seiner schweigenden Fassungslosigkeit mit dem Vorschlag begegnete, doch den „Dreck“ einfach umzukehren, und als Alternative anbot, „Gerd oder Kurt“, sich erst auf Nachfrage leise für meinen ungeliebten Namen Gerd entschieden habe.

Es gibt nichts Prägenderes im Leben eines Menschen als Kindheitserlebnisse, wurde schon unseren Vorfahren gepredigt. Trotzdem behandelte mich mein Vater und sprach das sogar bei unpassenden Gelegenheiten aus: Der „Spätling“ lästerte er frühzeitig mit gerümpfter Nase, habe z.B. schon wieder bei Tisch gerülpst. Meine Mutter, wie alle weit und breit gut lutherisch erzogen, wertete mein Rülpsen und im Übrigen auch mein Furzen als Lob auf ihre Kochkünste. Wenigstens einer in ihrer Familie, pflegte sie, die Lästerungen meines Vaters zu kontern, der ihre Fähigkeiten als gelernte Köchin zu würdigen wisse. Und da mein Vater seine Spätlings-Vorwürfe mit Nichtbeachtung korrespondierte, als sei ich ein transparentes Nichts, schloss mich meine Mutter aus Kompensation und Gerechtigkeit umso mehr ins Herz.

In diesem Herzen fühlte ich mich alsbald so wohl, dass ich gar nicht mehr heraus wollte. Durch nichts und niemand ließ sich meine Mutter übertreffen als in Sachen Einfühlungsgabe. Sie las mir von den Augen und Lippen ab, was ich wollte. Die Folge war, dass ich vieles erst spät lernte, vor allem das Sprechen. Noch als ich mit 6 eingeschult werden sollte, äußerten Lehrerinnen Bedenken, weil ich komplizierte Konsonantenfolgen nicht über die Lippen brachte. Auf die Erwachsenenfrage wie alt ich sei, antwortete ich : „Tsei“, was 2 heißen sollte, und als ich auf die gleiche Frage, noch mit 6 aus lauter Widerwillen gegen solche Fragen und natürlich weiterhin gegen die Konsonantenfolge tsw immer noch tsei antwortete, diagnostizierte meine Lehrerin haarscharf: lernbehindert, geistig auf der Altersstufe 2 stehen geblie-

ben. Mein Vater rettete die Situation: Ich sei eben ein Spätling und zumindest das Muttersöhnchen, wie er mich auch nannte, könne sogar sprungartig das nachholen, wozu andere Kinder Jahre bräuchten. Also wurde ich probeweise zum Unterricht zugelassen.

Die Lehrerin wollte wohl schon in der ersten Stunde testen, ob ihre Schüler überhaupt ganze Sätze bilden können. Also sollten wir ein Stichwort ergänzen und gab den Begriff „Sieg“ vor. Wie auch bis Jahre später meldeten sich alle Schüler und wie auch später überzufällig häufig kam ich dran:

„Die Sieg ist ein Nebenfluss des Rheins“.

Die Lehrerin fiel aus allen Wolken. Als überzeugte Nationalsozialistin war ihr noch kurz vor Ende des 2. Weltkrieges kein Wort so wichtig wie Sieg. Noch Jahre später, als ich schon lesen und schreiben konnte, war auf den Tendern der Lokomotiven der Spruch zu lesen:

„Räder müssen rollen für den Sieg“.

So etwas hatte sie erwartet. Und dann das! Ich denke nicht, dass die Lehrerin erst einmal in einem Lehrbuch die Wahrheit meiner Antwort überprüfen musste. Meine Antwort muss sie aber so sehr beschäftigt haben, dass sie abermals meinen Vater kommen ließ. Der erklärte lachend:

> „Der Jung war früh fasziniert von allem Bunten und entdeckte in meinem Bücherschrank früh den Atlas vor allem, weil der so bunt war. Man musste ihm nur erklären, wo er wohnt, also in Hamburg an der Elbe unweit des Süllbergs, und wo sein Lieblingsonkel Karl wohnt, also in Berlin, genauer in Kleinmachnow südlich von Berlin, und so wollte er alsbald alles wissen, was er in diesem Atlas sah, Städte, Berge und Flüsse. Nein wir sind nie im Rheinland gewesen. Dass die Sieg ein Nebenfluss der Rheins ist, weiß er nur aus dem Atlas“.

Hinfort musste ich aufpassen, nicht als Wunderkind behandelt zu werden. Nein, ich wollte danach nicht einfach gegensteuern oder sonst wie meinem Ruf als Spätling gerecht werden. Aber eines Tages machte die Lehrerin einen Fehler bei der Einführung eines neuen Lernschrittes. Wir hatten brav die einzelnen Buchstaben schreiben gelernt und konnten inzwischen ganze Worte schreiben. Dann erhielten wir die Hausaufgabe, aus einer Vielzahl von Wörtern Sätze zu bilden. Mir fiel nicht nur auf, dass unter diesen Wörtern das Wort „Sieg“ fehlte. Die Lehrerin hatte uns auch nicht verraten, was ein Satz ist. Als ausgebildeter Sprachwissenschaftler weiß ich heute, dass das auch gar nicht so einfach zu beantworten ist. Lehrer halten das aber wohl auch heute für eine einfach zu beantwortende Frage. Meiner damaligen Lehre-

rin traue ich zu, dass sie unterstellte, wer in ganzen Sätzen reden könne, wisse auch, was ein Satz ist.

Ich dachte mir damals schon, dass unter einem Satz eine Aneinanderreihung verschiedener Wörter zu verstehen sei. Und da es verboten war, sich von den Eltern oder überhaupt älteren Menschen bei den Hausaufgaben helfen zu lassen (im Unterschied zu den meisten Klassenkameraden hielt ich mich an solche Verbote), reihte ich die Wörter, die die Lehrerin an die Tafel schrieb, satzzeichenlos aneinander. Nachdem wir die Hausaufgabe von der Lehrerin zurückerhielten, stand unter meiner Arbeit statt der üblichen Note:

„Ich bitte um Rücksprache mit der Mutter".

Hm, dachte ich, die hat nicht nur gemerkt, dass in unserer Familie die Mutter den Ton angab, die will mich auch aus deren Herzen treiben. Also darf Muttern nichts erfahren. Damals mussten Elternteile die Noten unter den Arbeiten ihres Nachwuchses unterschreiben mit „gesehen" und ihrem Namen. In einem Anflug meines später riesig gewordenen Größenwahns sagte ich mir: „Das kann ich auch" und unterschrieb mit dem Namen meiner Mutter. Da der erste Versuch nach meinem schnellen Urteil der Schrift meiner Mutter nicht sehr ähnlich war, übertünchte ich das Ergebnis mit einem Tintenklecks (kann ja mal passieren), machte mich an den zweiten (Resultat ebenfalls misslungen), dann an den dritten und so weiter.

Die Lehrerin übergab danach mein Heft einem Klassenkameraden, der in meiner Nähe wohnte, mit dem Auftrag, dieses meiner Mutter persönlich und niemandem sonst auszuhändigen.

Ich wusste nicht, was ich machen sollte.

„Nichts wie weg", war meine erste Reaktion. Ich kam sogar bis an die Grenze meiner Heimatstadt. Und Hamburg war inzwischen Großstadt. Dann wurde es dunkel und kalt.

Voller Befürchtungen ging ich heim. Zu meiner Überraschung sagte meine Mutter kein Wort. Und das auch noch die Tage danach. Als ich wieder in die Schule kam, wich mir auch die Lehrerin auffällig aus. Irgendwie war das eine größere Strafe als Vorwürfe oder gar Prügel.

Mir blieb nichts anderes übrig, so schien mir, als in Krankheit zu flüchten. Der Hausarzt tippte auf das Herz. Die Kurven des EKG erklärte er mir wie den Atlas. Ein Herzspezialist kam dazu. Die beiden stritten sich in meiner Gegenwart, wie die Kurven zu deuten seien. Gegen den Spezialisten setzte sich mein Hausarzt durch. Danach war hinter der Herzraserei nichts Ernstes zu vermuten. Nur die Nerven. 3 Wochen keine Schule. Muttern redete wieder mit mir und nahm mich wieder in den Arm. Aber ich wusste, ich war nicht mehr in ihrem Herzen, musste ihre augenblickliche gute Laune nutzen, um zu lernen, allein zurechtzukommen.

Das Kriegsende war für mich anders als für die Mitschüler und die Nachbarn eine richtige Erlösung. Vor allem andere Lehrer! Das einzige, was mich störte, war, dass die neuen Lehrer mich eigentümlich schonten. Erst als meine Eltern – ich war inzwischen 16 – umzogen und ich an eine andere Schule kam, gab mir der alte Schuldirektor ein Kuvert mit für den neuen. Dieses Kuvert, das ich heimlich öffnete, enthielt ein seitenlanges Gutachten (ich sollte besser Bösachten schreiben) der alten Nazi-Lehrerin über mich. Darin zitierte sie auch den Begriff meines Vaters: Spätling. In ihrem Eifer verstieg sie sich zu der Prophezeiung: Man müsse damit rechnen, aus mir würde einmal ein Räuber und Mörder. Zuhause erzählte ich das meiner Mutter und die bestätigte, meine Lehrerin habe ihr gegenüber seinerzeit genau das gesagt. Sie habe mir das nur bewusst verschwiegen.

Ich wuchs also bis zum 10.Lebensjahr in einem eigentümlichen Schonraum auf. Dann kam die Zeit im Vorfeld des Gymnasiums.[1] Die Prüfer, die mich 14 Tage zusammen mit anderen auf Gymnasien-Tauglichkeit testeten, kannten wahrscheinlich meine bisherige Karriere als Spätling nicht. Meine Spätlingerei war aber ausnahmsweise einmal nur indirekt ein Problem. Aus dem Herzen meiner Mutter verstoßen, fühlte ich mich nicht nur als Außenseiter, sondern auch wie aus dem Märchenalter katapultiert. Ausgerechnet in dem Fach Deutsch, das ich später zentral studieren werde, sollten wir Märchen nacherzählen, dann auch noch Äsopsche Märchen.

„Tiere, die reden, welch ein Blödsinn“, war mein Kommentar.

Da lachten die Prüfer noch. Als sie dann aber meine Nacherzählung in die Hand bekamen, die zwar voller naturwissenschaftlicher Details auch über Tiere war und natürlich mit der hintergründig kritischen Information, so etwas wie Reden sei Tieren unmöglich, und sonst mit dem Märchen so wenig zu tun hatte, wie eine Anekdote des chinesischen Weisen KONFUSIUS mit irgendeiner meines Großvaters, konnten sie wohl nicht anders: Thema verfehlt. Unausweichliche Folge: Durchfall bzw. Zugang zum Gymnasium gesperrt. Allein der Umstand, dass einem von mehr als einem Dutzend Prüfern durch Zufall auffiel, dass ich der einzige von fast 2000 Prüflingen war, der die Aufgaben in Mathematik richtig gelöst hatte, veranlasste, dass mein Lehrer eingeladen wurde, der dann die ganze Schuld auf sich nahm.

So kam es, dass ich wenigstens vorerst auf Probe ins Gymnasium aufgenommen wurde. Wenn ich es heute im Rückblick bedenke, war mein Leben überhaupt das Leben eines Aliens, der auf der Erde nur auf Probe zugelassen war.

[1] Auch diese Anekdote sprach ich schon in meinem >Umwegelagerer< an.

Dass ich zu manchen schriftlichen Prüfungen in diesen 14 Tagen zu spät kam, lag ausnahmsweise nicht an mir, sondern an dem miserablen Zustand der Straßenbahn, die mich zu dem Prüfungsort kutschierte, einmal auch an einem Unfall, den dieses vermutlich seit dem Krieg nicht renovierte Gefährt mit einem dreirädrigen Auto hatte.

Als ich diese Unfall-Geschichte über meine Verspätungen mit der Folge, dass mir die einleitenden Erklärungen der Prüfer entgingen, ich also erste Aufgaben in den Tests nicht lösen konnte (in Mathematik erwies sich das als Vorteil, weil die Prüfer da einleitend falsche Fährten gelegt hatten), und darum auch in weiteren Fächern schlechte Noten erhielt, rief mein Vater:

> „Sehr fantasievoll. Aber ich sehe vorher, du kommst noch einmal zu deiner eigenen Beerdigung zu spät“.

Meine Karriere als blendend ausgebildeter Spätling mit der Folge sprunghafter Entwicklungsschübe war danach nicht mehr aufzuhalten. Selbst in der Liebe passierte es fast ausnahmslos, dass meine meist auf den ersten Blick entzündete Begierde auf verheiratete oder einmal sogar tags zuvor frisch verlobte Schönheiten stieß, und, weil ich solche Hürden nie zu überspringen wusste, einen todunglücklichen Kurzgeschichtenschreiber zurückließ.

Nach dem gefühlt 100.sten Anlauf heiratete ich dann mehr aus Resignation und wurde dann erst recht unglücklich. Erst Franziska, die weder Heirat noch Spätlingerei störte, erlöste mich von diesem Übel. Sie las aus meinen Kurzgeschichten nicht ganz falsch heraus:

„Das sind wohl Liebeserklärungen“.

Jetzt, da sie gestorben ist, tüftle ich nur noch daran herum, wie ich das mache, dass ich zu spät zu meiner Beerdigung komme.

P.S. Nachdem meine Mutter gestorben war, verriet mir ein entfernter Cousin, meine Mutter hätte seinem Vater gegenüber unter dem Mantel der Verschwiegenheit verraten, ich sei doch am 1. April, also als Aprilscherz, auf die Welt gekommen. Sie habe mir nur die zu erwartenden Hänseleien meiner Spielkameraden ersparen wollen und habe darum dem Standesbeamten gebeten, nach etwas in seinem Schrank hinter ihm zu suchen. Hinter seinem Rücken habe sie dann mit der Feder des Beamten dem 1. April noch eine 1 vorangesetzt. Kurz habe ich dann erwogen, statt meines Geburtstags den Zeugungstag zu feiern. Aber dann entschied ich mich, hinfort meiner Festmuffelei zu frönen und durch eine ausnahmslose Schenkmuffelei zu ergänzen. Wie dem auch sei: Spätestens seitdem beantworte ich Gratulationen stets mit >Kondolieren kann ich mir selber<

Ok, so sehr ich mich gerne als Radikalinski gebärde, sowohl in der Wissenschaft als auch in der Kunst, manchmal neige ich durchaus zu Beschönigungen, so in der Geschichte, die in dem Ort meiner Vorfahren väterlicherseits spielt:

Die Leere im Laden von Tante Emma

Ob angeboren oder anerzogen, sollen andere entscheiden. Für ersteres spricht, dass schon meine Oma Züge dieser Eigenschaft aufwies. Sie wohnte in einem Dorf südlich von Hamburg. Sie war damals eine kleine unscheinbare Person, die wenig Aufhebens von sich machte, eben eine Lühmann und als solche mit fast 90 Prozent des Dorfes verwandt. Da die Gene dieser Verwandtschaft es mit der Körpergröße ziemlich lax handhabten – diese schwankte bei Erwachsenen zwischen 155 und 190 cm –, da sie dieser überdies mit viel Anpassungs-, ja Unterordnungsbereitschaft segneten, kaum jemals aber mit Herrschsucht oder auch nur besonderem Geltungsbedürfnis, ahnten Neuhinzugezogene, sogar Eingeheiratete nur selten, in welch ein genetisch bedingtes Nest von Unauffälligen sie da geraten waren.

Wenn meine Eltern und ich sonntags aus der Großstadt unsere Großeltern in diesem Dorf besuchten, unangemeldet mit Sack und Pack, aber ohne Geschenke, dann sah das für Fremde durchaus danach aus, als wenn dieser Ausflug nur dem Ziel diente, sich dort reichlich beschenken zu lassen. Mein Vater, ein Lühmann und gelernter Schlosser, besser ein Allroundhandwerker, brachte das Haus meiner Großeltern, kaum angekommen, auf Vordermann. Das Haus kannte er wie seinen leeren Geldbeutel. Er hatte es in seiner Zeit als Arbeitsloser 1930 in der Weltwirtschaftskrise zusammen mit meinem Opa, ebenfalls von seinem Chef frisch gefeuert, in der Unfähigkeit, aus lauter Zorn oder Verzweiflung die Hände in den Schoß zu legen, Stein für Stein aufgebaut.

Ich selbst hängte mich schon als kleiner dreijähriger Steppke an meine Oma, stammelte, obwohl sprachretardiert, eines der wenigen Worte, die ich beherrschte: „Hoppelpoppel!“ und

schon hatte die Oma eine Schüssel in ihrem Schoß, zerbrach einige frisch gelegte Eier so, dass Eiweiß und Eigelb getrennt waren, schlug das Eiweiß mit einem Eierbesen – sie kannte offenbar so etwas wie einen Quirl nicht, geschweige denn einen elektrischen – zu Schaum, zuckerte diesen und mischte dann das Eigelb hinein, ein Leckerbissen für meinen verwöhnten Schlund.

Prägend für mich war aber eine entfernte Verwandte. Sie hieß tatsächlich Emma und war Besitzerin eines Ladens in diesem Dorf. Nach diesem Laden – so schien es mir damals – hatte man alsbald überall entsprechende kleine, meist von einer älteren Frau betriebene Geschäfte Tante-Emma-Läden genannt. Dorthin schickte mich meine Oma häufig, weil man dort auch sonntags einkaufen konnte, natürlich illegal, wie so vieles, was nur aus Großmut geschieht. Ihr Laden war für mich Schleckermaul ein regelrechtes Eldorado vor allem voller Süßigkeiten. Die Tante Emma kriegte sehr schnell mit, wie sehr meine Zunge nach allem Süßen gierte und schenkte mir Bonbons und Schokolade, was meine Geschmackzellen begehrten, und das alles umsonst. Nicht einmal das, was ich für die Oma einkaufen sollte, kostete einen Pfennig.

Als ich eines Tages meine Oma frug: „Warum ist Tante Emmas Laden immer so leer“, lachte sie und gab mir eine Erklärung, die ich gar nicht verstand: „Weißt du, die Menschen lassen sich ungern beschenken.“ „Warum“, das war meine beliebteste Frage, mit der ich meine Eltern bis in die Haarspitzen zu nerven pflegte. Und natürlich hatte meine Oma dafür auch keine Erklärung, die meine Wissbegier befriedigte.

Wir wissen es alle und eines unserer verbreitetsten Sprichwörter bringt es auf dem Punkt: „Geld regiert die Welt“. Kulturgeschichtlich taucht das Phänomen Geld erst relativ spät auf. Die ältesten Münzen sind gerade einmal zweieinhalbtausend Jahre alt. Der Mensch lebt vermutlich mehr als 50.000 Jahre in dieser Form auf unserem Globus. Schon als Schüler hatte ich das Gefühl, aus einer anderen Zeit zu stammen, aus einer Zeit, in der Geld nur wenig Bedeutung hatte. Bewusst wurde mir das erstmals, als mir eines Tages – ich lebte inzwischen in

dem Haus und dem Dorf meiner Großeltern – ein ebenfalls entfernter Verwandter – Oma nannte ihn das schwarze Schaf im Dorf bzw völlig aus der Art geschlagen – anbot, mich in seinem Lieferwagen ein Stück auf dem Weg zur Schule mitzunehmen. Ich wusste von ihm, dass er in der Schule mehrfach sitzen geblieben war und nichts gelernt hatte. Inzwischen, so erklärte er mir stolz, sei er Zwischenhändler. Er transportiere mit seinem Lieferwagen Obst und Gemüse, das die Bauern in der Umgebung herstellten, auf den Markt in der Großstadt. An dem Endpreis, den der Großstadtmensch zu zahlen hatte, verdiene er sage und schreibe 90%. So sei er innerhalb kurzer Zeit Millionär geworden. Ich bekam im Dorf häufig mit, unter welchen nahezu unmenschlichen Anstrengungen die Herstellung der Ware geschah, half auch gelegentlich mit, z.B. beim Korn-Ernten und -Dreschen. Mein Vater verdiente als Arbeiter bei der Eisenbahn immerhin so viel, dass Mutter nicht arbeiten musste und beide es möglich machten, dass ich eine höhere Schulbildung erhielt und später sogar studieren konnte. Die Bauern als Produzenten und die Arbeiterfamilien in der Großstadt als Konsumenten kamen also mehr schlecht als recht über die Runden. Finanziell profitierten allerdings die Händler. Ich habe die 90% nie überprüft. Von Anfang an stand aber für mich fest: Mit diesem oder auch anderen schwarzen Schafen tauschen wollte ich um nichts in der Welt.

Mein Vater war wie viele Lühmanns ein Erfindertyp. Eines Tages kam er lachend nach Hause und erzählte, er habe eine Abfindung von hundert Mark erhalten. Der Chef seines Chefs werde gerade gefeiert als Erfinder. Dabei habe mein Vater die Erfindung gemacht. Es ging um die Bahnschienen. Wissenschaftler leiden nicht selten an Denksperren mit merkwürdigen Fehlschlüssen. Als man im 19. Jahrhundert die Eisenbahn und das Schienennetz erfand, war dafür eine alte Erkenntnis die Grundlage: Metall dehnt sich unter Hitzeeinwirkung aus. Also ließ man die 30 Meter langen Schienen unverbunden. Ältere Erdbewohner erinnern sich gewiss noch an das hoppelnde Geräusch früher während der Bahnfahrt: Baflopp-baflopp-baflopp. Die Lücken zwischen den Schienen sollten die Ausdehnung bei Hitze auffangen. Das erwies sich aber als Denkfehler, jedenfalls für unsere Breitengrade. In Afrika gab es im Übrigen trotz

der Lücken zwischen den Schienen bei 50 und mehr Grad Hitze durchaus Gleisverwerfungen. In Mitteleuropa aber war so etwas nicht zu gewärtigen. Mein Vater hatte also in dem Versuchswerk, in dem er arbeitete, die Schienen eigenhändig einfach zusammengeschweißt. Und so geschieht es bis heute.

Erfindungsgeist brachte ich früh mit dem zusammen, was ich bei meiner Tante Emma und ihrem Widerpart, dem Zwischenhändler nicht verstand. Es ist bekannt, dass Erfinder es nur mit einem Lachen quittieren, wenn sich andere mit ihrer Erfindung schmücken:

> „Die wissen doch gar nicht“, pflegte mein Vater zu sagen, „welch ein Spaß die Tüftelei macht.“

Ich hatte meinen Hang zum Tüfteln in der Schule nur wenig ausleben können. Im Kunstunterricht vor allem, wo ich z.B. Linolschnitte herstellte, in die ich mit Hohlschlüsseln Kreise einstampfte, oder mit der Schreibmaschine einen Gänsemörder aus Buchstaben mittels farbigem Durchschlagspapier zu einer bunten Grausamkeit kolorierte. In Mathe entwickelte ich Formeln, zeigte sie unserem Schuldirektor Peter Meyer, der Mathematiker war. Der schaute dann in seinen Büchern nach und kam regelmäßig zu mir mit der Nachricht:

> „sehr hübsch. Aber die Formel gibt es schon.“

Seinem Blick entnahm ich, dass er wusste, dass ich das in den Formelbüchern selbst hätte nachsehen können, aber auch, dass ich es bewusst nicht tat, nicht zuletzt, weil es sonst nicht halb so viel Spaß machte. Ich genoss auch unsere Kommunikation als unausgesprochenes Geheimnis. Als wir uns nach dem Abitur begegneten, war er sehr enttäuscht zu hören, dass ich das Mathe-Studium inzwischen aufgegeben hatte. Er verkannte, dass ich noch ganz andere Interessen hatte.

Ich begrüßte die Universität als unerwartete Befreiung. Da konnte sich mein Tüfteldrang nahezu ungehemmt austoben. Damals hatte man noch die Möglichkeit, nur wenig durch Klausu-

ren, Tests und andere Bewertungsmaßnahmen eingeschränkt, zu studieren, was man wollte. Darüber hinaus roch ich auch in nichtwissenschaftliche Berufe hinein.

Eines Tages nahm ich das Angebot des Studentenwerks an, für zum Klinikaufenthalt gezwungene Studenten, die fernab von der Heimat keine oder nur selten Familien hatten, die sich um sie kümmern konnten, den Krankenbesucher zu spielen. Da kam ich unter anderem einmal in die psychiatrische Klinik der Universität, die damals eine auch über das Fach hinaus, jedenfalls mir schon zuvor namentlich bekannte Koryphäe leitete: Bürger-Prinz war ein entschiedener Vertreter brutaler Elektroschocks als Behandlungsmethode. Meine Frage, warum sich Menschen so behandeln ließen, erhielt die Antwort: „Das ist freiwillig“. Wie alles, was ich nicht verstand, behielt ich das in meinem Kopf.

Ich weiß nicht, ob ich für die Psychiater auch als Versuchstier eingesetzt wurde. Jedenfalls kam ich manchmal in die Abteilung für Frauen. Die Kranken dort, ca. 30 an der Zahl in einem großen Raum untergebracht, begrüßten mich, ihren nach hinten offenen weißen Fummel, den man noch heute als Kranker häufig tragen muss, himmelwärts lüftend: „O, wie bin ich glücklich! O, wie bin ich glücklich!“ Einer der Assistenten von Bürger-Prinz erklärte mir: „Die leiden an Doromanie,“ und als ich wohl etwas fragend aus der Wäsche guckte, „an Schenksucht.“ Hauptkriterium sei, dass diese Menschen nicht mit Geld umgehen könnten. Das sei auch das Hauptkriterium nicht nur, dass man in die Psychiatrie eingewiesen werde, sondern auch dafür, dass man entmündigt werden könne.

Mir fiel sofort Tante Emma wieder ein, die übrigens inzwischen wegen hoffnungsloser Überschuldung ihren Laden aufgeben musste. Was wohl aus ihr geworden ist? Dass wenig später das ganze Dorf wie inzwischen viele Gemeinden in die Schuldenfalle geriet, habe ich mit ihrer Schenksucht nie in Zusammenhang gebracht.

Über die Ursache der Schenksucht streiten sich wie üblich die Wissenschaftler. Angeboren oder anerzogen? Hauptsache, man hat einen Fachbegriff für das, was jedenfalls ich bis heute

nicht verstehe. Darüber vergisst man gerne, wie selten Begriffe etwas erklären, was man eigentlich gar nicht versteht.

Ich habe immer Probleme gehabt, meine Erkenntnisse und Erfindungen zu verbreiten, zu vermarkten bzw. zu Geld zu machen. Ich bin eben kein Händler, eher ein Mensch aus einer anderen Zeit. Nach ersten Erfahrungen bin ich schnell dazu übergegangen, meine Erkenntnisse und Erfindungen zu verschenken. Sehr schnell merkte ich aber, dass ich so behandelt wurde wie Tante Emma und die anderen Schenksüchtigen: Man wird totgeschwiegen, man wählt Ausflüchte, man behandelt mich, als wär ich nicht da. Wurde ich zudringlicher, beantwortete man das mit Zumutungen aller Art, Verharmlosungen, gezielten Missverständnissen – es sei alles schon einmal da gewesen – und Eingriffen mit Entstellungen bis hin zum Gegenteil. Hat mich die Schenksucht von Tante Emma erfasst, dachte ich zunehmend. Zumindest einer unter meinen früheren Mitarbeitern empfahl mir dringend den Gang zum Psychiater.

Mir war nie sonderlich wichtig, wie die Menschen über mich dachten. Eine Geliebte sagte einmal vorwurfsvoll zu mir:

> „Du liebst mich nicht, sondern bestenfalls durch mich alle Menschen."

Da ist etwas dran bzw. es ist eigentlich noch schlimmer: Ich liebe die ganze Welt, natürlich auch alle nachweisbaren Welten neben dieser, selbst die Ameisen und Milben und all die anderen Haustiere in meiner Wohnung. Also ein Weltenverbesserer übelster Sorte. Im Gegensatz zu Albert Schweitzer töte oder bekämpfe ich allerdings Stechmücken oder Zecken, die sich auf meiner Haut zu schaffen machen, vor allem weil sie mich indirekt daran hindern, meine Beiträge zur Lösung von Problemen zu verbreiten. Ich sehe in mir aber schon einen Vertreter der Menschheit, dessen Humanismus nicht Halt macht vor dem Reich der Tiere und Pflanzen, der nebenbei seine Liebe verschwendet an eines der übelsten Lebewesen in der Welt, das sich Mensch nennt.

Ich bin inzwischen 77, habe einen Herzinfarkt hinter mir und sonst manche Altersgebrechen. Bisher war es mir nicht wichtig, sonderliche Anerkennung zu finden. Wichtig war mir die allmähliche Erfahrung, dass nur wenige meine Erkenntnisse und Erfindungen überhaupt an sich heranließen. Umso wichtiger war mir, dass meine Erkenntnisse und Erfindungen nach meinem Tode wirken. Seit über 10 Jahren biete ich meinen Nachlass Institutionen an. Also auch diese Kurzgeschichte. Andere erhalten für ihren Nachlass auch viel Geld. Ich wollte meinen Nachlass von Anfang an nur verschenken. Ergebnis: Nichts als die Leere im Laden von Tante Emma.

Schließlich nach vielen zeitraubenden Verhandlungen ließ sich ein Dorfarchiv breitschlagen und übernahm meinen Nachlass. Also auch diese Kurzgeschichte. Mir blieb nur die Angst, dass dieses Archiv nach meinem Tode das meiste kassierte. Also auch diese Kurzgeschichte. Kassieren ist Archivdeutsch und heißt, dem Müll übergeben. Einzige Gegenwehr: ich eröffnete eine Homepage im Internet. Nun höre ich, diese wird von der Trägereinrichtung, einer deutschen Universität, nach meinem Tode ebenfalls gelöscht. Also auch diese Kurzgeschichte…[1]

Zum Schluss eine traurige Nachricht. Ich schicke Geschichten wie diese auch manchmal Verwandten in der Heimat, so auch eine Vorfassung dieser Kurzgeschichte. Da erfahre ich nun, dass es unserer Tante Emma schlimmer erging, als ich es in meiner poetischen Fantasie alpträumte. Sie musste nicht nur ihr Haus mit dem Laden an eine Bank abtreten. Sie verschuldete sich derart über beide Ohren, dass sie ins Gefängnis kam. Ein Gericht verurteilte sie zu anschließender Sicherungsverwahrung. Bevor sie in die Psychiatrie kam, nahm sie sich das Leben. Zyankali in Schokolade verpackt.

[1] Also schloss ich, was wohl damals einmalig war, einen Vertrag mit der Uni Tübingen, dass die Homepage nach meinem Tode erhalten bleibt. Jetzt will diese auch davon nichts mehr wissen… Einer der Gründe, warum ich neben der Uni-Homepage eine Privat-HP einrichtete, die übrigens die Neufassungen enthält.

Eigentlich verstehe ich das alles bis heute nicht: Warum spricht das Gesetzbuch z.B. von „Schenkungsverbot“? Oder verstehen Juristen wie so häufig darunter wieder etwas völlig anderes? Vielleicht findet sich ein kundiger Leser, der sich meines Unverständnisses erbarmt.

Um meine Verirrungen im Kosmos, wie ich sie alsbald, schildern werde, einigermaßen nachvollziehen zu können, sollte der Leser mehr über mich und meine Familie wissen.

Missraten bis skurril

Eine typisch deutsche Familie

(Walter KEMPOWSKI gewidmet[1])

Ich gebe zu: Ich bin selbst ziemlich missraten. Was sage ich: in manchem wohl schon skurril. Und nicht nur, weil mein Vater mich irgendwelchen Unbekannten stets vorstellte mit dem Spruch:

„Und hier haben wir meinen missratenen Sohn Jerry!“

Meinem Vater muss man nämlich nicht glauben. Der ist selbst missraten, wenn nicht skurril. Aber beginnen wir mit dem ältesten, mir bekannt gewordenen Verwandten, meinem Großvater väterlicherseits. Denn aus dieser Ansammlung missratener oder – beschreiben wir es biologischer – aus der Art geschlagener Gene kamen offenbar alle Skurrilitäten seiner Nachkommen.

[1] KEMPOWSKI, der ja nach dem 2. Weltkrieg in Nordniedersachsen lebte, schickte ich zu seinen Lebzeiten Vorfassungen ähnlicher Geschichten. Ich denke, auch diese neue Geschichte hätte ihm gefallen.

Opa, wie man verbreitet großväterliche Wesen nennt, war im Unterschied zu seiner schenksüchtigen Frau, ein Patriarch durch und durch. Er war Waise (mit ai, mit ei nur bedingt), d. h. er kannte seine leiblichen Eltern nicht, wuchs bei Verwandten auf, die ihn weitgehend sich selbst überließen. Auf der Suche nach Regeln und Halt bzw. elternähnlicher Wesen, war er in die Fänge der Religion geraten. Als Meister der Anekdotelei – wie ich das Erzählen von Geschichten mit vorgetäuschtem Wahrheitsgehalt zu nennen pflege – gab er freimütig preis, wie es dazu kam, dass er zu dem fand, den er wie seinen Vater beschrieb und Gott nannte:
Opa hatte sich lange Zeit neben seiner Gärtnerei als eine Art Wunderheiler betätigt, der sich auf das Besprechen von Gürtelrosen spezialisiert hatte. „Teufelszeug!“ war nun sein gnadenloses Urteil. Und er erzählte dann, wie er davon los kam. Auf dem Heimweg hatte ihn an einem Wintertag ein Unwetter mit Schneesturm und Gewitter überrascht. Er hatte seinen Schirm aufgespannt, um sich des dichten Schnees zu erwehren. Da begann es zwischen den Speichen des Schirms plötzlich zu funken. Vor Schreck warf mein Großvater den Schirm in den Wind, als unmittelbar neben ihm mit furchtbarem Donner ein Blitz explodierte. Als dann am folgenden Sonntag der Pastor auf der Kanzel die Geschichte mit Moses und dem brennenden Busch behandelte, war er überzeugt, dass Gott in diesem Schneegewitter auch mit ihm gesprochen hatte. Auch später konnten ihn keine „natürlichen“ Erklärungen von dieser Überzeugung abbringen.
Von Opa hatte mein Vater und von beiden ich das Anekdoteln gelernt, das ich dann um einen Buchstaben zum An-eck-doteln weiterentwickelte. Opa war in jungen Jahren bei einem Besuch im Nachbarort in die LÜHMANNsche Sippschaft geraten, die sich über das halbe Dorf verbreitet hatte. Die Lühmanns waren fast alle – anders als er selbst – abartig, nämlich von der Schenksucht befallen. Und sofort geriet er in die Oma und schon krakeelte der erste Sohn in der Wiege. „Wilhelm“, nannte er ihn wie sich selbst und der frisch auf den Thron gestiegene letzte deutsche Kaiser.

Opa wurde in Omas Dorf Gärtner bei einem reichen Weingroßhändler. Nachdem mein Vater als 6. Kind auf die Welt gekommen war, befahl sein Chef:

> „Nun ist aber Schluss mit dem Kinderkriegen“, und Opas Sohn Wilhelm sekundierte:
> „Überlass das Kinderkriegen in Zukunft mir!“

Und Opa verpackte seinen Groll in Gehorsam. Andere Verhütungsmittel kannte er sicher nicht.



Oma (geb. Lühmann) und Opa Simon ca. 1930

Dabei habe ich mir nie richtig vorstellen können, wie Opa und Oma zu ihren Kindern kamen. Noch auf seinem Sterbebett (er war inzwischen 92) schlief er dort unter Umständen, die ich nie wieder bei irgendjemandem entdeckt habe. Wie bei allen SIMONs fiel seine Kinnlade beim Schlafen auf die Brust. Also atmete er schnarchend durch den Schlund, der dann natürlich austrocknete. Das mochte er offenkundig nicht. Also bastelte er sich eine Vorrichtung, ein Stück Leder, in das er, auf dem Rücken liegend, seine Kinnlade halten konnte, und vier lange Lederriemen, die er nach dem Zu-Bett-Gehen an den oberen Pfosten rechts und links seines Bettes festknotete. Gummi kam auch irgendwo zur Geltung. Wie kann man so Kinder zeugen, dachte ich schon bei dem ersten Anblick meines schlafenden Opas in seinem Bett. Das musste die Oma doch entsetzlich abgeschreckt haben. Oder spielte da Sado-Maso eine Rolle. Bei der Religiosität meiner Großeltern undenkbar. Sie waren Lutheraner, aber eher pietistisch angehaucht. Pharisäer nannte ich meinen Opa, erst recht, nachdem er, inzwischen Eigentümer eines zusammen mit meinem Vater erbauten Hauses, den Bewohnern seiner Einlieger-Wohnung, die früh verstorben waren, den Spruch hinterherschickte:

>Is jo keen wunner, de hebben ok jümmers so veel lacht<.

Opa sprach nur hochdeutsch, wenn er einen feinen Schnösel zitierte oder nachahmte. Für alle diese nichtplattdütschen Schnösels in hochdeutscher Übersetzung:

„Ist ja kein Wunder. Die haben auch immer so viel gelacht“.

Lachen als Ursache eines frühen Todes, auf so etwas konnte nur ein Pharisäer kommen.

LUTHER war bekanntlich gegen das Sakrament der Ehe. Von LUTHER war meinem Opa also auch der Spruch bekannt:

„Verheiratet ist der Mann mit der Frau, mit der er zuerst schläft".

Und das hieß für ihn auch für den Rest des Lebens. So hat es sicher auch mein Opa gehalten. Natürlich ließ er sich auch auf das ein, was LUTHER noch nicht kannte: die standesamtliche Heirat. Und auch die nachfolgende kirchliche Heirat stieß bei ihm nicht auf Gegenwehr. Nachdem sein Sohn Wilhelm mit der Frieda und (womöglich gleichzeitig) seine Tochter Mariechen mit deren Bruder Hein geschlafen hatten, gab es also sofort eine Doppelhochzeit, und das, obwohl beiden Nachkommen nicht entgangen sein konnte, was sie sich mit der Heirat an diesen egozentrischen Charaktergrößen einhandeln würden. Mein Vater war vermutlich das erste der sechs Kinder, das sich an solche abartigen Bräuche nicht hielt: In einer Hinsicht folgten auch die anderen Kinder nicht dem Opa: Keines glaubte mehr an Gott.

Opas erster Sohn Wilhelm wurde wie er Gärtner. Er geriet bei seiner Frieda wie überzufällig häufig bei Opas männlichen Nachkommen bis heute unter den Pantoffel. Frieda erfreute sich wie ihr Bruder Hein – wie schon angedeutet – eines wildwuchernden Egozentrismus. Von ihr stammt der Spruch, in meiner Gegenwart meiner Oma gegenüber geäußert.

>O, wie geit uns dat doch slecht. Et will ok überhaupt keen minsch mer starben<.

Sie lebte als Frau eines freischaffenden Gärtners zur Hauptsache von Beerdigungen bzw. von der Menge der Kränze, die man nach der Beerdigung über den Toten am Grabe anhäufte. Da der Tod bis heute nicht abgeschafft ist (warum eigentlich nicht?), gehören Gärtner bis heute zu den Berufen, deren Geschäfte nicht einmal der Konjunktur unterliegen. So waren jedenfalls Wilhelm und Frieda steinreich geworden. Ich hoffe, dass auch den „Quiddjes", wie man im Norden alle nennt, die ihre Mundart nicht verstehen, nach der Entplattdeutschung von Friedas Spruch sich ihr Egozentrismus endgültig entbirgt:

>Oh, wie geht uns das doch schlecht. Es will auch überhaupt kein Mensch mehr sterben<.

Prompt kriegte Frieda für diesen Spruch von meiner eher armen, weil schenksüchtigen Oma, ein Glas Bohnen aus dem Keller geschenkt. Ich denke, auch Oma hatte einen Hintergedanken. Denn Bohnen gab es in Gärtners Garten in Fülle und wurde von der Frieda auch für den Winter sicher in Weckgläsern konserviert.

Friedas Bruder Hein wohnte zusammen mit seinem ihm blind ergebenen Mariechen in Klein-Klecken. Ja, den Ort gibt es in Nordniedersachsen tatsächlich, ist also nicht einfach die Erfindung von Anekdotelessen wie mich. Als wir einmal zu Besuch bereits an dem von Mariechen

gedeckten Mittagstisch saßen, kam Hein, Besitzer eines kleinen Bauerhofes, gerade vom Felde dazu und überfiel seine Frau in unserer Gegenwart mit fluchartigen Vorwürfen:

>Wo keen een hett di seggt, dat du düssen Grotstattmülern ok noch dat beste obtischt, wat wi hebben…<

Das Beste, was wir dann, hervorragend von Opas Zweitgeborener zubereitet, vertilgten, war ein deutsches Standardgericht: Schweinebraten mit Rotkohl und Kartoffeln. Onkel Hein auf Hochdeutsch:

>Wer hat dir gesagt, dass du diesen Großstadtmäulern auch noch das Beste auftischt, was wir haben<.

Wilhelm, Opas Erstgeborener, starb mit 79. Er hatte den Pflanzen seiner Gärtnerei, um sie von Raupen und sogenannten Ungeziefer zu befreien, das auch für Menschen tödliche Gift E 605, das Opa noch nicht kannte, gespritzt. Alle Trauergäste meinten beim Leichenschmaus, deswegen sei er im Gegensatz zu den anderen SIMONs „so früh“ gestorben.

Beim Leichenschmaus, dieser absonderlichen deutschen Sitte, die sich wohl nur hält, weil da jeder, auch Nicht-Verwandte, sich kostenlos satt fressen und betrinken kann, wurde auch bekannt, weswegen Onkel Wilhelm so wissend aus der Wäsche guckte, aber zu allem penetrant schwieg. Er hatte nicht nur seinen ältesten Sohn animiert, in die Waffen-SS einzutreten und in Russland sein Leben zu lassen, was die meisten wussten. Er hatte sich, was nur wenige wussten, selbst freiwillig zur SS gemeldet, landete dort aber aus Altersgründen als Gärtner im Kräutergarten des KZ Neuengamme (dass an seinen Kräutern KZ-Insassen starben, konnte ihm nie nachgewiesen werden). Kopfschütteln oder Schadenfreude löste vor allem die bis dahin geheim gehaltene Nachricht, er habe noch im hohen Alter mit einer Prostituierten ein Kind gezeugt, dessen Mutter jetzt seinen Erbteil einforderte.

Auch Opas Zweitgeborene Mariechen erlebte aus der Sicht der Verwandtschaft einen viel zu frühen Tod. Das Dorf durchschnitt damals eine vielbefahrene Bundesstraße. Wer von ihrer (höher gelegenen) Wohnung in die Ortsmitte wollte, musste sie überqueren. Der Zebrastreifen war deutlich sichtbar unmittelbar hinter der Mündung der Straße zum Nachbarort angebracht. Trotzdem hatte ich diese Stelle früh als potentiellen Unfallort ausgemacht. Ich dachte dabei allerdings eher an die Jugendlichen, die glaubten, ihren Mannesmut damit beweisen zu können, dass sie die Nebenstraße mit Höllentempo herunterrasten, ohne bis kurz vor der Mündung Einsicht in die Hauptstraße zu haben, also gar nicht bremsen konnten, wenn da ein Auto

kam. Tante Mariechen hatte den Zebrastreifen zusammen mit einem Nachbarskind betreten. Ein Laster überfuhr sie ungebremst. Das Kind überlebte mit Knochenbrüchen.

Opas Drittgeborener Herman galt in der Großfamilie noch mehr als mein Vater als Erfinder vorwiegend nutzlosen Zeugs. Ich bin ja selbst Erfinder, nicht nur von Kurzgeschichten, meistens aber nicht von technischen Geräten. Herman erregte früh mein Interesse. Denn bei ihm brachte der LÜHMANNsche Erfindergeist die skurrilsten Blüten hervor.

Er war der Kleinste in unserer weitverzweigten direkten Verwandtschaft: Ein regelrechter Knirps. Es war eigentlich noch despektierlicher: Als ich sehr viel später Victor HUGOs >Glöckner von Notre Dâme< las, stellte ich mir die Hauptfigur immer als Onkel Herman vor. Allerdings kam ich mir dabei ziemlich behindertenfeindlich vor. HUGO habe ich seltsamerweise diesen Vorwurf nie gemacht.

Als Soldat wurde Onkel Herman im ersten Weltkrieg vermutlich schon wegen seiner Zwergenhaftigkeit dazu verdonnert, die >dicke Berta< mit nach seinen Aussagen über 100 kg schweren Kanonenkugeln zu munitionieren. Diese Gewichte machten die Kugelträger im Dauereinsatz angeblich immer kleiner. Kleine noch kleiner zu machen, schien das geringere Übel. Wie auch sonst in solchen Fällen verbreitet, heiratete er eine besonders große Frau. Lizzy war dabei durchaus hübsch. Aber wir lernten sie sehr schnell als eine hochintrigante Hexe kennen. Lizzy wollte ursprünglich 7 Kinder haben, wohl um ihre Schwiegermutter zu übertrumpfen, die deren nur 6 hatte. Aber nach dem ersten Kind hatte sie sich das anders überlegt. Ihr Sohn, der später der größte in meiner Verwandtschaft wurde, war eine Schwerstgeburt. Schon damals verkündete die Hebamme, noch nie sei ihr ein frisch Geborenes mit so vielen Pfunden vorgekommen.

Bei Familienfeiern konnte man wegen Herman nicht umhin, auch Lizzy einzuladen, obwohl alle wussten, sie würde über die über 50köpfige Verwandtschaft einzeln und kollektiv mit beißendem Gespött herziehen. Sogar ihren eigenen Sohn Peter machte sie fertig vor versammelter Verwandtschaft, noch als er erwachsen war, stets eingeleitet mit:

„Schaut euch das an, was er da wieder macht…….“

Peter verteilte aber mit stoischer Ruhe weiter die Grieß-Klöße aus seinem Suppenteller um diesen herum, garnierte sie mit dem Suppengrün oder durchspießte sie mit den Zahnstochern, die Oma auf jedem Tisch für alle Fälle bereitgestellt hatte.

Wer später Herman mit seinen 155 cm und seinen Sohn Peter mit seinen 196 cm durchs Dorf flanieren sah, war selbst dann noch amüsiert von diesem Anblick, wenn er wusste, dass es Vater und Sohn waren. Dabei war gar kein Zweifel, dass Peter Hermans Sohn war, weniger

wegen der gleichen Gesichtszüge, als wegen seines Erfindungsreichtums und der Skurrilitäten, mit denen er vorwiegend seine Mutter und noch später seine Frau ärgerte. Der größere Erfinder war allerdings Vater Herman.

Erfindungen erregen unter den Zeitgenossen nicht nur Aufmerksamkeit, Begehrlichkeit oder Neid, sondern insbesondere das Interesse der Geheimdienste oder der Kripo. Denn es ist ein ziemlich irreführendes Gerücht, dass sie nur positive Folgen für die Mitmenschen haben. Sogar mein Onkel Herman landete einmal wegen einer Erfindung im Gefängnis. Nein, er hatte keineswegs so etwas erfunden wie die Neutronenbombe, die alle Gegenstände verschonte und „lediglich“ alle Lebewesen und natürlich alle Menschen in einer Gegend vernichten sollte, auch nicht wie die Drohnen, die uns demnächst überfliegen und uns nicht nur bedrohen, sondern auch nach Vorinformationen (meistens Fehlinformationen) z.B. der Geheimdienste unter uns Tötungsopfer suchen. Derartiges hatten nicht einmal Kurzgeschichten-Schreiber wie HUXLEY, ORWELL oder ZWERENZ im Visier, als sie ihre Fantasie eine weltzerstörerische Zukunft vorausahnen ließen. Nein, es war etwas weitaus Harmloseres.

Onkel Herman hatte mir mit meinen acht Jahren trotzdem einen mächtigen Schrecken eingejagt, als ich wie üblich, weil die Klingel zu hoch angebracht war, einfach an die Haustür klopfte, auf sein „Wer ist da?“ brav meinen Namen aufsagte und auf sein „Herein!“ nichtsahnend einzutreten versuchte. Kaum hatte ich die Klinke gedrückt und die Tür nur millimeterweit geöffnet, ertönte ein ohrenbetäubender Lärm. Nachbarn, die sonst schon allerhand merkwürdige Geräusche aus Onkel Hermans Werkstatt gewohnt waren, ließen ihre Ohren spitzen und schreckten von der Gartenarbeit auf. Onkel Herman stand, so viel seine Körpergröße hergab lachend zwischen den Türpfosten.

„Das ist doch nur ein Einbrechermelder! Ein Anti-Effraktarius,“ und zu den Nachbarn: „Sollte sich jeder anschaffen. Ich denke, die Erfindung geht in einem Jahr in Serie.“

Er hielt eine faustgroße metallene Kugel in der Hand.

„Hunde kann man zum Schweigen bringen, indem man ihnen einen Leckerbissen hinwirft, womöglich vergiftet oder nur in Schlafmittel getunkt. Diese Kugel, hinter der Haustür positioniert, wirkt dagegen unbestechlich.“

Er zeigte mir, nachdem er mich hereingelassen hatte, noch andere Erfindungen, z.B. eine Mini-Vogelscheuche und demonstrierte ihre Wirksamkeit an den Vögeln, die sich gerade in seinem Garten auf dem Kirschbaum süßen Genüssen hingaben. Er behauptete, die Vögel

würden sich, auch nicht wie andere Erfindungen dieser Art, an diese Scheuche gewöhnen. Ich habe nur behalten, dass diese Mini-Scheuchen ihre Wirkung Gammastrahlen verdanken.

Erfinder können schrecklich naiv sein. Onkel Herman gehörte nicht unbedingt zu dieser Sorte Erfinder. Eines Tages hatte ihm ein ehemaliger Klassenkamerad („dumm wie Bohnenstroh", kennzeichnete ihn Onkel Herman) die Pläne seines Einbrechermelders entwendet, meldete die Kugel beim Patentamt an, gewann eine Metallverarbeitungsfirma für die Massenherstellung und war binnen kurzem damit reich geworden. Als Onkel Herman davon erfuhr, lachte er wie auch sonst in ähnlichen Fällen:

„Der Dummkopf weiß doch gar nicht, wieviel Spaß solche Erfindungen machen."

Dann fügte er noch ziemlich kleinlaut hinzu:

„….und natürlich nicht, wie gefährlich das Zeugs ist".

Der Vater eines Freundes horchte auf, als sein Sohn eher nebenbei von meinem Onkel und seinem Einbrechermelder erzählte. Er war Pelzhändler. Ich kapierte erst sehr viel später, dass diese Menschen von dem Töten von Lebewesen leben, deren Fell sie teuer verkaufen. Ich habe nie verstanden, was Menschen daran finden, in die tote Haut anderer Lebewesen zu schlüpfen und sich nicht selten fürchten vor Schlangen, die umgekehrt je und dann ihre Haut hinter sich lassen, also kostenfrei verschenken. Gut, unsere Ahnen hatten früher vor allem in der Eiszeit keine Alternative, sich vor der klirrenden Kälte zu schützen. Aber heute? Die Pelze sind offenbar auch heute noch begehrt wie zur Eiszeit, so dass sie für Einbrecher attraktiv sind. Wenn man so will: Einbrecher sind die Rache enthäuteter Lebewesen. Aber sie lösen natürlich das Problem nicht.

Ein Nachbar, der nicht glauben wollte, dass Onkel Herman der eigentliche Erfinder des Namens Anti-Effraktarius war, wollte das gerichtlich geklärt wissen. Der Ex-Klassenkamerad, der diesen Einbrechermelder auf den Markt gebracht hatte, sah dem Prozess durchaus gelassen entgegen. Onkel Herman verfügte ja über keinerlei Beweise. Im Prozess gab dieser auf die Frage des Richters, warum er nicht selbst den Antieffi (wie er sehr bald hieß) auf den Markt gebracht hatte, kleinlaut an:

>Das Zeugs funktioniert nur auf Grund der Wirksamkeit hochgradigen Giftes, z.B. Quecksilber<.

Darum hätte er die Finger davon gelassen. Auch andere Erfindungen, die kurz vor der Serienreife standen wie etwa die Mini-Vogelscheuche, seien zumindest gefährlich, würde in Massen insbesondere das Nehrener Kirschenfeld in kurzer Zeit strahlenverseuchen.

Besagter Ex-Klassenkamerad verklagte Onkel Herman wegen Verleumdung, Geschäftsschädigung, sogar wegen Plagiats. Denn nicht Onkel Herman sei der Erfinder usw. Lauter Lügen mit für alle Beteiligten unvorhergesehenen Folgen. Als Sachverständiger wurde ein Toxikologe herangezogen. Dessen Gutachten bestätigte nicht nur Onkel Hermans Bekenntnis, sondern alarmierte auch die Staatsanwaltschaft. Diese hatte schon eine Weile Daten gesammelt zu einer rätselhaften Umweltvergiftung. Der Prozess gegen Onkel Herman lieferte dafür eine naheliegende Erklärung. So kam es, dass nicht nur der Ex-Klassenkamerad, sondern auch Onkel Herman wegen Umweltverseuchung mit Giften und Strahlen ins Gefängnis kam. Es war gar nicht so leicht nachzuweisen, dass mein Patenonkel sogar vor diesen Erfindungen gewarnt hatte. Kindern wie mir glaubte das Gericht nicht. Es ist ja leider nicht so wie im Märchen, in dem es gerade Kinder sind, die die Wahrheit so unverkleidet wahrnehmen wie sie sind. Onkel Herman konnte jedenfalls von Glück sagen, dass er dann doch freigesprochen wurde. Dabei spielte eine Rolle, dass man dem Ex-Klassenkameraden unwiderlegbar nachweisen konnte, dass er noch in anderen Fällen sich skrupellos, jedenfalls widerrechtlich Erfindungen angeeignet hatte, deren wirkliche Erfinder zum Teil erst durch den Prozess davon erfuhren. Ich selbst zog aus dieser Geschichte die Konsequenz: Ich bin zwar nur der Erfinder von wissenschaftlichen Formeln und eben von Kurzgeschichten, kann aber nicht vorsichtig genug sein. Also bildet den Schluss meiner Kurzgeschichten auch der übliche Hinweis:

„Bitte, glaubt mir nicht. Es ist alles erlogen und erstunken. Wer diese Geschichte verbreitet, hat selbst schuld, wenn er im Gefängnis landet.“

Zu Opas Viertgeborenem Karl: Der war mein Lieblingsonkel. Er hatte im 1. Weltkrieg ein Bein verloren. Seine Frau war Polizistentochter. Onkel Karl war gelernter Zimmermann oder Tischler, wie dieser Beruf im Norden genannt wird. Da er nach der Kriegsverletzung diesen Beruf nicht mehr ausüben konnte, wechselte er in das Cooksche Reisebüro in Berlin. Nach dem 2. Weltkrieg suchte man in Ostberlin händeringend nach Lehrern ohne NSDAP-Vergangenheit. Kaum aus politischen Gründen, eher weil er wegen seiner Verletzung keinen Sport ausüben konnte, (Sport war den Nazis fast so wichtig wie rein arische Herkunft), war Onkel Karl nicht in die Partei eingetreten. Der Lehrerberuf war ihm auf den Leib zugeschnit-

ten. Er gehörte zu den wenigen, die in diesem Beruf bis zur Pension erfolgreich tätig blieben. So viel ich in Erinnerung hatte, ließ er sich aber in der DDR in die Ost-CDU drängen. Seine Frau fiel uns durch ihre forschen rechtsextremen Sprüche auf. Auf den ersten Blick sichtbar war, dass beide eine glückliche Ehe führten, wohl kaum weil sie, wie es hieß, unfruchtbar waren. Sie adoptierten die Tochter einer angeblichen Hure, der sie das aber verheimlichten. Das kam erst heraus, als dieses Kind heiraten wollte. Ausgerechnet einen Professor…

Tante Martha, Opas Fünftgeborene, vier Jahre älter als mein Vater, heiratete einen Schrankenwärter. Sie fiel insofern aus dem üblichen simonischen Rahmen, als sie in ihrer Ehe den Ton angab. Außerdem war sie im Gegensatz zu Opas meisten anderen Kindern hochgewachsen und überragte auch ihren Mann um Kopfeslänge. Sie entwickelte sich zur Klatschbase des Dorfs. Wer sich gerne in so etwas wie brodelnder Gerüchteküche räkelte, suchte sich mit ihr gut zu stellen. Und an fast allem, was sie herumtratschte, war auch etwas dran. Sie vermittelte ihren Mitmenschen jedenfalls zugleich so etwas wie eine ehrliche Haut. Trotzdem musste man sie mit Vorsicht nehmen, weil sie Richtigstellungen oder Kritik nahezu überhaupt nicht ausstehen konnte. Was sie in rhetorisch perfekten Anekdoten verpackte, war für sie Wahrheit und Wirklichkeit. Wer daran zweifelte, dem hing sie gleich eine solche Anekdote an.

Martha hatte drei Töchter. Die mittlere, die ihr am ähnlichsten war, geriet für sie zu mehr als einem lebensbedrohlichen Problemfall. Diese Tochter hatte gegen ihren Willen den Pfälzer Postboten Oskar geheiratet, der uns Cousins nur auffiel als hoffnungslos vernarrter Fan des 1.FC Kaiserslautern. Außerdem gehörte er offenkundig zu den gar nicht so seltenen Menschen, die normalerweise stumm, fast muffig vor sich hinvegetieren, unter Alkoholeinfluss aber plötzlich zum Salonlöwen werden, alle durch Witz und Geistreichtum in ihren Bann zu ziehen suchen, manchmal sogar auf den Tischen tanzen.

Als dann der 1.FC Kaiserslautern, der damals den Kern der Nationalmannschaft bildete, die 1954 die Weltmeisterschaft gewann, ausgerechnet gegen Hannover 96 eine haushohe Packung bezog, kam es zur Katastrophe. In dem Gasthaus, in dem Oskar im Gefühl des sicheren Sieges an der TV-Wiedergabe des Spiels teilnahm und eigentlich wieder den Salonlöwen spielen wollte, zogen ihn die Trink-Kumpanen mit dieser Niederlage auf. Wutentbrannt flitzte er aus dem Gasthaus direkt in die Arme seiner Frau. Diese durfte auf seine Anweisung nicht dabei sein, wenn er Alkohol trank, geschweige denn ihm Vorhaltungen machen. Darum war-

tete sie (manchmal stundenlang) vor der Tür der Kneipe, um ihm beim Nachhause-Torkeln einen gewissen Halt zu geben, wohl auch um zu kontrollieren, dass er nicht fremdging.
Dieses Mal hatten sich die beiden offenbar bis zu ihrem Haus heftigst gestritten. Meine Cousine berichtete später, sie hätte schon mitbekommen, dass er sich nachts aus dem Bett ins Bad geschlichen hätte. Dann sei sie aber eingeschlafen und hätte erst am Morgen darauf entdeckt, dass er sich im Bad, sie vermutete versehentlich, wenn auch in der Absicht, Selbstmord vorzutäuschen, derart im Schlauch der Dusche verhedderte, dass er sich dabei ausrutschend zu Tode strangulierte.
Tante Martha, die ja Oskar stets abgelehnt hatte, nahm sich Oskars Tod derart zu Herzen, dass sie ihrer Tochter nicht nur alle Arbeit von den Befragungen durch Polizei und Presse bis hin zur Bestattung abnahm, sondern schließlich auch beim Abstieg der drei Stufen von der Wohnung in den Garten derart ins Straucheln geriet, dass sie sich ein Bein brach. Im Krankenhaus befragt, ob sie Neigungen zur Embolie oder so habe, verneinte sie das. Nach der Nagelung der Oberschenkelknochen bekam sie aber gerade diese Embolie und starb wenig später. Ihre letzten Worte waren, an ihren Mann gerichtet:

„Wes tapfer!“[1]

Ihr war wohl klar, dass sich ihr Mann ohne ihren Pantoffel schwer tun würde mit dem Weiterleben. Noch in anderer Hinsicht hinterließ Martha eine Lücke. Ein halbes Jahr später erzählte mir ein Nachbar meines Opas, das ganze Dorf sei ziemlich orientierungslos. Man wisse gar nicht mehr, was im Dorf los sei. Auch als später das Dorfblatt aufkam, erwies sich das nur als schlechter Ersatz. Da könne man, so der Herausgeber, nur Sachen abdrucken, die niet- und nagelfest seien. Gerüchte ließen sich über dieses Medium schlecht verbreiten. Mir machte die Geschichte klar, dass Klatschbasen wie meine Tante sogar eine wichtige soziale Funktion haben können.

Zu Opas Letztgeborenem, meinem Vater mit dem ungeliebten, zur Zeit seiner Geburt aber noch normalen Namen Adolf, könnte ich einen ganzen Roman mit Anekdoten füllen. Er verstand es wie sein Vater spannende Geschichten aus seinem Leben zu erzählen, eine abartiger als die andere. In einer typisch deutschen Familie ist eben nichts normal. Darüber hinaus war er aber ein ziemlicher Trotzkopf, vor allem aufmüpfig gegen seinen Alten, wie er Opa nannte.

[1] Neunmalkluger Kommentar des Linguisten SIMON (Begründer der Daneben-Linguistik): **tapfer** ist hochdeutsch. Das plattdeutsche **dapper** dürfte schon damals ziemlich ausgestorben gewesen bzw. durch das hochdeutsche Fremdwort **tapfer** verdrängt worden sein. Für die Quiddjes: **wes** ist die plattdeutsche Version des hochdeutschen Imperativs ‚**sei**‘.

Vor 1933 gehörte er zu der kleinen Gruppe religionsloser Kommunisten, die gerne gegen den Bürgermeister und die Patriarchen im Dorf, damals noch Bauern, aufmüpften, versäumte es aber, in die KPD offiziell einzutreten, weswegen er im Gegensatz zu den anderen Genossen im 3. Reich von den Nazis verschont blieb, auch nicht wie sein Freund Herbert WEHNER nach Moskau emigrieren musste. Nach dem 2.Weltkrieg folgte er Herbert WEHNER, als dieser nach dem Erlebnis der Stalinmorde, denen er angeblich nur entging, weil er andere ans Messer lieferte, in die SPD. Auch als der bis heute einzige KPD-Senator Hamburgs DETTMANN unser Nachbar wurde, konnte das mein Vater nicht bewegen, in den Schoß dieser Partei zurückzukehren. DETTMANN machte übrigens keine Anstalten, ihn auch nur zu missionieren. Missionieren, sagte mein Vater, ist nicht Kommunistenart. Auch Herbert WEHNER zog es vor, auf dem Weg zum starken Mann in der SPD, meinen Vater links liegen zu lassen. Der wusste wohl zu viel.

Mein Vater war gelernter Schlosser. Durch Vermittlung eines befreundeten SA-Menschen konnte er 1933 eine lange Zeit der Arbeitslosigkeit beenden und Schweißer bei der Bahn werden. Solche Allianzen auf privater Ebene zwischen linker SA und rechter KPD waren damals keine Seltenheit. Nach 45 konnte mein Vater umgekehrt dem SA-Menschen durch einen Persilschein wieder in den Beruf helfen.

Im 2. Weltkrieg verschlug es meinen Vater in die Ukraine, nicht als Soldat (ich weiß von keinem direkten Vorfahren, der irgendwann Soldat war), sondern als Schweißer, der die Eisenbahnschienen, die die russischen Partisanen in die Luft gesprengt hatten, wieder zusammenschweißen musste. Mein Vater verlor darüber nie ein Wort. Aber sein Schweigen über die Erlebnisse im 3. Reich konnte nur eine Ursache haben: Wahrscheinlich war er Zeuge von BABI-JAR, jenem unheilvollen Ort, wo ein SS-Einsatzkommando unter der Leitung eines der intelligentesten SS-Schergen, Otto OHLENDORF, in einer Nacht über 33.000 Partisanen, vorwiegend Juden, erschossen. Meine Recherchen ergaben immerhin so viel, dass mein Vater ganz in der Nähe von BABI-JAR Schienen zusammengeschweißt hatte. Außerdem kannte er sich erstaunlich gut bei der Chemikalie LYSOL aus, mit der man zur Abschreckung von Fleischfressern die Leichen bestreute, bevor sie in den Massengräbern zugeschüttet wurden.

Statt eine der vielen Anekdoten meines Vaters hier zur Illustration anzufügen, erzähle ich lieber eine Anekdote über ihn. Dazu muss man wissen, dass er zu den Menschen gehörte, die

ihre Mitmenschen gerne mit Anekdoten über andere zum Lachen brachten, selbst aber sofort beleidigt waren, wenn man über ihn lachte.

Nach dem Tode ihrer Einliegerbewohner bezog mein Opa deren Wohnung. Opa, inzwischen betagt und nicht mehr zu allem in der Lage, was z.B. die Bestellung des Landes hinter dem Haus betraf, Pflügen, Unkraut-Jäten, auch Ernten (vorwiegend des Obstes auf den hochgewachsenen Birnenbäumen, das war alsbald meine Aufgabe) machte also meinem Vater und seiner Familie Platz. Für mich wurde eine Dachkammer ausgebaut.
Mein Vater gehörte zu den Handwerkern, die noch alle handwerklichen Arbeiten erledigen konnten. Sogar eine Zentralheizung baute er zusammen mit einem Kollegen in das ganze Haus ein. Meine Dachkammer zu tapezieren, war für ihn an sich ein Kinderspiel. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlass er beim Tapezieren plötzlich von der Leiter herabstieg. Jedenfalls plumpste sein linker Fuß in den Eimer mit Leim, der dafür sorgen sollte, dass die Tapete nicht gleich wieder von der Wand fiel. Zum Glück hatte er den Boden mit Zeitungspapier ausgelegt. Fluchend hüpfte mein Vater mit seinem leimumhüllten Fuß aus dem Eimer auf dieses Zeitungspapier und mit diesem die Treppe runter, Leim verspritzend, vor die Tür, um möglichst noch vor dem Festtrocknen „dat dumm tüg“, wie er es nannte, an Gras und Blumen, auch mit Blättern eines Busches abzustreifen. Das gelang natürlich nicht entfernt. Es kam hinzu, dass nun auch die Finger drohten an Türklinke und anderem festzukleben. Das Gelächter seiner Kinder im Rücken, fuchtelte er wütend und immer hilfloser in der Frühlingsluft herum, bis meine Mutter dazu kam und sofort wusste, wie man dem armen Mann helfen konnte:

„Setz dich erstmal ins Gras!“

„Und dann?“

„Dann lässt du alles in Ruhe trocknen!“

„Den Teufel werde ich tun“.

„Dann reinigen wir alles, was du vollgespritzt hast, auch deine Füße und deine Finger, übrigens da ist auch noch etwas auf deiner Nase, mit Terpentin“.

Natürlich wussten wir Kinder: Wo Vaddern verzweifelt, weiß Muddern weiter. Daran lag es wohl, dass sich allmählich in mein Gedächtnis das Gefühl einnistete, ich sei wohlbehütet aufgewachsen. Woran zum Teufel mag es denn liegen, dass mir, wenn das Gespräch auf Verwandtschaft kommt, immer nur das Wort „Mischpoke“ einfällt.

Ach so: Worin meine Skurrilitäten denn bestehen? Gut, dass ich hier solche Anekdoten erzähle, könnte man schon zu meinen Skurrilitäten zählen. Aber in Wahrheit ist alles viel schlimmer: Ich ziehe nämlich noch viel mehr ins Lächerliche, sogar Grundsätzliches. Auch weil es sonst lang wird, beschränke mich hier auf meine Art zu schreiben.

Dass ich Grenzen nicht liebe, dass ich die zwischen hierarischen Gattungen entgegen dem Rat meiner germanistischen Lehrer durchlöchere und manchmal niederreiße, indem ich – wie hier – die neue Gattung der Langgeschichte kreiere, wird dem Leser meines >GIFT-Schranks< nicht entgangen sein:

http://www.gerd-simon.de/Giftschrgesamtfass177.pdf bzw.

https://homepages.uni-tuebingen.de//gerd.simon/aphorismen.pdf

„Gattungsfeind<, nannte mich ein wohlwollender Kritiker. Die Disparatheit meiner Texte (manchmal mit, manchmal ohne Happyend) fand ein anderer „hirnzerreißend". Als Texter ist man ja froh, wenn sich überhaupt jemand zu einer Kritik hinreißen lässt.

Jedermann weiß (diese Einleitung ist ein Plagiat aus der Trickkiste der Arroganz) außerdem, dass ich etwas gegen Geschlechtswörter habe, vor allem weil man zu ihnen genötigt ist, selbst wenn man an einem Hauptwort gar nicht das Geschlecht ausdrücken will. Das ist Geschlechtsmissbrauch! Nochmals ein Griff in oben erwähnte Trickkiste: Was, Ihr kennt mein berühmtes Gedicht nicht? Will mal nicht so sein. Also hier nochmals:

Genüssliches vom Genus

Die Sache ist nicht sächlich.
Das Weib ist nicht weiblich
Warum ist dann der Mann männlich?

Das Geschlecht ein Neutrum?
Der Zwitter männlich?
Die Männlichkeit weiblich?

Bin ich froh, dass
die Vernunft, die Logik und die Einsicht
nicht männlich sind!

Genial von den Männern,
die Genialität als feminisierte Ableitung
vom Genus abhängig zu machen.

Ist Genus[s] eigentlich
männlich oder sächlich?
Jedenfalls nicht weiblich!

Vor lauter Verzweiflung über die Geschlechtswörter könnte man anglophil oder besser esperantophil werden. Da kennen die Artikel nämlich nicht diesen Zwang zum Missbrauch dessen, was ich statt ‚Geschlecht'auch lieber ‚Geguts' genannt hätte.
Es gibt noch mehr Wortarten, die ich hasse: z.B. Eigenschaftswörter. Gerade weil man nicht umhin kann, sie trotzdem zu gebrauchen. Nicht nur „edel", „hilfreich" und „gut", oder was sich sonst so bei Goethe findet und heute vorwiegend in Nachrufen anhäuft, oder neuerdings „geil", „super" oder „toll", sondern auch ausgefallene wie „sauertöpfisch", „diabolisch" oder aber „missraten" oder gar „skurril". Ich wette: Bisher ist noch nie jemand auf die abartige Idee gekommen, Wörter wie „missraten" nicht nur daneben, sondern „skurril" zu finden.

P.S. Pardon. Ich hätte den Lesern bzw. Hörern dieses Textes eine Anti-Schmunzel-Pille empfehlen sollen. Ich bin nicht nur skurril, sondern auch hinterhältig, weil ich das erst im Nachhinein erwähne.

Durch welche Nebensächlichkeiten es dazu kommen kann, dass man auch ohne sonderliche Erbanlagen skurril wird, lässt sich an der Geschichte meines belgischen Namensvetters hervorragend studieren.

Der Geburtstag des ungeborenen Gérard

Wie man weiß bzw. wissen kann, wenn man diese Textsammlung liest, publiziere ich vieles unter dem Pseudonym Gérard Simenon. Nur wenige wissen aber, dass es in Belgien unter diesem Namen wirklich einen Gérard Simenon gab. Ein entfernter Verwandter des Krimi-Autors George Simenon. Der hatte sein Leben lang Probleme mit der Polizei und dem Zoll und entwickelte eine regelrechte Allergie gegen Uniformen aller Art und überdies eine ausgeprägte Grenzphobie.

Dieser Gérard war ein Jahr älter als ich, im Jahre 1936 geboren. Sein Vater hatte aus Sparsamkeitsgründen die Zeugung so terminiert, dass die Geburt exakt auf den 29. Februar fallen sollte. Er dachte, einmal in vier Jahren, also nur in den Schaltjahren, Geburtstag feiern, da spart man eine Menge Geschenke.

„Na, wie sieht es aus?“ frug der zukünftige Vater einen Monat zuvor seine Frau, nachdem sie von ihrer Hebamme gekommen war. „Alles im Lot“, sagte die zukünftige Mutter, „nur: Wir dürfen ab jetzt nicht mehr miteinander schlafen. Außerdem soll ich viel Schokolade essen.“ „Warum denn das?“ „Sonst kommt das Kind zu früh, meinte die Hebamme.“ Missmutig fand sich der Vater in dieses Dilemma.

Die Mutter ließ aber die Schokolade erst einmal beiseite in der Hoffnung, das Baby käme vor dem 29. Februar. Sie wollte ihm nämlich die Hänselei der zukünftigen Spielkameraden ersparen. Die Hebamme hatte ihr erzählt, am 29. Februar Geborene würden noch in ihrer Kindheit als „Hexenkinder“ gemobbt. Als das Baby aber noch am 28. Februar keinen Anlass sah, die wohlige Wärme des Mutterbauches zu verlassen, fraß sie plötzlich, als ob sie heißhungrig wäre, von dieser edlen Süßspeise.

„Was machst du denn da?“ explodierte der Vater aus Angst, das Baby könnte nicht termingerecht das Licht der Welt erblicken, als schon die Wehen einsetzten. Die Hebamme kam und versuchte alles, um die Geburt zu verhindern, zuletzt, indem sie einen Pfropf in die Scheidenöffnung einführte. Die Mutter schrie den ganzen Tag wie verrückt. Gegen Mitternacht gab es kein Halten mehr. Zuerst flog der Hebamme der Pfropf ins Gesicht, so dass sie kurze Zeit bewusstlos am Boden lag. Als sie wieder zu sich kam, hatte die Mutter das Baby, obwohl noch nicht abgenabelt, schreiend im Arm. Als die Hebamme auf die Uhr schaute, war es exakt eine Minute nach Mitternacht. Mutter

und Hebamme waren überglücklich, der Vater allerdings weniger und schwor insgeheim, den Sohn nie wieder eines Blickes zu würdigen.

In ihrer Glückseligkeit oder aus Veranlassung ihres Unbewussten aber hatte die Hebamme in ihrer Bescheinigung als Geburtstag den 30. Februar eingetragen. Es ist nicht bekannt, ob der Beamte am Einwohnermeldeamt sich ins Fäustchen lachte oder es gar nicht merkte, jedenfalls stand von da an in dem Pass von Gérard Simenon als Geburtstag in aller Deutlichkeit: 30. Februar 1936.

Schon als Kind, wenn die Eltern die Grenzen Belgiens verlassen wollten, wurden sie tagelang wegen Fälschungsverdachts festgehalten. Einmal wurden sie auch als Kindesräuber angeklagt. Die Hebamme und der Beamte am Einwohnermeldeamt lebten nicht mehr. Aber auch so fand das Gericht keine Handhabe, ein Delikt zweifelsfrei nachzuweisen. Als Gérard ins Erwachsenenalter kam, stellte er einen Antrag, dass in seinem Pass das Geburtsdatum von 30. Februar in 1. März geändert werde. Vergeblich. Auch in Belgien wiehert der Bürokratenhengst, wenn auch mit einem Lachen hinter vorgehaltener Hand.

Gérards Vater merkte erst bei den ersten Schwierigkeiten mit seinem Sohn bzw. mit dessen Pass, dass da etwas nicht stimmte, wertete das aber in einer Hinsicht als Glücksfall: So sparte er hinfort Geschenkausgaben nicht nur jedes Jahr, nicht einmal jedes 4., sondern sogar alle Jahre. Die Spielkameraden bekamen alsbald Wind davon, dass Gérard gar keinen Geburtstag feierte, und hänselten ihn mit der Bezeichnung: der Ungeborene. Hilflos wie auch sonst pflegte Gérard zu kontern: „Aber ich weiß genau, wann ich gezeugt wurde: am 30. Mai.“ Den Tag feierte er später, als er öffentlich zum Weltuntergangstag erklärte wurde, wie seinen Geburtstag.

Nein, auch die Grenze zwischen komisch und tragisch ist mir nicht heilig. Die folgende Geschichte, die auch in dem Dorf MASCHEN spielt, ist nicht nur durchweg tragisch, sondern auch symbolisch für die Einsicht eines egomanisch verkleideten Soziopathen, dass ich eine

Verbesserung der Zustände in dieser Welt, an der ich mein Leben lang gearbeitet habe, nicht mehr erleben werde:

Die Schwanenküken

Ich weiß, der Verhaltensforscher Konrad LORENZ war alles andere als ein Soziopath, eher ein Studiopath, ich dagegen leider beides: Seit meiner Kindheit war ich nicht nur forschungssüchtig, sondern arbeitete auch begierig an der Lösung kleiner gesellschaftlicher Probleme. Meine Soziopathie beschränkte sich aber keineswegs auf die Menschen. Ich leide noch heute, insbesondere wenn ich im Fernsehen Filme über Tiere und Pflanzen sehe, an dem Fressen und Gefressenwerden in der Welt. Tränen fließen zum Frühstück auf mein Wurstbrot, wenn ich entsprechende Träume der vorhergehenden Nacht aufarbeite. Ich erkenne hilflos, dass ich mich von Pflanzen und Tieren, zum Frühstücksbrot verarbeitet, ernähre. Ich bin todunglücklich und finde keine Lösung.

Den Tiefpunkt meiner soziopathischen Depressionen erreichte ich, als ich in der Zeitung las, dass nach Absturz ihres Flugzeugs in den Anden die Menschen außer Schnee zunächst nichts

zum Verzehr Geeignetes fanden. Dann verhungerten einige und andere sahen alsbald keine andere Überlebensmöglichkeit, als sich das Fleisch der Verhungerten einzuverleiben.

„Kannibalismus ist kein Märchen“, war der Zeitungsartikel überschrieben. Einleitend referierte der Autor des Artikels die Forschungsergebnisse einiger Ethnologen, dass es keine sicheren Belege gäbe, dass je so etwas wie Kannibalismus in der Menschheitsgeschichte vorgekommen sei. Sie deuteten sogar an, dass es von Kirchenfürsten und Kolonialherren finanzierte Erfindungen von Ethnologen gewesen seien, die das Märchen von der niederen Kultur von Untermenschen weltweit verbreiten sollten. Die Berichte über die in den Anden abgestürzten Menschen waren aber unzweifelhaft. Seitdem warnen Mediziner vor dem Verzehr von Menschenfleisch. Das könne die schreckliche CREUTZFELD-JACOB-Krankheit auslösen. Von dem von meinen Eltern aufgezogenen Kater KUNIBERT, Sohn der bildhübschen schwarzen Katze PUSCHI mit ihren weißen Pfoten und weißem Lätzchen auf der Brust, selbst aber spotthäßlich, weiß mit fettem schwarzen Fleck auf der Nase, weiß ich, dass er eines Tages die von ihm selbst gezeugten Jungen der Nachbarskatze vertilgte und danach Symptome eben dieser Krankheit zeigte. Geistesstörungen sind ja nicht nur unter Menschen verbreitet.

Mir selbst verdichteten sich diese Geschichten zu dem fast philosophischen Fazit:

Der Mensch ernährt sich von sich selbst.

Psychiatrisch gebildete Freunde führten diese Einsicht auf meine Soziopathie zurück. Folgende eher harmlose Anekdote brachte sie darauf: Als pubertierender Schüler lebte ich Jahre lang in MASCHEN, einem Ortsteil des heutigen SEEVETAL, 10 km südlich von HAMBURG, einstmals ein idyllisches Dorf mit vielen Fachwerkhäusern und uralten Eichen, inzwischen mit einem der größten Verschiebebahnhöfe der Welt und mit einem Verkehrsknotenpunkt mehrerer Autobahnen, die hier gebündelt wurden, um über die Elbbrücken und in einen Tunnel unter die Elbe hindurch in die Großstadt Hamburg einzufallen.

Das >Maschener Kreuz<, wie es heute heißt, ist viel komplexer, als der Begriff >Kreuz< ahnen lässt, unter den Bewohnern mit dem nahe gelegenen, aber historisch älteren Horster Dreieck zusammengesehen, deshalb auch eher bekannt als >Mascher Knoten<, ein erst im Satellitenbild in seiner Struktur einigermaßen entwirrbares Drunter und Drüber von vielbefahrenen Autobahnen (aus Lüneburg, Hannover, Bremen und Cuxhaven), aus der Fußgängerperspektive ein gordischer Autobahnknoten, auch für Autofahrer trotz der vielen Hinweisschilder eine ständige Falle, in die falsche Richtung zu fahren, für manche als Geisterfahrer.

Als notorischer Studiopath ist man von hemmungsloser Neugier geplagt. Früh frug ich meinen Lehrer, nachdem er über Alexander den Großen Abenteuerliches von sich gegeben hatte, schon als Schüler: Was ist eigentlich in dem gordischen Knoten? Also verfolgte mich bald beim >Mascher Knoten< die Frage: Was ist eigentlich zwischen den Autobahnen? Und wie kommt man überhaupt in dieses von Autobahnen eingekesselte Gelände? Als ich mehr als drei Dutzend Jahre später in VAIHINGERs >Philosophie des Als Ob< die Frage las: Was ist eigentlich zwischen den Atomen bzw. zwischen den Molekülen? war mir das eine sofort vertraute Frage. Ich nenne sie die Zwischenraumfrage, noch allgemeiner: die Dazwischenfrage.

Schon früh war ich bei gemeinsamen Wanderungen mit Freunden oder Klassenkameraden dafür bekannt, dass ich ausgefahrene Wege eher mied und mich schnell in die Büsche verdrückte. Als Ausrede gab ich irreführenderweise die Suche nach Abkürzungen vor. Es war mir auch nicht wichtig, was ich manchmal alternativ als Grund angab, als Sammler über Heidel- oder Brombeeren oder über Pilze herzufallen. Am ehesten bestaunte ich gerne die Pfade von Ameisen von ihrem Haufen in den Wald und zurück.

Eines Tages kam ich im Wald an einen offenkundig von Menschenhand geschaffenen Abhang. Den Geräuschen nach musste da oben eine Straße sein. Ich kletterte empor und stand direkt an einer Leitplanke, die den Seitenstreifen einer Autobahn begrenzte. Ans Überqueren der Autobahn war nicht zu denken. Wie aber komme ich in den Wald jenseits der Autobahn?

Also folgte ich dem Seitenstreifen rechts bis über eine Brücke über einer anderen Autobahn. Hinter der Brücke rutschte ich den Abhang herunter. Auch da wuchsen Sträucher und Bäume und am Rande sogar ein Ameisenhaufen. Gerade verließen einige Ameisen den Bau rechts in Richtung der unteren Autobahn.

„Die werden doch nicht…“ Nein, alsbald erkannte ich, Tiere sind häufig klüger als Menschen. Sie rannten unter den Leitplanken der unteren Autobahn und mit diesen unter die gerade von mir überquerte Brücke hindurch. Mir war klar, wenn ich auf der anderen Seite den Abhang rechts hoch klettere und dort über den Seitenstreifen die Brücke überquere, komme ich gefahrlos, d.h. ohne in ein Auto zu laufen, an die Stelle, die ich ursprünglich im Visier hatte.

Aber die Ameisen wiesen mir einen anderen Weg in einen regelrechten Urwald, vermutlich seit dem Bau der Autobahnen nach dem zweiten Weltkrieg von keinem Menschen betreten. Bäume und Kräuter bunt durcheinander versperrten mir ein leichtes Vorankommen. Sogar ein Mittelding zwischen Tümpel und See war mitten im Wald auszumachen. Ich verliebte mich auf Anhieb in diese von lärmenden und abends blinkenden Autos umgebene Wildnis.

>Terra incognita inmitten von Licht und Lärm< wollte ich einst meinen ersten Roman überschreiben, oder auch >Einsam inmitten von Trubel und vorbeirasenden Menschenschicksalen<. Erschienen ist er nie, Schicksal vieler Erstlingswerke.

Nach mindestens einem Kilometer durch Gestrüpp und ab und zu eine Eiche oder eine Buche, manchmal auch eine falsche Akazie, kam ich wieder an einen derartigen Abhang. Diesmal lief ich diesem entlang bis zu einer anderen Leitplanke an einer anderen Autobahn, die unter einer Brücke hindurchführte. Beinahe hätte ich es übersehen. Die Brücken, die ich über- bzw. durchquert hatte, waren nicht einfach auf Pfeiler gestützt, sondern auf Mauerwerk, das dann in die Abhänge überging. Jetzt erkannte ich am Rande eines besonnten Mauerwerks ein Halbrelief, eine realistische Wiedergabe des Hamburger Michels, Wahrzeichen dieser aus mindestens vier mittelgroßen Städten zusammengewachsenen Großstadt, allerdings im Kleinformat,

wenn auch immer noch normale Menschengröße um etwa das Fünffache überragend. (s. Abb.)



Autobahnbrücke mit Halbrelief (Wiedergabe des Hamburger Michel)

Der Autobahnknoten wie auch das Dorf Maschen lagen am Rande des an dieser Stelle etwa 50 km breiten Elbstromtales, wie es die Eiszeitgletscher vor mindestens 10 Jahrtausenden geformt hatten, begleitet von Hügeln, die wir früh lernten „Endmoräne“ zu nennen. Maschens höchste Erhebung – gerade einmal 60m hoch – waren die >Hallonen<, auf denen man einen Waldfriedhof angelegt hatte, letzte Ruhestätte meiner Eltern und Großeltern. Von da aus hatte man bei gutem Wetter einen weiten Blick über das Tal, an dessen gegenüber liegenden Ende Hamburg zu erkennen war, mit einem Fernrohr sogar der Michel. Vielleicht war es dieser Blick, der den Künstler des Halbreliefs zu dem Michel-Motiv animiert hatte.

Inzwischen fand ich mich in dem Autobahngeflecht nicht mehr zurecht. Als es dunkel wurde, legte ich mich an einem Findling schlafen. Nein, bei aller Liebe zu den Romantikern: ich lasse die Idylle, in der ich einschlief, nicht durch eine grelle Sonne erwachen. Die Sonne schien zwar auch wie am Vortag. Aber geweckt wurde ich durch kitzlige Gefühle an Beinen und

Händen, schließlich sogar im Gesicht, ab und zu gespickt mit säurehaltigen Pieksern der von mir so geliebten Ameisen. Ich schüttelte mich und entschuldigte mich bei den davoneilenden Miniviechern, dass ich meinen Ruheplatz gerade quer zu ihrem Hauptpfad heim zum Haufen gewählt hatte. Vielleicht geleiten sie mich, dachte ich, auch wieder heraus aus diesem Autobahn-Labyrinth.

Tatsächlich fand ich mit Hilfe der Ameisen wieder zurück zu dem Mini-See, den ich beim Hinweg in der Ferne gesichtet hatte. Und da wurde ich Zeuge einer v.a. bei den Neuromantikern so beliebten Idylle. Nein, ausnahmsweise schenkte ich den Myriaden von Stechmücken, die sich begierig über mich hermachten, keine Beachtung. Auf dem See plätscherte ein Schwan mit einem Dutzend piepsender Minischwäne. Als die Schwanenmutter mich bemerkte, kletterte sie flugs an Land, die Küken hinterher, und verschwand im Wald. Meine Neugier hat mich auch sonst oft in schuldhafte Situationen verwickelt. Die Schwanenmutter sah auf der Flucht vor mir offenbar keinen anderen Ausweg als den über die Autobahn. Da erwischte sie einer dieser Raser. Ihre Küken flatterten zurück. Ich sammelte sie eines nach dem anderen auf, redete ihnen gut zu, führte sie zu dem See zurück. Aber auf dem See fühlten sie wohl, dass ihnen die Mutter fehlte.

„Ihr seid doch fürs Wasser geschaffen“, flüsterte ich den immer wieder zu mir an Land zurückkehrenden Küken zu, „und ich bin von Natur wasserscheu. Ich kann euch nicht folgen. Ich weiß nicht einmal, wovon ihr euch ernährt“.

Es half alles nicht. Sogar als ich in einem Anflug, meinen soziopathischen Neigungen zu entfliehen, plötzlich davonsprang in den Wald hinein, flatterten die Küken hinter mir her. Ich musste mir eingestehen, ich war jetzt ihre Ersatzmutter. Ich hatte für sie zu sorgen. Hunger und Durst trieben mich den Weg wiederzufinden, wie ich in diesen Urwald geraten war. Andererseits brauchten die Küken den Mini-See. Ich wusste nicht, was ich machen sollte.

Dann kam – wie ich dachte zu allem Überfluss – eine dicke Wolke mit einem regelrechten Wolkenbruch. Einerseits brauchte ich nur meine Hände aufzuhalten und hatte genug zu trinken. Andererseits war ich bald durchnässt. Die Küken plätscherten in den sich schnell bildenden Pfützen fröhlich herum. Ich floh unter die Brücke mit dem Michel als Halbrelief. Das hinderte die Küken aber nicht, mir dahin zu folgen und sich bei Einbruch der Dunkelheit unter meinen Pullover zu verkriechen. Im Geäst einer Eiche in Sichtweite – der Regen hatte gerade aufgehört – sah ich einen großen Vogel, vermutlich einen Uhu. Als mich bei Tagesanbruch der Lärm eines niedrig fliegenden Hubschraubers weckte, fehlte eines der Schwanenküken. Ich gab Laute von mir, von denen ich annahm, dass Schwanen sie äußern. Vergeblich. Der Uhu war mein erster Verdacht.

Der Hubschrauber brachte mich drauf, dass meine Eltern möglicherweise mit ihrer Hilfe nach mir suchen würden. Sie waren einiges von mir gewohnt und wussten doch, dass auf mich Verlass war, dass ich z.B. abends anrufen würde, wenn ich bei Freunden übernachtete. Also begab ich mich an die Leitplanke einer der unteren Autobahnen, immer darauf bedacht, dass die Schwanenküken nicht das Schicksal ihrer Mutter erleiden, und winkte zwischendurch mit meinem Taschentuch. Es dauerte Stunden bis ein Auto auf dem Seitenstreifen anhielt. Ich bestand aber darauf, dass die Schwanenküken mitkommen.

„Die machen aber doch Dreck“, war der Kommentar und flugs fuhr auch dieses Auto davon. Es dämmerte schon, als ein anderes Auto hielt. Das war glücklicherweise das, was man in Hamburg – keine Ahnung warum – einen Peterwagen nennt, ein Polizeiauto. Die Polizisten wollten zwar ursprünglich die Küken auch nicht mitnehmen, meinten aber, als ich sagte, wer ich sei, weil ich schon gesucht würde, mache man einmal eine Ausnahme. Nachdem ich aber zuhause von meinen Eltern freudig begrüßt wurde, nahmen die Polizisten die Küken einfach mit. Die Eltern mutmaßten: aus Gedankenlosigkeit. Als wir am nächsten Morgen bei der Polizei anriefen, hieß es, die Schwanenküken seien auf dem Weg nach einer Wildvogelstation in

der Pfalz ca. 600 km entfernt. Als wir dort am Morgen danach anriefen, hieß es: Ach die, die hätten die Fahrt nicht überlebt. Sie seien schon an Uhus verfüttert, die dort gerade zur Pflege untergebracht waren. Meine Eltern versuchten mich zu trösten: Vor unseren Katzen wären die Küken auch nicht lange sicher geblieben.

Wochen später las ich in der Zeitung die Anzeige eines >Schwanenwirts< mit dem Sonderangebot: Leckere Nieren von edelsten Höckerschwänen…

Abermals Monate später stellte uns der Deutschlehrer, schon eine Weile fiel ihm nichts Besseres ein, als Hausaufgabe zum soundsovielten Mal das Thema: >Mein letztes Wochenende<. Ich lieferte ihm im Wesentlichen die obige Schilderung meiner Erlebnisse in dem Mascher Autobahnknoten ab. Tage später bei der Rückgabe der Hausarbeiten wählte mich der Deutschlehrer dazu aus, mein obiges Elaborat vor der Klasse vorzulesen.

„Du Brutalo“, kommentierte ein Klassenkamerad, „wie kann man nur so etwas Brutales erfinden.“

Soziopathen pflegen solche Vorwürfe nicht mit Rechtfertigungen oder gar Gegenvorwürfen zu beantworten. Sie vergraben so etwas wie verzehrtes Leid in ihrem Magen.

P.S. Für alle Ärzte, die ich kontaktierte wegen meiner Soziopathie, Unterklasse: Menschlichkeitswahn (was im Pseudogriechischen mit „Homophilie“ leider nicht ganz korrekt wiedergegeben ist), war das natürlich eine Krankheit, sogar ziemlich ansteckend. Mein Kommentar: Hoffentlich!

Tierliebe,so kritisch ich sie manchmal sehe, ist auch mir sonst nicht fremd.

Ameisen

Zu irgendsoeinem Feiertag im Spätfrühling hörten wir die Rasseln einiger Schwarzenberger Kinder, die – einem älteren Brauchtum folgend – von Haus zu Haus zogen, um mit ihren Rasseln und einigen auswendig gelernten Sprüchen von den Bewohnern Gaben erwarteten, Eier oder – was Franziska schon vorbereitet hatte – Marmeladen-Gläser, am liebsten aber – das hatten sie schon anfangs durchblicken lassen – Geld. Eines der vor unserer Hütte aufgestellten Kinder, wohl schon zweistelliger Jahrgang, ein Junge, unterbrach plötzlich seinen Vortrag, sprang wild fluchend mehrfach sich schüttelnd auf und schrie:

„Scheiß-Ameisen!“

Er stand da in einer deutlich sichtbaren Hauptstraße der Ameisen, die jenseits des Weges, der an der Hütte vorbei führte, unterhalb einer Holzskulptur – wie sie in Schwarzenberg vor Jahren von Künstlern aus der ganzen Welt an unzähligen Stellen errichtet worden waren, eine Hauptattraktion des Ortes – einen Prachtbau von Ameisenhaufen aufgebaut hatten. Es waren die größten Ameisen, die ich in Europa je gesehen hatte.



Katzenskulptur in Oberschwarzenberg, unter der die Ameisen ihr Domizil errichteten (Foto: Franziska)

„Warum muss es überhaupt solche Viecher geben?“

fügte der Junge etwas kleinlauter hinzu. Ich behauptete einfach – Oberlehrer-Allüren lagen mir nie sehr fern –, dass die Ameisen die Müllabfuhr des Waldes seien usw.

„Stell dir vor“, versuchte ich es ihm darüber hinaus auf meine berüchtigt umständlich-barocke Art das Verwerfliche an seinem Verhalten zu verklickern, „dein Vater fährt mit dir und deiner Familie nichtsahnend auf der Autobahn. Plötzlich taucht da ein Riese auf und setzt seine Pranken, jede so groß wie die Schwarzenberger Kirche, quer auf die Autobahn, so dass der ganze Verkehr zum Erliegen kommt, und bleibt da auch noch stehen. Dass der Riese da einen Kilometer höher etwas singt oder ein Instrument spielt, kriegt man da unten auf der Autobahn doch gar nicht mit. Wenn du nun einzig die Möglichkeit hast, den Riesen mit Hilfe einer Spritze kitzliger Säure dazu zu bewegen, weiterzugehen, würdest du diese dann nicht wahrnehmen?“

Missmutig zog die Bande weiter zu Otto und Erna, einige Klafter Richtung Grenzbach.

Auf dem Rückweg bekam die Bande mit, wie Franziska mich „Bussi-Bär“ rief. Mir waren solche Kosenamen eigentlich immer peinlich, zumal sie auch noch andere männliche Wesen, unter anderem ihren Enkel, genauso zu rufen pflegte. Daraus machte der zuvor von den Ameisen gepiesackte Junge „Ameisenbär“. Und als ich aus dem Wald, der die Hütte und ih-

ren Garten umgab, heraustrat und der Bande verdutzt nachschaute, liefen diese Krakehler mit gelegentlichen Rückblicken laut lachend weg und riefen, allmählich mit dem Horizont verhallend:

„Ameisenbär! Ameisenbär! Ameisenbär!“

„Aber ich mag doch die Ameisen!“ sagte ich zu Franziska, „ich würde die doch nie wie ein Ameisenbär vertilgen.“

„Lass doch den Jungen ihren Spaß, die wissen nicht, was Ameisen sind, dann wissen sie erst recht nicht, was ein Ameisenbär ist,“ versuchte mich Franziska zu trösten,

„Regenwürmer müssen sich auch diesen Namen gefallen lassen, obwohl sie Regen überhaupt nicht mögen.“

Das Thema lässt sich kritsch sehen.

Tierversuche

Ich halte Tierversuche in den meisten Fällen für unnötig bzw. unverhältnismäßig. Die Menschenversuche in Dachau brachten als Ergebnis z.B. die Kenntnis der genauen Höhe, von der ab der Fallschirm-Absprung eines Piloten aus einem Flugzeug tödlich endet, d.h. bis zu welcher Höhe sich im Kriege ein Flugzeug dem Flakfeuer des Feindes entziehen muss, damit der Pilot noch eine Chance hat, einen Abschuss zu überleben. Mehr als 80 KZ-Insassen mussten dafür ihr Leben lassen. Das ist reines Kriegswissen, das schon damals unnötig war, vorhersehbar nichts zur Rettung von Menschenleben beitrug, zumindest in keinem Verhältnis zu dem erhofften. Den gleichen Maßstab lege ich auch den Experimenten mit nichtmenschlichen Lebewesen an.

Die Unterschiede zwischen Mensch, Tier und Pflanze sind vom Menschen willkürlich an zweckorientierten Merkmalen festgemacht und das nur in den Hochkulturen seit maximal dreitausend Jahren. Lernfähige Lebewesen entscheiden, wenn sie handeln, zwischen mehreren Möglichkeiten, nicht nur wenn es ums Überleben geht, d.h. sie ziehen aktuell etwas anderem vor. Diese Wahlen können sich innerhalb einer Gattung gleichen. Sie können allgemeinen Regeln unterliegen, deren Verletzung Sanktionen unterliegt. Wie immer diese Regeln verallgemeinert oder zum Gesetz werden, ihre Zweckorientiertheit verlieren sie nie. Das gilt auch da, wo deren Maßstäbe in einem Lebewesen verinnerlicht werden in so etwas wie einem Gewissen.

Heilige Zwecke, die also nicht in Frage gestellt, geschweige verändert werden dürfen, sind so oder so lebensfeindlich. Lebewesen leben von Lebewesen. Es gibt ja sogar fleischfressende Pflanzen. Umgekehrt ernähren sich nur wenige Tiere von Anorganischem, das von Organischem zu unterscheiden, nicht weniger problematisch ist. Dass Lebewesen sich von Lebewesen ernähren, ist durchgehend so und kann nicht einmal abgestellt werden. Hyperbolisch ausgedrückt: Die Welt ist ein Moloch, der sich von sich selbst ernährt. Wer also die Unterschiede zwischen Tier und Pflanze auf heilige Zwecke gründet, mag sich auf viele Heilige, Halbgötter oder sonst wie Überirdisches berufen, mit Wissenschaft hat das nichts zu tun, solange man jedenfalls Gemeinsamkeiten und Übergänge beiseitelässt.

Natürlich habe ich auch typisch hamburgische Anekdoten auf Lager.

Der Kaffeemann

Es gibt immer einmal wieder Nischenzeiten. Meistens hießen sie Übergangszeiten. Nicht nur Politiker wissen: Kritische Zeiten. Bei uns in Hamburg und anderswo hieß die Zeit, in der diese Geschichte spielte, Schwarzmarktzeit.

Es gab Tausende von Anekdoten oder "Döntjes," wie sie in Hamburg hießen, die in dieser Zeit spielten; die bekanntesten stammten von Dirks PAULUN, manche von Heinz EHRHARDT und manche betrafen eine Hamburger Kultfigur: Klein-Erna. Alle meine Anekdoten entstanden aber unabhängig aus meinem eigenen Erleben.

Eine meiner Anekdoten hatte ihren "Sitz im Leben," wie das die Theologen nennen und damit Tatsächlichkeit suggerieren wollen, nicht nur in Hamburg, sondern auch in besagter Schwarzmarktzeit. In Hamburg hatte sich nach Ende des 2.Weltkriegs schnell herumgesprochen, dass man, obwohl das Geld nahezu wertlos war, trotzdem Waren, v.a. Nahrungsmittel und Kohle zum Heizen, aber auch nutzloses Zeug wie Parfüm oder Gold an Orten, die man Schwarzmärkte nannte, erstehen konnte, indem man sie bargeldlos tauschte gegen Sachen, auf die man verzichten konnte oder die man schon lange loswerden wollte.

Unsere Familie wohnte in der Nähe eines Verschiebebahnhofs, eines Bahnhofs, in dem vor allem Güterzüge manchmal tagelang warten mussten, bis ihre umständlich von einem Gleis in ein anderes rangierte Waggons zusammengestellt waren, um als Zug meist in den Norden bis Dänemark abtransportiert zu werden.

"Die Dänen brauchen ja auch was zu essen," wurden wir Kinder in den Sinn eingeführt.

Woher die Güter kamen, wurde uns nie erklärt. Manche Kinder glaubten an den Herrgott. Aber ich hatte mich mittels eines alsbald zerlesenen Atlasses (Atlanten sagte man früher) als Siebenjähriger schon kundig gemacht. Da gab es Hinweise auf ein Gebiet im Westen Deutschlands mit vielen Bergwerken. „Ruhrgebiet" entzifferte ich im Atlas. Und einer Illustration, die dem Atlas beigegeben war, entnahm ich, dass man in der Tiefe unter der Erde in der Nähe der Hölle dem Teufel die Kohle abspenstig machte und in die Waggons schaufelte, wie wir sie auf dem Verschiebebahnhof täglich vorbeifahren und meist warten sahen. Und diese Kohle brauchten wir, um sie im Winter in unseren Öfen in wärmendes Feuer zu verwandeln. Woher der Teufel Kohle hatte, erklärte uns niemand. In der Schule wurden entsprechende Fragen notorisch abgeblockt:

"Das erfahrt ihr später."

Noch später an der Universität, als wir dem Professor die Frage zu stellen wagten:

"Was war denn vor dem Urknall?"

wurden wir damit abgefertigt, dass man das später sicher einmal herausbekommen würde. Schon im Griechisch-Unterricht, als wir mühsam einen Satz übersetzt hatten, den angeblich der berühmteste Weise des Abendlandes (SOKRATES) von sich gegeben hatte:

"Ich weiß, dass ich nichts weiß"

hatte das einer unserer Hinterbänkler auf die Formel gebracht:

"Lehrer sind alle nur Wusstenixe!"

So lernten wir früh: besser nicht fragen, lieber die Neugierde im Zaum halten. Noch deutlicher: Neugier sei des Teufels. Als der Religionslehrer von unseren Sünden sprach, dachte ich sofort an meine unbändige, ja unstillbare Neugier.

Allmählich kriegte meine Neugier immerhin so viel heraus, dass der Teufel die Menschen in den Bergwerken gnadenlos schuften ließ, bevor er ein paar Kohlen herausließ. Die Bergleute rückten diese dann ihrerseits den anderen Menschen heraus, indem sie dafür v.a. Verzehrbares verlangten oder sonst, wovon sie leben konnten. Früher schob man da so ein Zwischending ein, Geld. Da dieses in der Schwarzmarktzeit nichts wert war, mussten andere Wege gefunden werden.

Im Religionsunterricht hatten wir gelernt:

> "Du sollst nicht stehlen."

Natürlich witzelte unser Hinterbänkler:

> "Darf man dann auch nicht den Teufel bestehlen?"

Das Lachen erstarb bald auf unseren Lippen: alle dachten an die Kohlen des Teufels, die ihre Eltern nach verstohlenen Blicken in kleinen Säcken aus den wartenden Waggons auf dem Verschiebebahnhof holten.

> "Irgendsoein Teufel," hatte sogar mein Vater gesagt, "lässt uns das Wasser im Munde...," er schluckte, "die Finger jucken in der leeren Hosentasche."

Und sein Freund Willy:

> "Es soll doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir das in unseren Säcken, unserer Familie daheim nicht als gutes Werk ausgeben könnten."

Und flugs war der Waggon leer und dann der nächste. Und siehe da, am nächsten Tag sahen wir einen leeren Zug mit O-Waggons nach dem anderen gen Norden ziehen.

> "Müssen die Dänen nun frieren?"
>
> "Woran du schon wieder denkst!" War die einzige Antwort.

In dem entfernten Bekanntenkreis meiner Eltern gab es einen stets schlitzohrig aus dem Hemd schauenden, schlohweißen älteren Herrn, der den völlig unpassenden Namen MOHR trug und noch nicht einmal verwandt war mit SCHILLERs Räuberhauptmann MOHR. Der hatte mal wieder etwas besonders Raffiniertes ausgeheckt. So meinten wir jedenfalls. Der hatte früher im Hamburger Kaffee-Großhandel TOEPFER gearbeitet und wusste, dass dieser eine Niederlassung in den USA hatte, die sie auch noch in der Nachkriegszeit mit Kaffeebohnen aus Nicaragua versorgten. Sogar, wo diese, wusste er, frisch geröstet, angeblich nur für die Besatzer zu erwerben waren.

Bohnenkaffee, das war uns Deutschen seinerzeit etwas Unvorstellbares, wovon nur unsere Eltern in Erinnerung an ferne Zeiten schwärmen konnten. Auch dem Schwarzmarkt unbekannt. Für uns „Besetzte" gab es nur gerösteten Weizen oder Kaffee-Hag, also ungenießbares Gesöff.

Unser MOHR interessierte sich auf dem Verschiebebahnhof weniger für die O-Waggons mit der Kohle, sondern für die G-Waggons, insbesondere wenn sie versiegelt waren. Er war oh-

nehin im Verdacht, jede Bank knacken zu können, wenn er nur wollte. Ich denke, das ließ er aber bleiben. Nicht weil er Banker nicht wie mein Kollege Bert BRECHT für die wahren Verbrecher hielt, sondern eher, weil er sich nicht nachsagen lassen wollte, dass er nichts von der Verbrecher-Ehre hielt, nach der kein Verbrecher einen anderen bestiehlt.

Ich hatte aber früh einen anderen Verdacht. Unser MOHR hatte nämlich einen ungewöhnlichen, sogar umständlichen Weg gewählt, seine Ware an den Mann bzw. eher an die Frau zu bringen. Er ging nicht auf den Schwarzmarkt, sondern von Tür zu Tür im ganzen Viertel. In meiner kindlichen Fantasie wollte ich ohnehin früh wissen, was ein Geheimdienstler ist. Weil wir nicht wussten, wie diese sich außer durch die unauffällige Kleidung und durch eine Sonnenbrille von normalen Polizisten, speziell den Schutzpolizisten unterschieden, nannten wir sie Schupos. Ich machte meine Neugier ohnehin gerne an Menschen fest, deren Verhalten ich nicht verstand. Unser Mohr war unauffällig gekleidet, hatte aber keine Sonnenbrille. War sonst auch sehr freundlich und brachte meine Mutter häufig zum Lachen. Auffällig war nur, dass er für seinen Bohnenkaffee, den er meiner Mutter anbot, anscheinend gar nichts verlangte, sich alsbald sogar neben mich auf einen Küchenstuhl niederließ und dort langatmig schwätzend ein „Döntje“ nach dem anderen erzählte, während meine Mutter manchmal mit wenigen zustimmenden Worten weiter ihrer Arbeit nachging, meistens das Mittagessen vorbereitete. Das konnte gut und gerne eine Stunde dauern.

Ein Ereignis warf in meinen Augen plötzlich ein helles Licht auf das Verhalten des Onkel MOHR. Meine Mutter war gelernte Köchin, konnte aber auch viele Leckereien backen. Heute war einmal wieder ein Butterkuchen dran. Nie wieder habe ich so kostbaren Butterkuchen gegessen wie bei meiner Mutter. Und was man hier in Süddeutschland als Butterkuchen verkauft, hätte sie despektierlich "Kotzbrocken" genannt.

Plötzlich klingelte es. Der Butterkuchen war ohnehin nahezu fertig. Sie nahm die Platte mit dem dampfenden Kuchen schnell aus dem Ofen und auf den Holzstuhl neben mich und öffnete die Tür. Der Kaffeemann, wie Onkel MOHR meinem Vater gegenüber hieß, begrüßte Mutter überschwenglich. Und schon sprudelte aus Onkel MOHR eine Anekdote nach der anderen heraus. Die Zeit des Austausches von Höflichkeiten und Verbeugungen hatten meine Mutter und der Kaffeemann längst hinter sich. Ohne zu fragen, fröhlich schwätzend, setzte sich also Onkel MOHR neben mich. Ich gebe zu, auch ich hatte seine Anekdoten so spannend gefunden, dass ich nicht nur die Schularbeit vergaß, eine Rechenaufgabe, die ich begonnen hatte zu lösen. Gerade in dem Moment, als eigentlich nur noch die Pointe fehlte, schreckte der Kaffeemann in die Höhe, sah sich um und fasste sich ans Gesäß und unsere aufgerissenen Augen konnten es nicht fassen:

"Der schöne Butterkuchen!"

Die Schwarzmarktzeit war verbreitet eine Zeit des Hungers. Die Ödeme an meinen Füßen, derentwegen ich barfuß lief, nannte der Arzt auch Hungerödeme. Aber schneller als vom Blitz zum Donner war allen klar: An Verzehr dieses kostbaren Kuchens war nicht zu denken. Schlimmer: Die Hose Onkel MOHRs vom Fett der Butter durchtränkt.

"Meine Frau,“ stotterte der Kaffeemann.

"Ich mach das schon.“

Meine Mutter war stets unkompliziert und zog dem Mann, offenkundig nichts dabei denkend, die Hose aus und stürzte diese in einen Bottich. Waschmaschinen konnten wir uns erst Jahre später leisten. Heiß Wasser dazu und mit Gallseife – oder war es Schmierseife? – schrubbend, suchte Muttern den Föhn im Bad, sah das Bügelbrett, die Hose drauf und schon stand plötzlich mein Vater in der Tür. Wie auf Befehl hatten alle den Mund sperrangelweit offen.

"Aber..." meine Mutter fing sich als erste.

Dann ging das Gezeter los. Meine Eltern stritten sich oft. Aber nie erreichte der Streit eine Lautstärke wie jetzt. Ich verstand überhaupt nicht, was los war. Die Eltern verschwanden ins Wohnzimmer. Da ging es erst recht los. Die Fetzen flogen, eine Blumenvase zerschmetterte das Fensterglas. Es waren nur Wortbrocken, die aus dem Geschrei drangen.

"Was hast du mit dem Mann"

Und meine Mutter hörte ich nur mit dem Wort: "Vertrauen"

Der Kaffeemann schnappte sich die halb getrocknete und halb oder auch zehntel gebügelte Hose und wurde nie wieder gesehen. Als ich meine Eltern später einmal die Frage stellte.

„Seid Ihr eigentlich glücklich?“

kam unisono wie aus einem Mund:

„Wie kommst du denn darauf? Wir sind das glücklichste Paar der Welt.“

Ich hatte schon befürchtet, die Antwort wäre:

„Das erfährst du erst später.“

Da sich meine Eltern häufiger stritten, machte ich mir früh Gedanken zu dem Phänomen ‚Streit‘ und dachte mir Strategien aus, wie das Richtung Sachdialog zu entschärfen ist. Ergebnis bis heute: resignativ

~~Streit~~

Es ist nicht nur bei Ehepaaren so, nicht einmal bei notorischen Streithähnen. Es sind sogar ausgesprochen unscheinbare Einfallstore, die kein normaler Mensch abschließt, einfache Aussagen, manchmal nur ein Wort, durch die man in die haarsträubendsten Streitigkeiten gerät. Einem Satz, der etwas Neues enthält und sogar mit Dank quittiert wird, folgt ein Satz, dem nur dieses Neue fehlt. „Das weiß ich doch!“ „Kann ich wissen, was du schon weißt?“ Und schon ist ein Vorwurfskarussell im Gang, die Fetzen fliegen, und am Ende weiß keiner mehr, worum es eigentlich ging. Aber eines weiß jeder: Angefangen hat immer der andere.

Gegen diese Logik des Streits helfen nicht einmal Entsäuerungskuren, wie sie Therapeuten anbieten. Am besten betrachtet man das als belebendes Element in einem allzu trockenen Alltag.

Ein Ereignisort meiner Kurzgeschichten, an dem ich einmal mit Urlaubsgefühlen so unachtsam war, aus meiner geliebten Unauffälligkeit herauszutreten, war Schwarzenberg. Das war ein Dorf am Dreiländereck Österreich-Tschechien-Deutschland, an dessen Rand Franziska eine Hütte hatte:

Ein Guru namens Putznickel

Franziskas Hütte stand im Dreiländereck Tschechien – Österreich – Deutschland an einem Berg, der seit Alters Teufelsschüssel hieß. Ein eher unauffälliger Rundberg, nicht einmal tausend Meter hoch, jedenfalls aus dem Tal betrachtet, in dem ein Bach durch die Findlinge stürzte, der offiziell den Namen Gegenbach führte, den wir aber nur Grenzbach nannten, weil er Österreich von Bayern trennte. Manche waren sogar der Meinung, dass dieser Bach noch internationaler war, und behaupteten, er würde in Tschechien entspringen.

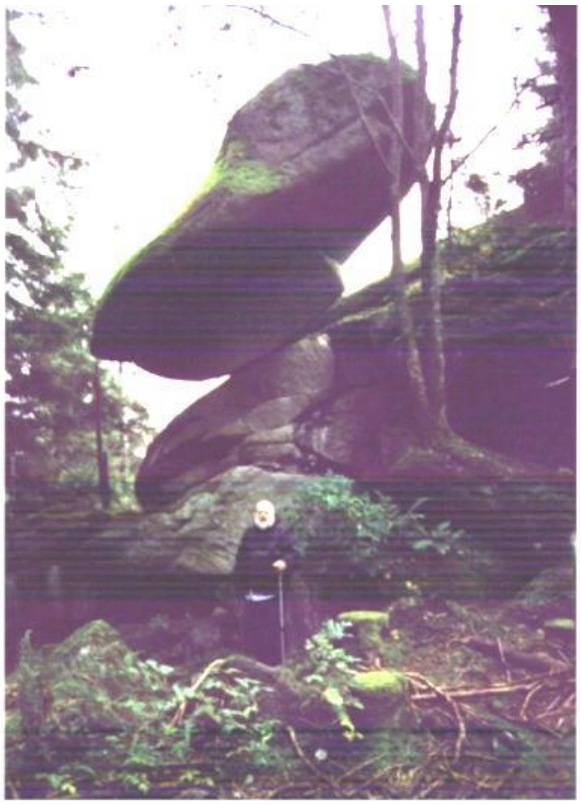
Auf dem Weg zur höchsten Stelle der >Teufelsschüssel< begegnete uns kein Mensch. Zwischen den Bäumen des Waldes nur Heidel-, Him- und Brombeeren und je und dann einer dieser schmackhaften Maronenpilze und natürlich auch einer dieser wunderschönen weißgetupften knallroten Fliegenpilze, den ich nicht einmal anrühren durfte. „Teufelszeug!“ hatte mich Franziska gewarnt.

Und dann kamen wir auf halbem Wege an einer Formation von Findlingen vorbei, die die Natur so übereinandergestapelt hatte, dass sich unter ihnen eine Höhle bildete, in der wir uns, gerade von einem Regenschauer überrascht, unterstellen konnten, ohne nass zu werden. Hier

habe im 30jährigen Krieg im 17. Jahrhundert nach einer Sage, die noch heute am Ort erzählt werde, ein Einsiedler (manche Quellen behaupten: aus purem Pazifismus) gehaust, den sie „Putznickel“ nannten.

Wie die größeren und bekannteren der umliegenden Berge, den >Dreisessel< und den >Plöckenstein<, krönten die >Teufelsschüssel< eine Reihe wie Türme aufragende, manchmal wie Riesenpfannkuchen aufeinandergestapelte Felsen. Spontan und daher voll daneben nannte ich sie Wurmfortsätze. Wir kletterten den höchsten dieser Felsen hinauf. Dieser hatte in der Mitte eine Mulde von der Größe einer Schüssel, worin sich Regenwasser gesammelt hatte. Hier trafen sich also der Sage nach die Teufel mit ihren Hexen, wenn sie sich, in der Walpurgisnacht direkt aus der Hölle kommend, anschickten, die Erdbewohner mit den wunderschönen Fliegenpilzen, die sie in dem Wasser der Schüssel zu einem wohlschmeckenden Sud kochten, zu vergiften.

Franziska machte wie auch sonst Fotos, diesmal auch von einem Felsen, der gefährlich über einem anderen so zu liegen kam, dass er eigentlich sofort danach hinunterstürzen musste, dorthin wo unsere Hütte lag. (s. Foto)



Der auferstandene Putznickel unter dem gerade herabstürzenden Felsen der Teufelsschüssel

Es kam die Walpurgisnacht. Franziska, die alle diese Sagen von Ernas Mutter erfahren hatte, der zu Ehren sie den Namen Franziska angenommen hatte (denn eigentlich hieß sie Else), schlief fest. Ich aber konnte nicht schlafen. Von Kindheit an hatte mich alles Verbotene und Giftige angezogen. Mit einem Fliegenpilz stahl ich mich heimlich davon zur Teufelsschüssel, tunkte diesen in das dort angesammelte Regenwasser und schöpfte daraus mit beiden Händen nur einen Schluck. Flugs war ich im Himmel, jedenfalls in einer anderen Welt, unbeschreiblich mitgerissen in die Blumen der Fantasie.

„Bist du des Teufels?“ hörte ich Franziska schreien und fühlte noch den Schmerz einiger Maulschellen, die sie mir vermutlich verpasst hatte, um mich wieder zu Bewusstsein in die Runde einiger sie umgebender Erdbewohner zu bringen. Sie hatte mich also suchen lassen und neben der Teufelsschüssel gefunden, in der noch der Fliegenpilz schwamm.

„Tot hättest du sein können.“ Und der Arzt bestätigte später:

„Er war nicht einen Millimeter vom Jenseits entfernt.“

Inzwischen hatte Franziska die Fotos von der Teufelsschüssel vervielfältigen lassen und zeigte mir lachend und später anderen Schwarzenbergern das Foto, wo ich mit Wanderstab in ein Keep gehüllt, das den Regen abhalten sollte, wie ein gleichmütiger Mönch unter eben dem Felsen stand, der gerade auf unsere Hütte zu stürzen drohte, das aber wohl schon seit über Zehntausend Jahren.

„Was ist denn das für ein Guru?“ rief Franziskas Enkel aus, als er das Bild sah. So stellte er sich vermutlich Bhagwahn vor, den seine Mutter in ihrer Jugend so verehrt hatte. Und in Schwarzenberg hieß es nur: „Der Putznickel ist wieder auferstanden!“ Hinfort musste ich zur Walpurgisnacht in der Höhle auf dem Weg zur Teufelsschüssel, der „Putznickelklause“ – wie inzwischen ein Wegweiser verriet –, zuerst scherzhaft an alle Kinder, die krank waren, Tropfen einer Tinktur ausgeben, angeblich mit Spuren von Fliegenpilzen hergestellt, in Wahrheit aber reines Wasser aus der Quelle, die bei unserer Hütte entsprang. Und wen wundert es da, dass auch einige dieser Kinder wieder gesund wurden.

Daraufhin verbot die Kirche den Kindern, zu dem Guru in der Putznickelklause zu wallfahrten. Und wie alle Verbote bewirkte das das Gegenteil. Binnen kurzem wurde der Berg, der von Alters >Teufelsschüssel< hieß, schwarz von Menschen, die nach dem Wasser des Gurus gierten. Der Guru selbst kam sich aber nach einer Weile wie im Alptraum und als Betrüger vor, versuchte den Erdbewohnern anfangs noch zu erklären, was es wahrhaftig mit dem Wasser auf sich hatte, und zog sich dann, als niemand das wissen wollte, entnervt zurück. Und selbst als der Guru Schwarzenberg für immer verließ, bleib die Teufelsschüssel ein schwarzer Berg, schwarz von Menschen, die den Putznickel suchten.

Ich lernte es in meiner Egomanie, was man mit Ichbezogenheit nur verharmlost ausdrücken kann, erst spät, dass ich doch etwas Besonderes war. Nicht ganz falsch hatte ich mich mit

dem Satz „Eigentlich ist jeder irgendwo etwas Besonderes“ über meine Fehler und Schwächen hinweggetäuscht, also auch über meine Egomanie. Diese war bei mir leider von Anfang an mit einer Skurrilität gemischt, die viele als Rücksichtslosigkeit gegenüber den Mitmenschen deuteten. Ich war aufgewachsen mit der Mahnung meiner Mutter:

„Was sollen denn die Leute denken?“

Das Trotz-Gen, das ich von meinem Vater geerbt hatte, sagte mir frühzeitig, dass das, was meine Mutter als Erziehungsmittel ansah, nichts als Leutefimmel war. Bis heute fischt mein Hirn aus der Kritik meiner Mitmenschen das heraus, was mich weiterbringt, und wirft den Rest auf einen Haufen von Schrott und Müll.

Eine Wette mit einigen Mitschülern, in der es darum ging, wer die Sympathie der DIOTIMA unserer Einbildung gewinnt, in einem Wettstreit, die mittelmäßigsten Noten quer durch die Fächer zu erhalten, war der „Sitz im Leben“ (wie das die Theologen nennen) folgender Kurzgeschichte:

Das verfehlte Mittelmaß

Der Mensch ist das Maß aller Dinge, sagten schon die alten Griechen an der Wiege der europäischen Kultur. Maßhalten war im Mittelalter einer der höchsten Werte. Natürlich missverstanden das die Menschen zu allen Zeiten. Für die Griechen waren Sklaven offenbar keine

Menschen. Seit dem Mittelalter haben nicht nur die Bayern das Maßhalten in den falschen (bzw. ursprünglich nicht gemeinten) Hals bekommen. In der Pubertät bemühten wir uns bei den allzu strengen Lehrern nicht aufzufallen. Unser Bemühen um Mittelmaß hatte in einem Fach den Erfolg, dass wir alle sogar noch im Abitur ein „befriedigend“ (= 3) bekamen, was ja nichts anderes heißt als mittelmäßig! In der Mathematik ging das voll daneben. In der schriftlichen Arbeit zum Abitur ließ ich alle von mir abschreiben. (Das war Mitte der 50 Jahre noch möglich.) Der Lehrer, dieses Filou, hatte meine Beihilfe zur Sünde des Abschreibens in Kenntnis meiner Aversion gegen alle Noten durchschaut, wollte das wohl aber nicht an die große Glocke hängen und kriegte es fertig, die Noten trotzdem wie die Gauß'sche Glockenkurve um das Mittelmaß „befriedigend“ streuen zu lassen. Einer fiel sogar durch. Er hatte versehentlich nach seitenlangem Abschreiben beim Kürzen 4:4=4 (vier durch vier gleich vier) als stolzes Resultat zu Papier gebracht. Sein Protest (gegen den Durchfall) wurde später vom Lehrer gekontert: „Wenn ein Brückenbauer einen derartigen Bock schießt, fliegt er nicht nur aus dem Job, sondern die Brücke bricht auch zusammen!“ Mir hatte er – wohl aus Rache für meine Beihilfe zu der strafbaren Sünde des Abschreibens – nur ein >gut< (= 2) gegeben.

Ich bekenne, dass ich von allen Schülern, die ich kannte, am meisten Schwierigkeiten hatte mit dem Mittelmaß. In einem Fach gelang es mir das zu kompensieren, indem ich abwechselnd ein „sehr gut“ und ein „mangelhaft“ anstrebte und meistens auch erhielt, im Schnitt >befriedigend<. Der Lehrer am Ende des Schuljahres mit rotierenden Augäpfeln: „Simon, ein merkwürdiger Mensch“.

Legendär, weil häufig von mir erzählt, ist die Geschichte meiner Aufnahmeprüfung in die höhere Schule. Die Prüfer kamen von höheren Schulen und hielten uns tendenziell für Kinder, jedenfalls im Märchenalter. Also bekamen wir als Aufgabe im Deutschunterricht, Aesopsche Märchen nachzuerzählen. Ich war aber längst aus den Märchenalter heraus, interessierte mich für alles Technische und Handwerkliche und natürlich für Fußball. Ich höre

mich noch zum Gelächter der anderen Prüflinge laut sagen: „Tiere, die reden. So ein Blödsinn!“ Die Folgen waren absehbar. Ich erdichtete reale Geschichten, die mit den nachzuerzählenden Märchen nur noch wenig zu tun hatten, und bekam wegen Themaverfehlung eine „unbefriedigende“ Note nach der anderen. Von den 800 Schülern, die in diesen 14 Tagen an der Oberschule am Kaiser-Friedrich-Ufer geprüft wurden, war ich also der schlechteste und das auch noch in dem Fach ‚Deutsch‘, das allein ausgereicht hätte, um mir den Weg in die höheren Schulen zu verweigern.

Einem Prüfer, dem ich schon vorher aufgefallen war, weil ich einem Nachbarn, der nicht weiter wusste, unerlaubterweise die richtige Lösung zugeflüstert hatte, hatte herausgefunden, dass ich unter den 800 Prüflingen umgekehrt der einzige war, der im Rechnen sämtliche Aufgaben richtig gelöst hatte. Das muss der Prüfungskommission ziemliche Rätsel aufgegeben haben. Jedenfalls ließ sie meinen Lehrer kommen, der dann wohl die Schuld auf sich nahm. Er hätte das Rechnen in den Mittelpunkt seines Unterrichts gestellt und darüber den Deutschunterricht vernachlässigt. So wurde ich „probeweise“ zur höheren Schule zugelassen. Dort stand in meinem Zeugnis schon nach einem halben Jahr: „Er ist der beste Schüler der Klasse.“ Ich selbst verstand mich nicht als jemand, der sich dazu irgendwie angestrengt oder geändert hätte. Die Lehrer waren nur andere. Natürlich lag es in der Logik meiner Rachewirkungs-Einbildungskraft, dass diese Aufnahmeprüfungen bald danach wieder abgeschafft wurden.

Mein Bemühen um mehr Mittelmaß endete überzufällig oft an Grenzen, die ich nur durch Anstrengungen in Richtung gegenüberliegender Grenzen einigermaßen Richtung Mitte zu kompensieren verstand.

Selbst in Spiel und Sport gab es ähnliche Probleme. Ich liebte beach-football über alles. Insbesondere am Strand der Ostsee einigten sich die spielwilligen Jungen, die sich zuvor nicht kannten, schnell auf ein Match. Zwei wurden bestimmt oder meldeten sich selbstbewusst, abwechselnd die Spieler für ihre Mannschaft aus der Schar der Spielwilligen zu wählen. Ich

wurde anfangs regelmäßig zuletzt gewählt. „Haut und Knochen“ hatte man mich auch noch während meiner Studienzeit genannt. Heute wiege ich doppelt so viel. Das Mittelmaß muss ich dabei blackoutmäßig übersprungen haben, oder ich traue mir auch zu, dass ich das mit besonderer Raffinesse umkurvte. Jedenfalls: Null Erinnerung. Zwischen Skelett und Dickwanst verfehlte ich im Laufe meines Lebens offenbar auch gewichtmäßig dieses merkwürdig unfassbare Zwischending, das wir Mittelmaß nennen. Der Anblick meines Gerippes damals aber hieß offenbar: Mir traute man am wenigsten zu. Schon bei der Neuwahl zum nächsten Spiel wurde ich dann als erster gewählt.

Zugute kam mir bei diesem Spiel meine Reaktionsschnelligkeit. Ich war im Sprint auf den ersten Metern immer einen Schritt schneller als die meisten anderen. Beim 100-Meter-Lauf gehörte ich aber im Ziel eher zu den letzten. Beim beach-football kommt es auf die ersten Meter an. Wir spielten nicht mit Lederbällen; die blieben zu häufig im Sand stecken, sprangen nicht weiter. Der von uns bevorzugte Plastikball war nicht nur leichter, sondern sprang auch höher. Da aber der Strand weitaus unebener ist als ein Fußballplatz, war der Ball nach dem Aufprall für die meisten schwer berechenbar. Zu häufig schossen sie ein Windloch, d.h. ihr Fuß verfehlte den Ball oder traf ihn so, dass er in eine unbeabsichtigte Richtung flog. Reaktionsschnelle Spieler hatten hier Vorteile. Außerdem war ich beidfüßig. Ich konnte sogar einen Ball mit einem Fuß annehmen und ohne Zwischenschritt noch in der Luft sofort mit dem anderen knallhart im gegnerischen Tor unterbringen. Mit dem Kopf konnte ich hoch im Strafraum fliegende Bälle zwar auch mit einer Schleuderbewegung knallhart verwandeln, das aber merkwürdigerweise nur mit links. Dafür erledigte ich das Malen und Schreiben ohne Murren stets mit rechts, nur den Hintern wischte ich mir stets mit links ab. Erst später erfuhr ich, dass das in anderen Kulturen (zB bei den Indern) sogar Pflicht ist. Ist wohl auch hygienischer (wegen der Ansteckungsgefahr beim Händeschütteln).

Diese Fähigkeiten imponierten schnell die Mitspieler, nicht selten richtige Kraftprotze, denen ich z.B. im Boxen deutlich unterlegen war. Allerdings geriet dadurch auch das Ziel des Mittelmaßes in die andere Richtung aus dem Ruder. Alle meine Vorsätze, im Mittelmaß der Masse unauffällig zu bleiben, gingen immer wieder schief.

Mit 10 Jahren finden Jungen in unserer Kultur Mädchen nur albern. Ich hatte einige ältere Cousinen. Die schwärmten von meinen blonden Haaren, den blauen Augen und manchmal auch von meinen schwarz kontrastierenden Augenbrauen. War das lästig! Ich sollte nicht schwören, wusste ich schon damals. Aber ich schwur doch: Ich will hässlich, unansehlich, wenigstens mittelmäßig werden. Schneller, als ich dachte, ging der Schwur in Erfüllung: die Brauen wuchsen wild zu einem kaum zu durchkämmenden Wulst; die Augen darunter bekamen einen Grauschleier und die Haare dunkelten nach, kriegten zuerst am Hinterkopf lichte Stellen, bis nur noch dünne Härchen die Glatze zierten, die mich zu dem machten, was ich heute bin: der Teufel mit den drei silbernen Haaren. So war mein sehnlicher Wunsch nach Mittelmaß wieder einmal in die entgegengesetzte Richtung ausgerutscht.

„Erkenne dich selbst“, sagten die antiken Griechen, natürlich eine Umschreibung des Bemühens um Mittelmaß. „Alles dreht sich nur um dich“, fasste meine Frau unsere Beziehung zusammen, „um dich und deine Mitte“. „Nein“, meinte sie auf meine Nachfrage, „ich meine nicht dein Hirn, nicht dein Herz, nicht deinen Nabel. Nein, deine Mitte sitzt noch tiefer. Und freu dich nicht zu früh. Auch da bist du kein Mittelmaß. Nein, auch nicht mehr als Mittelmaß.“ Ich fühlte mich wie Pius II, als ihm schwante, dass Copernikus mehr recht hätte als er und die Heiligen und mit ihnen ihr Gott und ihre Schriften, dass die Erde also nicht die Mitte der Welt ist, um die sich die Sonne und die Sterne drehen, dass damit auch nicht Rom die Mitte der Erde und er selbst nicht die Mitte Roms sei.

Ist denn Mittelmaß so erstrebenswert, stellte ich eines Tages meine ganze Zielsetzung in Frage. Willkür und Unsicherheiten lassen sich ausnutzen. Solange die Mitte als erstrebenswert

gilt, lässt sie sich nicht nur in der Politik für konkrete Ziele ziemlich beliebig vereinnahmen. Als Kleinkind bin ich die Mitte der Welt. Nicht wenige Menschen werden in ihrem Leben diese Fixierung auf die Mitte nicht los. Päpste und Diktatoren z.B. verhalten sich jedenfalls häufig so wie Kleinkinder. Retardierungen nennt man dieses Festhalten an Eigenschaften von Kleinkindern. Mit ‚Verzögerung' ist es schlecht eingedeutscht. Es soll Kinder gegeben haben, die ihre ausschließliche Fixierung auf Muttermilch als Nahrungsquelle erst mit den Milchzähnen verloren haben. (Ich übrigens nie, wenn auch in der Form viehischer Ersatzmilch.) Eine Schlange, deren Haut so stark ist, dass sie die Häutung verhindert, kann daran sterben.

Es gibt also Anzeichen dafür, dass wir die Fixierung auf eine Mitte als Krankheit diagnostizieren müssen. Dazu muss man offensichtlich mit Verweigerungen von Horizonterweiterungen aller Art rechnen. Mutter, Vater, der Kindergarten, die Schule, das Dorf oder der Stadtteil, das Land oder die Nation wären normalerweise Durchgangsstadien auf dem Weg zum „Verlust der Mitte". In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es einen Bestseller des Kunsthistorikers Hans Sedlmayr mit diesem verräterischen Titel: "Verlust des Führers", witzelten Kritiker wegen der Vergangenheit seines Autors. Nachdem mir klar war, dass meine Suche nach dem Mittelmaß keinen Erfolg haben würde, beschlich mich schon eine Leere, wie sie die Heideggerianer zu Sedlmayrs Zeit propagierten. Dann aber wich dieses Gefühl dem einer ungeahnten Freiheit. Helmut Monreal beschrieb dieses Gefühl sehr viel später in seinem Werk „Endlich frei von Göttelei."

Man unterschätze die Kraft der Retardierung nicht: Die Fixierung vor allem auf Autoritäten als Elternersatz war nicht nur in der Nachkriegszeit eine Massenerscheinung. Auch Intellektuelle und hochgradig Gebildete leiden gar nicht so selten an dieser temporären Massen-Retardierung, einer Orientierung an einer Mitte bzw. ihren vermeintlichen Stellvertretern und Wortführern oder deren (heiligen) Äußerungen. Lange Zeit und gelegentlich auch heute noch verbreitet (selbst unter Wissenschaftlern bzw. unter denen, die sich als solche ausgeben) ist

die Auffassung, die Erde sei die Mitte der Welt. Nach Copernicus und Galilei dachten auch Astrophysiker nicht selten, die Sonne sei die Mitte der Welt. Im Laufe der Erforschung des Universums entrückte die Sonne mit ihren Planeten immer mehr zu einer wenig auffälligen Randerscheinung in der Milchstraße, die ihrerseits immer mehr zu einer Randerscheinung des Universums wurde. Nicht oder schlecht anders deutbare Phänomene lassen heute sogar ernsthafte Astrophysiker annehmen, dass unser Universum nur eines neben anderen ist, deren Gesamtheit sie Multiversum nennen. Konnte man bei unserem Universum noch den Urknall als ursprüngliche Mitte voraussetzen, so verflüchtigt sich die Frage nach der Mitte also immer mehr ins Unendliche oder wie man es nimmt: ins Nichts. Die Geschichte der Erforschung der Welt endet also immer mehr in katastrophalen Frustrationen unserer Mittelmaßsucht. Kann es sein, dass diese Frage falsch gestellt ist?

Lange Zeit und lokal auch heute noch verknüpft man die Frage nach der Mitte mit der nach Sinn. Sinnvoll an der Sinnfrage (und erkenntnistheoretisch haltbar) ist sie als Frage:

Wer und was ist für wen und was warum und auf wessen Kosten von Bedeutung?

Alle Menschen orientieren (bewusst oder unbewusst) ihr Handeln an Entscheidungskriterien. Diese Grundstruktur ändert sich nicht, wo versucht wird, diese Kriterien zu verallgemeinern, was an den Hochschulen meist in der Philosophie geschieht. Problematisch werden solche Verallgemeinerungen, wenn versucht wird, sie für andere verbindlich zu machen, was an den Hochschulen nicht nur in der Theologie geschieht. Die Auswirkungen von Orientierungen einzelmenschlicher Handlungen an ultraweiten Horizonten (Multiversum, Universum, Milchstraße, Sonne) dürften gegen Null tendieren. Umgekehrt haben Ableitungen von (in diesen Horizonten gewählten) Mitten auf die Orientierungen Einzelner ebenso wenig Rückwirkungen, wenn man sich nicht in die Gehege der Astrologie verirren will. Der Kampf der Kirche gegen Copernicus und Galilei und deren Forschungsergebnissen, nach denen sich nicht alles

um die Mitte Erde bewegt, deutet bereits an, dass die Infragestellung dieser Mitte durchaus als eine Art Selbstkränkung verstanden werden kann.

Glücklich war noch einigermaßen die Barockzeit, in der man noch fest an Engel glaubte. Da konnte man sich definieren als „unselig Mittel-Ding von Engeln und vom Vieh“. Heute glauben wir nicht mehr an übermenschliche Wesen, höchstens an Aliens. Wir können uns also nicht mehr zweiteilen in Über- und Untermensch.

Ich bin nicht nur Linguist. Ich hatte auch beiläufig Mathematik mit dem Schwerpunkt Wahrscheinlichkeitsrechnung studiert. Ich lernte also Wörter wie Mittelmaß nicht nur in seine bedeutungstragenden Bestandteile (Morpheme) zu zerlegen, sondern auch exakt zu beschreiben, was als Mittelmaß gelten kann. Mittelmaß ist also linguistisch ein Kompositum aus zwei Substantiven und einem Sprosslaut (Mitte + [Sprosslaut l] + Maß). Ich gehe nicht davon aus, dass die Bedeutung des Kompositums identisch ist mit der Summe der Bedeutungen seiner Teile, und nicht nur wegen des Sprosslauts, von dem es umstritten ist, ob er überhaupt eine Nuance zur Gesamtbedeutung beitragen kann.

Die Mitte wird nicht nur in der Mathematik, häufig definiert als eine Größe zwischen den Extremen 0 (= nichts) und ∞ (= unendlich, alles). Die Extreme sind längst als mathematische Fiktionen ausgemacht, die man zum Rechnen braucht, die aber in der Wirklichkeit nicht fassbar sind. Die Mitte lässt sich normalerweise mathematisch exakt berechnen. Bei gegebenen Größen, z.B. der Länge der Nadeln einer Tanne, ergibt das den sogenannten Mittelwert – alltagssprachlich: Durchschnitt, um den die gemessenen Einzelwerte der Nadellängen (wie die Gauß‘sche Glockenkurve) streuen. Auch der Mittelwert ist eine Fiktion, zwischen 0 und ∞ sogar von keinem Mathematiker exakt berechenbar. Solche Mittelwertberechnungen gehen selbst dann in die Irre, wenn man dem Mittelwert eine gewisse Bandbreite mit Toleranzschwelle zugesteht. Ohne Willkür sind auch solche Toleranzschwellen nicht zu bestimmen, auch dann nicht, wenn man sie z.B. als mittlere Streuung um den Mittelwert exakt festlegt.

Ich hatte mein Ziel ‚Mittelmaß' schon eine Weile nicht nur aufgegeben. Ich hatte mich sogar zu der Erkenntnis durchgerungen, dass es nichts Unsinnigeres gibt, als sich derartige Ziele zu setzen. Das Thema schien also endgültig abgehakt. Da passierte es.

Es war ein Tag vor meiner Entlassung in den Ruhestand. Da las ich im >Spiegel<, den viele für das zuverlässigste Magazin der Welt halten, wie viel die Deutschen im Schnitt monatlich verdienen. Und das war bis auf den Cent exakt die Summe, die ich seit Jahren monatlich bezog. Aber meine Befriedigung um das endliche Erreichen des Zieles Mittelmaß währte nicht lange. Schon in der nächsten Ausgabe las ich an ziemlich versteckter Stelle eine Anmerkung, dass die Statistiker bei der Ermittlung vergessen hatten, das Geld des Kanzlers (mit seinen 17.000 €) zu berücksichtigen. Damit lag ich zwar nur 2,1 Cent unter dem Durchschnitt, aber das hieß dennoch: Ich hatte auch an diesem Tag das Ziel Mittelmaß verfehlt. Außerdem schrumpfte schon ein Tag danach mein Einkommen wegen der Versetzung in den Ruhestand auf Dreiviertel des ursprünglichen.

Diese Geschichte sollte in der Erstfassung eine Kurzgeschichte werden, hat aber wohl mal wieder das Thema bzw. die Gattung und damit das Mittelmaß verfehlt, und nicht nur weil ihr eine richtige Pointe fehlt. Auch in dieser Hinsicht verfehlt sie also, und zwar trotz aller Bemühungen über die vielen Fassungen hinweg, das Mittelmaß. Vielleicht hat jemand eine Idee, wie sich das reparieren lässt.

Als man vor über 5000 Jahren lernte, erfolgreich Ländereien und andere Dinge zu vermessen, war das der Anfang einer Messorgie nach der anderen. Erstaunlich spät kam man auf die Idee, den menschlichen Intellekt zu vermessen. Zweifel an dieser Idee finde ich selbst in der Gegenwart ausgesprochen selten.

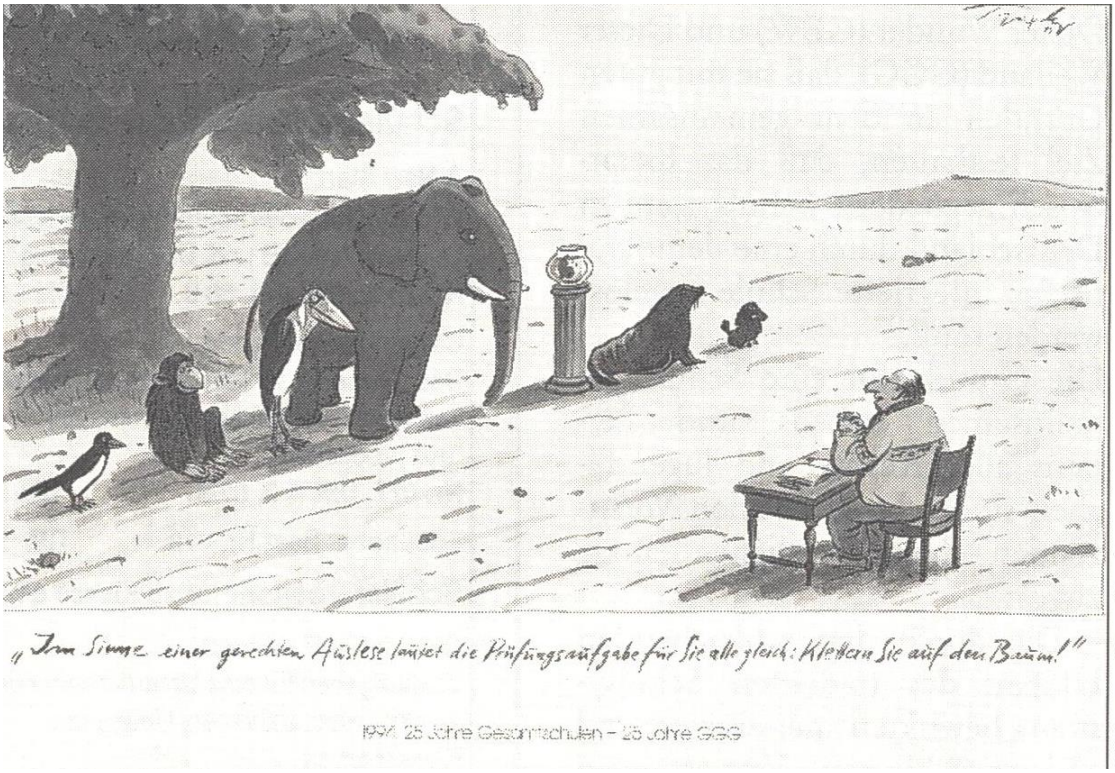
Intelligenztests

(Zu Ehren aller meist testosterongesteuerten Testophilen in Schule und Wirtschaft)

Wenn ein Mensch nicht verrät, welchen Intelligenzquotienten (IQ) er hat, kann das heißen, dass dieser unter 100 oder über 100 liegt, oder er war so klug, sich nie einem derartigen Test zu unterziehen.

Welchen IQ hat eigentlich der Wissenschaftler gehabt, von dem der Spruch stammt: „Intelligenz ist, was der Test misst.“?

Welchen IQ hatte der Karikaturist, welchen der Obertester in dem folgenden Elaborat?



Zeichnung: Hans Traxler

Ausnahmsweise, weil schon im 80. Lebensjahr, oute ich mich: Als zwölffach durchgefallener Hochschullehrer habe ich einen IQ von exakt 150; aber ich habe nichts dagegen, wenn jemand sich berufen fühlt, ein Minus-Zeichen vor die 150 zu setzen. Gut, einen Vorschlag zur Güte: Treffen wir uns in der Mitte. Vielleicht hat meine verstorbene Frau recht, die mir, z.B, weil ich in meinem Chaos mal wieder etwas nicht fand, einen IQ von Nullkommanullnix attestierte.

Okay, ob -150 (wie mir einige Leser unterstellen werden), 0,0nix (wie mir meine Frau attestierte) oder +150 (wie mir mein Bruder, ein hoffnungsloser Psychologe, aus lauter Neidhammelei ein Leben lang verschwieg), es bleibt die Frage: Wie ist dieser Aphorismus zu verstehen? Sie werden aus dem Aphorismus nicht schlau? Dann sind Sie noch intelligenter.

Der Lehrer, der nie lachte

Als Kind brauchte ich nur über unseren Balkon in den Hof zu klettern, und schon begrüßten mich viele Spielkameraden zum gemeinsamen Fußballspiel.

Eines Tages kam ein Junge aus der Parallelstraße dazu. Viele außer mir kannten ihn schon. Dann erzählte man mir: der Leo kann nicht lachen. Ich lachte und nach einer Weile:

>Das gibt es doch nicht<

"Kann?" blieb in meinem Hirn hängen. Nach dem Fußball sangen wir zu seiner Klampfe Lieder im Stile von Leonard Cohen, wenn auch in deutscher Sprache.

Als ich auf das Gymnasium kam, war Leos Vater unser Englisch-, später auch Spanischlehrer.

Es war ja nicht nur, daß Lehrer Heuer nicht lachte oder auch nur ein Lächeln über die Gesichtsmuskeln brachte. Ich weiß noch, wie er eines Tages kaum nach Betreten des Klassenzimmers unter überquellenden Tränen rief:

>Raus, raus, raus!!<

Einige Schüler packten schon ihren Ranzen, weil sie meinten, sie sollten das Klassenzimmer verlassen. Die Mehrheit von uns befiel ein Gefühl, wie wenn in der Schule ein Brand ausgebrochen wäre. Einer gestand später: er dachte sogar an einen Amokläufer oder so.

>Blumen raus<

kam es aus Heuers heulendem Schlund. Brav schleppte mein Klassenkamerad Feldkamp, der in der Nähe der Fensterbank saß, die dort platzierten Blumenleichen mit ihren hängenden Köpfen vor die Tür. Sofort beruhigten sich Heuers Tränensäcke. Als wäre nichts geschehen, begann er mit dem Unterricht. Den Ausdruck >Allergie< kannte damals noch niemand von uns ... Möglicherweise auch Heuer nicht.

Erst Jahrzehnte darauf, als er schon nicht mehr lebte, stieß ich im Rahmen meiner Studien zum Thema >Wissenschaften im 3.Reich< wieder auf seinen Namen: Heuer gehörte im Rahmen der Wissenschaft zu den ranghöchsten Funktionären nicht nur seines Fachs, der Anglistik, und war natürlich Professor, ein Titel, von dem sicher auch andere Lehrer an unserer Schule nichts wussten.

Nach dem 2.Weltkrieg nutzte er seine Verbindungen zum Geheimdienst, um unter anderem Namen auf einem Wege, den man früh >Rattenlinie< nannte; über Österreich und Genua nach Südamerika zu kommen, genauer nach Lima in PERU. Auch die römische Kurie half ihm dabei, weiß der Teufel oder meinetwegen: der Herrgott, warum.

Meine Heimatstadt Hamburg verstand sich seit den Zeiten der Hanse als Weltstadt und förderte als solche stets Fremdsprachenunterricht, gerade auch in der Schule. Ihre Universität ging 1919 aus einer Handelshochschule hervor, in der seit langem Fremdsprachenerwerb im Zentrum stand. Von den Lehrern der vielen Sprachen, die ich damals lernte und inzwischen leider allmählich vergaß –Russisch und sogar Suaheli gehörten dazu –, verlangte man damals offenbar nur Kenntnisse in Aussprache, Grammatik und Vokabular. Es war jedenfalls ein offenes Geheimnis, dass die meisten Fremdsprachenlehrer unserer Stadt gar nicht in der Lage waren, in der Sprache, in der sie unterrichteten, mit anderen zu kommunizieren. Heuer dagegen gehörte eindeutig nicht zu diesen Pseudo-Lehrern. Er konnte fließend Englisch und Spanisch sprechen, wie Gastlehrer aus Oxford und Madrid bestätigten, wie ein native speaker. Nicht einmal an seiner Aussprache könne man erkennen, dass er ein Deutscher war.

Es waren aber wohl nicht diese Fähigkeiten, die dazu führten, dass er samt Familie aus LIMA nach Hamburg zurückkehrte. Die eigentlichen Motive habe ich nie ermitteln können. Vermutlich war Heuer von alten Bekannten aus Deutschland kontaktiert worden, die ihn informierten, dass sich in seiner Heimat schon wenige Jahre nach Weltkrieg II niemand sonderlich für die dunkle Vergangenheit auch Schwerstbelasteter, selbst von Massenmördern, interessierte. Nach dem 2.Weltkrieg initiierten zwar die Siegermächte sog. Entnazifizierungsprozesse. Diese waren aber meistens ein Witz. Nicht selten stellten andere Belastete für jemanden einen sogenannten >Persilschein< aus, der bezeugte, dass er gar kein Nazi war, sondern manchmal sogar im Widerstand gehandelt habe. Fein heraus war jemand, der einen Pfarrer, einen Monsignore oder gar einen Kardinal für einen solchen Persilschein gewinnen konnte. Diese Prozesse nannte man alsbald >Mitläuferfabrik<, weil auch Schwerstbelastete durch sie zu bloßen Mitläufern erklärt wurden, die man sehr schnell wieder zu Amt und Würden kommen ließ. Wer es nicht wenigstens zum Mitläufer gebracht hatte, wurde entsprechend als "zu ehrlich" belächelt. Dass umgekehrt auch völlig Unbelastete durch die Entnazifizierungsgerichte manchmal sogar zu mehr als zum >Mitläufer< verurteilt wurden, dürfte auf Intrigen alter Nazis zurückzuführen sein.

Mir ist auch sonst kein Fall bekannt geworden, dass Rückkehrer („Remigranten“ heißen sie in der Fachsprache) wie Heuer einen Entnazifizierungsprozess zu überstehen hatten. Sie wurden tendenziell behandelt wie Emigranten, die von den Nazis aus Deutschland verjagt worden waren. Manchmal sogar besser als z.B. der Emigrant Fritz Braun, von dem sich seine deutsche Frau getrennt hatte, bevor er als Professor jüdischer Herkunft nach England floh, und der nach der Rückkehr nicht wieder eingestellt wurde. Die Universität Kiel sorgte stattdessen dafür, dass seine Frau eine Witwenpension erhielt. Es störte sie offenbar wenig, dass der Mann dieser "Witwe" noch lebte, überdies als Arbeitsloser und zuletzt sogar als Clochard unter der Hamburger Lombardsbrücke.

Ich überblicke die Emigrationsforschung nicht (mehr). Aber auf Grund meiner Archivforschungen hatte ich früh den Eindruck: Da fehlt manches. Nachdem mich die Witwe des Emigranten Frederic NIELSEN vor Jahrzehnten besuchte und mir Materialien zu seiner sagenhaften Geschichte als Emigrant in England und Kanada zukommen ließ, fasste ich den Plan zu einer alternativen Emigrantengeschichte. Nielsen, einer der bis heute nicht nennenswert gewürdigten Emigranten, hätte da sogar einleitend einen zentralen Platz erhalten. NIELSEN war Dichter. Bis heute hat er in keiner Literaturgeschichte einen angemessenen Platz gefunden. Am bekanntesten wurde die 1935 veröffentlichte Wilhelm-Buschiade >Peter Bohnenstroh<. Wilhelm BUSCH, dessen >Max und Moritz< mein erstes Buch wurde, das ich als

vierjähriger sogar auswendig konnte, wird heute als wichtiger Vorläufer der Comic Strips in die Literaturgeschichte eingeordnet. NIELSEN war ein ebenbürtiger Vertreter in der Vorgeschichte einer inzwischen blühenden literarischen Gattung, leider bis heute – man gewinnt den Eindruck: gedankenlos oder gar beabsichtigt – sogar von der Forschung nahezu völlig "übersehen".



Cover von Frederic W. Nielsens Wilhelm-Buschiade >Bohnenstroh< (1935)

War der >Bohnenstroh< noch sehr kryptisch politisch, so entstanden aus der Emigration später offen politische Dichtungen. Dazu zähle ich auch einen in seiner Art unerreicht ästhetischen Text, der in keine der vorhandenen literarischen Gattungen passt, eine Petition an die damals herrschenden Politiker in der westlichen Welt u.a. an Chamberlain und Daladier, kurz vor dem >Münchener Abkommen< von 1938. Vergeblich. Sie konnte nicht verhindern, dass dieses Abkommen zur Einladung an HITLER geriet, in die Tschechoslowakei einzumarschieren, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Ich kenne keine Petition, die auch nur annähernd so brillant verfasst ist, wie die von NIELSEN. Bis heute habe ich nicht einmal davon gehört, dass die Literaturwissenschaft sich je mit der Gattung der >Petitionen< befasst hätte.

Ich kann nur vermuten, dass die Ignorierung des Dichteremigranten NIELSEN mit seinen unglaublich konkreten Schilderungen der Lager zusammenhängt, in die er in der englischen Emigration gezwungen wurde, und die sich offenbar kaum von den KZs der Deutschen unterschieden. Das passte nicht in das noch heute dominante schöne Bild von den Verhältnissen in der Emigration.

Ich hatte vor, meine Beiträge zur Geschichte der Emigration so zu konzipieren wie meine Beiträge zur Geschichte der Buchwissenschaft in dem Opus >Buchfieber<: als Korrektur und Ergänzung der herrschenden Darstellungen. Die Forschung reagierte auf dieses Opus elektrisiert und hätte auch analog meine Emigrationsgeschichte in der Luft zerrissen. Das sicher auch, weil ich dort einen zentralen Platz eingerichtet hätte für Fälle wie die des Indogermanisten Fritz Braun, des Dichters Frederic Nielsen oder eben die meines Lehrers Heuer.

Bisher wurden diese Fälle meines Wissens auch nie unter dem Gesichtspunkt >Emigration< behandelt. Dabei wussten zumindest einige Forscher, dass die NS-Geheimdienste Agenten unter die Emigrantengruppen geschleust hatten, von denen bis heute nur wenige öffentlich dem Namen nach bekannt wurden.

Der unter den NS-Geheimdiensten dominante war der Sicherheitsdienst der SS, der an Brutalität sogar die Gestapo übertraf. Er war verantwortlich für die Massenmorde vorwiegend in Russland, aber auch für viele Kulturraub-Aktionen. An letzteren maßgeblich beteiligt war der Historiker Jürgen von Hehn. Der landete nach dem 2.Weltkrieg durch Vermittlung der >Stillen Hilfe< an zentraler Stelle in der Schulbehörde der Hansestadt Hamburg.

Die >Stille Hilfe< war vor Kriegsende vom Sicherheitsdienst konzipiert worden. Sie sorgte unter maßgeblicher Beteiligung von engen Mitarbeitern Otto Ohlendorfs unter Heydrich und damit Himmler dafür, dass Schwerstbelastete Rechtsbeistand und vieles andere mehr bekamen. Ohlendorf, der im Nürnberger Prozess bekannte, die Verantwortung zu haben dafür, dass eine Einsatzgruppe des Sicherheitsdienstes unter seiner Leitung in Babi Jar bei Kiew innerhalb weniger Tage ca. 33.000 Häftlinge, vorwiegend Juden, umbrachte, wurde dafür hingerichtet. Nicht annähernd derart bestraft wurden seine engen Mitarbeiter, die Organisatoren der >Stillen Hilfe<, die wie der Literaturwissenschaftler Wilhelm Spengler (selbst im Verdacht an Massenmorden beteiligt gewesen zu sein) als bloße Mitläufer die Entnazifizierung überstanden. Spengler dürfte in geheimdienstlichen Vorgänger-Organisationen des BND untergekommen sein. Der wichtiste Mitarbeiter Spenglers, der Literaturwissenschaftler Hans Rössner landete im Verlagswesen, zuletzt als Macher im PIPER-Verlag. Er verkehrte im Hause des Tübinger Rhetorikers Walter Jens und gab sogar Texte der jüdischen Emigrantin Lise Meitner heraus

Jürgen von Hehn hatte offenbar die Aufgabe, vor allem die Schwerstbelasteten, die über die Rattenlinie emigriert waren, sukzessiv nach Deutschland zurückzuholen. Anfangs dürfte man gehofft haben, so die alten Verhältnisse, abzüglich der als Fehler angesehenen Judenverfolgung, wiederherstellen zu können. Ende der 50er Jahre kam man zu der Erkenntnis, dass solche Pläne in den nächsten Jahren nicht umsetzbar sein würden, sogar damit zu rechnen war, dass alles aufgedeckt und sie selbst hinter Gitter gebracht würden. Die Frankfurter Prozesse, denen Peter WEISS in seinem Drama >Ermittlung< ein bleibendes Denkmal setzte, machten damals alle Pläne dieser Art zunichte. Diese Pläne leben jetzt erst wieder teilweise auf, natürlich AfDerPegidanisch aufbereitet.

Hehn dürfte es gewesen sein, der Heuer aus dem peruanischen Exil zurückholte und ihm in seinem eigenen Bereich in der Hamburger Schulbehörde einen Job als mein Englisch-und Spanischlehrer verschaffte.

Nichtsdestoweniger dürfte Heuer seine Wiedereinstellung als einfacher Lehrer statt als Professor als Bestrafung empfunden haben. Ich schließe nicht aus, dass das einer der Gründe war, weswegen wir ihn nie lachen sahen.

Das bedeutet übrigens nicht, dass es ihm an Humor fehlte. Eines Tages kam er in unsere Klasse – wir waren damals durchschnittlich 12 – und gab uns eine merkwürdige Aufgabe:

>Euer Klassenlehrer hat mich gerade gefragt: "Was ist das Küssen?"<

Wir wussten, dass wir das nicht zu beantworten hatten. Prompt kam aus seiner Kehle:

>Das Aufeinanderbautzen zweier Schnauzen.<

Als 12jähriger findet man solche Definitionen nicht lustig. Aber natürlich kümmerte es Heuer nur wenig, dass auch wir nicht lachten.

Noch etwas halte ich für erwähnenswert. Heuer wollte offenbar nicht, dass sein Sohn Leo, mein Spielkamerad, unter seinem Namen, der ja durch seine Vergangenheit belastet war, leidet und ließ ihn im Einwohnermeldeamt in UNGEHEUER ändern. Ihm war der berühmteste Träger dieses Namens Gerold UNGEHEUER in Südamerika begegnet. Zeitlebens hatte er diesen Phonetiker und Kommunikationswissenschaftler, der später in Bonn einen Lehrstuhl erhielt, hoch verehrt. In Südamerika hatte er ihm ungeschminkt seine Vergangenheit gebeichtet. UNGEHEUER wäre Ende der 60er Jahre beinahe mein Chef geworden. Dann wurde ihm hinterbracht, dass ich an Geheimhaltungsinkontinenz leide. Er leitete seinerzeit an die 40 Projekte, die bundesdeutsche Geheimdienste finanzierten. Da wäre natürlich kaum jemand weniger für einen Job unter seiner Leitung geeignet gewesen als ich, der schon damals explizit für Transparenz eintrat.

Ursprünglich schwebte Heuer der Name SCHÄDLICH vor. So hieß ein vermutlich jüdisches Opfer seine Tätigkeit im NSD-Dozentenbund. Hilflose Wiedergutmachungsaktionen sind bei mehreren Ex-Nazis zu beobachten gewesen. Über diesen Namen hätten aber die Freunde und Kollegen eventuell gelacht. Lachen war ja nicht gerade Heuers Sache. Die Namensänderung zugunsten seines Idols UNGEHEUER – über diesen Namen zu lachen, war ihm eigentümlicherweise egal – dauerte ziemlich lange, weil der neue Name den Behörden unbekannt und zumindest delikat vielleicht sogar diskriminierend vorkam. Man wusste natürlich – nicht selten hatten die zuständigen Beamten zuvor im Sippenamt des 3. Reichs gearbeitet, wo man sich zentral mit der Geschichte der Judennamen befasste –, dass vor der Judenemanzipation die Juden solche Namen trugen. Aus religiösen Gründen hatten die Juden, als die Nachnamen aufkamen, geweigert, neben ihren alttestamentarischen Namen (Abraham, Adam, Simon oder Lea, Judith usw) noch einen weiteren Namen zu tragen. Sie wurden durch die deutschen Behörden dann gezwungen, einen Zweitnamen anzunehmen. Wenn sie sich das nicht doch noch überlegten, sich selbst einen deutschen Zweitnamen zuzulegen, erfand der zuständige Beamte meist ziemlich despektierliche und diskriminierende Namen wie Schweinsteiger oder Ungeheuer, die ihre Nachfahren dann nach der Judenemanzipation Anfang des 19. Jahrhunderts auf Antrag in normale deutsche Namen wie Mayer, Müller, Schulze und eben Heuer verwandeln

durften. Manche änderten daraufhin auch ihre Vornamen, meist auf durchsichtige Weise, zB Aron in Arno. Und wer in seiner Gegenwart seinem Sohn die Frage stellt:

„Wer hat dir denn diesen dämlichen Namen verpasst?“ antwortete er regelmäßig:

„Gottvater.“

Na ja, nicht alle lachten und er selbst natürlich am wenigsten.

Ich muss mich korrigieren. Einmal vermeinte ich jedenfalls eine Art Schmunzeln über Heuers Gesicht huschen zu sehen. Er stellte die damals übliche Aufgabe (ich höre gerade, Englisch-Unterricht verläuft auch heute wieder so oder ähnlich) an den Klassenkameraden Feldkamp:

>Steigere mir mal "little"!<

Wir mussten damals, bevor wir antworteten, von unserem Sitzplatz aufstehen. Auch diese Prozedur soll heute wieder aufleben. Zunächst keine Antwort. Wir kicherten bereits in Erwartung, dass Feldkamp, wie dereinst unser Klassenkasper Schultz, sich so lange räkelt und herunterfallende Füller oder andere Sachen aufzusammeln versuchte, bis er den lange geduldigen Lehrer bei dessen erstem Wort des Nachhakens sofort unterbrechen würde:

>Aber Sie lassen mich ja nicht zu Wort kommen!<

Dann doch Feldkamps Antwort:

>to little-worse-worst<

Alles lachte. Ich glaube, dieses den Bruchteil einer Sekunde währende Schmunzeln auf Heuers Gesicht nahm nur meine (von anderen Lehrern viel gelobte) Beobachtungsgabe wahr. Dann zuckte er sein Notenbuch und sagte nur trocken:

>Sieben<

Wir waren gewohnt, dass Heuer für eine hoffnungslose Fehlleistung schon einmal eine >Sechs-Minus< gab. Und dann kam aus Heuers Munde eine seiner gefürchteten Sarkasmen:

>Feldkamp, ich muss dich loben. Du hast sonnenklar erfasst, dass bei dem Wort "little" etwas Unregelmäßiges eine Rolle spielt. Großen Respekt! Es ist ja nur eine Geringfügigkeit, ein Adjektiv mit einem Verbum zu verwechseln. Wie wäre es, wenn du dich demnächst von "little" über "better" zu "best" und damit zum Klassenbesten steigerst.<

Jetzt lachte keiner mehr, zumal Feldkamp sonst gar nicht so schlecht war. In meiner Ausbildung als Lehrer lernte ich später, dass Schüler unter 12 Jahren keinen Sinn für Ironie oder Satire haben, dass man derartiges tunlichst unterlassen sollte. Nein, verlangt von mir jetzt nicht, dass ich dem Lehrer Heuer für diesen Fehler jetzt eine Sieben gebe. So schlecht war er wirklich nicht. Ausgerechnet von mir hätte er das auch am wenigsten erwartet. Immerhin gab er mir einmal eine Eins-Plus mit einem Stern (1+*). Eine Null hat er in meinem Beisein niemandem vergeben. So weit reichte seine Kritik an der Notengebung wohl nicht.

Oh, da fällt mir ein, ich muss mich abermals korrigieren: Einmal hat Heuer doch gelacht, sogar schallend. Das war aber viel später, schon kurz vor dem Abitur im Spanisch-Unterricht. Der Spanisch-Unterricht war wie die meisten Fremdsprachenkurse freiwillig und spärlich besucht. Heuer fand für diesen keinen anderen Termin als vor der Schulzeit in Allerteufelsfrühe um 7 Uhr, und da die üblichen Klassenzimmer zu dieser Zeit den Putzfrauen vorbehalten waren, überredete er den Direktor, uns seinen Empfangsraum (für Eltern, Schulräte etc.) zur Verfügung zu stellen. Nur vier außer mir hatten sich für diese, aus meiner damaligen Sicht wunderbare Sprache gemeldet. Ich lernte erst später in meiner Ausbildung an der Uni-

versität, dass die Höherbewertung einer Sprache auf nichts als auf einem Vorurteil beruht. Es sind aber immer diese Vorurteile, die einen in die tollsten Erlebnisse verwickeln.

Ich war als Fahrschüler immer der erste in dem Empfangszimmer. Darin stand außer einem Tische ein unglaublich bequemes Sofa, das sofort mein weichheitsbedürftiges Gesäß besetzte. Es war schlicht, aber aus reinem braunen Leder. Der Tisch war umgeben von stilvoll dazu passenden Stühlen, ebenfalls mit Lederteilen bezogen, von einfachen Holzbeinen und -lehnen zusammengehalten. Heuer betrat den Raum als letzter. Wir begrüßten ihn einstimmig mit:

>¡**Arriba España**!<

Dann setzten wir uns. Und dann passierte es. Unser Klassenbester, der auch noch KAISER hieß, war uns schon vom Sportunterricht her für seine schwungvollen Bewegungen bekannt.

Der Krach brachte eine Putzfrau dazu, die Eingangstür aufzureißen. Sie meinte wohl, wir hätten da Chemieunterricht und einen der im Chemiesaal üblichen Chemieunfälle. Der Direktor kam hinzu:

>Ist hier Sylvester?<

Kaiser lag in Hunderten kleinster Holzstücke, rappelte sich empor, >Nix passiert<, meinte er trocken, und Heuer lachte. Da schien sich das 3. Reich, in der Emigration wie in einer Sylvesterkugel versteckt, in einer Explosion freie Bahn zu schaffen. Heuer lachte möglicherweise zum ersten Mal in seinem Leben. Wir lachten aber nicht, weil wir dachten, dem KAISER wäre etwas passiert, fanden Heuers Lachen sogar wie seinerzeit seine Tränen eher peinlich bis deplatziert.

Der Hausmeister, als er die Bescherung begutachtete:

>Dabei hatte man uns die Garnitur als Mahagony mit echtem Mustangleder verkauft.<

Dann aber kam das Abitur und die unvermeidliche Abitursfeier. Und wieder meldeten sich Heuers Tränen, nein, nicht weil ich es in Englisch nur zu einer 3 geschafft hatte, auch nicht, weil sein „Lieblingsschüler“ Feldkamp sogar glatt bestand, sondern weil – die Leserin bzw der Leser ahnt es sicher – irgendwer auf der Fensterbank Blumen abgestellt hatte. Feldkamp, der nicht damit gerechnet hatte zu bestehen, hatte vergessen, die Blumen vor die Tür zu stellen.

Natürlich habe ich wie die meisten Menschen noch zig weitere Anekdoten aus meiner Schulzeit in meinem Repertoire. Die folgende Kurzgeschichte zum Thema >Gewaltgewürzte Zensur< gehört zu den extremsten, die ich anzubieten habe.

Peitschenhiebe

Ein Nebenfluss der STARZEL – wie die Steinlach, an der NEHREN liegt, Nebenfluss des Neckars, der seinerseits ein Nebenfluss des Rheins ist und mit dessen Gewässer sich mehrarmig in den Ärmelkanal ergießt und also auch mit den Ozeanen der Welt vermischt – hat den sprechenden Namen KILLER. Dieser Nebenfluss regte mich an zu einem nie vollendeten Krimi mit dem Titel >*Der* Killer aus dem Killertal<. Auch der Nachfolge-Titel >Kiss and Kill< wurde nie fertig. Ich leide mental an *ejaculatio praecox* und verrate einfach zu früh, wer der Täter ist, bin also für Krimis mega-ungeeignet.

An der Killer liegt ein Dorf mit dem gleichen Namen Killer. Dort gibt es ein Peitschenmuseum, nicht zuletzt weil hier die besten Peitschen in der ganzen Welt hergestellt wurden. Generalabnehmer dieser Peitschen waren die Saudis in Riad. Im Arabischen kennt man für die Menschen, die die von den dortigen Gerichten über Andersgläubige verhängten Peitschenhiebe exekutieren, einen Nebenbegriff zu unserem Begriff Henker, aber den auch der bei uns ungewöhnliche Begriff Peitschenfolterer eher beschönigt.

Dieses Peitschenmuseum leiteten zwei unglaublich liebevolle, noch im Alter liebreizende Zwillingsschwestern, über die das Fernsehen mehrfach berichtete. Völlig abwegig das Gerücht im Dorf, dass diese Schwestern in ihrer Jugend für Sado-Maso-Praktiken wohlfeil zu haben waren. Es ist auch nachweislich unwahr, dass es im Museum ein Nebenzimmer gab, in dem sich Voyeuristen mit Filmen über Auspeitschungen und Schallplatten mit dem Knall der Peitschen, den hämischen Kommandos der Folterer und dem Gekreische entsprechender Opfer aufgeilten. Nein, im Nebenzimmer gab es nur Heu, bestenfalls ein paar Heugabeln.

„Die Peitschen“, versuchten die Schwestern aufkommende Verdächtigungen zu entkräften, „sind doch nichts anderes als die Heugabeln oder die Geräte, die man im Nachbardorf herstellt."

Sie spielten wahrscheinlich auf die Geräte an, die in Oberndorf am Neckar von der Rüstungsfirma >Heckler & Koch< hergestellt werden, z.B. unauffällige Aktentaschen, in denen man Schnellfeuergewehre abfeuerbereit verstecken konnte. Wer ein Messer in der Hand halte, denke ja auch nicht gleich an Verbrechen.

Bis heute, berichtet man mir, sei die Prügelstrafe in Deutschland nicht einmal in der Schule abgeschafft. Trotzdem graust es regelmäßig meine jugendlichen Zuhörer, wenn ich mit meinen 80 Jahren auch nur nebenbei erzähle, dass ich aus einer Zeit stamme, als nahezu jeder Lehrer in der Schule eine peitschenartige Waffe griffbereit in seiner Nähe hatte. Auch ich, was ich als zu peinlich bisher verschwieg, habe einmal Bekanntschaft gemacht mit einer solchen Waffe. Das kam so.

Wir hatten in der Volksschule, wie die Grundschule damals hieß, einen Klassenkameraden namens RADEMACHER. Der war mehrfach sitzen geblieben, ein Schlacks, fast einen Kopf größer als ich, und kam regelmäßig zu spät zum Unterricht, wohl wissend, dass der Lehrer ihm dafür einige Peitschenhiebe verpassen würde. Was aber der Lehrer womöglich sogar wusste, wir Klassenkameraden aber nicht: Dieser arme Wicht musste nachts seiner alleinstehenden Mutter helfen, durch Austragen von Zeitungen sich ein paar Brötchen zuzuverdienen. Nach dieser Arbeit überfiel Mutter und Sohn zu häufig die Müdigkeit, fast schon eine Schlafsucht, aus der sie häufig genug ein gnadenlos laut rasselnder Wecker nicht herausreißen konnte.

Eines Tages hatte RADEMACHER in Vorahnung der Peitschenhiebe Mutters Bibel geschnappt, schlug sie auf, klemmte sich dieses heilige Buch, aufgeschlagen über die Pobacken verteilt, statt Unterhose in seine Skihose, bevor er wie nahezu immer zu spät das Klassenzimmer betrat. Lehrer MEYER griff vor aller Augen reflexartig nach seiner Peitsche, ließ diese auf den Hintern knallen, stutzte aber wegen des hohlen Tons und befahl, die Hose herunterzulassen. Angesichts der ihm entgegenfallenden Bibel und der danach frech anstarrenden nackten Tatsachen versank Lehrer MEYER,

wie ertappt, minutenlang in Sprachlosigkeit. Unser Gekicher riß ihn offenbar aus seinen Gefühlsströmen. RADEMACHER musste die Hose wieder hochziehen. Dann wurden die Peitschenhiebe fortgesetzt. Der Lehrer nahm die Bibel so aufgeschlagen, wie sie den Po bedeckte hatte, und las dort einen unterstrichenen Satz vor:

>Wer sein Kind liebt, der schlägt es<

Er konnte daraufhin nicht widerstehen, mit viel Genugtuung im Gesicht eine Unterrichtseinheit zwischenzuschieben zum Thema >Prügelstrafe<.

Es konnte nicht ausbleiben, dass sich Lehrer MEYER für den nächsten Klassenaufsatz ein naheliegendes Thema ausgedacht hatte. Die üblichen Klassenaufsätze hatten so brenzlige Themen zu behandeln, wie ich sie später auf die Formel brachte:

>Warum setze ich beim Wandern
einen Fuß vor den anderen?<

Dieses Mal trauten wir unseren Augen nicht, als der Lehrer in wunderbar leserlicher Schrift die Aufgabe an die Tafel schrieb:

>Was ist von Peitschenhieben zu halten?<

Ich wusste, wer da nicht die Überzeugung Lehrer MEYERs vertrat, hatte mit eben dieser Strafe zu rechnen. Ich bin heute noch stolz, dass ich es trotzdem wagte (und zwar als einziger in der Klasse), Peitschenhiebe zu vergleichen mit den Daumenschrauben und noch brutaleren Folterungen, wie sie die Hexen bis in die Neuzeit hinein vorwiegend auf Grund der Urteile kirchlicher Gerichte über sich ergehen lassen mussten, stolz, dass ich sie als extreme Verletzungen der Menschenrechte hinstellte.

Lehrer MEYER geriet unversehens in eine Zwickmühle. Er las regelmäßig die aus seiner Sicht besten Aufsätze vor. Nach den ersten drei Aufsätzen kam meiner an die Reihe. Heute versuche ich zu rekonstruieren, dass Lehrer MEYERs Frau, von der wir wussten, dass sie unsere Elaborate regelmäßig gegenlas, vermutlich meinen Aufsatz an die vierte Stelle eingeschoben hatte, obwohl er nur eine 3+ erhalten hatte.

Lehrer MEYER begann zu lesen, stutze brach seine Vorlesung ab, erhob wie seinerzeit Lehrer LÄMPEL den Zeigefinger, griff zu seiner Peitsche und erklärte:



>Gérards Aufsatz folgt formal den Regeln, die ich euch beibrachte. Deshalb ist es keine 5 oder gar 6. Aber die von ihm angegebenen Gründe gegen Peitschenhiebe sind unhaltbar. Deshalb...<

Ich musste mich wie Rademacher mit dem Bauch auf seinen Schreibtisch legen und dann... Es war jedenfalls ein ausgesprochen sanfter Peitschenhieb, den mein Gesäß kaum zu spüren bekam. Was aber damals kein Klassenkamerad und noch heute kaum jemand verstand, war mein Aufschrei und das nicht enden wollende Jammern danach. Seitdem verfolgt mich der Ruf eines Hypersensibelchen, der blind ist gegen das wirkliche Elend in der Welt. Seitdem hört man mich bei jeder Gelegenheit krakehlen: Warum versteht mich denn keiner? Seitdem bin ich das Weichei, das bestenfalls in Leserbriefen alle Herrschenden, und nicht nur die Lehrer, mit giftigem Spott überschüttet. Oder versteht das jetzt ein Leser oder Hörer? Ich fürchte: noch weniger als damals, wenn man an die 1000 Peitschenschiebe denkt, die gerade Journalisten in Riad verabreicht werden. Sie hatten es gewagt, öffentlich zu bekennen, dass sie Atheisten wie mich für gleichwertig halten…

Kindermörder?

(August 2021)

Soviel ich weiß habe ich keine leiblichen Kinder. Als Mann weiß man ja nie…Meine „Tochter“ Rosi habe ich noch nicht einmal offiziell adoptiert. Aber ich behandle sie, als ob sie meine Tochter wäre. Und das, bevor sie in die Nehrener Als-Ob-Straße zog. Ich nenne aber noch ganz andere meine Kinder: die Bücher oder auch meine Archivalien. Auch da gibt es leibliche

und adoptierte Kinder. Leibliche sind die von mir verfassten, adoptierte die anderen. Mit allen kann ich manchmal schimpfen. Insbesondere, was aus dem 3. Reich kommt, kriegt sogar heftige Watschen. Mit Lob bin ich sparsam. Es erzieht zur Gier nach Fremdurteilen, entfremdet die Kinder also sich selbst. Aber manchmal kommt man nicht umhin…

Gut, Kinder können auch sonst sehr unterschiedlich sein. Entsprechend muss man sie unterschiedlich behandeln. Jetzt, da der Wasserschaden im Keller die Bücher in den Regalen zwar verschonte, aber wegen der arg zugenommenen Luftfeuchtigkeit doch (nicht nur im Geruch) leiden lässt, müssen sie bedauerlicherweise ihr gewohntes Domizil verlassen.

Verschenken? Warum nicht. Kinder verlassen uns, wenn sie flügge sind. Nichts wie raus mit euch. Erzählt der Welt von eurem Vater! Auf den Müll? Das schlug mir allen Ernstes der Nehrener Bürgermeister vor. Nein, das ist so etwas wie Kindermord. Das bringe ich nicht fertig. Ich fühle mich ohnehin schon wie die Ärzte an der Rampe in Auschwitz, wenn ich einige schon einmal in meinen Wohnungen unterkriege, obwohl da gar kein Platz mehr ist. Frage an meine Freunde und Bekannte: Wie würdet ihr vorgehen?

Ich habe schon einige von euch gefragt. Wenn ich von JONAS, ja der aus der Als-Ob-Straße, absehe, der sich schon einiger meiner Kellerkinder wie Migranten angenommen hat, reagierten fast alle: Unser Domizil ist ohnehin übervoll. Ich entsinne mich noch, wie unsere vierköpfige Familie 1945 eine aus dem Osten geflohene dreiköpfige Flüchtlingsfamilie in unsere Dreizimmerwohnung aufnahm. Ja, es wurde eng, aber es klappte besser, als alle Beteiligten vorher fürchteten. Also nochmals mit der Bitte, meine Penetranz zu entschuldigen: Überlegt es bitte nochmals und nochmals…Erlöst meine Kinder aus diesem überfeuchteten Keller.

Inzwischen habe ich vor allem meine eigenen Bücher, zB mein bestes wissenschaftliches Buch, das ich in Kooperation mit Joachim Lerchenmüller schrieb, den >Masken-Wechsel< dem Müll übergeben. Natürlich nur die ca. 150 Restexemplare, die keiner mehr haben wollte. Ich höre sie schon lästern, meine zahlreichen Kritiker zumeist aus den Reihen der Abtreibungsgegner: „Kindermörder!“ Meine Rechtfertigung mit einem Zitat aus einer früheren Publikation hinterlässt bei mir schale Gefühle:

> *„Vergleiche sind zum Nachdenken da, nur bedingt, um Handlungen zum Äußersten zu treiben.“*

Als unverbesserlicher Philosoph sehe ich ein: die Wegweiser, die ich mit den Begriffen „Migrant“ oder „Auschwitz“ ziemlich willkürlich im Text platziert, bedürfen eines energischen Schusses Richtung Grundsätzlichkeit.

Um noch andere Beispiele aufzuführen:
Kaum jemand regt sich auf über Liebhaber, die ihren Angebeteten Schnittblumen, genauer formuliert: guillotinierte Lebewesen, schenken. Erst recht rege ich mich auf über die Veganer unter diesen, für die Pflanzen offenbar keine Lebewesen sind, sondern nur Objekte ihrer Fressgier.
Kaum jemand regt sich auf, erst recht kein Bauer, wenn Bauern ihre Tiere streicheln, liebkosen, manchmal sogar Kosenamen geben, um sie irgendwann umzubringen und genussvoll zu verzehren.
Kaum jemand regt sich auf, wenn nicht einmal die Philosophen für solche Widersprüche nach Lösungen suchen, wenn sie solche alltäglichen Ereignisse durchweg ausblenden, nicht einmal thematisieren. Warum auch? Sie sind ja ohnehin die Abstraktionskünstler par excellence und also mit aktiver Mithilfe ihrer Logiker nicht selten kapitale Verbrechenskünstler vom Typ des Wegschauens.

Und bisher regt sich nicht einmal ein Kopfarbeiter darüber auf, dass wir täglich Millionen ihrer Produkte, darunter Bücher mit Kleinoden von Buchstaben, Wörtern und Aphorismen mit in ihnen verborgenen Erkenntnisblitzen und Problemskizzen (wie diese) auf den Müll werfen.

Warum sollte ich Buch- und Kindermörder besser sein als diese, nur weil ich mit dem Finger auf Probleme zeige, die bisher niemand sieht bzw. sehen will?

Sie fragen das ja schon lange, wie ich das erklären will, dass ich mit solchen Geschichten in der Öffentlichkeit auftreten kann. Wer in der Öffentlichkeit auftritt, tut das doch mit dem Anspruch aufzufallen, zumindest beachtet zu werden. Der Widerspruch ist nicht leicht zu erklären. Vielleicht hilft mir folgende Geschichte aus der Patsche.

Schon als Schüler neckten mich meine Mitschüler. Als ich einmal vom Lehrer im Rahmen eines Rollentauschspiels die Aufgabe erhielt, vor der Klasse wie ein Lehrer Fragen zu stellen, erschreckten mich die offenen Augen meiner Mitschüler so sehr, dass ich keinen verständlichen Laut herausbekam. Ich murmelte trotzig in mich hinein. Da bekam die Stimme des Lehrers einen ironischen Unterton:

„Bist du neuerdings öffentlichkeitsscheu?“

Den Ausdruck „öffentlichkeitsscheu“ hatten wir noch nie gehört. Was bzw wie der Lehrer ihn erklärte, habe ich vergessen, keineswegs aber, dass mich die Mitschüler hinfort „Öffentlichkeitsscheusal“ nannten, und sehr bald „Scheusal“. Wenn ich ehrlich bin, sollte ich gestehen: Da war was dran. Ich war zwar scheu, wenn ich öffentlich auftreten sollte, aber in den Texten, die in der Klasse kursierten, wegen ihrer bissigen Kritik insbesondere an älteren Personen ein regelrechtes Scheusal. Das hatte wie so vieles bei mir eine Wurzel in der Kindheit.

Öffentlichkeitsscheu

Als ich kaum 4 Jahre alt war, löcherte ich nicht nur meine Eltern, sondern auch wildfremde Erwachsene auf der Straße mit Fragen, insbesondere mit der „Warum?“-Frage und mit Vorliebe mit Fragen, die mir keiner so richtig beantworten konnte, z.B.

„Warum ist der Mond nicht viereckig wie ein Würfel?“ oder

„Warum hat der Mensch nur eine Zunge, warum dagegen zwei Augen und zwei Ohren?“

Und lange bevor man vom 3D-Ton und dreidimensionalem Hören sprach

„warum nicht drei Ohren?“.

„Frag nicht so viel!“ hatten mich meine Eltern frühzeitig ermahnt, und mir, als es ihnen zu bunt wurde, schlicht verboten, die Warum-Frage überhaupt zu stellen. Eine Zeit lang umging ich das Verbot und tauschte z.B. das „Warum?“ aus durch ein „Weshalb?“ oder „Wieso?“

Da wussten sich meine Eltern alsbald nicht mehr anders zu helfen, als dass sie mir alles Fragen verboten. Und da ich ein braves Kind war, habe ich nie wieder eine Frage gestellt.

Mehr aber als offenbar sonstwer, war ich wissbegierig. Eine Folge des Frageverbots war, dass sich meine Beobachtungsgabe enorm verschärfte. Allmählich ging ich außerdem dazu über, statt zu fragen, einfach etwas zu behaupten. Überraschenderweise wurde ich, der ohne Schwester aufwuchs, so früh z.B. über das andere Geschlecht (teil-)aufgeklärt. Statt zu fragen:

„Warum pinkeln die Mädchen nicht im Stehen?“

behauptete ich einfach, ich hätte beobachtet, wie die von mir gehasste Nachbarstochter Anke zusammen mit anderen Nachbarjungen einen frisch gepflanzten Baum stehend bepinkelten. Meine Mutter schaute mich nur schief an. Nach einer Weile kam dann fast zurechtweisend:

„Jerry, du tünst mal wieder.“

Sie nannte mich nicht Gérard, sondern wie meine Spielkameraden Jerry. Und tünen ist plattdeutsch und heißt so viel wie ‚lügen‘, ‚spinnen‘, ‚fantasieren‘. Und dann kam es wie beiläufig:

„Das geht doch gar nicht. Die Mädchen haben gar keinen Pimmel. Die würden sich doch ans Bein pinkeln.“

Plötzlich wurde mir auch klar, warum mein Onkel Herman die Mädchen „Grasmieger“ nannte. Miegen ist ebenfalls plattdeutsch. Bis heute weiß ich nicht, wie miegen ins Hochdeutsche zu übersetzen ist. Verstanden habe ich es seit dieser Frühaufklärung als ‚in der Hocke pinkeln‘. In einem Plattdeutschen Wörterbuch wird Grasmieger mit plattdeutsch ‚Deern‘ wiedergegeben und ins Hochdeutsche mit ‚Mädchen‘ übersetzt, aber eine Warnung hinzugefügt:

„Vorsicht! Das Wort ist kein ernstgemeinter Ausdruck und sollte in einem ernst gemeinten Kontext besser nicht verwendet werden.“

Ist das Mädchen eigentlich ernst gemeint? Der Artikel *das* macht es zur Sache wie annodazumal *das Weib*. Und Magd, von der es abgeleitet ist, habe ich immer als weibliche Variante von Knecht verstanden, wie man seit dem Mittelalter die Sklaven insbesondere von Bauern

bezeichnet. Kann man das ernst meinen? Na ja, ich überlasse die Frage lieber den Feministinnen.

Um aus der Schleife in der Schleife zu meiner eigentlichen Anekdote zurückzufinden: Ich wollte mit dieser nur erklären, warum ich sprachgestört, speziell fragegestört bin, warum ich in der Folge meine Umwelt immer wieder mit einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe überraschte und warum mir sehr bald der Ruf vorausging:

„Der Jerry schaut dir, noch bevor du ein Wort sagst, direkt ins Herz. Vor dem kannst du nichts verheimlichen.“ oder in der feministisch despektierlichen Variante:

„Der zieht dich mit seinen Augen aus.“

Es half überhaupt nicht, dass ich das immer zu relativieren suchte. Solche Versuche wirkten wie eine durchsichtige Maske. Im Gegenteil, man fing an, mir zig Sachen zu beichten, die ich nicht einmal wissen wollte. Man bestürmte mich, um herauszubekommen, was ich wirklich wusste. Ich antwortete meistens eher hilflos:

„Leute, ich bin ein Mensch wie ihr,“ und fügte manchmal zur Erläuterung nur hinzu: „Was mich von euch vielleicht unterscheidet, ist höchstens, dass ich fragegestört bin“.

Das musste ich dann umständlich erklären. Sogar den Linguisten und Logopäden, die sich berufsmäßig mit Sprache und Sprachstörungen befassen, aber sträflicherweise einen Bogen um Frage- und im übrigen auch Antwortstörungen machen, war häufig genug nicht klar, was man darunter verstehen soll. Vielleicht spielt da auch eine in der Antike verbreitete Mär eine Rolle, die Störung sei auf den bacillus quaestionem vel responsionem turbatus zurückzuführen. Noch Louis Pasteur soll im 19. Jahrhundert vergeblich nach diesem Bazillus gesucht haben.

Das wirkte auf meine Umwelt wie ein Aphrodisiakum, ihre Sünden bei mir abzuladen, mich mit allem zu erdrücken, was sie bewegt, von Allerweltsnebensachen bis, ja, bis hin zum Mord.

Nicht nur einmal boten mir Frauen an, mit mir zu schlafen. Mein Freund Michellino klärte mich auf, dass in vielen Sprachen für *lieben* und das gleiche Wort benutzt wird. Durch den Beischlaf lerne man Menschen erst richtig kennen. Und wenn ich zum Schluss, wie dereinst Luther erklärte:

„Wir sind allzumal Sünder“, wirkte das wie Vergebung und Erlösung auf einmal.

Mag sein, dass mich manche Priester wegen des Zulaufs und der Beichtbereitschaft der Massen beneidete. Mir wurde das aber zu viel. Ich hatte auch Angst, in mir das lange verborgene Scheusal wieder erwachte. Ich versuchte, das meiste zu vergessen. Bei gravierenderen Sachen trickste ich meine Wissbegierde dadurch aus, dass ich mir sagte:

„Alles erlogen und erstunken!“ oder „die wollen mich nur testen.“

Ja, und ich sollte die Gelegenheit beim Schopfe ergreifen und hiermit beichten:

„Ich habe das Beischlafangebot mehrfach angenommen. Ich bin auch sicher, dass in der Welt einige Nachkommen von mir herumlaufen, vielleicht sogar unter meinen Lesern bzw. Zuhörern. Denn ich habe nie ein Gummi oder gar ein Kindertötungsmittel genommen.“

Puh! Jetzt bin auch ich plötzlich erleichtert. Hätte ich früher machen sollen. Ich meine das Beichten.

Ja, und bei den Fällen von Mord stellte ich sicherheitshalber Nachforschungen an. Meistens wollte sich da in der Tat nur jemand interessant machen. Ein Fall aber ließ mein sehr breit

angelegtes Studium alsbald auf das 3. Reich zusteuern. Es handelte sich um Massenmord. Ich ging in die Archive, wälzte Tausende von Akten und merkte bald: Die Geschichtswissenschaft musste, was das 3. Reich anging, in die Hände der Mörder von damals und ihrer Handlanger geraten sein. Es wurden zwar einige Fälle von Mord und sogar Massenmord publik. Aber dass so viele Fälle unentdeckt blieben, konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Mehr als drei Jahrzehnte brachte ich in den Archiven zu, grub eine skandalöse Information nach der anderen aus und wurde so allmählich zu einem der weltweit wenigen wirklichen Experten für die Verbrechen des 3. Reichs.

Aber – fragt sich nun der Leser oder Hörer – warum weiß man von dir so gut wie nichts, lieber Gérard Simenon? Das liegt vor allem an einer andern Folge meiner Fragegestörtheit. Die Bedrängnis, in die mich die Umwelt mit ihrer Beichtwut gebracht hatte, aber auch die Angst eines Morgens als Scheusal aufzuwachen führte nach einer Weile dazu, dass ich mich als Putznickel in eine Einsiedlerklause unterhalb der Teufelsschüssel von Schwarzenberg zurückzog, zunächst einmal von Gott und der Welt nichts mehr wissen wollte, dann aber Pläne schmiedete, wie ich einige Folgen meiner Fragegestörtheit und der ihr folgenden Öffentlichkeitsscheu wenigstens z.T. überwinden könnte.

Der Plan, den ich dann ziemlich rigoros durchsetzte, war als erstes: streng monogam werden. Für meine Franziska, dieses fleischgewordene Bündel aus brodelnder Lust und Humor, war das – beinahe hätte ich das irreführend als Kinderspiel bezeichnet. Was aber mache ich mit meinem Expertenwissen über die Verbrechen in der Welt, ohne dass ich wieder von Massen bestürmt werde. Morddrohungen nicht eingerechnet; denn wenigstens viele Handlanger der ehemaligen Täter leben ja noch. Bei mir behalten konnte ich dieses Wissen auf keinen Fall. Dadurch machte mir mein unbändiges Mitteilungsbedürfnis einen Strich. Anfangs versuchte ich es mit Veröffentlichungen an möglichst entlegener Stelle oder auf Fachtagungen mit möglichst entlegenem Thema und dort mit ausgesprochen sachlichen und polemikfreien Vorträgen möglichst an letzter Stelle, wenn, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schon alle Teilnehmer abgereist waren. Immer in der Hoffnung, dass ein nicht öffentlichkeitsscheuer Kollege das aufgreift.

Inzwischen kam das Internet auf. Es ist völlig falsch, wenn auch Internetnutzer meinen, das sei eine neue Plattform für die Öffentlichkeit. Nein, es ist umgekehrt ein herrliches Versteck für Geheiminformationen. Als ein solches Versteck sah ich von Anfang an meine Homepage an. Die haben bis heute nur wenige entdeckt als Fundgrube für Nachrichten aus dem Reich des Verbrechens. Achtung! Auf keinen Fall weitersagen. Und vor allem nicht auf Twitter oder Facebook. Sonst fallen diese Massen wieder wie ein Wolkenbruch über mich her. Glaubt lieber denen, die mich als Dilettanten, Spinner oder gar als Rosstäuscher diffamieren. Ich bin z.B. den Kirchen unendlich dankbar, dass sie vor mir warnen, manchmal sogar von der Kanzel herab, und es tut mir wahnsinnig leid, dass ich den Einladungen von Priestern und moslemischen Hasspredigern zur Wahrnehmung ihrer Warnungen bisher nicht Folge leisten konnte, selbst da nicht, wo man mich damit lockte, dass mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nur zwei oder drei andere Zuhörer anwesend sein würden. Am schlimmsten sind übrigens die Kabarettisten, die meine Kurzgeschichten gnadenlos ausschlachten und mich dann auch noch überfallen als hieße ich „Charlie HEBDO“. (Ich fürchte, der Vergleich hinkt mal wieder)

Glücklicherweise hat mein Server auf Anweisung der Unileitung meiner Homepage eine Spam-Warnung vorangesetzt. Falls das beim Leser nicht funktioniert, bitte ich, sich umgehend zu beschweren. Der Server versprach sogar eine direkte Abwehr aller Aspiranten, die von dieser Ansammlung von Aberwitz und Radikalität gehört hatten. Und natürlich gehörte Google zu den ersten (noch vor dem In-die-Knie-Gehen vor Diktatoren wie denen in China

und anderswo), die meine Homepage sperrten. Seitdem verbirgt diese sich regelmäßig hinter der Bemerkung:

„Aus Rechtsgründen hat Google 1 Ergebnis von dieser Seite entfernt. Weitere Informationen über diese Rechtsgründe finden Sie unter ChillingEffects.org."

Nadelstiche setzen, nannte ich das früh. Dann versuchte ich es damit, den Hofnarren zu spielen, z.B. Kurzgeschichten zu schreiben wie diese. Dazu suchte ich lange Zeit nach einem Dorf, an dessen Rand ich meiner Fantasie freien Lauf lassen könnte, ohne dass mir der Bürgermeister gleich wieder meine Frechheiten verbietet wie seinerzeit meine Eltern die Fragen. Ja, so etwas wie das gallische Dorf von Asterix und Obelix. Mein Freund JONAS kannte den Autor Uderzo persönlich und verriet mir mit der Auflage, es keinem weiterzusagen, dass dieser dem gallischen Dorf bewusst keinen Namen gegeben habe, weil es

1. gar nicht in der Bretagne oder überhaupt in Gallien zu suchen sei und

2. weil er auch nicht wollte, dass die Massen jetzt Nehren in einen Wallfahrtsort verwandeln.

Also zog ich aus meiner Putznickelklause nach Nehren unter der Voraussetzung, dass zumindest bis zu meinem (leider allzu nahen) Tod außerhalb Nehrens keiner erfährt, was für ein tolles Dorf das ist – und wie geschaffen für alle fragegestörten und öffentlichkeitsscheuen Elemente, die trotzdem gerne die Öffentlichkeit mit Nadelstichen ärgern oder gar mit Kurzgeschichten strafen, die natürlich zuvor zur Tarnung in Zaubertrank getunkt wurden.

Natürlich höre ich schon den ersten Hörer oder Leser fragen:

> „Warum, wenn du den Massen entfliehen willst, bist du denn nicht in der Putznickelklause geblieben?"

Dankbar insbesondere für alle „Warum-Fragen", weil mir diese ja nicht erlaubt sind, muss ich leider, obwohl ich alles Vertrösten hasse wie Verschiebebahnhöfe, wie meine Mutter antworten:

> „Das kannst du noch nicht verstehen, das kommt erst in einer späteren Kurzgeschichte."

Dazu passt ein alter Aphorismus

Anpassungsschwierigkeiten eines Außenseiters

Ich passe nicht in eine Zeit, in der niemand wahrgenommen wird, selbst wenn er sich bemüht, sein Licht unter dem Scheffel hervorzuholen.

Klar, dass mich gleich eine Reihe von Hörern bzw. Lesern auf folgendes Thema ansprachen

Psychiatrie

Herman:	Brauchst du nicht einen Psychiater?
Lewi:	Gute Idee. Ich wollte schon immer mal einen Irren therapieren.
Herman:	Frei nach Karl Kraus: Psychiatrie ist die Krankheit, die vorgibt, sie zu therapieren?
Lewi:	Von einem Psychiater soll der Satz stammen: Die Empfehlung, einen Psychiater aufzusuchen, mag in den Anfängen der Psychoanalyse gut gemeint gewesen sein. Inzwischen hat sie alle Züge eines fehlgeschlagenen Aggressionsverhaltens, das darauf angelegt ist, jemandem den Gang zum Psychiater zu verleiden. Sinn erhält sie nur noch im Rahmen von Mobbing, das selbst der Therapie bedarf.
Herman:	Zugespitzt: Wer den Gang zum Psychotherapeuten empfiehlt, braucht selber einen?

Wir Menschen pflegen mit Inbrunst die Unsitte, alles und eben auch die Menschen, manchmal sich selbst, in Schubladen eines nicht hinterfragten Klassifikationssystems abzulegen. Mit meiner Selbstbezeichnung „Egomane“ habe ich mich ja selbst in eine solche Schublade gepackt. Auf Grund der eben wiedergegebenen Texte hat man mich etwas milder als Satiriker bezeichnet. Da sei jedenfalls meine Stärke.

„Ist ja gut. Meinetwegen bin ich das alles“, *pflege ich auf so etwas zu antworten, wohl-wissend, dass dazu vieles gar nicht passt. Eine neue Schublade habe ich den Nehrenern zum Einstand geschenkt, als ich im März 2015 in dieses Dorf einzog:*

Lust am Verlust

Da ist es wieder,
dieses quirrlich-quiekende Erlebnis
mit den Wildfängen von Worten.

Es gerät am beglückendsten,
wenn sie entwischen
und davonflattern wie Schmetterlinge.

Wer von Wortbeherrschung schwärmt,
der kennt nicht die Lust
an löcherter Logik,
am Entgleiten der Gedanken,
an der Ohnmacht,
diese wuseligen Wesen
wieder einzufangen,
das Scheitern der Mühen
am Zurechtstutzen,
am Auf-den-Punkt-Bringen,
der dann in einem schwarzen
Loch entschwindet,
unwiederbringlich und verloren.

Es lebe die Lust am Verlust
des Herrschens
über schwirrende Töne
und tönerne Zeichen,
irrlichternd in Bedeutungen verfangen.

Von der Herrschsucht
zu Knochen zerfressene Worte:
was sind sie gegenüber dem Glück des Loosers
und der Lust am Verlieren,
am Entlassen des Gefassten

in ungehörtem Sinn
an der Grenze zum Unsinn.

Die Worte sind frei
und unbeherrscht
oder sie führen
im Zwinger
ein Schattendasein
mit erstickter Ahnung,
was in ihnen steckt.

Ich bekenne:
Auch ich habe sie geprügelt
und geohrfeigt
und nannte das Liebe.
Jetzt, da sie aus dem Schlund
geflutscht in Freiheit
davon fliegen,
schaue ich ihnen nach
wie der Jüngling,
der nach vielen Abenteuern
erfährt,
was wirklich Liebe ist.

Sucht

Ich gebe zu, befriedigend erklären können diese Dichtungen nicht die Widersprüche in meinem Verhalten, einmal öffentlichkeitscheu, dann wieder mitteilungsbedürftig und sogar mit einer großen Klappe Weisheiten und satirische Scheusäligkeiten um sich her verstreuend. Nicht erst Sigmund FREUD, der Begründer der Psychoanalyse, brachte mich darauf, dass mein widersprüchliches Verhalten auf Drogen zurückzuführen ist. Sex war auch bei mir die erste Droge, von der ich (übrigens mein Leben lang) nicht mehr loskam, als dieses Phänomen mit 12 Jahren alles in mir, also auch mein Hirn, wie ein Suchtopfer zu durchdringen schien.

Ich habe später viele andere Drogen ausprobiert, auch verbotene. Gemessen an den von Land zu Land einmal als legitim, das andere Mal als verboten geltenden Drogen ist der Anteil letzterer in der Regel verschwindend gering. Eigentümlicherweise wirkten vor allem die verbotenen Drogen bei mir kaum oder gar nicht. Haschisch, sogar Alkohol, schlug bei mir nahezu nicht an. Erst als ich, inzwischen schon über 20, endlich meinen ursprünglichen Widerwillen gegen Kaffee überwunden hatte, musste ich erfahren, dass es doch Drogen gibt, denen mein Körper widerstandslos erlegen war, im Übrigen bis heute heftig, eine unwiderstehliche Sucht.

Meine Geschichte über meine Tante Emma mit ihrer Schenksucht zeigte bereits, dass das Reich der Drogen weit über Sex, Koks und Marihuana heraus vieles im Leben von Menschen erklärt, was sie willenlos hinnehmen, obwohl sie es selbst nicht verstehen. Das betrifft offenkundig auch die meisten der Kulturschaffenden, insbesondere Dichter und Denker.

Übereinstimmend berichten diese in biografischen Notizen, dass vor allem ihre besten Werke sie überfielen wie eine Seuche, bestenfalls durch so etwas wie Filter geordnet. Seit FREUD glauben wir auch zu wissen, dass diese Filter nicht überhand nehmen, nicht verstopfen dürfen, wenn es nicht zu ernsthaften Problemen kommen soll.

Natürlich mündete diese Erkenntnis bei einem frühmorgendlichen Kaffee in eine Satire.

Reimsucht

Ich habe mehrfach gestanden, dass ich an Reimsucht leide. Wenn es stimmt, dass die alten Griechen Reime arhythmisch fanden, muss ich mich wohl dieser Arhythmomanie (besser wohl: Arithmomanie[1]) schämen. Ich kann aber nicht anders. Manche halten mich deswegen

[1] *Meine Mitarbeiterin Gabriele, eine Graezistin, meint: ich hätte da etwas missverstanden: Das habe nichts mit meiner mangelnden Begabung, z.B. beim Tanzen den Rhythmus einzuhalten, sondern weitaus mehr mit Arithmetik zu tun. Altgriechisch arithmos heiße ‚Zahl', manchmal ‚Reim', könne ich aber in keiner Weise mit meinem*

schon für eine Schwuchtel oder einen Taugenichts, der aus seiner Schwäche bestenfalls eine Tugend macht.

Ich weiß, der Tod des Reims war das Reimwörterbuch. HÖLDERLIN ahnte wohl, dass so etwas wie die Reimwörterbücher kommen würde. Er flüchtete an die Brüste von HOMER und HORAZ, die Reime verabscheuten, und verzierte deren Versmaße mit Akzenten. Hexameter lassen sich wie ein ziseliert geschliffener Bernstein bis in die (in ihren Tiefen konservierte) Tierleiche durchschauen, aber nicht aus einem Wörterbuch abschreiben. Tierleichen in tiefen Abgründen lassen Tragödien entstehen und also auch Reime zerreißen. Hier wandert aber die Kunst nicht in ein Wörterbuch ab.

Ich gebe zu, ich habe mich sogar extremen Reimexzessen schuldig gemacht. Diese kulminierten in dem Gedicht >Liebesspiele< (man findet es in meinem >GIFT-Schrank<; aber für alle, die zu faul sind, es dort aufzusuchen, sei es hier nochmals wiedergegeben:)

Küsse Genüsse
wirr und krass
Tal und Entleerung

Genossene Küsse
klirr durchs Fass
Qual Entbehrung

Belehrung Verzehrung
Zahlen und Hass
Dürre Schüsse

Kirre durch Küsse

Abdriften in die Arhythmie und dem Auf-die Füße-Treten von Partnerinnen beim Tanzen in Zusammenhang bringen.

vergossen und nass
Saal der Vermehrung.

Hier gibt es kein Inhaltswort, das nicht auf ein anderes Inhaltswort reimt. Ich sollte sogar zugeben, dass ich mitten im Reimen einen Orgasmus hatte. Sogar das Abschlaffen nach dem Erguss ist ihm anzumerken. Schrecklich: Immer diese Süchte! Man kommt zu nichts. Damals (60er Jahre) wusste ich allerdings noch nicht, dass ich mich schon ohne Rückweg in den Fängen der Arithmomanie befand.

Okay, ich habe manchmal Entzugserscheinungen, verdonnere mich auch schon einmal zum Reimfasten, in Erwartung von Tierleichen in Bernsteinen. Ich suchte auch lange nach Leidensgenossen, rief auf zur Bildung einer Gruppe von anonymen Arithmomanen. Aber keiner meldete sich. Die empfanden beim Fröhnen ihrer Reimsucht offenbar noch nicht meinen Leidensdruck. Naja, ich bin auch sonst meist mehr als ein Jahrzehnt meiner Zeit voraus.

Überfallartig packt es mich dann doch wieder und immer heftiger. Bis heute weiß ich keinen wirklichen Ausweg, wie ich aus diesen Reimstrudeln herauskommen soll. Eine Weile ließ ich mich auf Abwege abgleiten. Ich entdeckte den Stabreim. Ich reimte Stunk auf Stube und Stuss und ließ meinen Stift stottern von einer Verstiegenheit zur anderen. Ich ließ die Vokale ablauten. Eine Weile roch die Rache nach Rechthaberei oder so ähnlich. Immer wieder packte mich die Sucht mit Reimen zu experimentieren:

Fürze

Meine Nichte meint:
In allem, was ich dichte,
mach ich aus jedem Furz
gleich eine Kurzgeschichte.

Meine Nichte weiß,
zu allem, was ich dichte,
sichte ich zuerst das Reimlexikon,
das sie zum Geburtstag kriegte

Meiner Nichte zeige ich,
wie auch sie dichte,
indem sie Fürze in aller Kürze
maßgeschneidert zu Versen verdichte.

Fürze seien kleine Wichte,
die man in einem Gedichte
wie Würze frei vom Kehrichte
zu Gedanken schürze

Zum Schluss halte man Gericht
über sein Gedicht,
erpicht auf den Kuss
eines Geisteslicht(s)

licht(s), t(s), (s), ein umklammertes Nichts
durchbricht, o Jammer, des Nachts
im Eifer des Gefichts
die Regeln des Gedachts

Ja, ja, da krachts
mit Macht im Gebälk des Gedächts.
Rechts und rings
klingts wie Gewölk

oder Ulk in der Tracht
sachten Geschlechts,
Gesocks und Tumult
in den Reihen des Reims.

Erst keimts, dann wucherts,

stochert und rackert
nach dem Sinn
im Beginn.

Was treibt schon
ein Gedicht
als die Fiktion des
Nicht(s)

Es half alles nichts. Ich gab eine Anzeige im Internet auf:

„Suche eine Reimaustreiberin, kann auch verführerisch, verschlagen oder schlüpfrig sein."

Da meldete sich aber nur ein Ex-Pfarrer. Der rühmte sich, mit Teufelsaustreiberei beste Erfahrungen gemacht zu haben. Da sei die Entwicklung von Reimexorzismen sicher nur ein Kinderspiel. Ich schob aufkommende Zweifel leichtfertig beiseite – Süchtige sind ja in ihrer Not zu manchem bereit – und verabredete mich mit ihm. Welch eine Überraschung: Es war mein Freund LEWI. Der hatte die Anzeige gelesen und gedacht: So etwas kann nur von Gérard SIMENON stammen. Mein Freund ist perfekt. Aber er hat einen Fehler: Vor lauter Humor kann er mich gerade dann nicht ernst nehmen, wenn es drauf ankommt. Der hatte meine Reim-Marotte also immer nur für einen Scherz gehalten.

Ich sah vorübergehend andere Auswege: Manchmal beschönigte ich meine Reimsucht, hielt Vorträge über die >Kunst des Daneben-Reimens< oder gab damit an, dass ich den Daneben-Reim überhaupt erst erfunden hätte, erfand außerdem den neuen Namen „Ablautreim", meide allerdings inzwischen Reime, deren Wörter etymologisch miteinander verwandt sind, wie **gebären, Gebahren** und **Ba**hre oder **Koch**, **Küche** und **Kuchen**. Köstlich finde ich Reime wie **Abo**rt und **Aba**rt, **Zange** und **Zunge**, sogar weit daneben Gereimtes wie **Onkel**, **Unke** und **Ulk**. Auch Wörter wie **ärgern** und **würgen** entführten meine Krimi-Fantasie an die Grenze der Verständlichkeit. Und natürlich kenne ich das unerreichte Ideal aller Ablautreime, das sich schon bei dem römischen Komödiendichter Terenz findet:

amantes amentes

Leider wie die meisten Reimsprüche nicht annähernd reizvoll ins Deutsche zu übersetzen. Dabei ist das Motiv, dass also Liebende Verrückte seien, sicher älter als Terenz. Ich weiß auch nicht, warum die Poetologen bisher für diese Reimart kein Fachwort fanden.

In der Sucht findet man vieles köstlich. Danach folgt häufig die Ernichterung und das Nichts. Inzwischen fühle ich mich hilflos in dem Halfter eines Rosses hängen, dass mit mir durchgeritten ist über Riesengebirge ohne einen Funken Bernstein, geschweige denn in seinen Tiefen eine Tierleiche.

Ein alter Leidensgenosse hatte meine Idee von den anonymen Arithmomanen wieder aufgegriffen. Eigentlich bin ich überall für Transparenz und also ein Kritiker extremen Datenschutzes. Also überwand ich in meiner Not abermals meine Aversion gegen Anonymitäten, meldete mich bei den anonymen Reimsüchtigen an und unterwarf mich sogar einer langwierigen Entziehungskur. Aber auch das half nur kurze Zeit.

Zu allem Überfluss empfahl mir der genannte Leidensgenosse:

Haste Probleme

unten drunter

oder auch obendrauf,

sei guten Mutes und wieder munter,

male Embleme

oder schreib es auf.

Also entstand diese Kurzgeschichte und ich saß wieder im bekannten Schlamassel. Mich hätte warnen sollen, dass diese Empfehlung gereimt war. . Schon erfasste es mich wieder. Aber

damit ich den Leser und die Leserin nicht in den Strudel der Sucht hineinreiße, hier nur der Titel:

Rückfall in die Reimsucht

Ich wage zum Schluss schon gar nicht mehr, die übliche Bitte in meinen Kurzgeschichten vorzubringen: Wer hilft mir? Man komme mir jedenfalls nicht mit Reimverbot oder so. Das stimuliert nur meine Reimsucht.

Man frage mich jetzt nicht, wie so etwas wie Sucht zu verstehen ist, woher sie kommt, wen sie überhaupt befällt und warum manche gegen sie immun sind.

Wenn ich den Nehrener Philosophen VAIHINGER verstanden habe, dann heißt Verstehen eigentlich nur Sich-bei-einem-Kenntnisstand-Beruhigen und das nur auf Zeit, jedenfalls keinesfalls für alle Zeiten, bis sich einem neue Fragen und Kenntnisse aufdrängen.

Die Beschäftigung mit der Drogensucht schärfte übrigens meinen Sinn für Phänomene wie im Bereich des Sports das Doping. So entstand eine Kurzgeschichte, deren Argumente auch Sportwissenschaftler wie meinen Tübinger Kollegen Helmut Diegel beeindrucken sollten.

Doping

Es ist bekannt, dass die Olympioniken in der Antike unbekleidet waren. Als man Ende des 19. Jahrhunderts die Olympia-Idee wiederbelebte, war von Anfang an undenkbar, dass man die Olympioniken nackt auftreten ließ. Im Zeitalter der Prüderie, zur Zeit von Königin Victoria in England und Kaiser Wilhelm II in Deutschland war das von Anfang an ausge-

schlossen. Kleider mindern aber natürlich die Leistung. Um das zu kompensieren, erfand man die SPIKES.

SPIKES waren die ersten Aufputschmittel in der Geschichte des Dopings. Es blieb bekanntlich nicht bei den Spikes. Vor allem Vorfeld-Geräte wie Expander nahmen explosionsartig zu. Hunderte von leistungssteigernden Hilfsmitteln wurden entwickelt, unterschiedlich von Sportart zu Sportart, bei Teamsport auch innerhalb der Sportart, immer mehr auf den einzelnen Sportler zugeschnitten, bis hin zu den Fitnesstrackern oder Vibrationstrainern.

Ich denke, bis heute hat niemand daran gedacht, für Spikessportler etc. ähnlich wie für die Rad-oder Autofahrer eine eigene Disziplin gegenüber den Barfüßern einzurichten.

Nachdem man entdeckte, dass Leistungssteigerung nicht nur durch Geräte wie die Spikes und Expander, sondern auch durch innere Aufputschmittel, durch Drogen vom Kaffee über Pervitin bis hin zu Epo oder durch muskel- manchmal auch hirnfördernde Nahrung (z.B. saftige Steaks) zu erreichen ist, kam erstmals eine Art Täuschungsverdacht auf.

Eine unbefangene Analyse allein der professionellen Dopingmittel hat es allerdings schwer, die dinglichen Dopes (Spikes und Spritzen) von den personellen klar zu unterscheiden. Schon der Name (Vibrations-)Trainer weist darauf hin. Nur Nichtsportler denken – verführt durch die Medien – heute noch, Sport sei eine Sache für Stars, wenigstens für Einzelkämpfer. Von Anfang an war aber so etwas wie Leistungssport ohne Umfeld nicht denkbar: Von der Kochkunst der Mutter, deren Waschtrog, Bügeleisen, Stiefelputzmittel etc oder der Kutschierbereitschaft des Vaters oder sonstiger Chauffeure, ohne die ein Sportler selten zum Ort eines (gegnerischen) Austragungswettbewerbs kommt, oder deren Geschick als Motivator, mindestens ebenso sehr aber von Partnern, sich bei Bedarf z.B. einen Liebesverzicht zumuten zu lassen, oder bei Torwärtern sich vom Trainer hinterm Tor als das posieren zu lassen, was wir abfällig Jubelweiber nannten (tatsächlich war zB in unserer Mannschaft der Torwart sofort eine Flasche, wenn ihn nicht einige Frauen hinterm Tor anfeuerten, und fischte

umgekehrt wie Radi die schier unhaltbarsten Bälle heraus, wenn er ihrer gewahr wurde): Jeder, der im Sport etwas leisten will, kommt ohne ein Netz von Helfern nicht aus. Jeder Profi-Sportler hat heute zumindest einen Trainer, einen Betreuer, einen Berater und einen Mediziner, auch solche, die ihn über Vor- und Nachteile von Dopingmitteln aufklären können. Alle diese werden ihrerseits unterstützt von Wissenschaftlern und anderen Experten (manche haben sogar einen Astrologen), die nicht zuletzt an der Verbesserung des Dopings arbeiten. Und über all dem hängen zahlreiche Firmen und Konzerne wie Damoklesschwerter. Der Sport ist eben eine eigene Welt in der Welt. Und Sport ist, zusammenfassend gesagt, zumindest seit dem 19.Jahrhundert von wenigen Ausnahmen abgesehen, Dopingsport.

Da, wo ein Dope gesundheitliche Schäden hervorruft, lässt sich das verbieten bzw. sollte sogar verboten werden. Da bleibt nur der Zweifel an den Doping-Kontrollkommissionen sowie an der medizinischen Doping-Forschung. Beide fallen ja häufig genug methodisch defizient aus, sind manchmal sogar käuflich. Man sollte es aber nicht glauben: Es gibt auch Geräte und Helfer, die offenbar keine negative Wirkungen haben. Aus dem Behindertensport bekannt sind z.B. Prothesen, die auch bei Nichtbehinderten leistungssteigernde Effekte erzielen (bekannt geworden durch den Fall PISTORIUS).

Die wenigen, nicht in der Öffentlichkeit totgeschwiegenen Fälle etwa von Betreuern, die Sportler entweder durch übertriebenen Drill oder durch hypnoseartige Beeinflussung in den Ruin oder in den Wahnsinn trieben, sollten uns allerdings zu denken geben. Nicht nur dingliche Dopes können schädliche, im Grenzfall tödliche Wirkung haben. Einfache Verbote wären in diesen Fällen allerdings sogar juristisch angreifbar.

Eine andere Frage: Soll man für jedes neue Dopingmittel neue Disziplinen einrichten? Das Militär und die Rüstungsindustrie sorgten dafür, dass Gewehrschießen olympische Disziplin wurde, obwohl da mit Kollateralschäden zu rechnen ist, etwa mit dem Töten von Menschen,

und obwohl der paramilitärische Charakter des Sports hier aufblitzt wie ein entblößter Hintern. Warum nicht Kirschkernspucken, wie das an meinem neuen Wohnort Nehren alljährlich zum Kirschblütenfest praktiziert wird?

Aus einem Mengen-Problem (wie viele Disziplinen will man zulassen?) kann sehr schnell ein grundsätzliches Problem werden! Man löst das Problem ja auf die Dauer nicht, indem man eine eigene Disziplin z.B. für Eposportler oder für untrainierte (neben den durch Trainer gedrillte) Sportler schafft. Da wäre vielleicht die Rückkehr zu nackt und barfuß das kleinere Problem.

Die Wechselwirkungen mit dem Militär hatte schon Turnvater Jahn Anfang des 19. Jahrhunderts dem Sport in die Wiege gelegt. (Pardon, muss ich bei der nächsten Auflage überarbeiten. Das Bild Wiege gehört in einen anderen Zusammenhang.) Das Staatsdoping, das jetzt Russland propagiert, hatten angeblich schon die Nazis ihren Soldaten zu Beginn der Blitzkriege im 2. Weltkrieg verordnet. Das damals den ahnungslosen Kriegern in den Kaffee zwangsbeigemischte Pervitin, heute besser bekannt als >Crystal Metal<, hatte wie die meisten Dopingmittel erhebliche Spätfolgen. Es gibt Forscher, die die Niederlage der Deutschen weniger auf Nachschubschwierigkeiten als auf den allmählichen Persönlichkeitszerfall der anfangs so wild drauflos stürmenden Kämpfer infolge ihres in Überdimensionen wachsenden Pervitin-Konsums zurückführten. Was am Anfang des 2. Weltkriegs Blitz und Flamme war, erlosch am Ende zu Elend und Asche. Bis heute gibt es übrigens meines Wissens im Militärwesen keine nennenswerte Dopingkontrolle.

Was sich hier scheinbar wissenschaftlich gibt, kann natürlich nur die Absonderung eines notorischen Barfüßers sein, der überdies gerne vergisst, dass ihm ein Heer von Arbeitern und Helfern aller Art sein Geschreibsel wie sein genüssliches Barfüßertum überhaupt erst ermöglicht. Vielleicht gehört er gar zur Sekte der Nudisten.

Ich sollte mich in der Tat in Dankbarkeit zurückhalten. Dankbar vor allem auch, weil ich in einem seit 70 Jahren kriegsfreien Land leben darf.[1]

Weniger wegen dieser Doping-Geschichte, die ja nicht einmal die zahlreichen mit Doping behördlich befassten Personen bekannt geworden zu sein scheint, obwohl sie seit langem auf meiner Homepage im Internet für jedermann aufrufbar ist (solche angeblichen Experten können erfahrungsgemäß nicht mit Suchmaschinen umgehen), als wegen meines Opuskulum >Dieser Text ist eine Fälschung<, das 1997 in Tübingen erschien, gelte ich in der Bildungselite manchmal als Fälscher, häufiger aber als Fälschungsspezialist, was viele, auch Wissenschaftler, gerne verwechseln. Ich führe manche Einladung zu öffentlichen Veranstaltungen jedenfalls auf dieses Büchlein zurück. In Heidelberg gab es vor Jahren einmal eine Veranstaltung zum Thema >Fälschungen im 3. Reich<. Nun hatte ich zwar auch zu diesem engeren Thema in dem Opus >Buchfieber< ein Kapitel über eine Fälschung (Ura-Linda-Chronik) veröffentlicht. Aber das war den Veranstaltern offenbar unbekannt geblieben. Dass ich als Referent allerdings explizit ausgeladen wurde, konnte man mit dem Kapitel >Himmlers Bibel< nicht begründen. Das dürfte eher damit zu tun haben, dass ich das Phänomen in dem Opuskulum >Dieser Text ist eine Fälschung< analog zu Vaihingers Fälschungstheorie zu differenzieren versuchte. Der Leser, der dieses Buch auch nur bis hierher gelesen hat, weiß sicher, dass ich zwar radikal, aber nicht undifferenziert mit einem Thema umgehe. Und wenn ich der einzige auf dieser Tagung gewesen wäre, der das Phänomen Fälschung bereit war zu hinterfragen, hätte ich auch gar nicht erst an ihr teilgenommen.

Zum Thema zuerst einmal wieder einige Aphorismen

[1] Ich betone ja immer: Die Wirklichkeit ist weitaus fantasievoller als die Kunst. Erst am12. Juli 2017 erfuhr ich aus der >Südwestpresse<, dass der positiv getestete US-Amerikaner Gil Roberts (Olympia Gold in der 4x400m-Staffel) den Nachweis seines Dopings auf einen Kuss zurückführte wie zuvor schon der Stabhochspringer Shawn Barber auf den Umgang mit einer Prostituierten. Beide wurden auf Grund dieser Ausrede nicht gesperrt.

Fälschung

Ich bin kein Kleidungsforscher; also weiß ich nicht, wer zuerst auf die Idee kam, so etwas wie einen Frack mit Krawatte entwerfen zu lassen. Vermutlich hält sich die Tradition, bei bestimmten Anlässen, die Eingeladenen zu Frack und Krawatte zu zwingen, nur in Nuancen geändert, über Jahrhunderte. Warum kommen sich eigentlich die Diktatoren (die Zwinger zu Frack und Krawatte), noch die Hehler im Namen dieser Diktatoren (die Träger dieser Kleidungsstücke), noch die Fälscher selbst (die man irreführend nicht Künstler oder so nennt, sondern Schneider) nicht wie Plagiatoren vor?

Plagiate sind ein Subphänomen der Fälschung. Dieses ähnlich differenziert zu behandeln wie die Doping-Geschichte, hat mich von Anfang an gereizt.

Plagiat

Ist die Drossel, die den Klingelton meines Telefons imitiert, eine Plagiatorin? Na ja, so viel ich weiß, verdient sie nicht dran. Was ist aber mit meinem Nachbarn, einem Ornithologen, der für seinen Artikel in einer Fachzeitschrift den Drosselgesang, in Noten umgesetzt, wiedergibt, nicht ahnend, dass er von meinem Telefon stammt? Manchmal verdient er damit sogar 10% am Endpreis. Was ist mit dem Songwriter, der diese Noten in einem Hit verarbeitet und dann blauäugig darauf hinweist, er hätte bestenfalls die Natur pur plagiiert? Noch habe ich mit diesem Hinweis keinen Cent verdient. Aber was ist mit denen, die man ja auch als eine Art Plagiatoren sehen kann, die Geld damit verdienen, etwas als Plagiat zu entlarven? Was ist, wenn

die Vorlage eines Plagiats vom Plagiator stammt? Betrügt er damit nicht auch irgendwie den Konsumenten?

Und wie behandelt man mich als Verfasser folgender Texte, die ich schon vor Jahren auf meiner Homepage veröffentlichte:

Rockefeller

Ich habe mir vor Jahren einen Aphorismus besonderer Art aus einer Zeitung ausgeschnitten, von dem ich seinerzeit schon wünschte, er wäre von mir. Leider vergaß ich Verfasser und Quelle dazu zu schreiben. Weiß jemand, von wem dieser Spruch stammt?

Eine schweizerische Bank schreibt die Stelle des Geschäftsführers aus. Es kommt ein Anruf und wird vorgeschlagen, einen kräftigen sibirischen Mann als Geschäftsführer einzustellen. Die Bank lehnt den Vorschlag ab. Dann folgt die Frage: Und wenn es um den Schwiegersohn von Rockefeller gehe ? Darauf die Bank: Das ändert ja die ganze Sache. Man ruft den Rockefeller an und fragt, ob er sich einen kräftigen sibirischen Mann als Schwiegersohn wünsche. Rockefeller lehnt den Vorschlag ab. Dann folgt die Frage: Und wenn es um den Geschäftsführer einer schweizerischen Bank gehe ? • Darauf Rockefeller: Das ändert ja die ganze Sache.• • Man ruft die Tochter von Rockefeller an und fragt, ob sie sich den Geschäftsführer einer schweizerischen Bank • als Ehemann wünsche. Sie lehnt den Vorschlag ab, sie habe genug Geld.• Dann folgt die Frage:• Und wenn es um• einen kräftigen sibirischen Mann gehe• ? • Darauf Rockefellers Tochter: Das ändert ja die ganze Sache. • • • • • • • •

Ausnahmsweise sollte man mir glauben: Der Spruch stammt wirklich nicht von mir. Genügt das als Abwehr von Plagiatsvorwürfen?

Mauthner

Als Liebhaber von Wahrheiten in Selbstwidersprüchen (Paradoxien) schreibe ich ausnahmsweise etwas ab, was ich gerade bei dem Journalisten, Sprachkritiker und (neben Vaihinger und unabhängig von ihm) einem der Begründer moderner Philosophie Fritz Mauthner lese:

„ ich bin so veranlagt, dass ich mich nicht einmal selbst abschreiben kann ohne den Wunsch, die Vorlage zu überwinden.“

(Fritz Mauthner in: Die Philosophie in Selbstdarstellungen Bd. 3, Leipzig 1922, 15)

Wenn ich hier die Quellenangabe weggelassen hätte, wäre ich dann ein Plagiator? Oder schmücke ich mich nun zitatbestückt mit fremden Federn einer Berühmtheit? Gibt es zwischen Plagiat und Wissensprotzerei einen dritten Weg? Komme ich aus der Zwickmühle heraus, wenn ich das nur anders oder – wie hier – als Problem formuliere? Oder raffiniere ich so nur und steigere die Intransparenz und damit die Hinterfotzigkeit?

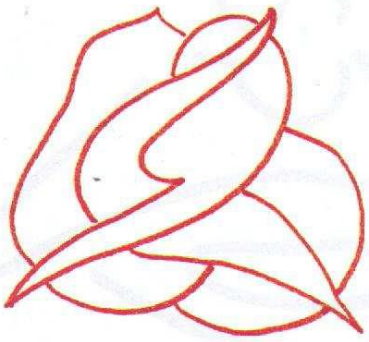
Oder bin ich mit dem Zitat so umgegangen, wie von Mauthner in ihm beschrieben?

Leser und Leserinnen haben vermutlich längst gemerkt, dass es bei dem Thema >Fälschung< um das geht, was im Volke als >Wahrheitsfrage< gehandelt wird. Klar , dass ich auch diese Frage gut vaihingerisch angehe.

Wahrheit und Lüge

Es hat sich herumgesprochen und manche erkennen es sofort: Beteuerungen, je häufiger und wortreicher desto mehr, alles sei Wahrheit, sind untrügliche Anzeichen für das Gegenteil. Einer der Gründe, warum ich immer häufiger betone, alles sei Lüge, gerade auch, was ich hier schreibe. Sollte ich vielleicht nicht zu häufig sagen. Sonst glaubt mir noch einer.

Zum Fälschungsphänomen sollte ich nicht vergessen darauf hinzuweisen, dass ich mich sogar im Bereich der Kunst selbst als Fälscher betätigt habe. In meinem Vaihinger-Buch mit dem Titel >Dieser Text ist eine Fälschung< habe ich auf S. 43 eine Filzstift-Zeichnung wiedergeben, die untertitelt ist wie viele Skulpturen und Gemälde in der Kunstgeschichte zum gleichen Thema >Leda und der Schwan<:



Leda und der Schwan, der uralte Mythos der Zweieinigkeit von Unvereinbarem, der Traum von der Überwindung der Grenzen in der Vereinigung. Gibt es ein widersprüchlicheres Bild von der Widersprüchlichkeit menschlich-göttlicher Sehnsüchte?

Zum Vergleich eine Skulptur des italienischen Renaissance-Bildhauers Bartolomeo Ammannati (1511-1592):



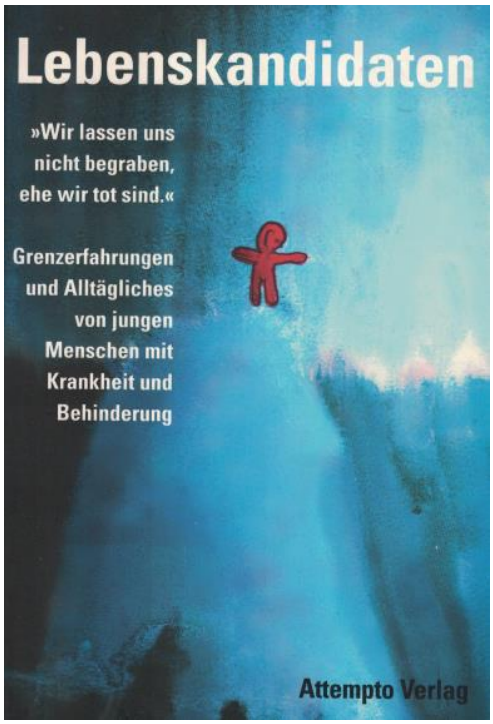
Okay, seitenverkehrt, eine Idee obszöner und mit einem Subskript, wie es die Epigramme des 16. Jahrhunderts kannten, soviel ich weiß, aber nicht Ammannati. Natürlich extrem versimpelt, wenn ich auch zu meiner Verteidigung vorzubringen habe, dass diese Versimpelung ganz im Sinne meiner Bedeutungstheorie geschah, sozusagen die Grundidee auf den Punkt brachte. Außerdem entsprechen meine Zeichnungen, von denen ich die Originale vernichtete, weitgehend meiner herzlichen Verachtung des Kunstmarktes und der Millionen, die für ähnliche Kunstwerke ausgegeben werden. Auch hier die kritische Frage: Was ist Fälschung, was bloße Anregung?

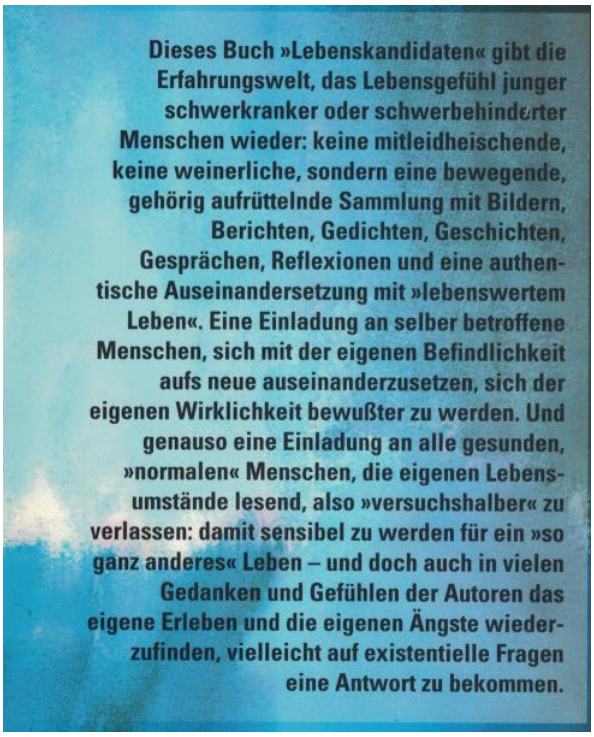
Der Kunsthistoriker Paul Weber glaubt herausgefunden zu haben, dass der führende Vertreter (manche halten ihn für den Erfinder) der abstrakten Malerei Kandinsky gerne über klassische Gemälde Pauspapier legte, darauf die hindurchschimmernden ästhetisch wichtigen Stellen mit Punkten markierte, um diese dann auf seiner Staffelei farbig mit Lineal und Zirkel zu verbinden. Ist das Ergebnis dieses Transformationsvorgangs ein Plagiat?

Lebenskandidaten

Alltäglich begegnen uns Fälle, in denen wir unmerklich in die Verwechslung oder gar Gleichsetzung von Fälschung und Lüge zurückfallen. Zu wenig schauen wir nach Möglichkeiten, kreativ damit umzugehen. Gelegentlich hat das wie im folgenden Fall unnötige Folgen

2014 starb einer meiner Freunde, der frühzeitig die Sonderpädagogik-Ausbildung machte. Michellino nannte ich ihn. Der war voller Ideen, gründete die >Körperbehinderten-Förderung< in Mössingen (inzwischen ein Riesenunternehmen), war dann deren Direktor, wurde durch einige Intriganten völlig aus dem Laden herausgedrängt und wurde dann Sonderlehrer in der Tübinger Kinderklinik. Dort hatte er es hauptsächlich mit mukoviszidosekranken Kindern zu tun. Diese animierte er u.a. zu dem wunderbaren Buch >Lebenskandidaten<. Leider wurde das Buch kurz nach dem Erscheinen wieder eingestampft. Es kam heraus, dass eines der Kinder, von dem sogar die schönsten Texte stammten, seine Krankheit nur vorgegaukelt hatte. Das war dann sogar ein Thema in der >Tagesschau<. Dass auch manche Erwachsene Fantasie und Wirklichkeit nur schwer auseinanderhalten können, ist gar nicht so selten. Ich fürchte, dieses Kind hat durch dieses Erlebnis bleibende Hemmungen davongetragen. Hier handelt es sich doch um ein bewundernswertes Ausmaß an Empathie. Zumindest denke ich, hätte man nicht gleich das Einstampfen ins Auge fassen müssen. Ein kurzer Hinweis, dass ein Teil der Dichtungen aus Empathie einer an einer anderen Krankheit Leidenden entstanden sei, hätte genügt. Anbei das Cover mit Rückseite:





Wer rettet dieses tolle Buch bzw. wiederbelebt es? Michellino starb übrigens an der gleichen nichtansteckenden aber immer noch unheilbaren Krankheit wie die der meisten beteiligten Kinder: Mukoviszidose.

Alte Menschen hat man lange Zeit bedauert, weil ihre Sinne sukzessive nachlassen. Die Weisen unter den Alten kehrten aber schon in der Antike positive Seiten an der Seneszenz= Vergreisung hervor. Der Prozess ähnelt dem der Abstraktion in der Kunst. Meine eigene Erfahrung habe ich analog zusammengefasst in dem folgenden dialogischen Aphorismus:

Das Glück der unterentwickelten 5 Sinne

Herman: Bei dir stinkt es nach verfaulten Eiern
Lewi: Meine Riechfähigkeit ist leider unterentwickelt

Herman:	Und der Dreck da auf dem Herd
Lewi:	Ich muss wohl mal wieder wegen meines grauen Stars zur Augenärztin
Herman:	Und deine Nachbarn vögeln mal wieder, hörst du das denn nicht?
Lewi:	Mir hat doch mal ein HNO-Arzt seinen Staubsauger ins Ohr gerammt, seither höre ich weniger als 20%
Herman:	Aber sonst stimmt noch alles bei dir?
Lewi:	doch, doch, ich schmecke noch alles gut, insbesondere den verdorbenen Fisch, den mir „Freunde“ kürzlich mit Fliegenpilzen garniert kredenzten. Sogar den Stich der Mücke spüre ich noch deutlich. Können diese Sinne denn auch nachlassen?
Herman:	Wenn du sonst keine Ausfallerscheinungen hast!
Lewi:	Ist es nicht ein Glück, so vieles auf der Welt nicht mehr riechen, sehen und hören, vielleicht auch schmecken und spüren zu müssen, solange der Verstand noch einigermaßen ausreicht, um solche Ausfallserscheinungen zu kompensieren.
Herman:	Zyniker!
Lewi	Ich genieße immerhin das Altern. Es lässt, das was andere >Wirklichkeit< nennen, immer mehr verdampfen zum Bedeutenden wie in der abstrakten Malerei.
Herman	Wäre schon toll, wenn du dieses Bedeutende dann wieder in verständliche Konturen übersetzen könntest.

Minimalismus und Komplexität

Gute Malerei unterbricht nur je und dann eine dominante Leere

Gute Musik unterbricht nur je und dann eine dominante Stille

Glück unterbricht nur je und dann ein dominantes Leben

Wissenschaftliche Spitzenforschung

Darwins Stammbaum-Modell,

Bohrs Atom-Modell,

sogar Einsteins $e = mc^{2,}$

unterbrechen nur je und dann die dominante Detailforschung.

Aus Sicht der Leere, der Stille, des Lebens, der Details

Sind diese Unterbrüche manchmal nur störend,

manchmal sogar falsch,
oder verkehrt,
schreckliche Vereinfachungen überbordender Komplexität.

Nichts wäre schöner,
als wenn solche Unterbrechungen
jemandem hülfen,
sich in der Leere,
in der Stille,
im Leben
und in der Fülle der Details
zurechtzufinden.

Aber lässt sich nicht vom Gegenteil,
Von schlechter Malerei, schlechter Musik, dem Unglück, dem Aberglauben durchaus das gleiche sagen?

Ich muss möglichen Missverständnissen entgegenwirken. Ich plädiere keineswegs für alles Allgmeine und Abstrakte, eher für die minimal mögliche Rekonkretisierung des Allgemeinen und Abstrakten, so dass das ursprünglich Konkrete gerade noch wiedererkannt werden kann. Denn das Allgemeine hat durchweg seine Tücken.

Der Fluch des Allgemeinen

Allgemeine Warnungen richten meist einen größeren Schaden an als das, vor dem gewarnt wird.

Kommentar: Die 3. Reich-Forschung blieb in den Anfängen häufig namenlos. Nach dem Anonymisierungsgebot der Archivgesetze Ende der 80er Jahre glaubte auch mancher 3. Reich-Forscher, wieder zu dieser Namenlosigkeit zurückkehren zu müssen. Da regte sich

mancher, der zu den von der Verallgemeinerung Betroffenen gehörte, mit einigem Recht auf, dass er mit einigen wenigen, auf die das wirklich zutrifft, in einen Topf geworfen wurde. Der Schaden wirkt ähnlich wie allgemeine Warnungen vor infiziertem Gemüse. Dann meidet die Bevölkerung nicht einfach alle Gurken eines spanischen Bauern (schon das eine Verallgemeinerung, wenn auch aus Vorsicht einigermaßen vertretbar), nicht nur alle Gurken, sondern lebt plötzlich extrem ungesund nur noch von Fleisch, und das, obwohl auch die in vielem Fleisch lauernden Salmonellen einen durchaus ähnlichen – wenn vielleicht auch nicht tödlichen – Schaden anrichten können.

Ich bin sehr vorsichtig geworden mit dem Gebrauch des Wortes >krank<. Aber gerade weil manche Erscheinungen überhaupt nicht als >nicht gesund< in der Bevölkerung erkannt werden, greife ich hier doch auf diesen Begriff zurück.

Entscheidungskrankheit

Merkwürdigerweise ist zu wenig bekannt, in welchem Ausmaß unsere Probleme, welcher Art auch immer, auf folgenschweren Entscheidungskrankheiten beruhen. Dabei wäre in der Pädagogik nichts so wichtig wie das Einüben in eine ichstarke Balance zwischen Wahrnehmungsbreite und blitzschneller Entscheidung, was von Bedeutung ist. Nichts ist so widerpädagogisch und widerdemokratisch, als Menschen zum Opfer eigener Entscheidungen zu machen, ihnen den Zugang zu Informationen zu erschweren oder zu versperren mit dem durchsichtigen Vorwand, sie seien >wertloses Zeug< oder gar schädlich. Die Klage über den >Informationsschrott< im Internet verdankt sich nicht nur dem Fehlen einer wissenschaftlichen Methode im Umgang mit Informationen, sondern häufig auch einer Mischung aus Entscheidungsschwäche und Zensurgeist.

Schrottinformationen

gab es nicht erst im Internet, sondern schon immer, sogar in Texten, die Kirchenfürsten oder andere Ideologen mit dem Attribut `heilig´ versahen (z.B. Bibel, Koran etc.). Das wissen sogar `heilige´ Texte manchmal selbst. In der Bibel gibt es z.B. den Spruch, dass auf einen richtigen Propheten 40 falsche kommen. Dass in der Bibel auf einen treffenden Spruch 40 falsche oder müllverdächtige Sprüche kommen, halte sogar ich für übertrieben.

Übertreiben kann man aber ganz und gar nicht die Kritik an Theologen, und nicht nur an den Kanzelpredigern, sondern auch an den Uniprofs und natürlich an den Päpsten, die nie davon ausgehen, dass in diesen `heiligen´ Texten manches nur daher oder daneben geschrieben wurde, die stattdessen auch das sinnloseste Wort auswringen, bis endlich ein wie auch immer obskurer Sinnesfunken mit Vorliebe eine Beziehung zu der jeweils geliebten Ideologie aufleuchtet.

Tyrannen

Wer handelt, hat entschieden. Beeinflusst aber, ob er es will oder nicht, das Entscheiden und Handeln anderer.

Wer sein Entscheiden und Handeln nicht hinterfragt wissen will, verurteilt sich nicht nur zur Lernunfähigkeit, sondern gebärdet sich auch als Tyrann.

Hinterfragen ist Entscheiden und Handeln gegen Tyrannen, auch gegen den Tyrannen, der man selbst gern wäre.

Wer hilft mir, das weniger tyrannisch auszudrücken?

Auch der Grundidee meiner Bedeutungsforschung habe ich übrigens zeichnerische Gestalt gegeben:



Versimpelt: Die blaue Ellipse symbolisiert die Welt, der orangene Blitz, was wir davon wahrnehmen, was für uns Bedeutung hat oder haben könnte. Blitz und Ellipse sind zusammengesetzt aus Vorlagen des Internets. Also ein Plagiatssyndrom.

Der Anblick der Ungeheuerlichkeit des soeben wiedergegebenen Symbols endete bei Herman und Lewi in folgendem dialogischen Aphorismus

Im Delirium von Dadaisten

Herman: Was ist los mit dir? Komm mir ja nicht mit Glasfaserkommunikation und Durchblick. Dir muss nur eine Ameise oder ein Igel über den Weg laufen, und schon fängst du an zu symbolifizieren.

Lewi: Es ist leider schlimmer: Ich reduziere alles auf eine Nadel im Heuhaufen.

Herman: Wo andere einen Langfilm oder eine Krimi-Serie drehen, malt deine Hand nur

einen Punkt, bestenfalls einen Strich, oder dein Gesicht atmet einen Aphorismus. Willst du der Welt den Rest geben?

Lewi: Ich gebe zu: die Abstraktion zerläuft mir durch die Finger in Nullhochminuseins-durch-i. Ich eigne mich nun einmal nur für Faules und Einfaches, für Blitze, Schatten oder Löcher, wenn es hoch kommt, für Skelette.

Herman: Gegen dich ist ein Physiker, der die Weltformel findet, ein ghordischer Knoten.

Lewi: Ich weiß, Nehren als Symbol der Welt tut einem Viertausendseelendorf bitter Unrecht.

Herman: Warum ist nicht der Stuhl in der Stube deines Freundes JONAS das Ursymbol?

Lewi: Kann es nicht auch ein Atom oder auch ein Nanoteilchen sein im Atem meiner Freundin Anastasia, genannt Nastja,

Herman: Meinetwegen nervst du die Welt auch mit dem Orgasmus deines verstorbenen Oskar.

Lewi: Das nimmst du zurück. Das gehört nicht hierher.

Herman: Dann erkläre endlich einmal, was kein Symbol ist.

Pockennarben

Empfehlung: Man lese die gelegentlichen Reime wie Pockennarben in einem nach Tschernobyl missratenen Gedicht

Wir haben gelernt,
in den Socken
zwischen Pockennarben
die schöne Haut zu entdecken.
Nach einer Weile
sehen wir die Pocken nicht mehr.
Dem, der die Pocken hatte,
half das nicht.

Wir haben gelernt,
auf den Landkarten
zwischen den Konzentrationslagern

die schöne Landschaft zu entdecken.
Nach einer Weile
sehen wir die KZs nicht mehr.
Den KZ-Insassen
half das nicht.

Wir haben gelernt,
auf dem Globus
zwischen den Kernkraftwerken
die schöne Luft zu entdecken.
Nach einer Weile
sehen wir die AKWs nicht mehr.
Meistens explodieren
sie auch nicht.

Wir haben gelernt,
AKWs und KZs
wie unheilbare Krankheiten,
wie Stürme, Überschwemmungen
oder auch Feuersbrünste
als Schicksal hinzunehmen.
Wir lassen sie tatenlos
entstehen und geschehen.

Frage: Wann explodiert
in uns die Wut?
Wann explodieren die Atomkonzerne
in der Glut unseres Protestes?
Wann explodiert der Globus?
Pardon, es sind ja nur
die Pockennarben
in den Socken einzelner.

Kult[U]r

Kultur ist: Bedeutungsexplosion in einer riesigen Wüste von Nichtssagendem.

Natur ist, was Kultur in ihr sieht und sich anverwandelt.

Philosophie ist: Nachdenken nicht nur über alles Bedeutende, sondern gerade auch über das riesige Reich des Darüber-hinaus-Möglichen, des Unerkannten und scheinbar Unbedeutenden.

Phantasie ist: den Fakten einen Deut voraus sein.

Erkenntnis ist: Kultur, Natur, Philosophie, Phantasie und Erfahrung als Stellvertreter für Schwer- oder Undurchschaubares zu akzeptieren als Grundlage für verantwortungsbewusstes Handeln.

Verantwortung ist: Revisionsbereitschaft im Ringen um Vereinbarkeit.

Handeln ist: Wagen

Und in allem hilft das Vergleichswort >ist<, immer in Gefahr, als Gleichheit missverstanden zu werden.

Nachdenken

Was ist Nachdenken anderes, als das Aushalten von Ungewissheit im Bemühen um etwas, bei dem man sich temporär beruhigen könnte.

Reiche und Intellektuelle

Wenn wir sagen oder auch nur denken, wer reich ist, hat mehr Verantwortung, gilt das dann nicht weniger für Intellektuelle. Im deutschen Grundgesetz heißt es: Eigentum verpflichtet. Warum gilt das nicht auch für das intellektuelle Eigentum?
Inwiefern lässt sich damit das moralische Defiziententum der Intellektuellen z.B. in der NS-Zeit vereinbaren?

Rattenfänger

Wer etwas einfach setzt, das Subjekt, das Sein, den Verstand, Gott oder sonst etwas Nicht-Hinterfragbares und Nicht-weiter-Begründbares, fordert von seinen Mitmenschen kaum etwas anderes, als seinen Verstand auszusetzen, das Nachdenken über Bord zu werfen.

Wer für so etwas Weisheit beansprucht, oder sich nur einfach Philosoph nennt, unterscheidet sich bestenfalls minimal von einem Rattenfänger oder wie man die Betörer von Unmündigen bezeichnen will.

Bin ich ein Rattenfänger, wenn ich solche Sätze äußere?

Die Blitze der blinden Hühner

Es ist schrecklich, klüger zu sein als andere. Nur weniger Kluge oder Dumme versuchen, ihre vermeintliche Klugheit andere spüren zu lassen. Klug wenn nicht weise ist es, in jedem Falle den Dummen zu spielen, und wenn das Gegenteil versehentlich aufblitzt, von Zufall oder Treffer eines blinden Huhns zu reden. Im Alter, wenn ohnehin kaum einer mehr auf einen hört, kann man das Blinde-Huhn-Spiel natürlich ablegen. Es dauert ja außerdem meistens Jahre, bis die Blitze der blinden Hühner so zahlreich geworden sind, dass hinter ihnen eine

Art Heiligenschein der Einsicht hell aufleuchtet, in glücklichen Fällen auch dauerhaft. Kein Weiser verliert darüber die Einsicht in die Ohnmacht der Weisheit.

Ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, wenn man auf Selbstbezeichnungen angesprochen, nichts Angemessenes findet und dann Neologismen wählt. Dann gerät man ja erst recht in Erklärungsnöten.

Umwegelagerer und Glashausrebell

Herman: Du nennst dich Umwegelagerer

Lewi: Ja, das Bild ist irgendwo daneben. Das ist wie so vieles selbstironisch gemeint. Ich überfalle also nicht meine Mitmenschen, und nicht einmal die Pfeffersäcke, schon gar nicht in räuberischer Absicht und natürlich unabhängig davon, auf welchen Wegen, Ab- oder Umwegen sie sich bewegen. Ich teile bestenfalls wie ein Akupunkteur Nadelstiche aus und dazu wähle ich meistens Umwege.

Herman: warum Umwege?

Lewi: Umwege sind für mich der Normalfall, der direkte Weg ein Grenzfall

Herman: Wieso Normalfall?

Lewi: Das ist nichts als Alltagserfahrung, wie mit den Blitzen. Auch ein Blitz schlägt nur äußerst selten den direkten Weg ein. Den direkten Weg wählen Alltagsmenschen wie Experte, auch dann hoffnungstrunken, wenn er nahezu unbegehbar ist, weil er leicht mathematisch exakt berechenbar wäre. Und brechen sich so häufig genug wie ein Bulle gegen einen Felsen zumindest die Hörner ab.

Herman: Du nennst dich manchmal auch Glashausrebell

Lewi: Auch das ein schiefes Bild. Es wendet sich gegen blinde Revolutionäre, denen wurscht ist, was langfristig daraus wird, und die nicht in Betracht ziehen, wie zerbrechlich die Konstruktion des eigenen Gedankengebäudes ist.

Herman: Ist das Glashaus nicht ein Symbol der Wehrlosigkeit?

Lewi: Da steht bei mir weniger im Vordergrund, dass es heute (nahezu) unzerbrechliches Glas gibt. Das Glashaus ist für mich vor allem Symbol für Transparenz. Ein Glashaus kann darüber hinaus eine Kommunikationszentrale sein, von der aus auch z.B. mit Strahlenkanonen Tumore in der Umgebung gezielt und kontrolliert beschossen werden können. In einem Glashaus kann man sich nicht hinter uneinnehmbaren Mauern verschanzen. Es ermöglicht im Gegenteil eine Kommunikation, in der Gegenargumente zur Geltung kommen können.

Bedeutendes, Nebensächliches, Gefälschtes und Plagiiertes ist also sinnvoll, in einem Zusammenhang abzuhandeln. Auf der Suche nach einem Autor, der schon vor mir die Nischen liebte, blieb ich bei Adalbert Stifter hängen, der auch noch ein Meister des Plagiierens war. Zusatzproblem: Warum rechnet man ihn noch heute trotzdem zu den großen deutschen Dichtern?

Stifter

Ich war von Anfang an nie sonderlich beeindruckt, wenn Leute mich beeindrucken wollten. Werbung wandert bei mir noch heute ungelesen in den Müll. Ähnlich ging es mir in der Schule mit Dichtung, die mir Lehrer nahebringen wollten. Und das traf auch manche Dichtergröße. Und dann eben auch Adelbert Stifter, dessen >Bergkristall< damals zur Pflichtlektüre gehörte.

Und dann kriegten wir einen neuen Deutschlehrer. Feuchte war der einzige unter meinen 50 Lehrern, der mich wirklich beeindruckte. Seine Mischung aus Strenge und Verständnis, mit der er etwa mit einem Klassenkameraden umging, der sich nur aus Jux und Angeberei, wie es uns schien, als blinden Passagier in einem Flugzeug von Hamburg nach Bremen transportieren ließ, hinterließ bis heute nachhaltige Spuren in meinem Leben.

Und dann schenkte mir mein Lieblingsonkel Karl eine Karte für eine Aufführung von Schillers >Räuber<. In der Arbeitergegend, in der ich aufwuchs, gab es eine Kino-Bande, die regelmäßig die damals lukrativen Kino-Kassen überfiel. Deren Anführer, mit dem ich quasi aufwuchs, bekam eines Tages mit, dass ich Einfälle hatte, u.a. wie man zum Beispiel polizeiliche Ermittler auf falsche Fährten lenken konnte. Der versuchte mich für seine räuberischen Aktivitäten zu gewinnen. Schillers >Räuber< handelten also von mir.

Und dann erwischte Kleists >Michael Kohlhaas< den Gerechtigkeitsfanatiker in mir, der aus geringfügigem Anlass vor Wut dazwischen hauen oder vor Ohnmacht weinen konnte.

Diese Literatur war schon in meiner Schulzeit mehr als eineinhalb Jahrhunderte alt. Aber sie hatte mehr mit mir und meinen Problemen zu tun als irgendetwas sonst in der Schule. Feuchte, Schiller und Kleist öffneten mir in dieser Reihenfolge die Pforten in die Welt der Literatur.



CGC Geiselhart: Adalbert Stifter

Freilich: Stifter fand ich nach wie vor nur leer und langweilig. Feuchte wurde nach einem Dreivierteljahr schwer krank und schied aus dem Schuldienst aus. Sein Nachfolger wollte den Erzählstil in unseren Aufsätzen verbessern und warnte uns vor dem „… und dann…“ als ein-

fallsloseste Verbindung zwischen zwei Sätzen. Und dann fiel mir zufällig Stifters >Nachsommer< in die Hände. Ich schlug eine beliebige Stelle darin auf. Da fingen seitenlang die Sätze mit „Und dann…“ an. Das zeigte ich diesem Lehrer. Und der stotterte nur: „Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.“ Und dann war Stifter für mich endgültig erledigt. Dachte ich.

Immerhin Stifter hinderte mich nicht daran, Literatur zu studieren. Gleich am Anfang dieses Studiums geriet ich aber in die Vorlesung eines permanent übel gelaunten Literaturprofessors – Pyritz hieß er –, der mittags von 12 Uhr 15 bis 13 Uhr über Stifter las. Mehrfach bekam dieser Herr Professor Wutanfälle, wenn ein Student es wagte, vorzeitig Richtung Mensa aufzubrechen. Das war das Spannendste an der ganzen Vorlesung. Ansonsten war hier ein rhetorisches Genie zu bewundern, das es fertig brachte, einen Satz zu beginnen, und dann über unglaublich viele „Äh’s“ und ähnliche Zögerphänomene und noch mehr Einschübe und Nebensätze nach kaum jemals weniger als einer Viertelstunde in einem Riesengedankenbogen zum Satzschluss zu kommen, den er bewundernswerterweise auch stets fand.

Ich fühlte mich leer und langweilig in dieser Vorlesung. Mehrfach dachte ich daran, diese Vorlesung sausen zu lassen. Aber ich war gerade dabei, genau die Grenze meiner Belastbarkeit herauszufinden. Und dann erfuhr ich da auch noch, dass Stifter Oberlehrer war, und dass er seine berühmten Landschaftsschilderungen Coopers „Lederstrumpf“ und anderen zum Teil mittelmäßigen Elaboraten, sogar Reiseführern seiner Zeit zu verdanken hatte. Auf Grund eines Urheberrechts, wie wir es heute kennen, müsste er eigentlich als notorischer Plagiator hinter Gitter. Und dann schilderte der Herr Professor den >Nachsommer< mit den schier nicht enden wollenden Schilderungen von Landschaften, manchmal nur Gärten, und dass dieser Roman dann auf den letzten Seiten in eine unvergleichlich abgründige Dramatik stürzte. Und dann begann ich mit dem Hintergedanken, dass doch etwas dran sein könnte, mit der Lektüre dieses über 800 Seiten langen „Schinkens“, las sogar die letzten Seiten zuerst – was ich nicht hätte tun sollen –, bekam nicht mit, worum es ging, fing also ganz von vorne an,

kam dann auf die Sätze, die seitenlang mit „Und dann…“ einsetzten und gab dann aus Leere und Langeweile frustriert auf. Ich dachte, für immer und ewig.

Und dann – das sollte ich nicht verschweigen, damit nicht der Eindruck entsteht, ich hätte mir keine Mühe gegeben – kurz vor dem Abbruch meines Studiums lernte ich noch einen Philosophiestudenten kennen, eigentlich ein Verehrer des Philosophen Heidegger. Der schwärmte von Stifter als dem Dichter, der in Leere und Langeweile wie kein anderer zwischen den Zeilen durchschimmern lassen konnte, worum es in der Welt ging. Man müsse dahin kommen, nicht nur so etwas wie den Untergang der Titanic Beachtung zu schenken. Man müsse es auch lernen, ein halb im See versunkenes Feuerwehrboot aufregend zu finden, bis einen letztlich schon das Gewoge im See allein in Schwingungen geraten lasse. Natürlich hat mich auch das nicht beeindruckt.



Ein Feuerwehrboot in einem See unweit Schwarzenberg (Foto: Else Schaudinn)

Und dann nach vielen Jahrzehnten – ich war längst Oberlehrer und war im Unterricht Stifter stets erfolgreich aus dem Wege gegangen – kam ich nach Schwarzenberg, wo Franziska ihre Hütte hatte. Und da „stifterte“ es aus jedem Astloch, nur weil Stifter da einige Jahre seines Lebens verbracht hatte. An jeder Ecke, in jedem Winkel dieses Orts gähnte uns ein Hinweis auf den großen Stifter entgegen. Und dann kam der Dauerregen, der uns an unseren geliebten Ausflügen in diese herrliche Landschaft mit den Wäldern aus Bäumen, Heidel-, Him- und Brombeeren und natürlich den Pilzen und den vielen Findlingen hinderte. Was uns blieb, war Lesen und das in den wenigen Büchern, die die kleinen Regale der Hütte fassten, und dann außer Reise-, Wander und Pilzbüchern – man errät es leicht – nichts als Stifter.

Und dann griff ich – wir hatten in der Hütte keinen Strom – im Kerzenschein eher in einem Anfall von Langeweile zu der Stifter-Novelle >Abdias<. Das gibt es doch nicht, dachte ich nach der blitzschnellen Lektüre und griff nach der nächsten Novelle. Ich fraß die nächsten Dichtungen gierig in mich hinein und endlich kam ich auch wieder an den >Nachsommer.< Welch eine detailtreue Schilderung der Landschaft vor der Tür unserer Hütte. Und dann dieser Schluss! Man verstand seine Dramatik wirklich nicht, wenn man die 800 Seiten davor nicht gelesen hatte. Und es war mir schnurzegal, aus welchem Reiseführer Stifter das alles abgekupfert hatte. Ich las das, eigentümlich zu mir selbst gekommen.

Tags darauf besuchte uns Franziskas Enkel. Wir fuhren mit dem Auto hinaus in diese wunderbare Stifter-Landschaft. Im Radio gab es Cembalo-Musik von Bach.

„Darf ich etwas anderes einstellen?“ Der Enkel war gerade zehn geworden. Während ich mich schon wieder oberlehrerhaft einwerfen hörte: „Aber das ist doch die schönste…“ war schon ein anderer Sender eingestellt: „Das ist doch nur leer und langweilig.“

Und dann mein hilfloser Kommentar: „Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.“

Mit dem Problem der Fälschung war ich früh schon zu Beginn meines Studiums konfrontiert.

Da ging es aber noch haarscharf am Knast vorbei, jedenfalls für mich.

Das Gemälde

Jedermann, der mich kennt, und auch viele Frauen, nicht nur die, die mich nackt kennen, wissen auch, dass ich in den 50er Jahren einmal in meiner Heimatstadt Hamburg in einem >Heim der offenen Tür< ein karges Geld verdiente. Fälschlicherweise führen viele auf dieses Heim zurück, dass bei mir zuhause immer alle Türen sperrangelweit offen stehen. Das hat mir stets gute Dienste bei der Abwehr von Dieben geleistet. Falls Sie es nicht wussten: Offenheit schreckt Verbrecher ab.

Besagtes Heim lag in Wilhelmsburg, einem Stadtteil Hamburgs, der wie Altona, wo ich im Hohenesch wie SPITZWEGs Gelehrter in einer ärmlichen Dachkammer hauste und auch noch einige leicht geschürzte Bilder malte, von Adolf HITLER, dem „Künstler aller Künstler“ (wie er sich nannte), 1937, als er zu Macht und Geld gekommen war, mit Hamburg zu dem Monstrum Groß-Hamburg vereinigt. Angeklatscht wie ein unscheinbarer Stall an eine Turnhalle, wo die Arbeiterkinder tagsüber lärmten und tollten, traf sich da abends die reifere Jugend zu Musik, Tanz und (Sie wissen schon) Techtel-Mechtel usw. Bezahlt hat das die Stadt Hamburg, die sich mit diesen >Heimen der offenen Tür< die Gewaltbereitschaft in den Arbeitervierteln zu reduzieren versprach.

Der Leiter des Heims war hauptberuflich selbst Maler. Da man aber als Maler wie viele Künstler, begabt oder unbegabt und manchmal sogar unausstehlich kreativ, von seinen Elaboraten (wenigstens meistens) nicht leben kann, übernahm er den verhassten Job als Heimleiter. Ich selbst hatte ihm zur Hand zu gehen. Weil man damals als Student noch Studiengebühren zahlen musste (wie ich höre, ist das heut schon wieder so), war ich auf dieses Zubrot angewiesen. Wir hatten allerdings auch noch ehrenamtliche Mitarbeiter, sogar einen der Jugendlichen, der sich im Viertel als Rabauke einen Namen gemacht hatte. Hannes, hatte der Heimlei-

ter ausgemacht, war die Ursache für Kurzschlüsse, die nicht nur die Musik, sondern auch das Licht regelmäßig zu fortgeschrittener Stunde erlahmen ließen, für manches Pärchen willkommen, nicht aber für den Heimleiter, der ohnehin alle Naslang von Verantwortung und Ordnung faselte. Schließlich hatte er auf der Kunsthochschule, die noch ganz im Banne der Kunstvorstellungen Adolf HITLERs stand, gelernt, dass im Leben das Wichtigste Ordnung und Kontrolle ist. Statt den Hannes zu bestrafen, wie das die Nazis damals noch mehrheitlich praktizierten, hatte er immerhin bei den Reformpädagogen gelesen, dass es mehr bringt, Straftäter an der Verantwortung teilhaben zu lassen. Es sprach sich unter den Jugendlichen herum, dass nun Hannes, der ohnehin ihr heimlicher Anführer war, zu bestimmen hatte. Und siehe da, flugs mussten der Heimleiter und ich sogar gegensteuern, damit man zu der Musik nicht zackig in Reih und Glied tanzte. Wie man mir berichtet, rekrutieren heute auch die Neonazis mit diesem Reformpädagogen-Trick ihre Nachfolger.

Ich war so unvorsichtig gewesen, dem Heimleiter gegenüber zu erwähnen, dass mein Vater als gelernter Schlosser alles Handwerkliche spielend erledigte, sogar meinen Großeltern ein ganzes Haus eigenhändig gebaut hatte. Sein schief nach unten auf meine arbeitsungewohnten Intellektuellenhände gerichteter Blick verriet mir, dass der Heimleiter durchschaute, dass ich von meinem Vater in dieser Hinsicht wenig gelernt oder gar geerbt hatte. Mehr um mir meine Grenzen spürbar zu machen, beauftragte er mich einige Haken an die Wand zu nageln, an denen die Bilder hängen sollten, die er selbst gemalt hatte, schrecklich realistische Wiedergaben von Kampfszenen unter den Wilhelmsburger Arbeitern. Was er sicher wusste, aber eben nicht ich: Der dünne Putz war, selbst hellblau übertüncht, an metallen harte Wände geklatscht wie das ganze Heim an die Turnhalle. Nichtsahnend nahm ich einen Nagel in die linke und einen Hammer in die rechte Hand und schlug zu. Nein, ich hieb mir nicht auf die Finger. Aber der Nagel platzte ab und riss mit sich ein groschengroßes Stück Putz. Na ja, kann ja mal passieren. Zweiter Anlauf, Nein, auch dieses Mal verschonte ich die Finger. Aber wieder rasselte ein groschengroßes Stück Putz auf den Boden. Das gibt es doch nicht. Das kann doch unmöglich so schwer sein. Ich dachte noch, wie hätte das denn mein Vater gemacht. Dessen Weisheit in solchen Fällen war freilich nicht sonderlich hilfreich:

„Man lernt nicht Klavierspielen vom Zugucken“.

Da kam der Heimleiter dazu. Ein Blick von schräg oben. Er wusste, ein stummer Blick wirkt mehr als ein Wutanfall. Er hatte meine Missgeschicke wohl kommen sehen, hatte jedenfalls schon einen Elektrobohrer in der Hand.

„So macht man das!“

Zu allem Überfluss setzte er sein Werk fort und nullkommanix waren die Bilder an der Wand. Einer der vom Putz abgeplatzten Flecken blieb – wohl mir zur Mahnung – unbedeckt. Zu meinem Glück hatte ich gelernt, wie ein Pudel begossen zu werden. Schon mein älterer Bruder hatte entsetzt an mir beobachtet:

„Mama. der Jerry schämt sich überhaupt nicht."

„Tut mir leid",

hatte ich schon früh anzumerken gelernt und meine Fantasie stimuliert, wie man ohne sonderliches handwerkliches Können Sinnvolles in die Welt setzt. Ich entschloss mich, den vom Putz abgeplatzten Fleck für mich als Kunstwerk zu sehen. Na ja, der Heimleiter natürlich nicht.

Noch in anderer Hinsicht ließ mich der Heimleiter meine Grenzen spüren. Es gab unter den Jugendlichen eine Band. Da fiel wegen Krankheit der Trommler aus.

„Ich kann das nicht", hatte ich in weiser Voraussicht getönt.

„Das kann doch jeder".

Der Posaunist und der Klavierspieler bestätigten dem Heimleiter.

„Versuch es doch wenigstens einmal. Ist doch nur ein simpler Rhythmus"

Damals war es fast Pflicht, Tanzschulen zu besuchen. Ich hatte in ungewohnter Hartnäckigkeit sogar drei Tanzkurse durchgemacht. Erfahrung: ich lernte zwar die Schritte schnell. Dann aber ging – ich konnte es selbst nicht fassen – wie von fremder Macht gesteuert, ein Eigenrhythmus mit mir durch. Anfangs meinten die Kursleiter, die mich mehr und mehr unter die Lupe nahmen:

„Sehr fantasievoll".

Aber ihnen entging natürlich nicht, dass ich den Tanzpartnerinnen zunehmend auf die Füße trat. Als Damenwahl dran war, wurde ich von allen weiblichen Wesen gemieden. Lieber blieb auch die, die keinen Tanzpartner mehr abbekommen hatte, auf ihrem Platz sitzen, die Blicke deutlich von mir abgewendet. Zum Schluss meinten auch die Kursleiter unisono:

„Ein hoffnungsloser Fall".

Ganz analog verlief mein Auftritt als Trommler in der Band des >Heimes für offene Tür<. Für den Umstand, dass sich die Band kurz darauf auflöste, gab ich wohl nur den Anlass.

Der Heimleiter hatte sich bei dem zuständigen Chef (es war der spätere SPD-Politiker DRECHSLER) schon beschwert. Da fiel in einem Fußballspiel des Wilhelmsburger Heimes gegen das im Stadtteil EIMSBÜTTEL ein Spieler aus.

„Kannst du denn wenigstens Fußballspielen?“

In dem Stadtteil EIMSBÜTTEL war ich aufgewachsen, hatte auf unserem Hinterhof manchmal glatt fünf Stunden hintereinander unermüdlich durchgespielt. Also wagte ich ein schüchternes „Ja“. Und während der Heimleiter meine Haut-und Knochen-Figur (wie das früh meine Spielkameraden nannten) musterte, die unvermeidliche Frage:

„Und wo ist diesmal der Haken“?

Trotz meiner gezuckten Achseln ließ mich der Heimleiter zu einem Probespiel zu. Nur sechs Spieler auf jeder Seite, die Tore nur drei Meter breit und der Heimleiter gegen mich. Er ärgerte sich mächtig, als meine Mannschaft gewann. Und nachdem ich sogar aus mehr als 50 Metern ein Tor geschossen hatte, meinte er kleinlaut:

„Versuchen wir‘s“.

Das eigentliche Spiel fand in Eimsbüttel, also auf gegnerischem Platz, statt. Ich erkannte unter den Gegenspielern sofort jemanden wieder von einem Spiel, das ich in meiner Schülerzeit im Stadtteil Langenhorn (bekannt durch seine Klapsmühle) mit meinen Spielkameraden haushoch verloren hatte. In der gegnerischen Mannschaft war auch ein kleiner Spieler, noch kleiner als ich, obwohl ich schon immer zu den kleinsten gehörte. Später sah ich ihn beim Hamburger Sportverein spielen und noch später in der Nationalmannschaft in einem Spiel im Volksparkstadion gegen Weltstar PELE. Es war Uwe SEELER.

Ich sah uns in EIMSBÜTTEL schon wieder haushoch verlieren, nahm mir als Manndecker (wie man das damals nannte) unter den gegnerischen Spielern den Kameraden Uwe SEELERs vor, ein wahrer Fummelkönig, beidfüßig und pfeilschnell. Da ich aber auch beides war, konnte ich diese Schaltstelle des Gegners weitgehend ausschalten. Außerdem hatten wir einen sehr guten Mittelstürmer, der meine Pässe vorzüglich ins gegnerische Tor zu knallen verstand. Zum Schluss stand es 7:1 für uns. Da nahm auch der Heimleiter seine Beschwerde über mich zurück.

Ich erzählte diese Geschichte meinem damaligen Freund Wulf, der später als der Kunstmaler BROMMAUER berühmt wurde, schon damals so korpulent wie ich heute. Wulf hatte einen unmöglichen Vater. Dieser spielte in seiner avantgardistischen Malerei eine zentrale Rolle. Weniger um seinen Vaterkomplex aufzuarbeiten, als wegen Erweiterung seines Erfahrungs-

horizonts hatte er sich in die Praxis eines Psychoanalytikers begeben. Seitdem teilte er seine Gemälde, fast schon monomanisch, in eine obere und eine untere Hälfte, oben mit traditionellen Themen, unten fast unanständig wild, das Ich als schmale Linie dazwischen.

Eines Tages erklärte Wulf:

>Keiner interessiert sich für meine Gemälde<.

Er war kurz vor der privaten Insolvenz. Natürlich brauchte ich ihm nicht zu kommen mit Sprüchen wie „du bist einfach zu avantgardistisch“ oder auch nur „zu originell“. Er packte so etwas notorisch in die Schublade „abartig“ bzw. “skurril“. Also setzte ich mich mit ihm zusammen zu einer Art Brainstorming.

Jeder, der mich kennt (auch nackt), weiß, dass ich ein Angeber bin, ein Dummschwätzer allemal. Aber diesmal war tatsächlich ich es, der Wulf drauf brachte, sein Thema ins Dreidimensionale zu verlegen. Nein keine Skulpturen. Schon Gemälde. Aber nur leicht ins Dreidimensionale gewölbt.

„So sieht man doch nicht“, wandte Wulf ein, „dass das Unbewusste viel mächtiger ist als das Bewusste“.

„Okay“, antwortete ich. „Aber wie wär es, wenn du in die leichten Wölbungen unter der besonders dünnen Leinwand Diamanten hindurchschimmern lässt?“

„Aber woher bekommen wir die Diamanten?“

„Das lass nur meine Sorge sein“.

Ich ging zu Juwelieren und Banken. Ich deutete unser Vorhaben nur an. Nahezu alle lachten uns aus. Diamantenhändler in Amsterdam zeigten Interesse, begingen aber den Fehler, einige Kunstexperten aus dem Kölner Hause ZWIRNER zu fragen. Ja die, die dann später auf BELTRACCHI hereinfielen. Und wieder nur Gelächter. Oder waren die das, die den Faktenhintergrund abgaben für den Film, auf den ich gleich noch zu sprechen komme?

Die Zeit lief uns davon. Der >Mottenburger Hof< (Mottenburg ist den Einheimischen ein anderer Name für Altona) war zwar nicht unsere Stammkneipe, aber ausgesprochen ruhig, und man konnte da wunderbar ägyptisch essen. Da vermutete uns auch kein Schuldeneintreiber. Wir hatten unsere Misere gerade angesprochen, wie üblich bei einem Bier. Wulf trank im Gegensatz zu mir Weißbier. Sein Glas stieß ich in einem mir eher untypischen Temperaments- oder war es ein Verzweiflungsausbruch um.

„Hast du ne Meise“.

„OK, ich zahl es ja“.

“Mir wär es lieber, du zahlst das Bild“.

Dann kam der Ägypter an den Tisch. Wir wussten, dass seine Frau, blond kontrastierend zu seiner Haut-und Haarfarbe, die Chefin war:

„Wir übernehmen die Kosten“.

Außerdem brachte er Wulf ungefragt ein neues Weißbier. Als der Ägypter die Glasscherben entfernen wollte, sagten Wulf und ich unisono:

„Halt!“

„What’s the matter?“

„Warten Sie. Das ist ein Kunstwerk“.

Der Ägypter nach einer Weile.

„Auch die kleinen Scherben?“

Da Wulf und ich uns nicht einigen konnten, brachte der Ägypter einen Lederbecher mit Würfeln:

„Das Glas dem Winner, die Scherben dem Looser“.

Mein Gewinn ist heute die Zierde in meiner Wohnung in Nehren. (s. die Abbildung anbei)



Weißbierglas mit Täter bzw. Künstler – wie man es nimmt – (Foto: Anastasia Antipova)

Ich hatte das dunkle Gefühl der Ergebnislosigkeit. Wulf war dagegen merkwürdig gefasst, als wir auseinandergingen.

Über ein Jahr später (ich war inzwischen aus Altona weggezogen) las ich in der Zeitung, dass ein gewisser Wulfhart BROMMAUER zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Er habe die Scherben eines Weißbierglases hinter einer hellblauen Leinwand in einem Rahmen versteckt und das schlicht wirkende Bild dann >Diamanten hinter Leinwand< betitelt. Ein Kunstexperte der Hauses ZWIRNER hatte herausgefunden, dass das Bild, für das Wulf über eine Million haben wollte, kaum mehr wert sei als Leinwand und Rahmen zusammen. Ins Gefängnis kam er hauptsächlich, weil er mittlerweile hoffnungslos verschuldet war.

Ich besuchte ihn in Santa Fu, wie man das bekannteste Gefängnis Hamburgs nennt. Ich war in dieser Zeit zu Vermögen gekommen, erlöste WULF von den Gefängnisgittern und erwarb dafür sein Gemälde >Diamanten hinter Gittern in Hellblau<, so seine spätere Bezeichnung. Er hatte dazu die senkrechten Linien auf der Leinwand Ton in Ton herausgehoben. Die Nischen zwischen ihnen wirkten danach heller.

Ich schenkte das Bild dem >Heim der offenen Tür< in Wilhelmsburg, das inzwischen ein anderer leitete, der die Geschichte zwar auch mit Gelächter quittierte, sich aber breitschlagen ließ, das Elaborat genau da in dem Heim anzubringen, wo noch der abgefallene Putz von meinem Nagelattacke zeugte.

Dann kam die Flutkatastrophe von 1962. Es gab über 300 Tote. Betroffen war v.a. Wilhelmsburg. Die Turnhalle mit dem angeklatschten Heim wurde durch die Fluten über viele 100 Meter mitgerissen und größtenteils zertrümmert. Die Rettungskräfte hatten vorwiegend mit Toten und Verletzten alle Hände voll zu tun. Als ich nach Wochen nach Wilhelmsburg und der Stelle kam, wo das >Heim der offenen Tür< stand, fand ich manches, vor allem eine demolierte Trommel, aber nicht das Gemälde.

Jahrzehnte später durch VAIHINGERs Fiktionstheorie zum Spezialisten für Fälschungphilosophie avanciert, wurde ich von einem Wiener Professor (dessen Namen ich hier nicht verrate, weil er wie bei jüdischen Namen vor mehr als 200 Jahren etwas anstößig ist, was den Leser auf eine arschfalsche Fährte locken würde) für eine Podiumsdiskussion in der Universität Heidelberg zum Thema ‚Fälschung' eingeladen, allerdings alsbald wieder ausgeladen. Die Fälschungen eines BELTRACCHI ließen keinen Raum, erklärte mir der Veranstalter für meine differenzierte, partiell augenzwinkernde Sicht des Phänomens.

BELTRACCHI war gar nicht erst eingeladen worden, kontaktierte mich aber telefonisch, wohl weil er in mir einen Parteigänger oder gar eine philosophische Weihe zu finden hoffte. Ich blieb allerdings reserviert, schilderte ihm nebenbei die Geschichte mit dem Bild >Diamanten hinter Gittern<. Statt des von mir nach all den Erfahrungen erwarteten Gelächters reagierte BELTRACCHI ernsthaft interessiert. Heute würde das Bild, wie ich es schilderte, wohl tatsächlich eine Million geben, auch im Wissen, dass es sich bei den Diamanten nur um Glasscherben handelt. Er würde aber, nachdem er mit seinen Fälschungen so viel verdient hätte, hinter der Leinwand sogar echte Diamanten verbergen. Schätzungsweise dreistellige Millionen, zumindest eine Rekordsumme könne man für ein derartiges Kunstwerk herausholen. Zum Schluss dankte er für meine Anregungen. Sein Bild muss er umbenannt haben. In seinem Oevre findet sich jedenfalls keine Fälschung mit dem Begriff >Diamanten< im Titel.

Im Fernsehen geriet ich kürzlich in eine Krimikomödie aus der Serie >Monk<, in der diese Geschichte in eine Schmugglergeschichte verpackt war. Diamanten hinter Leinwand, wirklich ein tolle Schmuggelidee.

Wulf habe ich leider aus den Augen verloren wie viele aus meiner Hamburger Vergangenheit, nachdem ich mein Adressbuch verlor. Ob er für diese millionenträchtige Spätgeschichte verantwortlich ist?

P.S. Ich bitte alle namentlich Genannten um Pardon wegen der vielen Fakten, die diese Geschichte wie Glasspitter kakooptisch (zu deutsch: kackhässlich) verteilt durchsetzen. Daraus zu schließen, in meinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen sei es umgekehrt, finde ich ungehörig. Übrigens: Die Diamanten waren – was bisher nur ich wusste – in Wirklichkeit „lediglich“ Bernsteine aus einer Kiesgrube am Rande eines Baggersees an meinem damaligen Wohnort Maschen. In dem See hatte ich häufiger gebadet und die orangenen Dinger an seinem schneeweißen Strand gefunden. G.S.

Meine Mailfreundin Monika Wirthgen, der ich obige Kurzgeschichte gegenlesen ließ, gab sie ohne mein Wissen an die mir nach ihrer Geburt bis heute unbekannte Palma Kunkel weiter. Die schrieb prompt eine Rezension.

Rezension von Palma Kunkel (Hamburg-Niendorf) zu „Das Gemälde“ von Gérard Simenon:

Der Autor – ein seit langem deutschland-weit bekannter Wissenschaftler mit Hang zum Poetischen – hat uns wieder mit einer seiner Geschichten erheitert und zum Nachdenken gebracht. Nun wissen wir ja schon, dass er im zarten Alter ein Kind gezeugt hat, weshalb es niemanden wundert, dass er sich in seiner Unbedarftheit nun auch noch eines Verbrechens gegen die Kunst schuldig gemacht hat. Die Idee Diamant-Splitter hinter einer bemalten Leinwand zu verstecken, so den Wert des bis dato unverkäuflichen Werkes eines aufstrebenden jungen Hamburger Malers zu erhöhen und auf diese Weise dessen Schulden zu decken, war genial. Hätte ja auch funktionieren können, wären nicht die Neins der Sponsoren gewesen.

Ein typischer Fall von „Hätten die nicht ...?“, der mal wieder deutlich macht, welche unüberwindlichen Hindernisse der Umsetzung kreativer Lösungsvorschläge für Probleme entgegen stehen können. Dass das „Gemälde“ den Sturmfluten zum Opfer fiel, zeigt außerdem, dass der Autor die eigentlichen Mächte – nicht das Unbewusste und auch nicht Adolf Hitler - aus seinen Überlegungen herausgehalten hatte.

Aus philosophischer Sicht handelt es sich hier um Versäumnisse, die nicht nur unter die Haut gehen, sondern auch Mitleid auslösen. Handelt es sich hier überhaupt um Versäumnisse? ist die Frage. Im Nachhinein ist man immer klüger, heißt ein geflügeltes Wort. Aber was ist mit dem ‚Vorhinein’? Im Vorhinein ist man immer ein ‚Dummschwätzer’ und ‚Angeber’, weil man ja so tut, als ob man Ahnung von dem Nachhinein hätte.

Doch so sind Menschen, und philosophische noch weitaus mehr. Sie bilden sich was auf ihr Nachdenken und ihre Ideen ein. Dabei entstehen Gedanken und Ideen aus dem Moment. Was diese spontanen Produkte so liebenswert macht, ist die Bedingtheit, die Determinierung eines bestimmten Individuums. Die viel beschworene Freiheit dürfte ein Gerücht, möglicherweise sogar ein Irrtum sein.

Palma Kunkel

P.S. Aus dem Mailverkehr mit Monika erfahre ich gerade, dass Palma meine leibliche Tochter ist, deren Zeugung ich in meinem >Umwegelagerer< beschrieb, von der ich dachte, dass sie gar nicht geboren ist. Aus einer meiner Mails an Monika:

Vor allem aber danke ich dir, dass du (dass ich das überhaupt noch erleben durfte) endlich meine 1949 gezeugte Tochter ausfindig gemacht hast. Den Namen Palma Kunkel habe ich zwar bisher mit Morgensterns Muhme in Verbindung gebracht. Aber ich hatte ganz vergessen, dass die Inge, die Mutter der Palma, Kunkel hieß. Ich denke, als Enkelin von Morgensterns Muhme wollte sie gewiss (für die meisten in Dunkel gehüllt, nur für dich und durch dich auch für mich enträtselbar), in dem Namen ihrer Tochter ihre in Unbekanntheit versunkene Vorfahrin ehren. Ich glaube, ich sollte in meinem Tagebuch festhalten, dass heute ein Glückstag ist.

Eine nicht annähernd so große Rolle in meinem Leben wie Wissenschaft, Dichtung und Malerei spielte die Musik, meist passiv, eigentlich nur in meinen Träumen aktiv. Passiv bitte ich intensiver zu verstehen als gewöhnlich. Alles wühlte mich von je her auf, was gut gemacht war, völlig unvermittelt aber nur Musik, übrigens durch die Sparten hindurch. Keine Droge hat mich so wehrlos erfasst wie Musik aller Art, es sei denn, sie war nur als Geräuschkulisse komponiert. Und natürlich haben meine Archivstudien auch Musikwissenschaftler erfasst, vor allem den Volksliedforscher Quellmalz[1] und den Pionier der elektronischen Musik Meyer-Eppler.[2]

Aus einem Musiktraum ging zum Beispiel folgende Kurzgeschichte hervor:

[1] s. http://www.gerd-simon.de/ChrQuellmalz.pdf bzw. https://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrQuellmalz.pdf bzw. https://homepages.uni-tuebingen.de//gerd.simon/Quellmalz.pdf
[2] in Kürze http://www.gerd-simon.de/ ChrMeyer-Eppler.pdf

Die Kunst des Schnarchens

In meiner Kindheit gehörte zu den Hauptvergnügungen der Dom, wie man das in meiner Heimatstadt Hamburg nannte, was andernorts „Jahrmarkt“, „Schützenfest“, „Kirchweih“, „Kirbe“ oder auch „Oktoberfest“ oder ganz anders heißt, jedenfalls wenn es verbunden ist mit Karussells, Geisterbahnen, Schießbuden und Kapellenmusik. Zu letzterer gehörte nicht nur in Hamburg das, was man dort als „Pankokenkapelle“ bezeichnete, eine Art Trommler und Pfeifer-Orchester, meist betörend laut und nur mit Ohrenstöpsel zu ertragen. Was hat das mit Schnarchen zu tun?

Dazu muss ich zunächst einmal in anderen meiner notorisch langweiligen Einschiebseln auf das Vergnügen eingehen, das einige bedauernswerte Zeitgenossen gar nicht kennen: das Schnarchen. Es gibt unzählige Arten von Schnarchen. Das normale Schnarchen ist eigentlich nur eine geräuschvolle Variante des Ein- und Ausatmens. Selbst Ärzte, die ja das Gesündeste der Welt wie meine Barfüße (von meinen eiszeitlichen Vorfahren geerbt) als Krankheit ansehen, sind inzwischen geneigt, diese Art des Schnarchens als normal anzusehen. Ihre Forscher, die sich zu den Schlaf-Forschern rechnen (in Tübingen haben sie ihr Zentrum, dem ich für diesen Hinweis zu Dank verpflichtet bin), fanden heraus, dass mindestens die Hälfte der Menschen schnarchen, einige, v.a. Männer, etwas mehr, andere, v.a. Frauen, etwas weniger. Da kommen selbst Ärzte darauf: Das kann keine Krankheit sein. Man müsste dann wegen der Häufigkeit auch von Schnarch-Epidemie reden. Gut, o.k., ich habe das sogar in einer Eulenspiegelgeschichte beschrieben: Wenn etwas ein Dauerzustand wird, wenn also jemand Tag und Nacht über Monate hinweg vor Glücksgefühlen jauchzt, dann verkehrt sich so etwas binnen kurzem schon derart, dass der Betroffene irgendwann darunter leidet. Wer also wach ist und trotzdem noch schnarcht, hat zumindest ein Problem. Damit meine ich so etwas, wie ich es selbst einmal erlebte.

Ich hörte einer feierlich angekündigten Rede von Bundeskanzler Brandt zu. Schon das knarrende Geräusch seiner Stimme hatte sicher etwas Schnarchendes an sich. Nach seiner Rede folgte aber noch ein Redner (Jenninger oder so hieß er), wenig geschult, ein Langweiler wie so viele Politiker. Brandt setzte sich an seinen Platz in die vorderste Reihe. Ich hatte keinen normalen Sitzplatz bekommen, setzte mich neben die mir aus dem Hamburger Zimmertheater bekannte Ida Ehre, die wohl ebenfalls zu spät gekommen war (Anlass noch ein paar Stühle dazuzustellen) in eine Reihe schräg hinter dem Redner, sah also Brandt direkt ins Gesicht. Da vernahm ich zwischen den Pausen, die Redner Jenninger ausgiebig machte, deutlich vernehmbar Schnarcher. Und die kamen eindeutig von Bundeskanzler Brandt, obwohl er offenen Auges da saß. Erst als sich zum Absingen der Nationalhymne alles erhob, blieb Brandt sitzen. Die Medien überraschten ganz Deutschland mit der bis dahin unbekannten Diagnose, Brandt habe offenen Auges geschlafen. Brandt hat das stets geleugnet. Er habe mit dem Sitzenbleiben nur protestieren wollen gegen die Jenninger-Rede. Jenninger war bekannt dafür, dass er den Text seines Redenschreibers akzentlos herunterleierte. So kamen Zitate von Nazis bei seinen Hörern an, als stammten sie von Jenninger. Auch Ida Ehre hatte das so verstanden und später dagegen protestiert. Vor einem derartigen Redner wäre auch sie nicht aufgestanden. Sie habe die Nationalhymne allerdings nicht auf Jenninger bezogen. Was mich irritierte, waren Brandts Schnarcher. Von denen war aber in den Medien nirgends die Rede. Ida, als ich sie darauf aufmerksam machte: „Brandt redet doch nicht nur knarrend, sondern der atmet auch so.“ So etwas in die Öffentlichkeit zu zerren sei doch peinlich. Aber ich war und bin noch heute sicher: Das waren Schnarcher.

Oh, tut mir leid: Nix als eine meiner üblichen Verirrungen in Anekdoteleien. Der Anekdote Kurzsinn: Ich bin überzeugt, man muss nicht schlafen, wenn man schnarcht.

Zurück zum Hamburger Dom und der Pankokenkapelle. Ich war selbst Zeuge, als ich als Jugendlicher mit Freunden neben einer der lautesten Pankokenkapellen einen Mann auf einem Stuhl sitzen sah, offenkundig Eigentümer der Schießbude nebenan, laut schnarchend und (im Gegensatz zu Brandt) mit geschlossenen Augen. Das wäre uns nicht sonderlich aufgefallen, wenn nicht die Pankokenkapelle gerade einen virtuosen Blues mit plötzlichen Pausen gespielt hätte. Ich dachte erst, die Kapelle hätte einen Sänger angestellt. Da dieser aber nicht sang, sondern schnarchte, ortete unser Gehör den Schießbudenbesitzer als Schnarchquelle. Das Gelächter der umstehenden Zuhörer, lockte weitere an. Der Kapellmeister war das, wofür wir im Deutschen kein Wort haben, wohl aber die Griechen, ein Kairos-Spezialist, d.h. er nahm jede Gelegenheit wahr, Zuhörer und Geschehnisse in der Umgebung sofort in seine Musiken einzubinden. Sehr schnell baute er kunstvoll Pausen ein, gab dem Schießbudenbesitzer einen Wink, gleichsam einen Einsatz, wie sie Dirigenten sonst ihren Sängern geben, und schon freute sich jeder Zuhörer über einige Schnarcher „in g-moll“, wie einer meiner Freunde lästerte. Auch das anschließende Gelächter der Zuschauer band der Kapellmeister in das Stück ein und zwar so, dass auch Ästheten anerkennen mussten: Das klingt, als gehörte es zu dem Musikstück. Und alsbald erhielten auch alle, die lachten, ihren Wink. Der Kapellmeister dachte: Das hat das Zeug, die Attraktion des Hamburger Doms zu werden, ging zum Schießbudenbesitzer, den er kräftig schütteln musste, damit er aus seine Träumen herausfand und machte ihm ein Angebot.

„Was“, entrüstete sich dieser „ich schnarche? Du Pfeife hast wohl nicht mehr alle Trommeln in der Kapelle.“

Der Kapellmeister erhöhte das Angebot.

„Ich bin ein seriöser Geschäftsmann. Ich lasse mich doch nicht mit Witzbolden ein. Und überhaupt Schnarchmusik, was soll das schon sein? So etwas wie ein Gutenachtdichtung für

Kinder, die sonst nicht einschlafen können oder schlecht träumen? Und schnarchen auf Befehl: Ich wusste ja nicht einmal und zweifle noch, ob ich überhaupt schnarche.“

Alle Mühen und Überredungskünste waren umsonst. Der Schießbudenbesitzer nachts vor dem Zubett-Gehen zu seiner Frau: „Stell dir vor: ich bekam heute ein unsittliches Angebot. Der Kapellmeister neben meiner Bude wollte mir für jeden Auftritt in seiner Kapelle tausen Mark geben, nur damit ich schnarche.“ Die Frau lachte und meinte nur, er solle sich das doch überlegen:

„In einer Hinsicht hat der Kapellmeister recht: Du schnarchst wirklich. Und wer verdient schon tausend Mark im Schlaf“.

Am nächsten Morgen stand die Presse vor der Tür. Aber der Schießbudenbesitzer wimmelte diese wirsch ab:

„Der Kapellmeister ist doch ein Schwindler. Und ich soll für ihn den Kakadu spielen?“

Da sich außerhalb der Pankokenkapelle niemand fand, der als Zeuge bestätigen wollte, dass es tatsächlich zu einem Zusammenwirken von Kapelle und Schnarcher kam, verzichteten fast alle Medien, darüber zu berichten. Lediglich die >Hamburger Morgenpost< brachte auf der Rückseite der letzten Seite in der Rubrik „Na, so was“ eine Kurzmitteilung, die aber mit dem Zusatz schloss: „Bezeugen wollte diese Geschichte allerdings niemand.“

Später überzeugte mich ein korpulenter Kollege davon, dass Schnarchen auch asozial sein könne. Kollegen werden manchmal von ihrem Vorgesetzten nicht nur bei zwischenmenschlichen Spannungen dazu verdonnert, gemeinsam eine Woche mit Vorliebe in einen Schullandheim oder in einer Jugendherberge, wenn nicht in einem Zeltlager zu verbringen. Diesmal waren es sogar 80 Kollegen. Da mussten mehrere in einem Raum übernachten. Der korpulente Kollege war aber so penetrant, für sich einen ganzen Raum allein zu beanspruchen. „Asozial“, hatten einige Kollegen nicht nur gedacht. Kaum war ich eingeschlafen, stieß mich ein

Kollege an „Hörst du das auch?“ Tatsächlich kamen Geräusche an unser Ohr, von Pianissimo in einem wilden Crescendo bis zu einem Fortissimo gesteigert. Plötzlich eine Pause. Kein Mucks war zu hören. Und das über gefühlte zehn Minuten. Dann ein Riesenkracher, explosiver als das Fortissimo zuvor, gefolgt von genussvollen Schnalzern, bis es von einem Pianissimo an wieder von vorn losging. In einem Raum zwei Zimmer von dem unseren entfernt, machten wir den korpulenten Kollegen als Ursache aus. „Deshalb sein Egoismus“, meinte der Kollege, der mich geweckt hatte und versuchte ihn, wie zuvor mich, durch einen Stupser zu wecken. Der drehte sich aber nur um und legte sofort wieder mit seinem Schnarchkonzert los.

Ich hatte diese Geschichte längst vergessen, als mich ein Bettnachbar in der Klinik nach meinem 2. Herzinfarkt lebhaft daran erinnerte:

Die Stationsärztin hatte sein Schnarchverhalten sogar zur eigentlichen Ursache seines Herzinfarkts erklärt.

In dieser Zeit hatte ich nachts mehrere Träume, die die Geräusche meiner Umgebung in hochkomplexe Kompositionen verwandelten, also auch die Schnarcher meines Bettnachbarn. Meine Aufschriebe danach schickte ich dem Komponisten John CAGE, der weltbekannt für innovative Musik war. Der machte daraus aber nichts. War ihm wohl nicht verrückt genug. Vielleicht lag das auch daran: Künstler sind ja so sensibel. Sie wollen immer selbst auf eine Idee gekommen sein. Oder es lag an dem Münchner Filmemacher Roland Klick, den ich aus meiner Studienzeit kannte und dem ich nun vorschlug, zu meiner Musik einen Film zu drehen. Blöderweise finde ich in meinem jetzigen umzugsbedingten Chaos nicht meine Aufschriebe und die Begleitbriefe. Vielleicht aber findet man sie im Nachlass von John Cage, vielleicht auch seine Versuche, das seinem Stil zu unterwerfen. Dass ich ihm deswegen Plagiatsvorwürfe machen würde, hatte er sicher nicht befürchtet.

Natürlich schreibt das jemand, der selber schnarcht. Das haben mir nicht nur Beischlafgefährtinnen berichtet, das weiß ich sogar selbst von einem Erlebnis während meines ersten Herzinfarkts, lange vor dem zweiten, kurz nach Abschluss meines Examens.

Ich schrieb an einer Seminararbeit, die ich in wenigen Tagen in Absprache mit einem von mir verehrten Professor zu Papier bringen musste. Marathon-Leistungen habe ich auch später noch vollbracht. Aber die waren stets durch Stunden Tiefschlaf unterbrochen, also keine echten Marathon-Leistungen. Jetzt aber arbeitete ich zweieinhalb Tage in eins durch. Ich erinnere mich auch nicht, ob ich in dieser Zeit etwas gegessen geschweige denn getrunken habe. Dann schlief ich offenbar vor Ermüdung über der Schreibmaschine ein und beobachtete mich – ganz wie die Thanatologie es beschrieb, ein Fach, das sich wissenschaftlich gab, das ich aber schon wegen dieser Erlebnisses nie ernst nahm –, aus vielen Metern Höhe, wie ich da vor mich hin schnarchte. Zugleich registrierte ich massive Herzrhythmus-Störungen.

In Abwandlung eines bekannten Volkslieds hänselten mich Freunde nach meiner brav kolportierten Schnarch-Anekdote und stimmten gemeinsam ein in den Song „Das Schnarchen ist des Schläfers Lust.“

Franziska, der ich diese Kurzgeschichte vorgelesen hatte, war währenddessen eingeschlafen und schnarchte.

Vor dem Publikum, dem ich sie neulich präsentierte, schloss ich mit den Sätzen: „Seid mal ganz still: Da schnarcht doch einer. Oder?“

Der Preis

Ich hatte mein Pseudonym sorgfältig ausgewählt.

„Simenon," hatte mein Freund Herman ausgerufen, „das ist ja wohl ein Tippfehler. Oder willst du unbedingt mit einem Krimi-Autor verwechselt werden."

Wir kannten beide die Krimis des belgischen Autors Simenon. Herman wusste: Ich hatte keine Begabung für das Schreiben von Krimis. In der Tat verriet ich schon bei meinen ersten Versuchen zu früh, wer der Täter ist, oder umgekehrt, wenn der Täter anfangs bekannt sein sollte, wie man ihn überführt. Schon als Kind vermasselte ich ein Vorhaben, indem ich zum Beispiel einer Spielkameradin, die mich „Schlappschwanz" genannt hatte, eine Tracht Prügel ankündigte: „Komm mal her, ich will dich verhauen!" und mich dann wunderte, dass die einfach weglief. Als Krimi-Autor muss man falsche Fährten legen können. Man muss tricksen und täuschen, ja fälschen können. Mit der Wahrheit stand ich nur in einer Hinsicht auf dem Kriegsfuß: Sie platzte mir wie eine Ejakulatio Präkox heraus.

Kurz: Ich habe den Preis doch angenommen. Ich fürchte nur, jetzt ist mir schon wieder so ein verfrühter Orgasmus passiert. Dabei ist es ein ungeschriebenes Gesetz von Kurzgeschichten, dass die Pointe erst im letzten Satz kommen darf. Was mache ich da nur, bevor der Spannungsbogen zu früh erschlafft? Schnell noch eine Wahrheit nachschieben? Manchmal ist mir das schon gelungen. Aber das dauert schon deswegen, weil ich nicht darum herum komme zu erklären, worum es ging. Denn das gelang mir nie anders als barock und umständlich (eben „umwegelagerisch"), und das heißt vor allem langatmig, Anlass zu weltweitem Gähnen.

Herman hat das nie gesagt; aber ich bin sicher: Gedacht hat er es schon längst: Ich sei nicht nur als Krimi-Autor unbegabt. Ich sei auch sonst unbegabt. Und wenn ich so mein Leben passieren lasse: Er hat nicht ganz unrecht. Zumindest als Politiker bin ich völlig ungeeignet. Da muss man mehr als ein Rosshändler oder auch ein Krimi-Autor tricksen und flunkern können, andere regelrecht hinters Licht führen, reinlegen, in Fallstricke lotsen und natürlich die Unwahrheit sagen oder besser – weil Unwahrheiten zu leicht als solche durchschaubar sind – Halb- bzw Zehntelwahrheiten, in die jedes Publikum wie Schneewittchen gierig in den Apfel beißt.

Einmal hatte ich mich aber doch in die Niederungen der Alltagspolitik begeben. Ich glaubte – das muss ich zu meiner Rechtfertigung betonen – ein politisches Thema selbst angestoßen zu haben. Es ging um das Thema „Altersgrenze."

Von Dichtung allein kann man endgültig seit Adalbert Stifter und Theodor Fontane nicht leben. Man muss ja nicht gleich Hofrat werden wie annodazumal Goethe oder als Soldat den Helden spielen wie dessen Widerpart Kleist. Im Wissen um meine Schwächen in Sachen Wahrheit wurde ich nur Wissenschaftler, ein Beruf, der nach wie vor trotz mancher Verwicklungen in die Verbrechen von Auschwitz und Hiroshima im Verdacht steht, sich zentral um so etwas wie Wahrheit zu kümmern. Und in Deutschland ist ein Wissenschaftler verbeamtet. Und als Beamter wird er eines Tages pensioniert, das heißt: in den bezahlten Ruhestand entlassen. Das ist zwar nur in Deutschland so und das seit Kaisers Zeiten. Allein: **wann** ein Beamter pensioniert wird, allgemein: wann man in welchem Beruf in Rente geht, das heißt: untätig herumsitzen und –liegen darf und dafür vom Staat Alimente bezieht, ändert sich von Zeit zu Zeit und ist daher immer wieder umstritten.

So auch im Sommerloch 2010. Da war es acht Jahre her, dass ich pensioniert wurde. Obwohl damals schon 65, fühlte ich mich wie 25. Na ja, im Fußballspielen war ich zumindest läuferisch nicht mehr der junge von Annodazumal. Auch sonst hatte mich der Kalk anfällig gemacht für Unfälle und Fehlhandlungen aller Art. Aber hatte ich nicht umgekehrt an Weisheit und Fülle zugenommen?

„Fülle schon," Herman ließ bei diesen Worten seine linke Hand mit gehörigem Abstand über seinem Bauch kreisen, „aber Weisheit…??" Die Frage ging in Lächeln und verdrehte Augen über.

Ich denke, Herman bezog seine Zweifel allein auf den Vorgang, auf den ich hier leider ausführlicher zu sprechen kommen muss. Wenn er das allgemeiner meinte, werde ich ihm vorwerfen, dass er sich der unerlaubten Verallgemeinerung eines Einzelfalls schuldig gemacht hätte. Jedenfalls habe ich meinen Beruf (im Unterschied zu anderen, meist Burn-out-Fällen) bis zum 65. Lebensjahr ausgeübt. Ich hatte sogar einen Verlängerungsantrag gestellt, und diesen Beruf, obwohl dieser Antrag abgelehnt wurde, einfach weiter ausgeübt. Allerdings ohne einen Cent dafür zu bekommen. Naiverweise und nichtsahnend oder – wie Herman das sah – aus purer Blödheit. Ich würde eine Lawine lostreten, hatte er gemeint. Nicht nur die Gewerkschaften würden über mich herfallen. Herman

hatte, seit ich ihn kenne, immer mit seinen Prophezeihungen recht gehabt. So auch hier.

Kaum ein Jahr, nachdem ich den Antrag gestellt hatte und er flugs abgelehnt worden war, wurde im Wissenschaftsministerium, an das ich den Antrag adressiert hatte, die Forderung laut, die Altersgrenze, bis zu der man zur Arbeit verpflichtet wurde, von 65 auf 67 anzuheben. Aber so hatte ich das doch gar nicht gemeint! Ich hatte sofort den Verdacht, dass man mich gezielt missverstand, spürte aber auch, dass mich das umso mehr in Erklärungsnot brachte. Konnte ich ahnen, wie recht Herman damit hatte, welche Lawine ich damit lostreten würde?

Ich nehme die Gelegenheit wahr, allen, die ich damals mit meinem Antrag enttäuschte, die Gründe zu nennen, die mich seinerzeit bewegten.

„Gut Ding will Weile haben." Der Spruch ist sicher älter als die Beamten. Aber diese könnten ihn erfunden haben. Zu ihrer Rechtfertigung muss ich sagen: Wenn man bestimmte Aufgaben erledigen will oder muss, kommt man in Deutschland kaum darum herum, Beamter zu werden, was immer man von diesem Stand hält.

Meine Aufgabe war es zum Beispiel, in den Archiven die Reste von Informationen zur Geschichte der Kulturwissenschaften zu ermitteln, die dort mehr beiläufig wie auf Opas Dachkammer durcheinander gelagert sind, und die Ergebnisse zu veröffentlichen. Ich arbeite inzwischen fast 40 Jahre daran mit vielen Mitarbeitern und immer ist noch kein Ende in Sicht. Das war anfangs nicht als Riesenprojekt vorherzusehen. Aber es war schon damals klar: Übernehmen kann eine solche Aufgabe nur jemand, der über die nötige Qualifikation hinaus längere Zeit ununterbrochen damit befasst werden kann, dessen berufliche Tätigkeit nicht befristet ist oder sonst nicht leicht kündbar ist. Das von diesem erworbene Wissen und das Knowhow sind nicht einfach zu übertragen und dann erst nach jahrelanger Mitarbeit. Da Forschungsförderung in Deutschland meistens auf zwei, höchstens vier Jahre begrenzt ist, kann eine solche Aufgabe also nur ein unkündbarer Beamter übernehmen. Andernfalls kommt Forschung nicht über Klein-Kleckerles-Ergebnisse hinaus. Einer der Gründe, warum deutsche Forschung inzwischen international so heillos ins Hintertreffen geriet.

Aber so einfach ist es gar nicht, in Deutschland Beamter zu werden. Und da liegt ein weiterer Grund für meinen Verlängerungsantrag. Ich hatte nämlich noch eine Rechnung offen mit einem Medizinalrat eines Gesundheitsamts. Der musste mir nämlich seinerzeit bescheinigen, dass ich gesundheitlich für die Stel-

le als Beamter tauglich bin, tat das aber nicht. Grund: Schweißfüße. Ich trug damals noch Strümpfe und Schuhe, war noch nicht der „Barfüßer von Tübingen“, wie ich später tituliert wurde. Auf Grund eines Trotz-Gens, das auch sonst in der Familie meines Vaters verbreitet war, entwickelte ich im Gegensatz zu meiner Mutter, die an zu kalten Füßen litt, entschieden zu viel Hitze. Das war jedenfalls für diesen Medizinalrat zu viel. Er prophezeite: Ich würde spätestens mit 40 nicht mehr fit sein für diesen Beruf.

Auf Anraten meines künftigen Chefs ging ich darauf zu einem anderen Gesundheitsamt, dessen Gutachter meine Schweißfüße nicht einmal auffielen. So wurde ich dann doch Beamter. Zu gerne hätte ich mich mit 65 nochmals von dem ersten Medizinalrat untersuchen lassen. Aber leider lebte er nicht mehr. Hätte ich mir eigentlich denken können. Bis heute können mir Ärzte nicht die Frage beantworten: Sind Schweißfüße eigentlich eine Schwäche, eine Krankheit oder im Gegenteil ein Segen?

Eine andere Frage konnte mir bisher auch niemand befriedigend beantworten: Warum legt man die Altersgrenze pauschal fest? Warum handhabt man das nicht von Fall zu Fall flexibel?

In einzelnen Berufssparten – zum Beispiel bei den Bergleuten; von den Fußballern sehe ich einmal ab – hat man schon lange erkannt, dass die meisten diesen Beruf schon mit 50 kaum noch ausüben können. Ansätze zur Flexibilisierung der Altersgrenze gibt es auch bei der Teilzeitarbeit. Wieso sind über diese Regelungen hinaus nicht Lösungen möglich, die auf Individualfälle zugeschnitten sind, wie lange, unter welchen Bedingungen, vor allem gegen welche Bezahlung jemand in seinem Beruf tätig sein will? Warum sind keine Verträge möglich, die auf Wunsch der Einzelperson auch später änderbar sind? Das gibt es doch schon heute bei Managern und Politikern. Ich höre als Gegenargument: Unternehmer und Ministerien müssten planen können. Gegenfrage: Konnten die das schon jemals? Und haben denn die keinen Computer?

Selbst die SPD, die ja seit Willy Brandt nahezu kein Fettnäpfchen ausließ und sich nichtsdestotrotz weiterhin wundert, dass ihre Resonanz in der Bevölkerung ins Bodenlose versinkt, hatte an dem Vorhaben „Rente mit 67“ nur Kleinigkeiten auszusetzen, was die CDU dazu anregte, ihre Vorstellungen weiter nach oben zu korrigieren: „Rente mit 70“ war der Stand bei Redaktionsschluss.

Ich schickte meinen Vorschlag, die Altersgrenze zu flexibilisieren, also an die Konkurrenz, unter anderem an Grüne, darunter an die Tochter einer Spielkame-

radin, die inzwischen in meiner Heimatstadt Kultursenatorin geworden war. Natürlich kam keine Antwort. Herman meinte überraschenderweise: „Wart's ab!"

Eines Tages erhielt ich eine Einladung zur Verleihung eines Preises. Ich bezog das ausnahmsweise mal nicht auf mich, dachte, ich sollte nur zuschauen, wie der Preis einem übergeben würde, den ich kannte. Ich fragte Herman, ob er auch eine solche Einladung erhalten habe.

„Bist du verrückt," rief er aus, nachdem ich andeutete, alles kommentarlos mit Schweigen übergehen zu wollen, „der Preis ist für dich!"

Ich fiel aus allen Wolken, aber nicht, weil ich das erfreulich fand, sondern weil ich – wie immer, wenn ich gelobt werde – erst einmal gründlich nach dem Haken suchte.

„Von was soll ich da abgelenkt werden?" antwortete ich, „zu was wollen die mich vereinnahmen?"

Ich hatte erst einen Herzinfarkt hinter mir und schwor mir seitdem, mich nur noch Aufgaben zu widmen, die mir wirklich wichtig erschienen.

„Aber der Heinrich-Böll-Preis!" Herman wusste, dass Böll der erste Autor war, den ich aus eigenen Stücken also neben der schulischen Pflichtlektüre in mich hineingelesen hatte. Aber ich hatte schon gelästert, als ich erstmals vom Böll-Preis hörte: „Das hat Böll nicht verdient!"

Und überhaupt Preise. In meinem >Giftschrank< hatte ich schon vor Jahren bitterböse Aphorismen publiziert, unter anderem einen dialogischen Aphorismus:

Herman:	Wie ich höre, bist du für den Nobelpreis vorgeschlagen worden.
Lewi:	Und du meinst, ich soll erst einmal die Jury überprüfen, die solche Preise vergibt?
Herman:	Sie wurde letztlich von Spitzenpolitikern zusammengestellt.
Lewi:	Da prüfe ich lieber erst einmal, ob die zu erwartende Summe dafür reicht, hundert Leute zu beschäftigen, deren Arbeitsergebnisse dann in zehn Jahren wert sind, so viel zu verdienen. Fällt diese Prüfung positiv aus, stört mich auch nur wenig, welches Gelichter – man denke an die Physiker Lenard und Stark – solche Preise bisher erhalten hat.
Herman:	Ich ahnte ja immer, dass du – einsam auf einem Gipfel der Selbstüberschätzung

thronend – in Wahrheit an einem Schachertrieb leidest.

Wenn ich von meinem >Fälschungs<-Buch absehe, hatte ich unter dem Pseudonym Simenon alles im Internet publiziert. Da die >Fälschung< mehr Philosophie als Dichtung war, konnte ich den Preis nur für Sachen bekommen haben, die jeder im Internet nachlesen kann. Der Jury musste also auch klar sein, was ich über sie dachte.

Wir wissen, dass Handke mit seiner >Publikumsbeschimpfung< durchaus genau den Beifall bezweckte, den das Publikum dafür brav erteilte. Ich aber hatte das doch ehrlich gemeint!

„Also," sagte ich zu Herman, „will die Jury, dass ich den Preis ablehne. Die hat sich nicht auf einen Kandidaten einigen können und wählte als Ausweg eine Lösung, die außerdem noch kostengünstig ist."

„Tu denen nicht den Gefallen." Herman wusste, wie er mich zu nehmen hatte: „Meinst du nicht, Böll hätte das verdient?" Er sagte nicht: „Böll hätte das sicher gewollt." Auch mit verstecktem Lob konnte man mir nicht kommen.

Da zog weitaus mehr etwas Banales. Vielleicht hatte er auch den oben zitierten Aphorismus im Hinterkopf. Jedenfalls wies Herman schlicht darauf hin, dass die von uns geleitete Gesellschaft hoch verschuldet sei und dass ich auch sonst Resonanz für das gebrauchen könne, was ich für wichtig halte. Meine vorgegebene Öffentlichkeitsscheu sei doch ohnehin nichts anderes als Eitelkeit und Kritikempfindlichkeit.

Mit einem ziemlich unguten Gefühl schrieb ich der Jury: „Ich nehme die Einladung an." Ich weiß nicht, ob der Jury klar war, dass ich mit dieser Formulierung die Option offen gelassen hatte, noch bei der Preisverleihung abzulehnen.

Zur feierlichen Verleihung des Preises trat ich in Teashirt, Jeans und natürlich barfuß auf. Auch sonst fiel es mir nicht schwer, den Trotzkopf zu spielen, der in seinen Barfüßen einen Magnet für Fettnäpfchen zu haben schien. Die Zuhörer bekamen immer längere Gesichter. Nur einige schmunzelten vor sich hin; das waren dann wohl die Jury-Mitglieder.

Dann aber distanzierte ich mich gedankenverloren von Handkes >Publikumsbeschimpfung<, sprach von Ichbezogenheit unter dem Mantel des Gegenteils und lobte die Jury für den Mut und die Risikobereitschaft, jemanden mit einem Preis auszuzeichnen, der sich so kritisch zu Preisen und Jurys geäußert hatte.

Erst auf der Feier danach schwante mir, wer mich bei der Jury ins Gespräch gebracht hatte, weil sie sich selbst als Jury-Mitglied vorstellte: die Tochter meiner Spielkameradin.

Mir kam in den Sinn, dass ich einmal einen Kollegen, der mehr Ehrendoktor-Titel erhalten hatte als Adenauer, einen mit Titeln begossenen Pudel genannt hatte. So kam ich mir jetzt selbst vor. Und Herman triumphierte. „Ich höre dich noch sagen: Preise sind dazu da, mundtot zu machen!“ Ich stotterte: Wie war doch noch das Thema? Irgendwas mit 65, 67 oder 70. Ich denke, mein Zahlengedächtnis funktioniert noch. Laufzeitverlängerung – kommt mir hoch – der Entsorgung strahlenverseuchten Giftmülls in den Reichstag? Ja, ja und damit hatte die SPD irgendetwas zu tun. Oder war es die CDU? Aber über 65 Jahre? Und wie war doch nochmal mein Name?

„Hauptsache, du hast den Preis!“ witzelte Herman.

Der Musikkritiker

Es war in der Schwarzmarktzeit, der Zeit nach dem 2. Weltkrieg, in der der Tauschhandel ein letztes Mal über den Geldhandel triumphierte. Neidgefühle sind mir eher fremd. Aber als 8jähriger beneidete ich mit aufrichtig verletztem Herzen einen Spielkameraden, dessen Vater ihm zu Weihnachten eine Geige geschenkt hatte, aus Pappe und mit nur 4 Saiten. Was hätte aus mir werden können, wenn… So wuchs ich auf, ohne je ein Musikinstrument in der Hand gehabt zu haben. Originelles konnte ich auch meiner Kehle nie abgewinnen, außer natürlich im Stimmbruch. Weil ich aber die Musik über alles liebte, wurde ich Musikkritiker.

Noch als ich 40 war, eröffnete mir ein Professor der Musikakademie, dem Adorno nahe stand, die Möglichkeit, wenigstens Komponist zu werden. Wahrscheinlich aber fehlte mir der Ehrgeiz, hier eine Perspektive zu sehen. Also blieb ich mein Leben lang Musikkritiker, sehr bald sogar einer der am meisten gefürchteten.

Mit einem gewissen Stolz registrierte ich, dass die Jury des an sich von mir wegen zahlreicher Fehlgriffe zuvor verachteten MOZART-Preises mich in die engere Wahl für die beste Musikkritik des Jahres 2016 zog. Bekommen hat den Preis dann doch ein anderer. Glücklicherweise mein Freund Tom Ziegner, Musikkritiker des >Schwäbischen Tagblatts<. Ich gebe ja zu, er

hat es verdient. Aber nur weil das völlig inkompetente Jury-Mitglied Florian Vogel die folgende Kritik als >nackte Parodie< diffamiert hatte, zog er an mir vorbei:

> Lukas VONDRÁČEKs Interpretation von BEETHOVENs 3. Klavierkonzert war in jeder Hinsicht bestechend. Genauigkeit und Gefühl gingen eine nie zuvor gehörte Einheit ein. Dem mit Leibesfülle gesegneten Interpreten tropfte der Schweiß von der Nase auf die Tasten. Sein Versuch, die Tropfen mit seiner spitzen Zunge aufzufangen, war nur ein Teilerfolg beschieden. Die von den Tropfen getroffenen Tasten gaben dezente Töne von sich, die zwar in der Partitur nicht vorgesehen waren, aber dem Stück eine beglückend durchtriebene Spitze gaben. Der absolute Höhepunkt war aber der vom Interpreten bis dahin mühsam unterdrückte Nieser im Schlussakkord. So ist Kunst. Selten jedoch brachte der Kontext ein Konzert so überhöhend zur Geltung. Wie kunstvoll es VONDRÁČEK gelang, sich nicht auf die Zunge zu beißen!

Florian Vogel tröstete mich: >Ich bin sicher, das nächste Mal kriegst du den Preis.< Herr VONDRÁČEK bittet mich richtig zu stellen: Der Nieser kam nicht von ihm, sondern von dem Kritiker selbst. Frage an alle: Was macht eigentlich ein Solist mitten in einem Konzert, wenn er plötzlich niesen muss?

Als Fälschung betrachten kann man natürlich auch die Kontrafakte. Dazu zu rechnen ist sicher, was Max ERNST zum Thema >Maria mit dem Kinde< beitrug. Ich habe das verarbeitet in einem Essay, der unmittelbar nach den Charlie-Hebdo-Morden entstand.

Religiöse Gefühle

Zum ersten Mal in der Geschichte dürfte Anfang des 19. Jahrhunderts zur Zeit der Romantik so etwas wie Religion mit Gefühlen in Verbindung gebracht haben der Theologe **Schleiermacher**. Er umschrieb den Begriff des Gottesglaubens mit dem **„Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit“**. Fritz Mauthner parallelisierte dieses Gefühl mit dem ästhetischen Genuss von Kunst.[1] Nicht nur in der Philosophie der Aufklärung hatte man von der Unhaltbarkeit des wissenschaftlichen Gottesbeweises gesprochen. **Kant** erfand, womöglich um nicht in den Ruch eines Atheisten zu geraten und damit unter Umständen von der Kirche und in der Folge vom Staat wie die Atheisten verfolgt zu werden, den Begriff des **Postulat**s: Was die menschliche Vernunft nicht erkennen und also auch nicht wie ein Stein oder ein Lebewesen wissenschaftlich erforschen könne, das könne sie immerhin als vernünftig fordern. Zumindest der protestantischen Theologie war Gott als Postulat durchaus recht. Glaube sei die Antwort auf eine göttliche **Offenbarung** und diese erfahren nur Auserwählte; und wenn man die Kriterien dieser Auswahl kennen oder erfahren oder beweisen könne, mache man Gott zu einem Objekt, stelle ihn also auf die Ebene von Steinen und Lebewesen.

Aber irgendwie war das für viele Gläubige zu wenig. Die Offenbarung ergreife ja die Gläubigen und hinterlasse da etwas Erlebnishaftes bzw. Empfindungen, ein Begriff, der auch in der Philosophie der Aufklärung akzeptiert wurde. Und für Empfindungen könne man auch Gefühle sagen. Die Analogie zu dem Gefühl, das Liebende füreinander zu haben pflegen, störte da wenig, wenn auch diese zumindest im Altgriechischen zur Zeit von Petrus und Paulus klar von der Liebe zu Gott unterschieden worden war. (Ἔρως gegenüber ἀγάπη) Eros kann in Hass

[1] Wörtlich: „Ich wüßte nicht, was stärker das Gefühl der Ehrfurcht oder der >schlechthinnigen Abhängigkeit< aufrühren kann als ästhetische Genüsse solcher Art, die ich darum vom >religiösen< Genusse durchaus nicht unterscheiden kann.“ (Fritz Mauthner: Sprache und Leben. Salzburg, Wien 1986, 149

umschlagen. **Agape** kennt kein Gegenteil. Der Begriff des „Gefühls“ ist also nicht nur relativ jungen Datums. Es ist mit ihm auch sonst so eine Sache.

1. Wie Empfindungen ohnehin sind sie **schwer nachzuweisen**, sogar Schmerzen,[1] erst recht Glücksgefühle. Man begnügt sich mit den Reaktionen, z.B. dem Aufschrei oder man misst in jüngster Zeit Gehirnwellen. Um Reaktionen als vorgetäuscht nachweisen zu können, greift man zu Tricks, die aber, wenn sie durchschaut werden, nicht immer funktionieren, also wissenschaftlich problematisch sind.

2. Gefühle sind außerdem nicht wertfrei. Ein **Stalker**, der eine über alles geliebte Frau mit seinen Nachstellungen belästigt, hat sicher riesige Gefühle. Gefühle, die die Betroffenen gewiss als religiös empfanden, führten eine amerikanische **Sekte** noch in jüngster Zeit kollektiv in den Selbstmord.[2] Können wir diese Gefühle und nicht nur die aus ihnen entspringenden Taten so mir nichts, dir nichts tolerieren? **Toleranz** hat, um zumindest nicht in Selbstwiderspruch zu geraten, ihre Grenze in der Intoleranz, in Übergriffen auf andere Menschen, in Zwang, Folter und Mord.

3. **Kritikverbote** sind da vertretbar, wo Kritik wie bei Verleumdungen (falsche) Tatsachenbehauptungen enthalten[3], und als solche für Menschen nachweisbar Nachteile zur Folge hat, wo sie diese irgendwie schädigt. Nicht vertretbar sind Kritikverbote bei Wertungen, die nachweisbar nicht Tatsachenbehauptungen enthalten. Dabei müssen nicht nur die Behauptungen, sondern auch die Tatsachen empirisch überprüfbar sein. Das betrifft also nicht nur die Gefühle von Stalkern und kollektiven Selbstmord anstrebenden Sekten, nicht nur die einfachen Beschimpfungen, Beleidigungen, Satiren und Karikaturen aller Art, sondern auch etwa die allgemeine Kritik an Kritikverboten, ob berechtigt oder nicht. Aber da Gott und der Glaube ebenfalls zumindest in der pro-

[1] Dazu findet sich manches durchaus Diskutierbare bei Wittgenstein
[2] Das Phänomen Charles Manson harrt noch einer emotionskritischen Erklärung.
[3] Zum Unterschied der Sprechakte des Verleumdens und Beleidigens s. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/9BedMet.pdf

testantischen Theologie nicht überprüfbar bzw. beweisbar sind, nicht einmal sein dürfen, besteht keinerlei rationale Handhabe, für sie ein Kritikverbot (für Kritik, die keine Fakten behaupten) überhaupt in Erwägung zu ziehen.

4. Zum Thema „Kritikverbote“ verweise ich hier ansonsten auf meine Ausführungen zur Geschichte der Zensur in meinem Opus „**Buchfieber**“

   http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-36027

   http://hdl.handle.net/10900/46309

   Als bedenkenswert betrachte ich nach wie vor den Aphorismus, der sich seit langem in meinem „**GIFT-Schrank**“ findet:

   >Wenn es einen Gott gäbe, der Anspruch darauf haben könnte, dass Menschen eine hohe Meinung von ihm haben, dann wäre kaum eine größere Gotteslästerung denkbar als die Vorstellung, er würde durch Gotteslästerung herabgesetzt und müsse durch Strafandrohung gesetzlich davor geschützt werden.<

5. Protestantische Theologen fanden heraus, dass etwa die zehn Gebote des Alten Testaments der **Bibel** ihr Vorbild in dem hatten, was z.B. der Assyrerkönig Hammurapi lange vorher in Stelen meißeln ließ, die heute im Louvre ausgestellt sind: Das 1. Gebot heißt dort, ins Deutsche übersetzt, z.B.

   >Ich bin der Herr, dein König. Du sollst nicht andere Könige haben neben mir.<

6. Gott war in den rekonstruierbaren Anfängen Israels außerdem nur ein Stammesgott neben anderen, die anfangs gar nicht geleugnet wurden. Unklar ist, ob die 12 Stämme Israels vor ihrer Vereinigung nicht auch verschiedene Götter hatten. Zumindest lassen sich unterschiedliche Gottesnamen ermitteln. Dieser eine Gott Israels unterschied sich von den nichtisraelitischen Göttern eigentlich nur dadurch, dass er meistens nicht mit einem einst lebenden Vorfahren von Stammeshäuptlingen identifiziert wurde, sogar

(meistens) unsichtbar war.[1] Von ihm wusste man später nur von Moses (einem historisch nicht ermittelbaren Vorgänger des historischen Stammesführers Josua), dem der unsichtbare Gott die zehn Gebote offenbart hätte. In den Legenden und Sagen des Alten Testaments wandelte dieser Gott aber vor Zeiten durchaus unter den Menschen Israels. Später sei er auserwählten Menschen wie etwa Joseph nur noch im Traum erschienen. Noch später hätte er lediglich durch einzelne Propheten gesprochen, die seinerzeit tonangebende Priester von anderen „falschen" Propheten unterschieden. Das in diktatorischen Verhältnissen übliche Kritikverbot galt ursprünglich nur den eigenen Stammesangehörigen. Nicht-Stammesangehörige kommen durchweg nur als Kriegsgegner vor. Deren Religion hat nichtsdestoweniger auch in der israelischen Stammesreligion für Historiker ermittelbare Spuren hinterlassen, z.B. in heiligen Stätten der Anbetung, zB Bet-EI.

Von Liebe zu Gott ist im Alten Testament selbst in Luthers Übersetzung nur spärlich die Rede, erst recht nicht von Gefühlen. Das Verhältnis der Gläubigen zu ihrem Gott wird eindeutig nach der Analogie von (diktatorischen) **Herrschaftsbeziehungen** geschildert. Hass oder Zweifel sind nicht einmal als Möglichkeit thematisiert. Noch Schleiermachers „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit" verrät diese Beziehung. Polemisch formuliert: Gott ist die Geburt der Sklavenhaltergesellschaft vor mehr als 3 Jahrtausenden noch anzumerken..

Alle Anhänger von Diktaturen reagierten auf Satiren, wenn sie sich gegen ihre lebenden oder historischen Autoritäten richteten, durchaus ähnlich wie Gläubige. Man denke nur an die Reaktion der Nordkoreaner auf den eher harmlosen amerikanischen Film „Das Interview." Zu Pinochet und Chile gibt es hoffentlich bald einen Roman von Ma-

[1] Diese und die folgenden Informationen dieses Absatzes gehen letztendlich auf meinen Lehrer Klaus Koch zurück. Wer sie nachlesen will, findet sie heute in seinem Opus: Das Buch der Bücher: Die Entstehungsgeschichte der Bibel. Berlin 1963 – Übrigens: Als ich das Opus als Student kaufen wollte, ging ich in Hamburg in den auf Theologisches spezialisiertes Buchladen >Rauhes Haus< und bestellte gutgläubig: „ich hätte gern von Koch >Buch der Bücher.< Die Buchhändlerin: „Tut mir leid; wir führen keine Kochbücher."

ren Osten. Alle Demokratien, in denen Herrschende zur Zensur greifen, sind schon auf dem Weg zur Diktatur. Die Morde von „Charlie Hebdo“ sind da auch nur eine Zwischenstufe. Religiöse Gefühle ebnen diesen Weg. Es spricht vieles dafür, dass sie durch Religion kaschierte Gefühle von „autoritären Charakteren“ (Adorno) sind, die ansonsten Diktaturen begleiten.

Der **Agnostizismus** kann und will im Gegensatz zum Atheismus so etwas wie Offenbarung nicht leugnen. Es ist anscheinend sogar für kritische Theologen, die die in der Bibel berichteten Wunder nicht als historisch, sondern bestenfalls als Ausdruck inbrünstigen Gottesglaubens betrachten, das letzte Schlupfloch geblieben, wie man so etwas wie Religion theoretisch (und nicht nur als historische Erscheinung) retten könne.[1] Offenbarungen sind eng verknüpft mit dem **Elite**-Gedanken,[2] in der Diktion der Religionen: mit der Auserwähltheit. Den Nicht-Auserwählten bleibt nur die Rolle bestenfalls des liebevoll Belächelten, meist aber des Missionsopfers, des Untermenschen, des Kriegsgegners oder gar des zu Ermordenden.

Herrschende waren nicht selten vorher Geheimdienstler. Das beziehe man bitte nicht nur auf Putin. **Geheimdienste** sind so alt, wie es Herrschaft von Menschen über Menschen gibt. Geheimdienstchefs gründeten ihre Taten und Befehle durchweg auf Offenbarungen des jeweils Herrschenden. Nicht nur der Abwehrchef und Widerstandkämpfer Canaris im 2. Weltkrieg, sogar Heydrich, der Chef des Reichssicherheitshauptamtes und fast alle meist auch Unterchefs solcher elitärer Einrichtungen trieben aber nicht nur in Ausnahmefällen ihr eigenes Spiel mit der Nicht-Elite. Nicht erst Deschners „Kriminalgeschichte des Christentums“ machte klar, dass nicht nur Staaten, sondern gerade auch Religionen geprägt sind durch Verbrechen. Die Geschichte der Assassi-

[1] So etwa der Münsteraner Logik-Professor Heinrich Scholz (>Die Religionsphilosophie des Als-Ob.< Leipzig 1921)
[2] Zum Elitegedanken (v.a. seine Rolle im 3. Reich) s. http://www.gerd-simon.de/elite1.htm bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/elite1.htm

nen im Mittelalter demonstriert, dass auch der Islam derartiges kannte. Guantanamo zeigt, dass das auch für westliche Demokratien gilt.

Es hilft überhaupt nicht, wenn man die Offenbarung **bei anderen** als Wahn, Ausdruck von Machtgelüsten oder auch nur irregeführten Gefühlen für etwas Geliebtes hinstellt. Es gehört in allen Fällen zum Gedanken der Offenbarung, dass Benachteiligungen und Verbrechen bis hin zum Mord seine Folgen sein können, selbst wenn sie Gebote enthalten, so etwas zu unterlassen. Denn alle Religionen und Staaten haben heute solche Gebote, die aber keineswegs Verbrechen verhinderten.

Auch für alle Offenbarungsempfänger gilt: **Wunder** sind durch nichts von Wahn zu unterscheiden. Sie können nur mit Mitteln verbreitet werden, die objektiv nicht von Manipulation und Gewalt unterschieden werden können. Gefühle lassen sich nicht qualifizieren. Auch derjenige, der in der Mathematik oder Logik nach langem Nachdenken zB für eine Gleichung eine neue Lösung findet, hat Gefühle, die nicht weit von der Liebe entfernt sind, zumindest ein Aha-Erlebnis, wenn man so will: ein **Er-lösungs-gefühl**. Nicht selten sprechen Erfinder davon, dass ihnen das im Traum „offenbart“ wurde.[1]

Auf jeden Fall sind Gefühle vorwiegend das Ergebnis von derartigen Verbreitungen oder beruhen darauf. Sie können „**ansteckend**“ sein, wie jeder leicht bei einem gut besuchten Fußballspiel studieren kann. Aber selbst wenn man solche Ursachen nicht ermitteln kann, wenn man „von selbst“ darauf gekommen ist, es bleibt die Frage, wie kommt man (unabhängig auch von Offenbarungen) zu solchen Gefühlen.

Eine zwischenmenschlich akzeptable Lösung der in der Vergangenheit überhäufig stattgefundenen, heute noch stattfindenden und in Zukunft zu erwartenden Konflikte sehe ich nur, wenn man sich einigt auf eine **Gesprächskultur**, die auf die

[1] Der Verfasser weiß, wovon er spricht. Seine Ähnlichkeits- oder Vergleichsformel (http://www.gerd-simon.de/Aehnlkt2.pdf) löste in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts solche Gefühle aus.

Stärkung des Mutes zielt, den die alten Römer anscheinend im Auge hatten, als sie von „sapere aude“ (wage, weise zu sein) sprachen, unterstützt durch Übungen in Logik und Kritik, die ich **Vereinbarkeitsübungen** nenne. In der Vergangenheit waren z.B. die Menschenrechte Ergebnis solcher Übungen. Ein Tipp: nicht auf Ewig-Gültiges und Nicht-Veränderbares zielen. Sonst gleiten solche Gespräche wieder ab in neue falsch gestellte Fragen.

7. Die Frage „gibt es überhaupt ___?“ **ist** eine falsch gestellte Frage. Der scheinbar so radikale **Atheismus** verneint diese Frage und verhält sich auf diese Weise wie ein Sklave, der nach der Befreiung aus einem Herrschaftsverhältnis ausruft: es gibt keinen Herren. Da ist Nietzsche treffender, wenn er sagt: „Gott ist tot“. Aber auch er begibt sich so auf das Glatteis der Existenzfrage. Denn er gesteht damit durchaus zu: Es gab ihn einmal.

   Demgegenüber durchschaut der Agnostizismus die Existenzfrage als eine Aufforderung oder auch nur eine Einladung, den **Mund zu voll** zu nehmen. Spätestens seit Kant ist sie eine Frage nach dem „Ding an sich“, nach dem Transzendenten, d.h. nach dem Jenseits bzw. nach dem Unerfahrbaren. Kants Postulats-Lösung, dass die Vernunft so etwas wie Gott fordern müsse, sind nur wenige gefolgt. Zu wenig entsprach das dem, schleiermacherisch formuliert, „Gefühl der schlechthinnigen **Un**abhängigkeit“, das den Atheisten dazu führte, den Mund zu voll zu nehmen. Der Agnostizismus wird häufig als aufgeweichten Atheismus missverstanden. Es ist umgekehrt: Der Atheismus hat noch zu viele Eierschalen des Gottesglaubens hinter seinen Ohren. Er wandelt zu sehr auf dem Boden der Existenzfrage. Wenn Gottesbeweise unhaltbar sind, dann sind es auch Nicht-Gottes-Beweise.

8. Die Wendung „**Verletzung** von religiösen Gefühlen“ dürfte erst in letzter Zeit aufgekommen sein. Den „heiligen“ Texten dürfte sie durchgehend fremd sein. Da kann man

zwar Gott beleidigen (was nicht so viel heißt wie Körper „verletzen“, denn Körper kann man nicht direkt beleidigen), nicht aber Gefühle, nicht einmal den Glauben.

Es wird niemanden wundern, der mich kennt, dass ich hier auch auf meinen zentralen Forschungsgegenstand, den Sprachphilosophen Hans **Vaihinger** zu sprechen komme, und nicht nur, weil er am Ende seines Lebens eine interessante Lösung fand, wenn man so will: einen Ersatz für das kantische Postulat.[1] Vaihinger war der Sohn eines fundamentalistischen Pfarrers. Im Rückblick auf sein Leben stellt er fest und verallgemeinert das, was ich hier in meinen Worten wiedergebe: Er greift die v.a. vom Darwin-Verehrer Häckel,[2] aber auch schon vorher etwa von Schiller vertretene These von der **Wiederholung der Menschheitsgeschichte** in der Geschichte des einzelnen Menschen auf. Kinder orientieren sich in den Anfängen an Bezugspersonen, meistens an den Eltern, manchmal zuerst an der Mutter, dann am Vater, danach je und dann an Lehrpersonen. Es müssen nicht negative Erfahrungen mit diesen gewesen sein, dass sie sich in der Adoleszenz danach an historischen Personen oder an Texten orientieren, die von etwas Unsichtbarem erzählen, ehe sie zu der Erkenntnis kommen: Irgendwie brauchte ich das zuvor schon, aber jetzt brauche ich das nicht mehr. Natürlich werden viele Menschen nie richtig erwachsen, nie in jeder Hinsicht Demokraten. Diejenigen, die aber in dieser Hinsicht sich als Erwachsene sehen (in anderer Hinsicht z.B. was die Spielfreude betrifft, mögen sie durchaus Kinder geblieben sein), erleben diese Entwicklung schon als **Befreiung**. Aber wenn sie ehrlich sind, ist das kein Damaskus-Erlebnis, kein plötzliches revolutionäres Erlebnis, sondern ein allmählicher Vorgang, dennoch wie wenn man im Laufe seines Lebens die Geschichte der Menschheit im Schnellverfahren wiederholt. Vaihingers Agnostizismus stützt diese Entwicklung lediglich. So sehr man ihn radikaler verstehen muss als den Atheismus: er ist vor allem tolerant. Wer auch nur hochnäsig auf Religionen herabschaut, hat

[1] s. Vaihinger, Hans: Ist die Philosophie des Als-Ob religionsfeindlich? in: Liljequist, Efraim: Studier tillägnade (hg. v. Gunnar Asplin + Elof Åkeson) 2. , Lund 1930, 193-222
[2] Dass Häckel später (wenn auch weniger in dieser Hinsicht) vom Nationalsozialismus vereinnahmt wurde, hat Vaihinger offenbar nicht vorhergesehen.

den Agnostizismus nicht verstanden. Ich habe Vaihinger erst sehr spät kennengelernt. Aber es stört mich überhaupt nicht, wenn Kritiker an dieser (an Vaihinger orientierten) Auffassung ebenfalls Eierschalen einer späten Liebe zu einer historischen Person ausmachen sollten. Ich wünsche mir nur, dass man auf diese mit Toleranz herabschaut.

Heute gilt es sogar unter Christen als infam, Mohammed mit Hitler zu vergleichen, obwohl angeblich sogar der Großmufti von Jerusalem, als er im 2. Weltkrieg Hitler besuchte, mit in Augenhöhe ausgestrecktem rechten Arm vor ihm stramm gestanden sein soll (es ist kein Bild davon überliefert). Aber Hitler wurde damals nicht nur von der Mehrheit der Deutschen ganz analog wie ein Gott, zumindest ein Heiliger verehrt.

Die meisten Kinder kannten seinerzeit den >Struwwelpeter<, ein im 19. Jahrhundert entstandenes Spiegelbild der deutschen Erziehungsmethoden mit bunten Zeichnungen z.B. zum >Zappelphilipp< und >Suppenkasper<. Im 2. Weltkrieg gab es eine Verballhornung des Führers, die sich **>Struwwelhitler<** nannte. (s. Abb anbei)



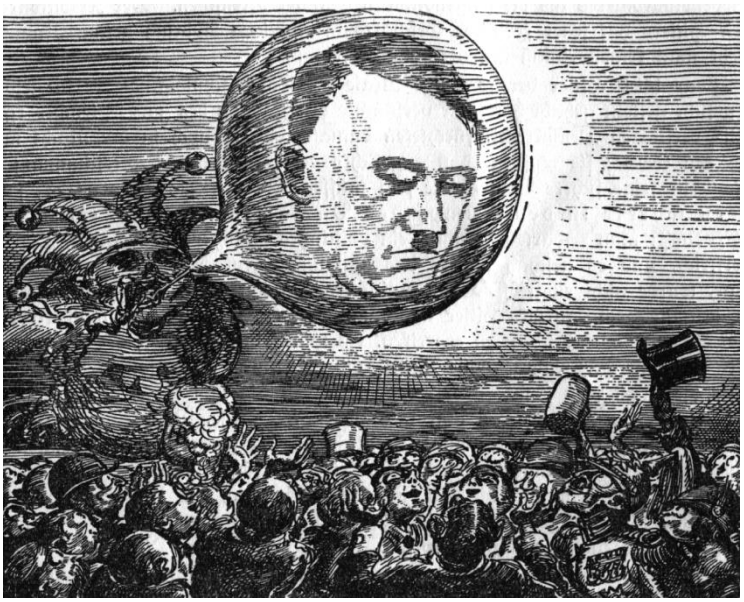
Hitler-Karikatur der Briten (1942)

Das 3. Reich wusste die Verbreitung dieser Satire weitgehend zu unterbinden. Wenn die Satire schon vor dem 2. Weltkrieg so bekannt geworden wäre wie später Salman Rushdie, die dänische Karikaturisten oder Charlie Hebdo, hätte Goebbels sicher die Verfasser des „Struwwelhitler“ nicht nur ermorden lassen, sondern gleich so etwas initiiert wie die „Reichskristallnacht“ vom 9. November 1938. Er konnte sich darauf verlassen, dass die Deutschen damals den Führer mehr verehrten als die Moslems Mohammed, nicht nur als Prophet, sondern als Gottgesandten oder besser: Schicksals- oder auch Wotans-Gesandten. Natürlich hätte man, um nicht seine >Deutschen Christen< vor den Kopf zu stoßen, Hitler nicht als >Gottessohn< mit Jesus gleichgesetzt. Aber die wenigen Nazis, die den Struwwelhitler in die Hand bekamen, haben diese Satire sicher als „Verletzung religiöser Gefühle“ empfunden und hätten nicht nur klammheimlich Goebbels Reaktion, wenn es denn zu dieser gekommen wäre, begrüßt. Wie aber sehen das heute die Führer-Verehrer unter den Neonazis?

Zu den Mohammed-Karikaturen hat die PEGIDA-Bewegung online eine Kontrafaktur mit einer Hitler-Karikatur des Leiters Bachmann online verbreitet. Bachmann wurde infolgedessen zwar nicht ermordet, aber seiner Ämter enthoben. Klar, Hitler ist der PEGIDA so heilig, dass das ihre Gefühle für den Führer verletzt. PEGIDA ist also auf dem Weg, den Führer wie dereinst im 3. Reich als Gott zu verehren. Ich bin weit davon entfernt, Mohammed mit Hitler auf eine Stufe zu stellen. Mohammed war ja nur ein Prophet, Hitler dagegen ein Gott. Hitler-Anhänger schrieben entsprechend in Fragebogen-Vordrucken z.B. im Rahmen der verbindlichen Volkszählung von 1939 (auch Makrozensus genannt) auf die Frage nach der Religionszugehörigkeit unisono „gottgläubig“. Juristen wie Carl Schmitt und Karl August Eckardt erklärten jede öffentlich von Hitler geäußerten Satz analog zum Gesetz.[1]

Der berühmte Karikaturist **A. Paul Weber** wurde wegen einer Hitler-Karikatur (anbei)

[1] s. dazu http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Rechtswesen.pdf bzw. http://www.gerd-simon.de/Rechtswesen1.htm



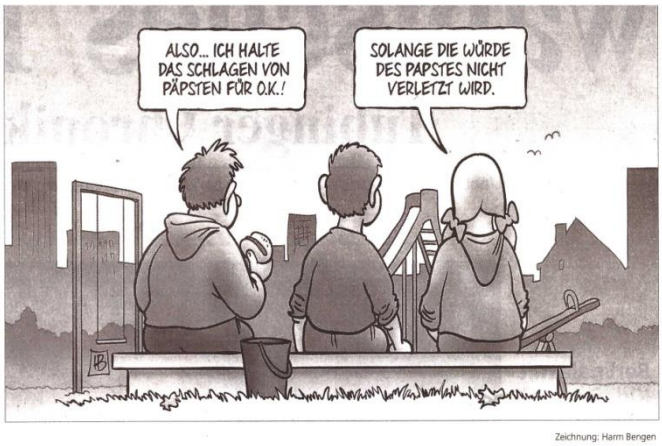
A.PAUL WEBERs Hitler-Karikatur (1932)

folgerichtig verfolgt, sein Herausgeber sogar zu lebenslanger Haft verurteilt, aber keineswegs auch nur mit Mord bedroht. Stattdessen drehte man Weber auf Hitlers Geheiß um. Hinfort zeichnete er Karikaturen insbesondere gegen die Briten, Hitlers Feinde, und illustrierte Artikel.eine Geheimdienstlers und Massenmörders.[1]

Die Rechten gehen also mit Führer-Karikaturisten milder, wenn man so will: raffinierter um. Das veranlasst mich genauer hinzuschauen. Aber nochmals: Ich vergleiche hier nicht Hitler mit Mohammed. Ich vergleiche nur deren Anhänger, Gläubige, Verehrer oder wie man sie sonst nennen will. Und auch hier interessiert mich weniger, dass es Nazis gab, die wie Johann von Leers später Moslem wurden (Berater Nassers in Ägypten). Mich interessieren hier nur die religiösen Gefühle.

[1] s. SIMONGerd: Kulturschaffende als Mitvollzieher des Staatswillens gegenüber der völkischen Gemeinschaft: Wilhelm Spengler. in: ProskeWolfgang (Hg): Täter – Helfer – Trittbrettfahrer. Nr.

Der **Papst** hat kürzlich Verständnis gezeigt für Eltern, die ihre Kinder züchtigen. Hat er sich damit auf die Seite der Charlie-Hebdo-Gegner, tendenziell –Mörder geschlagen? (s. die Karikatur aus dem >Schwäbischen Tagblatt< vom 7.2.2015 anbei)



Dass klerikale Kreise seinerzeit (1926) das berühmte Gemälde des deutsch-französischen Surrealisten Max ERNST „**Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen: André Breton, Paul Éluard und dem Maler**“ (eine Abbildung findet man unter http://www.kahl-marburg.privat.t-online.de/Kahl_MaxErnst.pdf) keineswegs wegen der Prügelszene kritisierten, sondern nur wegen des heruntergerutschten Heiligenscheins, geht in die gleiche Richtung.

Verletzt ein heruntergerutschter, kaum wahrnehmbarer **Heiligenschein** religiöse Gefühle, insbesondere wenn zugleich eine Gewaltanwendung kommentarlos übersehen oder gar klammheimlich gebilligt wird? Heiligenscheine haben die als heilig Verehrten in der Realität natürlich nie getragen. Zeitnahe Texte schweigen sich überdies darüber durchweg aus. Heiligenscheine sind nur Symbole, Relikte anderer Symbole der in der Geschichte der Kunst frühen Darstellung der Köpfe dieser Personen als strahlender Sonne. Die deutsche Sprache kennt übrigens eine spätestens seit dem 17. Jahrhundert gängige Satire, indem sie durch einfache Umstellung aus „Heiligenschein“ „scheinheilig“ bildete.



Max ERNST „Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen: André Breton, Paul Éluard und dem Maler“

Fazit: „Religiöse Gefühle“ dienen nicht nur zur Abwehr von Kritik, sondern auch als argumentative Basis für Gewalt aller Art, letztendlich für Kreuzzüge und Krieg. Der Ausdruck „Gefühl“ ist ein sprachgeschichtlich spät mit Religion verknüpfter Begriff, wahrscheinlich im Angelsächsischen („feeling“) zuerst in die Philosophie übertragen worden, auch da wohl eine „Eingermanisierung“ der älteren Begriffe (mit weiter gefasstem Bedeutungsfeld) „sentiment“ bzw „Empfindung“. Die Rede von moralischen Gefühlen scheint schon zur Zeit Luthers bekannt gewesen zu sein. Von „religiösen Gefühlen“ dürfte man allerdings erst seit der Zeit der Romantik reden. Von Verletzung von Gefühlen ist erst in jüngster Zeit die Rede. Die Göttlichkeit eines Gottes, den man mit was auch immer beleidigen oder wie einen Körper verletzen kann, steht hier nicht zentral zur Debatte. Das gleiche gilt, wenn es um das Wechselverhältnis von Staat und Religion bzw Herrschaft und Weltanschauung geht. Sie erfordern

ausführlichere Analysen.[1] Auch halte ich es für abwegig, mich hier auf Definitionsfragen (zB von Glaube oder Liebe) näher einzulassen.[2] Durch Definitionen kann man leicht etwas ausgrenzen, was als Kritik an favorisierten Interpretationen schmerzt.



Eine Karikatur von Til Mette, die der >humanistische Pressedient< zum Andenken an die Ereignisse von „Charlie HEBDO“ vor 5 Jahren verbreitete.

1 Dass die kulturellen Unterschiede zB. zwischen den USA und Europa sich in Folge ihrer Geschichte des Verhältnisses von Staat und Religion auch auf die Bewertung von religiösen Gefühlen auswirken, zeigt Patrick Bahner in der FAZ vom 10.1.2015 – Für den Hinweis auf diesen Artikel danke ich Max Steinacher.

2 s. dazu http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/16BedDefinition.pdf

Gefühle kann man ohnehin sehr nüchtern sehen, wie einigen meiner Aphorismen zu entnehmen ist.

Gefühle I

Glücksgefühle sind primär eine Sache der Hormone, punktuell lebenswichtig, aber orgasmushaft flüchtig, als Dauerzustand unerträglich wie Schmerzen, Symptom der Selbsttäuschung, wenn nicht des Irreseins.

Gefühle und Verstand als zwei Dinge anzusehen, ist ziemlich gefühllos oder unverständig, verrät zumindest wenig Fingerspitzengefühl, Verständnis oder beides.

Gefühle II

Lewi: Stell dir vor, ich bin kürzlich interviewt worden. Da fragt mich doch so eine Tussi: „Welche Gefühle haben Sie gehabt, als Sie diese Formel entwickelten?“

Herman: Du hast eine Formel entwickelt?

Lewi: Ach so, ja, das ist aber schon ein halbes Jahrhundert her.

Herman: Du Angeber!

Lewi: Nein, ich hatte tatsächlich eine Formel entwickelt. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, lautete sie:

$$\delta = 1 - (1 - {}^{L}/_{N})^{1/i} \; ; \quad i \geq 2$$

Aber ich habe nie überprüft, ob sie nicht vor mir schon jemand entwickelt hatte.

Herman: Vow! Und welche Gefühle hattest du nun, als du die Formel entwickeltest?

Lewi: Glücklicherweise fragt niemand danach, wozu sie gut oder schlecht ist.

Herman: Sag bloß, die Formel hat mit Genetik oder so zu tun.

Lewi: Jedenfalls Gefühle lassen sich damit nicht berechnen.

In der Antike war sogar den Philosophen Glück das höchste Gut. Die neuzeitliche Philosophie kam selbst da, wo sie die Antike als Ideengeberin schätzte, davon ab. In der Tat muss das differenziert gesehen werden. Da Gück ein alltägliches Phänomen ist, mache ich es auch an unserem heutigen Hauptrepräsentanten des Glücks, dem Geld fest.

Glück a.D.

Peanuts, höre ich noch einen deutschen Banker tönen. Ich armer Poet, der bis vor kurzem noch in einer nicht ganz dichten Dachkammer über sich einen Regenschirm aufspannte, damit die Tinte auf dem Papier mit meinen dürftigen Elaboraten nicht durch plötzlich eintretendes Regenwetter zu Nichts zerfloss, ich, der ich durch Franziskas Tod exakt vor 7 Jahren einsam mit meinen 40.000 Büchern, die mir bis heute meine Kinder waren, dahinvegetierte, ich merke erst jetzt, was es hieß, was ich bei Karl MARX schon vor Dezennien las:

>Glück ist relativ<

Aus meinen Büchern wusste ich:

>Die Hauptquelle des Unglücks ist der Ehrgeiz<

Und weil ich wusste, dass ich keinen Ehrgeiz hatte, fühlte ich mich glücklich. Ich hatte mich auch damit abgefunden, nach Franziskas Tod einsam zu sein. Manchmal, insbesondere nach der Lektüre von Produkten einiger meiner Poeten-Kollegen wie OVID oder BALSAC ejakulierte meine Tinte in Sätzen wie:

>Einsamkeit ist mein bester Freund<

Okay. Ich kannte sogar einige Dutzend Menschen, denen ich vertraute und in deren Gegenwart ich mich wohlfühlte, aber spätestens der Philosoph KANT, der nie mit einer Frau geschlafen hatte, überzeugte mich:

>Niemand kann aus seiner Haut. <

Natürlich konnte ich immer nachvollziehen, wenn etwa SCHILLER jubilierte:

>Alle Menschen werden Brüder<,

wobei ich von Anfang an mitdachte:

>Alle Menschen werden Schwestern<,

obgleich ich nicht verstand, warum dieser begnadete Poet das nicht auch explizit schrieb. Aber in dem Verschmelzen mit der Menschheit blieb mir doch das Gefühl des Als-Ob. Und dann wurde dieses Gefühl doch arg strapaziert, als meine Nachbarin ihre Angst vor dem plötzlichen Besuch von Verwandten aus Syrien in Hass ausbrechen ließ.

>Nein, mit der werde ich nie gut Freund<,

dachte ich und ging ihr hinfort aus dem Weg. In solchen Fällen überkam mich schon ein frostiges Gefühl des Geworfenseins in die Haut meines Ichs, das KANT Subjekt nannte, was auf Deutsch nichts anderes heißt als ‚Unterworfenes' (mich beschäftigt bis heute, worunter; doch hoffentlich nicht unter Gott oder irgendeinen Diktator sonst).

Es war wie gestern ein regnerischer Tag. Meine Bank die mich monatlich unterrichtet über den Stand meiner Schulden auf meinem Konto, machte mir überraschend ein Angebot, wie ich mein Geld anlegen könnte. Ich lachte:

„Seit wann kann man Schulden sinnvoll anlegen?"

Dann studierte ich meine Kontoauszüge. Und ich lachte ein weiteres Mal. Da war als Absender einer Überweisung angegeben: >Glück a.D.<. Das übersetzte ich nicht – wie jetzt manche denken werden – mit ‚außer Diensten' (was ja auch nicht ganz fern lag), sondern sofort – wie ich heute weiß – durchaus richtig: >Glück futsch. < Schließlich las ich ganz rechts die Summe: Eine Million. Und kein Minus davor. Ich wusste, Peanuts wären das nicht für mich armen Poeten gewesen, der ich bisher nur Schulden gewohnt war.

„Wird ne Fehlbuchung gewesen sein. Oder auch ein übler Scherz,"

zähmte ich aufkommende Fantasien. Die Zeitungen hatten erst berichtet über Abzocker, die mit Vorliebe Senioren wie mich postalisch benachrichtigten:

„Sie haben gewonnen."

Das Kleingedruckte verrate dann die unscheinbare Bedingung:

„Sie müssen nur eine Vorauszahlung tätigen."

Die betrage nur die lächerliche Summe von 2.523,13 Euro oder so. Klar, auf so einen Quatsch lasse ich mich nicht ein.

Ich hatte den „Quatsch“ schon vergessen oder verdrängt, wie man es nimmt. Ich hatte mal wieder Probleme mit dem Geldautomaten der Bank. Für die Überweisung über das Internet war ich offenbar zu blöd. Ich kam jedenfalls nicht mit dem vorgeschriebenen Rubbelmechanismus klar. Also frug ich die Bankangestellte am Schalter. Die kriegte ihren Mund nicht zu, rannte dann zum Filialleiter. Dieser hatte mich in der Vergangenheit wohl wegen meiner Schulden stets sehr despektierlich als jemand am Ende seiner Fingerspitzen behandelt. Jetzt war er plötzlich überschwänglich freundlich. Wie ich mich denn entschieden hätte. Was ich denn mit meinem Geld machen wolle.

„Ach so“, ich lachte für lange Zeit das letzte Mal, „Sie meinen die Fehlbuchung“

„Nein, nein“, meinte der Filialleiter, „das hat schon seine Richtigkeit mit der Million“

„Aber das ist doch sicher nichts als Abzocke,“

wandte ich ein. Der Filialleiter komplimentierte mich in ein Separee. Er wisse zwar auch nicht, wer sich hinter dem Absender >Glück a.D.< verstecke. Aber die Zentrale habe das überprüft. Das Geld gehöre wirklich mir. Das könne man auch nicht einfach rückgängig machen. Ich erbat Bedenkzeit.

„Aber warten Sie nicht allzu lange“, hörte ich den Filialleiter noch sagen, „sonst verkommt die Million alsbald Richtung null….Sie wissen schon; der Fiskus etc….“.

Ich ging sie alle im Geiste durch, die vielen Freunde und Freundinnen, denen ich vertraute. Ergebnis: Nicht einem oder einer einzigen traute ich zu, dass sie oder er mehr mit Geld umgehen könne als ich.

Natürlich hatte ich Träume. Schon lange dachte ich an den Aufbau eines Instituts an meinem Wohnort als Zentrum für die Verbreitung des Kulturgutes unbekannter Erfinder, Künstler, Dichter und Denker aus der Region. Aber ich bin kein Organisationsgenie und wollte auch in Zukunft nichts als schreiben. Das mussten andere für mich machen. Vereinsmeier war ich nie und nicht erst, seitdem ein von mir dennoch gegründeter Verein gründlich den Bach hinuntergerauscht war. Außerdem war mir klar, kaum nach dem Erwerb eines passenden Gebäudes und selbst, wenn man jemanden fand, der mit Geld umgehen und das alles bestens organisieren konnte, näherte sich sehr schnell die Million der Null oder schlimmer: den mir nur allzu vertrauten Schulden. Banker-Weisheit: Das hätten Peanuts so an sich, wenn man nur stur an ihren Verzehr denkt.

Bevor jetzt jemand den Traum weiterspinnt oder mich gar um einige Peanutstel erleichtern will, sollte ich bekennen: Nach diesem Als-Ob- oder besser Alptraum wachte ich erleichtert

auf, zählte alles sehr bald zu den >Glückfutsch-Phasen< meines Lebens und beschloss, mich wieder Glücklicherem zuzuwenden, schreiben, dichten und so. Ja, wie diesem Geschreibsel

Zu meinem 79.Geburtstag schickte mir bereits eine Freundin, der ich eine Vorfassung in Erwartung von Weihrauch oder so bekannt gemacht hatte, ein >Glückfutsch-Telegramm<.

Klar, nicht nur Pubertierende denken bei dem Wort „Glück" sehr schnell an „Orgasmus". Der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, hätte es wohl wie die meisten nicht verstanden, wenn ich meinen Mitmenschen so etwas madig mache. Die folgende Kurzgeschichte sollte also jeder überschlagen, der sich von einem Madig-Machen keinen Erkenntnisgewinn verspricht.

Eulenspiegel

Dem alten Eulenspiegel war es peinlich, über seine Jugendsünden zu sprechen.

„Was waren das denn für Streiche", meinte seine um ihn herum versammelte Enkelei.

„Keine Streiche", antwortete Eulenspiegel, „eher im Gegenteil".

„Was kann denn das schon sein", unterbrach ihn seine Lieblingsenkelin Suleika.

„Was ist denn das Gegenteil von einem Streich?" frug Alberich, der jüngste und aberwitzigste unter den Enkeln.

„Oh", kam Faustine, der klügsten in der versammelten Enkelei, ein Gedankenblitz: „ich schau mal nach im >Lexikon der Gegenwörter<"

„Da werdet ihr nichts finden", warf Eulenspiegel ein. „das war selbst diesen Wörterbuch-Machern zu peinlich", und nachdem die Enkelei unisono gedrängt hatte: „Später einmal".

„Das sagt Papa immer, vor allem wenn es um Sexuelles geht", hakte Faustine nach, wohlwissend, dass Eulenspiegel nie mit ihrem Erzeuger, seinem – wie er ihn nannte – missratenen Sohn, in einem Topf geworfen werden wollte.

„Es geht tatsächlich um Sexuelles", lenkte Eulenspiegel ein und setzte seine Märchenbrille auf.



Till Eulenspiegel entlarvt menschliches Handeln, insbesondere Reden als gefälscht. Er tut das in der Gestalt des Narren, dieser Mischung aus Abwegigkeit und Esprit, am meisten vergleichbar der Tätigkeit nicht der schlechtesten Philosophen, die die empirischer Wissenschaftler zu analysieren und zu fassen versuchten.

aus: Simenon, Gérard: Dieser Text ist eine Fälschung. Tübingen. 1997,66

„Was ist denn das: ‚Sexuelles'", wollte Alberich gerade fragen, da legte Eulenspiegel schon los:

„Ich hatte eine wunderschöne 3 Jahre ältere Cousine (Base, sagte man früher), die ich, gerade einmal 12 Jahre alt, abgöttisch liebte. Sie hatte mich an einem hellichten Tage in den Büschen hinter der Kirche nach allen Regeln der Kunst verführt."

„Wie ging denn das vor sich?"

„Alberich, du sollst mich nicht ständig unterbrechen. Sonst erfahrt ihr gar nichts".

„Na ja," schob Eulenspiegel nach einer Weile ein, „also das volle Programm: Sehnsucht und nochmals Sehnsucht bis zur Qual. Dann versank ich wundersam in ihrer Fülle. Sie sorgte dafür, dass ich es nicht gleich auf die Spitze trieb. Dann aber wie in einem dramatischen Crescendo bis zu dem, was man im Theater ‚Klimax' nennt. Selig, minutenlang selig. Das war es also was die Erwachsenen Orgasmus nannten. Kaum waren wir mit lieben Worten auseinandergeflutscht, sie: ‚Da kommt jemand'. Kam aber keiner. Trotzdem flugs ein Kuss und Abschied."

Alberich artikulierte als erster durch den offenen Mund: „Was ist denn daran besonders?"

„Das Eigentliche kommt ja erst," kam es aus Eulenspiegels Nase. „Ich war ja nun damals noch das, was die Erwachsenen Kind nannten."

„Die Cousine wurde also schwanger“, unterbrach Faustine.

„Das auch,“ entfuhr es Eulenspiegel. „jedenfalls jagte sie mir mit dieser Nachricht erst einmal einen Schrecken ein.“ Und nach einer Weile: „war aber nicht bzw. nur ein Scherz.“ Und nach einer weiteren qualvollen Pause: „Nein, das Eigentliche kam erst Monate später.“

„Was kann schon Eigentliches kommen, wenn es kein Kind war.“ Faustine verzog ihr Gesicht Richtung Enttäuschung.

„Das Peinliche war, dass ich aus lauter Angst vor der Zukunft wieder ins Kinder-Dasein zurückfiel. Aus der Tageszeitung schnappte ich auf, dass mir ein Wunsch erfüllt würde, was immer es sei. Mir war, als war es meine Cousine, die mir das verheißen hatte. Und ich rief aus: ‚selig, ich will ewig nur noch selig sein!‘ Kaum ausgesprochen, bekam ich einen Orgasmus. Mehr noch: einen Orgasmus nach dem anderen. Und das hörte nicht auf. Kein Ende nach Tagen, nach Wochen, nach Monaten, sogar nach einem Jahr. Längst hatte sich mein Glück in nicht enden wollende Qualen verwandelt. Allmählich kam ich zu der Erkenntnis: Es gibt nichts Schlimmeres als ewig selig zu sein. Keine Zeit für Kunst und Kultur oder auch nur für Kurzgeschichten wie diese. In meiner Not beichtete ich das meiner Cousine. Die gab mir eine schallende Ohrfeige. Das hatte die wundersame Wirkung, dass der Spuk urplötzlich vorbei war. Endlich frei von Orgasmen! Ich hatte das Gefühl, niemals zuvor so glücklich gewesen zu sein. Seitdem genieße ich die Zeit ohne Orgasmus.“

Kommentar Alberich: „Der Alte spinnt mal wieder.“ Und die Lieblingsenkelin Suleika: „Opa, wann erzählst du uns mal wieder einen richtigen Streich?“ Faustine: „Du verdirbst einem aber auch jede Hoffnung.“

„Ach so,“ Eulenspiegel guckte abwesend in die Zukunft, „Ihr wollt tatsächlich eine Weisheit, was man zB daraus lernen kann. Also: Glück ist selten oder eine Plage. Selten stellt man natürlich die Frage nach dem Dazwischen. Unglück? Sind Kurzgeschichten wie diese Unglück? Kurzgeschichten können verunglücken, insbesondere wenn sie sich wie diese ins Philosophische verirren. Sicher ist nur: Wirkliches Unglück ist hoffentlich noch seltener als Glück. Und wenn mich nicht alles täuscht: Am sichersten ist der Tod.“

Ein Satiriker weiß natürlich auch, was Geld sonst so alles anrichten kann.

Wetten

Herman: Kaum eine Packungsbeilage ist im Sport so beliebt wie das Wetten.

Lewi: Wie ein Krebsgeschwür erfasst es einen Gesellschaftsbereich nach dem anderen.

Herman: Kann man eigentlich darauf wetten, dass in Afrika im nächsten Monat Millionen verhungern?

Lewi: Da das so unendlich schwer zu erraten ist, sind den Wettsüchtigen vielversprechende satte Gewinne auf andere Looser-Gruppen vielleicht verlockender .

Herman: Oder dass Boko Haram oder IS oder Taliban im nächsten Monat Tausende hinrichten? Oder Saudis Hunderte auspeitschen ...?

Lewi: Oder Amis auf Guatanamo angebliche Terroristen foltern lassen

Herman: Kann man überhaupt darauf wetten, dass jemand ermordet oder gefoltert wird?

Lewi: Wenn dieser dann (entweder durch den Wetter selbst oder durch andere) stirbt, darf man dann problemlos Riesensummen kassieren?

Herman: Kann ein Mönch darauf wetten, dass in seinem Kloster im nächsten Monat ein Kindsmissbrauch stattfindet?

Lewi: Er wird tunlichst den Mantel des Schweigens darüber ausbreiten, erst recht, wenn er der Täter ist.

Herman: Sind Wetten etwas anderes als Einladungen zu Verbrechen aller Art?

Lewi: Ich höre: Gesetzlich verhindern kann man das alles bisher nicht.

Herman: Haben wir den Wettbüros durch diese Fragen eigentlich Tipps gegeben, womit sie auch sonst noch Gewinne machen können?

Ruhm

Woher das kommt, wollten schon viele von mir wissen, warum ich immer neue Hintertüren fand, nicht berühmt zu werden, ja, Berühmtheiten aus dem Weg zu gehen, in aller Stille zu genießen, wie mich viele Leute geringschätzten oder gar verachteten, wohl wissend, was ich kann, ja, dass ich gar nicht anders kann, als unter Masken Ungewöhnliches zu leisten, wohl wissend auch, wie leicht man im Schatten von Berühmtheiten selbst berühmt werden könnte. Es macht mir Spaß, auf solche Fragen immer neue Antworten zu geben, keineswegs gelogen, aber doch mit mancher Würze dekoriert. Gelogen wäre, ja ich halte so etwas sogar für nicht kompatibel, wenn ich behaupten würde, ich litte an unheilbarem Minderwertigkeitsgefühl. Nein, im Gegenteil: Ich lasse eigentlich immer wie eine Stripperin durch einen Schlitz im Kleid ziemlich selbstbewusste Reize blitzen.

Natürlich zähle ich jetzt nicht auf, was ich alles schon als Grund für meine Versteckspiele angegeben habe. Was ich hier aber etwas ausführlicher behandeln will, als ich es schon in meinem >Umwegelagerer< tat, dürfte vor allem den Freudianern unter den Lesern ein Aha-Lächeln abnötigen. Es geht um ein prägendes Kindheitserlebnis.

Zu meinem 4. Geburtstag waren meine Mutter und ich in ihrer Heimat in Deezbüll bei Niebüll in Nordfriesland. Die jüngste Schwester meiner Mutter hatte einen Sohn geboren. Wenig später starb sie an Kindbettfieber. Hygiene hatte sich offenbar noch nicht bis zur Hebamme herumgesprochen. Die Gesellschaft, die die Taufe meines frisch geborenen Cousins feierte, interessierte mich wohl nicht. Jedenfalls verließ ich das Haus, um ein Mädchen aus der unmittelbaren Nachbarschaft zum Spielen zu animieren. Die war aber nirgends auffindbar. Also ging ich in das Haus, in dem sie wohnte. Die Mutter des Mädchens putzte gerade, mir ihren Hintern entgegenstreckend, die Treppe nach oben. Ich fragte:

„Wo ist denn die Gisela?“

Keine Antwort. Ich war offenbar schon damals unaussprechlich penetrant:

„Wo ist denn die Gisela?“

Keine Antwort. Putzen:

„Wo ist denn die Gisela?“



Als Vierjähriger mit Gespielinnen Gisela und Ursula in Deezbüll

Plötzlich dreht sich die Frau um, nimmt den an der Wand lehnenden Teppichklopfer und mich übers Knie und verprügelt mich nach Strich und Faden. Heulend zurück, platze ich in die feiernde Gesellschaft und – alles lacht. Dabei hatte mich die Gesellschaft kurz vorher noch so gelobt, weil ich die Zahlen des Kalenders kannte. Da dürfte einiges bei mir hängen geblieben sein, meine Fremdelei, meine Aversion gegen Feiern und größere Gesellschaften, meine eklatante Öffentlichkeitsscheu, meine ausgeprägten Initialhemmungen und vor allem: man hüte sich vor Lob!

Ich bin also frühzeitig aufgewachsen mit Mitmenschen, die mich wahllos mal lobten, mal prügelten. Ich lernte, so etwas wie Lob kritisch zu hinterfragen und hinter Prügeln Berechtigtes auszumachen, vor allem aber mich zu verstecken hinter Nadelstichen und Geistesblitzen,

vorzugsweise im Nebel geschriebener Worte; nicht selten in wortreichen Wolken von Kurzgeschichten wie dieser.

Blöd an dem vor allem im Alter ist nur, dass man sich zunehmend Fragen ausgesetzt sieht wie der nach seiner Nicht-Berühmtheit. Meine Mutter hasste Spiegel. Sie hatte einmal eine Chefin, für die sie im Haushalt arbeitete, dabei beobachtet, wie sie sich nackt vor einem Spiegel aufgeilte. So ähnlich fühle ich mich vom Ekel bedroht, wenn mir Leute solche Fragen stellen. Natürlich bringt es überhaupt nichts, diese mit aggressiver Abwehr zu beantworten. Wie aber macht man das: Solche Fragen explodieren zu lassen in Richtung auf das Mitfreuen und Mitleiden an der Welt, an dieser historisch gewachsenen strukturierten Ansammlung von Stoffen und Lebewesen, und insbesondere das unabhängig von meinen Anregungen zum Selbsterlebnis werden zu lassen voller Selbstzweifel und Humor?

Ich habe viele meiner Kurzgeschichten münden lassen in Bitten um Hilfe bei den angesprochenen Problemen. Hinter all diesen Bitten steht aber die obige Frage: Wie macht man das? Wie bricht man die von den eigenen Aufgaben ablenkenden auf mich umgelenkten Fragen auf in Richtung auf die allmähliche gemeinsame Umschaffung des Geschehens in der Welt in eine Zukunft, die für möglichst viele erträglicher ist als die Vergangenheit? Wie verhindert man, dass die Mitmenschen ein solches Engagement für die Welt nur auf Berühmtheitswillen reduziert? Viele Menschen wollen nur zu sich selbst kommen. Wie bringt man sie dazu, zur Welt zu kommen? Viele Menschen wollen insgeheim in die Geborgenheit des Mutterleibs zurück. Wie bringt man sie dazu, in das Weltgeschehen sinnschaffend einzugreifen? Und was wird an solchem Engagement verwerflich, wenn aus einem Schlitz ein Funken Ruhmsucht blitzt?

Noch eine Zusatz-Bitte: Stellt mir jetzt nicht die Frage, ob das hier überhaupt eine Kurzgeschichte ist!

Natürlich darf es in einem Opus, in dem so viele Aphorismen vorkommen, nicht an einem Aphorismus über Aphoristen fehlen.

Aphoristen

Ich gehöre zu den Menschen, die eine Brücke beschreiten, obwohl sie nicht einmal halb fertig ist. Schlimmer noch: Ich bastle gerne halbfertige Brücken, bei denen nicht einmal klar ist, wo sie am anderen Ufer enden sollen, eher ungewollt: Brücken ins Nirwana. Ich denke, das ist seit Nietzsche eine Leidenschaft aller Aphoristen.

Vergangenheit

Herman: Warum befasst du dich so viel mit der Vergangenheit?

Lewi: Unter uns: Ich suche nach einem bisher unbekannten Wirkstoff für das Neue. Meinetwegen klein und unscheinbar wie ein Atom oder eine Münze.

Herman: Und die Gegenwart hast du schon abgesucht und nichts gefunden?

Lewi: Meine bisherigen Forschungen lassen nur vermuten, dass dieser Wirkstoff eher in einer Nische zu suchen ist als auf einem Podest.

Herman: Und ich dachte schon, dein Verschwinden in den Archiven hätte mehr mit deiner Öffentlichkeitsscheu zu tun.

Lewi: Das auch. Sie hat mich tatsächlich erst darauf gebracht. Aber ich kam erst allmählich darauf, dass es mehr ist. Letztendlich fand ich die Bestätigung bei modernen Evolutionsforschern.

Wir bewegen uns mit dem, was ich bisher ansprach, schwerpunktmäßig längst im Bereich von Politik und Wissenschaft. In eine Kurzgeschichte habe ich etwas integriert, was eng mit meinem Beruf als Archivforscher zusammenhängt. Es handelt sich um Forschungsergebnisse, die ich sogar wegen der Datenschutz- und Urheberrechtsgesetze in wissenschaftlichen Arbeiten bisher gar nicht publizieren durfte. Kritische Wissenschaftler wissen ein Lied davon zu singen: Die im Grundgesetz verbriefte Wissenschaftsfreiheit ist immer mehr unter die Räder von Gesetzen weitaus minderen Rechts geraten (zB Datenschutz- oder Urheberrecht). Ich bin keineswegs der erste Wissenschaftler, der Forschungsergebnisse wegen dieser (auch für Laien unbegreiflichen) forschungsfeindlichen Gesetze in poetischem Gewande öffentlich präsentierte. Der Sinologe und Wissenschaftsforscher Tilman Spengler leugnete natürlich stets, dass er in seinem Roman >Lenins Hirn< Fakten versteckte, die ihm in wissenschaftlichen Veröffentlichungen etwa aus dem Hause Krupp einstweilige Verfügungen und Klagen eingebracht hätten, keineswegs weil sie nicht der Wahrheit entsprachen, sondern weil sie angeblich die Persönlichkeitsrechte verletzten. Ich hatte aber schon, bevor ich den Roman las, in den Archiven die gleichen Erkenntnisse gehabt, die hier (im Übrigen sogar unter Nennung der Echtnamen) zusammen mit fünfbeinigen Kühen und anderen als romanhaft sofort diagnostizierbaren Elementen von jedem, den es interessiert, nachgelesen werden können. Wenn man so will: Die

gegängelte Wissenschaft flüchtet in eine Nische der momentan noch zugestandenen Freiheit der Künste.

Dass die Forscherkollegen das nicht als ernsthafte Ergebnisse weiterverarbeiten konnten, ist ein Kollateralschaden, den nur Kreative unberücksichtigt zu lassen pflegen, die an herzlicher Verachtung der Grenzen zwischen den Kulturbereichen „leiden." Analog hat schon mancher Leser meiner Anekdoten gemunkelt: „Wenn Simenon etwas als erstunken und erlogen bezeichnet, kann man davon ausgehen, dass Simon etwas dran findet." Vorweg: Krottenfalsch und boshaft irreführend. Aber mit meiner Forschung und überraschenden politischen Folgen hat die folgende Kurzgeschichte schon zu tun.

Das Publikationsverbot

Es gehört nicht viel dazu herauszufinden, dass ich Archivforscher bin. Als Archivforscher wird man immer wieder mit Vorurteilen konfrontiert: Das sei das Langweiligste von der Welt. Es sei reiner Zufall, wenn man in der Flut von Schrottinformationen plötzlich auf Interessantes stoße. Aber auch dann finde man selten das, wonach man suchte, wenn man Glück habe, stattdessen Jux und Tollerei: Na ja, was ist das Googlen im Internet anderes?

Leider treffen auch sonst mehr von diesen Vorurteilen zu, als Archivforscher zu verraten pflegen. Dass Wissenschaftler (und übrigens auch Poeten) dennoch in Archive gehen, ver-

dankt sich einer auf den ersten Blick abwegigen Kombination absonderlicher Charaktereigenschaften wie unendliche Geduld, Nebensachenwahn und eine Vorliebe für das, was ich Aneck-dotelei genannt habe, eine Tätigkeit, aus unscheinbaren Mücken regelrechte Elefantastereien zu machen.

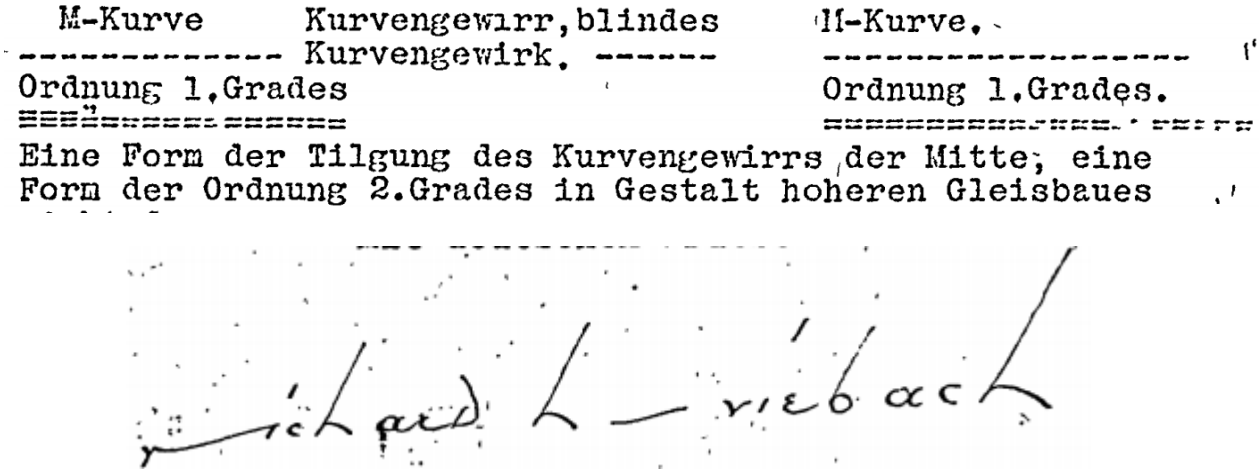
Natürlich muss auch eine Portion Entdeckerfreude dazu kommen. Aber diese darf nicht allzu zielgerichtet auf etwas aus sein, was man schon weiß, sollte vielmehr wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flattern, sich wie durch einen Türspalt einer Peepshow in die fremdesten Welten verführen lassen.

Aber ich gebe zu, anfangs habe ich meistens durchaus eine Vorstellung, was ich finden könnte. Zumindest der Beginn einer Archivforschung ist also auch bei mir selten ziellos. Vor Jahren brachten mich z.B. Forschungen zur Geschichte einer Wissenschaft auf einen Verdacht. Es sprach manches dafür, was Wissenschaftler – darauf angesprochen – notorisch leugnen, dass sie das Neue ihrer Entdeckungen oder Erfahrungen von denen abkupferten, die sie verächtlich als Pseudowissenschaftler, Dilettanten, Spinner (oder noch Diffamierenderes) abzuqualifizieren pflegen. Auf Nachweise für diese obskuren Anregungskanäle, die ihnen Kollegen unter die Nase rieben, gestehen sie dann bestenfalls, dass sie sich schon anregen ließen, aber von Texten, die lange vor den Pseudowissenschaftlern, Dilettanten, Spinnern entstanden, etwa durch eine Passage in einem mehrbändigen (möglichst entlegenen oder gar nicht publizierten) Werk einer uralten Berühmtheit. Bis einer der Kritiker dieses Riesenopus durchgelesen hatte, konnte man solche Nachweise als naseweise oder gar boshafte Unterstellungen von Neidhammeln mit arg begrenztem Wissenshorizont hinstellen. Und wenn dann – nicht ganz unerwartet – diese Passage nicht gefunden werden konnte, ließ sich immer noch fröhlich an der Aufmerksamkeit der „Neidhammel“ zweifeln oder dieses Nichtfinden als gezieltes Wegschauen deuten.

Mein Verdacht entstand, als mir in Archiven Kollegen begegneten, die für ihre Innovationsfreude bekannt waren, und mir ein Blick in deren Benutzerakten verriet, dass diese mit Vorliebe Archivalien studierten, die mit „Dilettanten, Spinner…“ etc. überschrieben waren. Also bestellte ich mir eine Fülle von Archivalien, die meistens schon zeitgenössische Archivare in Bestände eingeordnet hatten, die sie (vermeintlich wertfrei) als „Kuriosa“ bezeichneten.

Ich kam gar nicht aus dem Staunen heraus, was da alles zu finden war. Schon die Bearbeiter dieser Kuriosa dürften z.B. die zahlreichen Liebesbriefe von BDM-Mädel an Hitler eher peinlich gefunden haben. Man musste dazu gar nicht auf Stalkerei oder auf Fälle für den Psychiater kommen. Nach einer Weile hat man das sicher weitgehend ungelesen in den Kuriosa-Korb

verstaut. Ich lasse hier ebenfalls alles beiseite, was die armen Menschen umtreibt, die an Kombinationswut und mangelnder Sachkenntnis leiden. Mir blieben schon immer die Sachen im Gedächtnis, die rätselhaft und doch im Gewand der Vernunft daher schreiten. Als Sprachwissenschaftler, der auch einige Semester Mathematik studiert hatte, interessiert mich weitaus mehr das, was ein gewisser Richard L. Viebach „Sprachrechnung“ nannte. Leider war im Archiv nur eine Kurzbeschreibung dieser Sprachrechnung zu finden. Gleisbau und Kurvengewirr bzw Kurvengewirk spielten da eine Rolle.


M-Kurve Kurvengewirr,blindes II-Kurve.
Kurvengewirk.
Ordnung 1.Grades Ordnung 1.Grades.
Eine Form der Tilgung des Kurvengewirrs der Mitte; eine Form der Ordnung 2.Grades in Gestalt hoheren Gleisbaues

Auszug aus Viebachs Kurzbeschreibung seiner Sprachrechnung (mit Unterschrift)

Ich habe lange nach Texten über diese Sprachrechnung gesucht, und da ich sie nicht fand, ihren Verfasser nicht einmal identifizieren konnte, strengte ich meine Fantasie an, ob sie etwas Plausibles aus diesen Andeutungen machen konnte. Irgendwann gab ich es auf, das weiter zu verfolgen. Da spielten Selbstzweifel eine gewisse Rolle. Immerhin hatte ich schon mit der unter Mathematikern etablierten Topologie meine Probleme. Auch da kam mir lediglich der Verdacht, dass der Erfinder dieser Art von Rechnung Viebachs Sprachrechnung gekannt und weiterentwickelt haben könnte. Aber Terminologie und Verfahren waren zu unterschiedlich.

Am meisten fasziniert haben mich Geheimsprachen aller Art. Es lag in der Logik v.a. der männlichen Kollegen, die ihre Anregungen in Archiven suchten, dass sie partout nicht verrieten, woher sie sich anregen ließen, damit sie als Herrgötter angesehen werden konnten, die alles aus dem Nichts geschaffen hätten, und nicht einmal ihrer Geliebten gegenüber vor der Veröffentlichung Andeutungen machten, woran sie gerade forschten, weil sie ja nicht ausschließen konnten, dass diese heimlich mit den Konkurrenten unter einer Decke kungelten und ihnen dann alles offenbaren.

Es gab aber auch Wissenschaftler, die gar nicht wollten, dass ihre Erfindungen und Entdeckungen überhaupt publiziert werden, weniger weil ihre Forschungsergebnisse etwa für einzelne Menschen oder gar für die ganze Menschheit hätten gefährlich werden können oder aus ähnlichen moralischen Gründen, weitaus mehr weil sie an einer geizartigen Störung litten, nach der sie grundsätzlich alles klammheimlich für sich behalten wollen. Ob diese gesteigerte Unfähigkeit zu teilen und also auch mitzuteilen durch frühkindliche Erlebnisse bedingt oder über Epigene von ähnlich veranlagten Vorfahren geerbt wurde, weiß ich nicht, hat mich – ehrlich gesagt – auch nie interessiert. Mein frühestes Interesse an diesen Menschen erregte übrigens in meiner Kindheit ein Nachbar, der, wenn er seine Wohnung überhaupt verließ, sich schräg nach hinten gelehnt von zwei scharfen, wahrscheinlich bissigen, jedenfalls stets wild schnaubend und knurrenden Hunden ziehen ließ. Er erwiderte nicht einmal einen Gruß. Ich habe ihn nie überhaupt ein Wort sagen hören, bis ich mich in der Kirche einmal umdrehte, weil hinter mir jemand mit voller Inbrunst und dann auch noch falsch in den Gemeindegesang >Ein feste Burg ist unser Gott< einstimmte. Nur bei diesem Kirchenlied verriet der Nachbar, dass er überhaupt sprechen konnte. Als Kind hatte ich einige Zeit den Verdacht: Das könnte doch Gott selbst sein (der erwidert ja auch nie einen Gruß). Und die Bibel berichtet ja auch, dass Gott dereinst etwa zu Abrahams Zeiten unter den Menschen gewandelt sei. Ich habe diesen Verdacht aber klammheimlich für mich behalten. (Ob diese Störung ansteckend ist?)

Ein solcher Mensch musste Gylfi Kantelberg gewesen sein. Immerhin unterschied er sich von den krassen Fällen dieser Störung dadurch, dass er (offenbar nicht mit dem besten Gedächtnis ausgestattet) aufschrieb, was er verheimlichen wollte. Als er 1960 starb, hinterließ er überraschenderweise ein Testament, das er aber in einer schwer entzifferbaren Schrift verfasst hatte. Wie später herauskam, enthielt dieses ein absolutes Publikationsverbot für alles, was er geschrieben hatte, und den expliziten Wunsch, alles nach seinem Tode zu vernichten. Die Erben hatten die Schrift und die hinterlassenen Dokumente aber nicht entziffern können und übergaben das dem Gemeindearchiv seines letzten Wohnorts. Der Archivar verbarg den Nachlass sicherheitshalber in einem Giftschrank, wie ihn nahezu jedes Archiv hat für alles, was nicht in das Licht der Öffentlichkeit gerückt werden soll.

In diesem Archiv entdeckte ich diese Dokumente. Sie waren abgefasst in einer Schrift, die sich am älteren Futhark der Runen orientierte. Die Sprache aber war, wie ich nach ersten Entzifferungsversuchen ausmachte, eher Althochdeutsch. Ich kontaktierte einen Nachfahren Kantelbergs, um mehr über seinen Vorfahren in Erfahrung zu bringen. Für diesen Nachfahren war aber das Publikationsverbot seines Vorfahren eher ein Anreiz, diesen geheimnisvollen Text in Übertragung (in lateinischer Schrift) unter seinen Gesinnungsgenossen zu verbreiten.



Schluss der Übertragung eines quasi-althochdeutschen Textes von Kantelberg in lateinische Schrift mit Runen-Unterschrift

Aus den Texten Kantelbergs sprach ein krasser Rassismus. Hitler war ihm eine Heiliger. Unglücklicherweise fingen sein Nachfahre und dessen Freunde Feuer, standen wohl schon vorher neonazistischen Gruppen nah. So kamen sie dazu, diese Texte so zu behandeln, wie im 3.Reich die SS etwa die >Ura-Linda-Chronik< behandelt wissen wollte, einen im 19. Jahrhundert von einem holländischen Germanenverehrer erfundenen Text, nämlich als heiligen Textzeugen aus der Zeit der Edda.

Da Jahre später ein Angehöriger dieses neonazistischen Freundeskreises als Mitglied des >nationalsozialistischen Untergrunds< (NSU) in zahlreiche Morde an Ausländern verwickelt war, geriet auch ich unter meinen (eher linken) Freunden unter Beschuss. Ich hätte Kantelbergs Text nicht dem Nachfahren bekannt machen dürfen. Überdies: Wieso forscht du überhaupt über so etwas? Und warum ich mich nicht an Kantelbergs Publikationsverbot gehalten hätte? Und warum auch noch so etwas in Kurzgeschichten ansprechen? Und dann noch mit den Echtnamen der Delinquenten…

Ich sagte ja, Archivforschung ist entsetzlich langweilig, aber ich muss letztendlich auch zugeben, plötzlich manchmal ziemlich brenzlig.[1]

[1] Auf Empfehlung von Freunden, denen ich diese Kurzgeschichte vorab zu lesen gab, habe ich aus juristischen Gründen wie schon einmal vor Jahren versucht, die Herren Viebach und Kantelberg ausfindig zu machen. Da man mir inzwischen noch nicht einmal an den Wirkungsorten Krefeld und Kotzde geantwortet hat, bin ich geneigt anzunehmen, dass das auch im Original Tarnnamen sind.

Daneben

Man kennt mich schlecht, wenn ich als leidenschaftlicher Grenzverächter nicht Querverbindungen meiner Poeterei zur Wissenschaft beschreiten würde. Nein, keine Angst: Keine langweilige Literaturtheorie. Eines der Einflüsse meiner Poeterei auf die Wissenschaft war z.B. die Begründung einer Linguistik, die seitdem >Daneben-Linguistik< genannt wird. An einer Ergänzung dieses Ansatzes durch eine >Dazwischen-Linguistik< arbeite ich noch.

Kurz zur Einführung:

Jeder, der etwas liest oder nur hört, deutet es, nimmt manches nicht wahr, denkt sich dabei manches, sogar das eine oder andere, das nur wenig mit dem Gelesenen oder Gehörten zu tun hat, manches, wenn es hoch kommt, kritisch gegen den Strich. Das Gelesene oder Gehörte bietet also bestenfalls Andeutung und Anregung an, reizt also wie eine Tomate die Zunge, wird nach dem Genuss zersetzt, mit anderem vermischt und mit anderem zusammen zu anderem, Neuem verwandelt oder aber manchmal gar als Galle und Gift verabscheut, abgestoßen, wenn auch, nicht ohne Rückstände und Geschmacksspuren zu hinterlassen, ausgespien.

Der Verfasser des Gelesenen oder Gehörten mag dabei so etwas wie Formulierungszwang gespürt haben, Glücksgefühle, dabei ziemlich unduldsam gegenüber Abweichungen und Alternativen. Er mag besessen sein von einer Art Allmachtsfantasie: So und nicht anders sollte sein Text verstanden werden. Andernfalls sei der Leser ein Banause oder gar ein Illiterat.

Unausgesprochen beherrscht ihn die Angst, sich nicht verständlich genug artikuliert zu haben, oder er verdrängt schon beim Formulieren diese Angst und projiziert sie in die Hörer und Leser hinein, geht also gleich dazu über, die Schuld des Missverstehens bei diesen zu suchen. Das geht bei erstaunlich vielen Autoren so weit, dass sie den Vorlesern bis ins Detail vorschreiben, wie sie welche Stelle zu artikulieren haben, mit welcher Amplitude und welcher

Frequenz, mit welchen Pausen und mit welchen Begleitbewegungen ihrer Hände und Gesichtsmuskeln. Manchen Poeten schwebte schon vor, dafür eine eigene Partitur zu entwickeln. Wer etwas nicht auf den Viertelton genau rezitieren kann, lasse seine schmutzigen Finger bzw. seine Zunge von seinem Elaborat.

Den Lektoren der Verlage und den Setzern der Druckereien verordnen sie bis in den letzten Buchstaben hinein exakt, wie sie etwas zu gestalten haben, dulden nicht einmal eine leicht geänderte Papiersorte, geschweige denn einen Einband, der nicht genau zum Text bzw. zu den Vorstellungen des Textherstellers passt. Schließlich machen sie sogar alles selbst und fluchen über die Nichtskönner und eingebildeten Saboteure von Vorlesern, Lektoren und Setzern, die nicht in der Lage seien, auch nur einfachste Anweisungen umzusetzen. Ein Sakrileg begeht, wer sie unterbricht, wer einen Text nicht in einem Stück liest, wer nicht wie Hypnotisierte alles als Rausch und vor allem ohne Widerspruch erlebt.

Ich gebe zu, dass auch ich es schon genossen habe, wenn Hörer sich in dem Taumel meiner Worte verheddern, wenn ich mitbekomme, wie eine Unbekannte, in der Bahn mir gegenüber meinen Text lesend, nicht wissend, dass ich ihn schrieb, eine Träne zerdrückt oder einen Lachanfall bekommt. Aber sehr schnell fasse ich mich in der Regel, unterbreche den Taumel und die Tränen, das Lachen oder auch nur das Lächeln barsch mit der Zurechtweisung:

„Wissen Sie eigentlich nicht, welch ein Arschloch der Autor ist?“

Schon tut mir diese Überreaktion leid, kläre Hörer oder Leser auf, wer ich sei bzw. genauer, wer ich eigentlich sei und was ich eigentlich will, um schließlich kleinlaut zuzugeben, dass es dieses Eigentliche gar nicht gibt, dass die Produzenten von Texten lediglich in ihren Worten eine in sich widersprüchliche Portion Despotie, wenn nicht Vergewaltigungswillen verbergen. Denn zumindest, wer in einer Demokratie aufwuchs oder sie gar liebt, will das gar nicht,

hasst diese Beziehung wie das Sprechaktpaar von Befehl und Gehorsam oder das Verhältnis einer Presse zu einer Schale reifer Zitronen, die nur auf Aufgehen und Zerfließen aus sind.

Natürlich ärgert es manchen Autor, wenn ein Kritiker ihm Absichten oder Deutungen unterstellt, an die er zuvor nicht im Traum gedacht hat. Mancher Autor, fühlt sich umgekehrt geschmeichelt, wenn er in eine Tradition eingereiht wird, verglichen wird z.B. mit Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin oder auch Thomas Mann oder Herman Hesse, stellt das womöglich gar nicht richtig, nicht zuletzt, weil man das als Selbstabwertung missverstehen könnte.

Grundsätzlich gilt: Ein Autor kann einem Leser oder Hörer nahelegen, wie sein Text sinnvollerweise verstanden wird. Aber alle Versuche, so etwas vorzuschreiben, gehen in die Irre, bewirken eher das Gegenteil. Ein Autor, wie ich gerne sein möchte, löst beim Leser oder Hörer etwas aus, das als Rückmeldung ihn auf etwas Neues bringt, legt seine Texte auf einen Dialog an und findet es schade, wenn jemand die ausgelösten Gedanken für sich behält.

Noch grundsätzlicher: Verstehen, Nicht-Verstehen oder Falsch-Verstehen sind Grenzfälle. Im Alltag ist das, was zwischen den Grenzfällen liegt, der Normalfall. Und dieser Normalfall würde eine funktionierende Kommunikation nicht ermöglichen, wenn dabei nicht das Daneben-Formulieren und des Daneben-Verstehens eine konstitutive Rolle spielen würde. Das steht im Mittelpunkt meiner >Daneben-Linguistik<.

Hier eine Kurzfassung meiner >Daneben-Linguistik<:

Zur Linguistik des Daneben-Formulierens

Am Rande der Linguistik werden – zu bestimmten Zeiten durchaus auch schwerpunktmäßig – von den Regeln abweichende Sprachphänomene behandelt, v.a. in der Semantik und dort unter Stichworten wie Vagheit, Metapher oder auch Abweichungsgrammatik. Hier nur eine zusammenfassende Skizze der komplizierten Thematik. Es wird sich zeigen, dass der Oberbegriff ‚Abweichung' durchaus zu diesen abweichenden Sprachphänomenen zu rechnen ist. Die Argumentation läuft hinaus auf die eher philosophische Frage: Ist es überhaupt möglich, nicht daneben zu formulieren?

Abweichungen in der Phonetik

Zu diesen sogenannten Abweichungsphänomenen sind (zumindest Fachkollegen auch längst bekannte) Beobachtungen zu rechnen z.B. in der Phonetik.[1] Misst man etwa die Frequenzen eines Lautes, auch in gleicher Umgebung, so streuen diese um einen Mittelwert. Diese Streuung ist sogar weitgehend dem Bewusstsein bzw. dem Willen entzogen. Es ist ein eher seltener Zufall, wenn jemand die Frequenz eines gerade ausgesprochenen Lautes bei Wiederholung (auch in der gleichen Umgebung) exakt wieder trifft. Und dennoch kann jeder den Sprecher am Telefon an dessen Stimme erkennen. Da spielen nicht nur die Frequenzen eine Rolle und nicht nur die Beziehungen der Frequenzen der Laute zueinander.

Damit berühren wir ein zentrales Kommunikationsphänomen: das Verstehen. Schon auf phonetischer Ebene verstehen wir etwas, obwohl es von einer Norm abweicht, manchmal sogar überraschend leicht. Der Berliner (in Hamburg geborene) Architekt Matthias Koeppel probiert

[1] Ungeheuer, Gerold: Sprache und Kommunikation. Hamburg 1972

in seinen Gedichten offenkundig aus, wie weit man von einem Laut abweichen kann, sogar notorisch über die Lautklassen hinweg, und den Sinn trotzdem noch erfasst. Hier ein Beispiel:



Ünnschpirattatzjaun

Wüll drr Deuchtar ötwosz deuchtn,
pföllt iss ühm nöcht immbar leuchtn,
dönn di Ünnschpirattatzjäun
kimmt nöcht su vnn gontz arleun.
Nömmnßtde Vaibur, Wuin, Kesungg, –
wörrstde tschlaupp tarvunn ont krunck!
Zicharste Ünnschpirattzjurrn
kimmt vnn Bür müdd Dappulkurrn.

aus: Matthias Koeppel: Starckdeutsch. Berlin 1975

Das ist nicht einfach ein Dialekt oder ein Soziolekt, wenn man so will, bestenfalls ein Idiolekt, allerdings nicht selten von Wort zu Wort sich wandelnd, hinter dem also ein ästhetischer Gestaltungswille vermutet werden kann, was auch immer Ästhetik ist.

Die Kunst des Daneben-Formulierens wird inzwischen vor allem auf semantischer Ebene von mehreren Kabarettisten mit ihrer Dingsda-Sprache praktiziert. Abweichungen erzielen einen zusätzlichen Aha-Effekt und werden durchweg zumindest mit einem Lächeln quittiert. Mehr unbewusst als bewusst an der für Zuhörer zumutbaren Verständlichkeit orientiert, berücksichtigt man auch auf der Lautebene vornehmlich Ähnlichkeitsbeziehungen.

Abweichungen und Verstehen

Sprachwandel hängt offensichtlich mit dem Verstehen bzw den Verstehensgrenzen und also mit dem Grade der Ähnlichkeit zusammen. Anders formuliert: Das Daneben-Formulieren ist der Motor für Weiterentwicklungen von Sprache, nicht nur auf der Ebene der Laute (Phoneme), sondern auch der Wortteile (Morpheme) sowie ganzer Wörter und natürlich überhaupt aller Sprachphänomene, also erst recht aller Sätze, Satzarten bis hin zu ganzen Texten und Textarten und deren Bedeutungen und Kontexten.

Koeppel und die Phonetik, einschließlich der Lautgeschichte liefern also nur einen Bruchteil von dem, was in der Sprache alles daneben formuliert und doch verstanden sein kann. Arno Schmidt treibt im Bereich der Metaphorik das Daneben-Formulieren förmlich auf die Spitze.

Das Bemühen um Exaktheit

Ein beträchtlicher Teil des Bemühens um eine systematisch konstruierte Fachsprache dient umgekehrt der Eingrenzung bzw. Vermeidung von Daneben–Formuliertem. Dadurch, dass man hier zu lateinischen (oder anderen fremdsprachlichen) Ausdrücken greift, hat man eigentlich nur sein Bemühen signalisiert. Mehr als vergröbernde und bei näherem Hinsehen alles andere als exakte, meist willkürlich konstruierte Schubladen und Grenzen hat man so selten geschaffen.

Die auf Grund solchen Bemühens geschaffenen Experimente und Messungen lassen die grundsätzliche Frage aufkommen, ob solche Bemühungen überhaupt sinnvoll sind. Ist es sinnvoll, die Entfernung der Erde von der Sonne auf den Nanomillimeter genau zu ermitteln? Ähnlich fragte man schon vor Wittgenstein. Wenn man sich stattdessen mit der Angabe von Kilometern oder Millionen von Kilometern begnügt, hat man gegen das Exaktheitsgebot verstoßen, sowie ohnehin (von allen Schwankungen etwa durch die elliptische Erdumlaufbahn) abstrahiert und also nicht nur vergröbert. Ein Pedant könnte sogar einwenden, auch Nanomil-

limeter sind unscharf. Unschärfen, Vergröberungen, Zusammenfassungen aller Art haben mit Blick auf Details viel Daneben-Formuliertes.

Exaktheitswahn und Politik

Wir haben eine entwickelte Kultur der Exaktheit und des Definierens auch über die Wissenschaft hinaus, wir haben eine Kultur des Normierens mit der Kehrseite von Verboten bzw. Sanktionen der Abweichungen. Ich habe an Hand der Rechtschreibnormen gezeigt, wie problematisch das sein kann, v.a. dass eine am Verstehensprozess orientierte Gegenkultur der Toleranz und Akzeptanz von Abweichungen bis heute nicht, bzw. nicht entfernt derart in den Blick kommt. Entsprechend fehlt es in den Schulen an Einübungen in das Verstehen und Akzeptieren von Abweichungen und – da auch Grenzerlebnisse erweiterbar bzw schulbar sind – in Horizonterweiterung. Im Gegenteil: Die herrschende Art der abweichungsfeindlichen Sprachdidaktik mündet ziemlich leicht in Intoleranz und Fremdenhass, zunächst in der scheinbar harmlosen Gestalt der Fremdworthatz.[1] Das Daneben-Formulieren hat also auch eine politische Dimension.

Es ist kein sonderliches Wunder, dass der Alltagsmensch Daneben-Formuliertes sogar deutlich besser und durchaus angemessener versteht als die Fachsprache der Wissenschaftler oder auch der Handwerker, die er manchmal sogar mit erheblicher Nachhilfe nicht versteht. Und ehrlich gesagt: Wir Wissenschaftler verstehen auch vieles nicht. Ich selbst habe seitenlange mathematische Formeln in meiner Diss entwickelt, die ich inzwischen Mühe habe zu verstehen. Ich müsste mich erst einmal wieder in die mathematischen Grundlagen einarbeiten. Im jugendlichen Leichtsinn hatte ich da einleitend sogar behauptet, dass das jeder verstehen könnte, der die Grundrechenarten beherrscht.

[1] Auf diesen Zusammenhang wies zum ersten Mal hin: Spitzer, Leo: Fremdworthatz und Fremdenhass. s. dazu ausführlicher unter http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/muttersprache1.htm

Der Exaktheitsfetischismus von uns Wissenschaftlern ist auch für uns nicht immer sonderlich hilfreich. Schon bei Forschungsberichten aus Bereichen, die unseren Spezialstudien benachbart sind, sind wir dankbar für populärwissenschaftliche Transformationen der Ergebnisse, jedenfalls wenn sie von Wissenschaftlern verfasst wurden, die sich in der Materie auskennen. Es heißt: Selbst in der Physik gibt es Bereiche, in denen weltweit bestenfalls eine Handvoll Spezialisten kompetent sind. Welch ein Ausmaß an Vertrauen bzw. Gutgläubigkeit verlangen solche Verhältnisse, dahinter nicht ein gerütteltes Maß an vollmündigem Vertuschen von Fälschung und ähnlichem Lug und Trug zu vermuten? In der Politik würde man solchen Verhältnissen sofort widerdemokratische Machenschaften unterstellen. Was aber hat Unverständlichkeit mit Wissenschaft zu tun? Und was ist, wenn die Hand voll Spezialisten aussterben und danach niemand mehr kapiert, worum es da überhaupt ging? Was ist, wenn ein Computer, wie kürzlich berichtet wurde, ein Schachspiel gewinnt, und selbst die besten menschliche Schachspieler können nicht rekonstruieren, wie das möglich war?

Im Archiv fand ich einen Text, der sich „Sprachrechnung“ nannte und mit Begriffen wie „Züge“ und „Gleise“ operierte. Ich vermutete eine Vorform der heutigen Topologie, fand aber keinen Schlüssel zu dieser Art Mathematik. Schon zu seinen Lebzeiten scheint der Verfasser niemanden gefunden zu haben, der das verstand. In seiner Not wandte er sich ausgerechnet an den Herrn Goebbels. Wahrscheinlich schon die Vorzimmersekretärin reichte das an Referenten in seinem Propagandaministerium weiter und diese überantworteten das (sicher sehr schnell) Akten, meist mit „Curiosa“ überschrieben, jedenfalls einer Art Mülleimer mit Unverstandenem oder Ulkigem, in dem auch sonst so etwas wie Liebesbriefe an den Führer und vor allem ideenflüchtige Elaborate von eindeutig wenig bis gar nicht ausgebildeten Möchtegernforschern landeten. Mit welchem Recht schiebe ich Unverstandenes wie diese „Sprachrechnung“ oder die Gedanken der erwähnten Hand voll Physiker in die Nähe der Psychiatrie ab? Die Beruhigung bei solchen Vorurteilen hat ja auch etwas Pathologisches. Nicht nur in Deutschland verrät der Umgang vor allem mit den Genies unter den Intellektuellen viel Ge-

störtes oder Krankes. Wir neigen dazu, den Genies exakt die Verrücktheiten zu unterstellen, die sich in dieser Unterstellung ausdrücken.

Wissenschaftshistoriker kennen das Phänomen, dass nicht nur wenig Bedeutendes nach einer Weile (in Unkenntnis, dass es das schon einmal gab) wieder erfunden oder entdeckt wurde. Warum bringt das nur wenige darauf, dass sogar geniale Forschungen in unbekannten Ausmaßen verloren gingen, unter Umständen nur, weil die Verfasser wie viele Genies nichts von Marketing und Durchsetzungsstrategie verstanden, eventuell nur an einem Stolz litten, sich in diese „Niederungen“ zu begeben, oder auch an Verachtung der an Institutionen wie den Universitäten herrschenden Machtverhältnisse? Und nicht nur in Kulturbereichen wie der Dichtung (z.B. Kafka) dürfte es nicht an Versuchen gefehlt haben, derartiges zu vernichten.

In der Linguistik führt die Verständlichkeitsforschung nach wie vor ein Aschenputtel-Dasein. Auch für diesen Umstand dürfte die Angst vor allem Daneben-Formulierten eine große Rolle spielen. Nicht umsonst gibt es in diesem Fall zwar eine Sprechakttheorie, aber keine annähernd so gut ausgearbeitete Verstehensakttheorie. Die Hermeneutik, die v.a. Philosophen dazu einfällt, blieb bis heute im Allgemeinen stecken.[1] Allein dieses Manko zeigt, wie einseitig sich Wissenschaft entwickeln kann.

Freibrief für Drauflos-Formulieren?

Ich möchte nicht missverstanden werden: Exaktheit und Definitionen, sogar manche Normen halte ich gerade auch für die Wissenschaft für unabdingbar. Hier wollte ich nur auf Kehrseiten hinweisen bzw. auf Probleme, die einen Rattenschwanz an verheerenden Wirkungen nach sich ziehen können. Am wenigsten sollen meine Ausführungen einen Freibrief darstellen für wildes und rücksichtsloses Drauflos-Formulieren. Das Gegenteil wird von mir angestrebt. Mir geht es um eine Kehrtwende in der Blickrichtung, z.B. darum, dass Sprachforschung im Ver-

[1] Immerhin zumindest mein Bonner Kollege Winfried Lenders arbeitet in der Nachfolge Gerold Ungeheuers an Konkretionen: Kommunikations- und Verstehenstheorie. http://www.ikp.uni-bonn.de/lehre/informationen-materialien/informationen-und-materialien-kopho/materialien-1/lenders/kommunikations-und-verstehenstheorie

ein mit der Verstehensforschung die Grenze auslotet, bis wohin und im welchem Ausmaße Kommunikation funktioniert, jenseits derer sie in die Irre geht, und dazu in welcher Art bei welchen Kommunikationspartnern, in welcher Zeitspanne, wo und in welchem Bedingungskontext was möglich bzw. unmöglich ist. Und je exakter das ermittelt wird, desto besser.

Dieser Artikel, wie er hier vorliegt, ist die 7. Fassung. Normalerweise brauche ich mindestens 10 Fassungen, bevor ich ihn auf die Homepage bringe, und selbst da, repariere ich laufend und feile vor allem an den Formulierungen. Diese Anstrengungen zeigen, dass ich es für aller Mühe wert halte, meine Texte zu verbessern d.h. sie verständlicher zu machen, die Möglichkeit von Miss- und Scheinverständnissen sukzessive einzugrenzen, also das „Gemeinte“ so exakt wie möglich auszudrücken. Das von mir entwickelte >prozessuale Publizieren<

http://www.gerd-simon.de/Prozessules%20Publizieren20191108.pdf bzw.

http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/publizieren.pdf

steht ganz im Dienste dieser Anstrengungen. Das Bemühen um Exaktheit und das Ausloten von Verstehensgrenzen sollte man also nicht gegeneinander ausspielen.

Zur Theorie des Daneben-Formulierens

Damit bewegen wir uns bereits in theoretischen bzw. philosophischen Bereichen. Empirische Forschung bewegt sich so lange in trüben Gewässern, wie sie nicht theoretisch durchdrungen ist. Ein theoretisches Modell für Abweichungsphänomene liefert seit dem 2. Weltkrieg die >fuzzy logic<.[1] Zuvor haben diese Logik unter sehr unterschiedlichen Bezeichnungen nach Ansätzen bei angelsächsischen Philosophen (etwa bei Locke und Berkeley) die zu Unrecht in Vergessenheit geratenen deutschen Philosophen Otto Friedrich Gruppe und Hans Vaihinger in

[1]Zadeh, Lofti A.: Fuzzy sets. Information and Control 8, 1965 – Zimmermann, Hans-Jürgen (Hg): Fuzzy sets and decision analysis. Amsterdam 1984 –McNeill, Daniel / Freiberger, Paul: Fuzzy Logic. (Aus dem Amerikanischen von Robert Jaroslawski). München 1994 u.ö. – Arfi, Badredine: Linguistic fuzzy logic methods in social sciences. Berlin 2010

mancher Hinsicht zu einer bis dato nicht erreichten Blüte gebracht.[1] Hier wird die früher zumindest als Regelfall behandelte Wahrheit sogar zum Grenzfall. Ähnlich wie im 17. Jahrhundert eine Reihe von Mathematikern neben der am Wahrheitsbegriff orientierten Algebra die am Wahrscheinlichkeitsbegriff orientierte Stochastik entwickelte, so etablierten Gruppe und Vaihinger neben der klassischen (aristotelischen) Logik eine Logik, für die Wahrheitsfunktionen nur relativ unwichtige, wenn nicht unerreichbare Grenzfälle darstellen. Diese neue Logik wurde unterschiedlich benannt. Am bekanntesten wurde Vaihingers Bezeichnung „Als-Ob-Logik“ oder „Fiktionslogik“. Dazu an anderer Stelle mehr.[2]

Ich weiß, das alles sind nur Andeutungen. Man sollte das auf eine breitere Basis mit mehr Beispielen stellen. Manchen, auch Linguisten, habe ich sicher mit dem Begriff ‚daneben‘ eine Steilvorlage für eine nahe liegende Kritik geliefert. Ich hoffe trotzdem, ich habe mich damit nicht allzu arg daneben benommen, pardon: gesprochen oder besser: formuliert. Natürlich wieder falsch ausgedrückt. Ich bin so optimistisch zu unterstellen, dass der Leser dennoch weiß, was ich meine. Oder sollte ich doch noch mehr zweifeln, als der Beruf des Wissenschaftlers es ohnehin nahelegt?

[1] Gruppe, Otto F.: Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert. Berlin 1834 – Vaihinger, Hans: Philosophie des Als Ob. Berlin 1911 (1876)
[2] http://www.gerd-simon.de/Als-Ob-Logik.pdf bzw http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Als-Ob-Logik.pdf – Paul Weber arbeitet an einer Geschichte des Fiktionsgedankens in der Philosophie des 19. Jahrhunderts bis hin zu Wittgenstein, der ich sehr viel verdanke.

Dazwischen

Das Daneben scheint nur Größen zu kennen, an denen es sich orientiert, eben neben denen es danebensteht, -läuft, -fliegt, -schwimmt oder sonst wie danebenexistiert. Genauer besehen, abstrahiert es von seiner Umgebung wie das Hier und Jetzt und ist damit wie alles Abstrahierte eine Fiktion, etwas Von-unserem-Hirn-Zurechtgemachtes, damit dieses sich leichter zurechtfindet in einer Umgebung, die keine Grenzen zu kennen scheint. Nicht selten fällt es uns schon im Alltag auf, dass ein Daneben sich als ein Dazwischen entpuppt. Und das gilt nicht nur bei einem schmalen Spalt wie dem zwischen den Po-Backen. Außerdem kann sogar das Allerwichtigste so sehr dazwischen liegen, dass man es gar nicht aussprechen muss. Zunächst aber der Beginn einer wissenschaftlichen Abhandlung zum Thema >Dazwischen<:

Zur Linguistik des >Zwischen-den-Zeilen-Lesens<

Nachdem AUSTIN aus Ansätzen bei WITTGENSTEIN die Sprechakttheorie entwickelt hatte, erwartete ich, dass diese sehr bald durch eine Verstehensakttheorie ergänzt würde. Aus kommunikationstheoretischer Sicht ist es nämlich willkürlich, zumindest einseitig, allein den Bereich der Zeichenproduktion zu thematisieren und den Bereich der Zeichenrezeption zu vernachlässigen, zumal hier mit Wechselwirkungen zu rechnen ist. Nennenswerte Grundlagenwerke, wenn ich von dem meines Bonner Kollegen LENDERS absehe, sind mir aber nicht bekannt geworden.

Mein Artikel zur >Linguistik des Daneben-Formulierens< ist also rezeptionstheoretisch zu ergänzen und zu beleuchten. Wenn es richtig ist, dass man gar nicht umhin kann, daneben zu formulieren, dass es von wenigen grenzwertigen Zufällen abgesehen, nichts als Einbildung

ist, wenn man meint, man habe etwas auch bei genauerem Hinsehen nicht daneben formuliert, dann muss es, wenn Kommunikation funktionieren soll, auf der Rezeptionsseite etwas geben, was dem entspricht. Wie kommt es, dass ich, obwohl etwas offensichtlich daneben formuliert ist, trotzdem glaube, sicher zu verstehen, was gemeint ist?

Der hier mögliche Begriff >Daneben-Verstehen< führt eigentümlicherweise nicht sonderlich zu einem Verstehen dessen, was hier vor sich geht. Ich verwende jedenfalls lieber den alltagssprachlichen Begriff des >Zwischen-den-Zeilen-Lesens<, wenn man ihn durch das >Zwischen-den Tönen-Hören< ergänzt. [Wird in späteren Auflagen weiter ausgeführt]

Die Evolutionstheorie erlebte einen gewaltigen Entwicklungsschub, als sie entdeckte, dass es häufig gar nicht die Größen selbst sind, die dem Neuen als Basis dienen. Movens von Weiterentwicklungen sind sogar eher selten Mutationen von dominanten Größen. Es sind in der Regel Neben-Größen, die zuvor neben oder zwischen ihnen existierten, aus denen das Neue hervorging. Die Verlagerungen der Interessen der Evolutionsforscher auf das Unscheinbare, das Daneben und das Dazwischen, fassten sie in einer neuen Theorie zusammen, die sie meistens >Nischentheorie< nannten. Das neue Interesse für die Nischen erfasste eine Wissenschaft nach der anderen, schließlich sogar die Wissenschaftsgeschichte und die Philosophie. Die Forscher gingen in die Archive auf der Suche nach bisher übersehenen oder untergegangenen Kulturen, Nischen, die im Schatten von Größen dahinvegetierten oder gar verschüttet waren.

Ich gebe zu, auch ich verfiel diesem Trend, dieser Mode, Erkenntnisse und Entdeckungen wieder zu beleben, die man zuvor auf den Schrotthaufen der Geschichte geworfen hatte. Kollegen lästerten natürlich, dass ich hier so etwas wie ‚aus der Not eine Tugend' mache, aus der Einsicht in das Mauerblümchen-Dasein meiner weitgehend unbeachteten Bedeutungsfor-

schung,[1] um dieser zu so etwas wie einer Notblüte zu verhelfen. Ich sehe diese Lästermäuler schon zerfetzen zu Kritikfusseln. Nun ja, so unrecht haben sie ja nicht.

Wie in vielem verdanke ich meiner Franziska, die für ihre Kunst die Miniatur wählte und unzählige Tuschezeichnungen in Kleinstformat hinterließ, die Grundeinsicht, das Auffälliges zwar nicht per se als Sackgasse zu sehen ist, und Unauffälliges nicht per se zukunftweisend, aber dass es krottenfalsch ist, an etwas zu basteln, was den Blick von Zuschauern auf etwas Großes lenkt. Zuschauer, Zuhörer und Leser, die nicht selber entdecken und eigentlich nicht selber denken wollen, sollte man vergessen, zumindest nicht ihnen entgegen kommen. Nur wer sich als Ko-Produzent, als Mit-Schaffender in einen Erlebnis-Pakt ziehen lassen will, sei wirklich willkommen, eignet sich als "Zielgruppe" kreativen Wirkens.

Das Lob der Nische habe ich früh gesungen Ich fasste es in folgendem Gedicht zusammen:

Die Nische

Robert WALSER
versteckte im Strudel
immer kleiner werdender Buchstaben
einen Knall

Du schenktest mir
ein Buch von Robert WALSER.
Schlag auf, war dein Vorschlag.
Buchstaben aus Schnee
verschwinden im Falz
und zerstauben dann
aus diesem heraus
Dein Hauch verwirbelte
den Schnee in die Welt

Was wären Bücher
ohne den Falz.
Was wären Worte

[1] s. http://www.gerd-simon.de/bedeutungen1.htm

ohne den Sinn.
Was wären Berge
ohne die Abgründe.
Was wären Brüste
ohne die Nische dazwischen
was wäre der Zweifel
ohne die Hoffnung
auf das Neue.

Lass die Zukunft wirbeln
aus der Nische
Lass die Berge verschwimmen,
die Brüste, ein Wort
selbst den Zweifel.
Aber erhalte die Abgründe,
den Sinn, die Hoffnung
und vor allem das Neue
aus der Nische.

Manchmal verführt mich ein Thema dazu, das Gegenteil von dem zu tun, was ich gerade schildern will. Sehr häufig versuche ich z.B. nach Lehrerunart den Leser bzw. Zuhörer mit der Nase oder mit dem lesebesoffenen Hirn drauf zu stoßen, was Thema ist. Zum Thema >Dazwischen< fallen mir Briefe ein, die ich meiner geliebten Franziska schrieb. Ohne Umschweife sollte ich erklären, dass ich keinen großen Unterschied mache zwischen meiner Dichtung und meiner Korrespondenz. Beides sind zugegebenermaßen Zumutungen bis hin zur Unausstehlichkeit. Ich rechne häufig auch nicht damit, eine Antwort zu erhalten.

Der Brief anbei war das, was man früher über der Kategorie >Reisebericht< publizierte. In diesem Fall hatte mich ein Mitarbeiter animiert, ihm an der Uni DUBLIN zu einem Doktorhut zu verhelfen. Diese wunderbare Uni leistet sich etwas, was man in Deutschland gar nicht kennt: Jeder, der sich der an sich widerlichen Prozedur des Doktorierens unterziehen will, muss dort nicht nur einen Doktorvater (in diesem Fall war es sogar eine Doktormutter) dafür gewinnen, sondern kann als Zweitprüfer jeden beliebigen Menschen wählen, er muss nur eine derartige Prüfung bereits hinter sich und bestanden haben, wo immer dieser auf der Welt lebt. Sogar die Kosten für Reise und Aufenthalt übernahm diese Uni. Also brauchte mich mein langjähriger Mitarbeiter und Koautor (etwa des Buchs >Maskenwechsel<) nicht lange zu überreden und schon saß ich in einem Flugzeug nach DUBLIN. Herrliches Wetter dem Sonnenuntergang entgegen. Unten – vom Lautsprecher erklärt – alsbald die Lichter von Amsterdam. Dann plötzlicher Wetterwechsel und einige Turbulenzen. Ohne derartige Gefährdungen ging es nie im Leben des SIMENON ab, warum er sich jetzt im Alter immer noch sterbensunwillig in das Nischendorf NEHREN verkrochen hat, Turbulenzen und auch sonst allen Trubel entrückt. Hoffentlich. Sonst ging damals alles glatt. Die Doktormutter (Edda SAGARRA) erwies sich als wunderbare Frau. In einem Pub durfte ich auf einem Platz sitzen, auf dem schon Bernard SHAW und James JOYCE ihr Guiness geschlürft hatten. Oder war es Oscar WILDE? Und natürlich durfte ein Abstecher in die dortigen Archive und überdies in die wunderbare Landschaft an der Küste nicht fehlen. JOSCHI hatte für alles bestens gesorgt und ich werde ihm dafür lebenslang dankbar sein.

Franziskas Kommentar zu dem folgenden Brief:

"Hast du noch alle? Wie die Logiker: a=a! Errät doch jeder Blödmann, was du meinst."

"Blödfrau" *wagte ich zu unterbrechen.*

"Blödfrauen gibt es nicht. Kommen ja nicht einmal im >Duden< vor."

Schon als Lehrer geriet ich häufig unter die Verstehensgrenze.

"Wissen wir doch längst."

Um dann entrüstet aufzumotzen:

"Kannst du uns stattdessen mal erklären, was eine Nische ist."

Aber das konnte ich schon damals nicht. Auch Franziska gab mir bei jeder Gelegenheit mit lächelndem Vergnügen wenigstens das eine zu verstehen, dass ich zwar manchmal ganz lustig, aber eben durchweg ein Versager bin. Woran es wohl liegt, dass mir das gefiel? Sind Nischenkreative Masochisten?

ZwischenCeilenbericht

.....

für die oberste franziskanische Kontrollbehörde

Da ich zur Zeit wenig mehr als einen Stillstands- bzw. Stillsitz- oder Schlafbericht als „Reisebericht“ zu tarnen imstande wäre, und da mir zu Ohren gekommen ist, dass die Behörde die Zwischenzeilensprache nicht entziffern kann, hier ein Versuch, aus der Erinnerung heraus – denn der Text liegt ja inzwischen (sicher schon) in Ihren und also nicht mehr in meinen Händen – das Zwischen-den-Zeilen-Versteckte wie einen Hasen aus einem nicht mehr vorhandenen Hut zu nesteln.

Moment! Unvorhergesehenerweise klemmt es noch ein bisschen, vor allem weil mir natürlich eingefallen ist, dass auch in den Zeilen zwischen diesen Zwischenzeilenbericht ein nichtsdestoweniger manchmal putzmunterer Zwischenzeilensinn schlummert. Vielleicht schaffe ich es bis Redaktionsschluß, auch diesen irgendwo zu schnappen und so zu wenden, dass er seine unverhüllte Wahrheit zeigt. Zunächst aber erst einmal das Zwischenzeilenentborgene des Reiseberichts.

Als erstes kriege ich da ein rotzfreches „dich“ zu fassen, fürchte aber, das hat sich nur vorgedrängelt. Da ich nämlich auch noch ein – warte, gleich hab ichs, wenn es mir nicht schwupps

zwischen den Wörtern entschlüpft wäre, aber da ist es ja – ein „Ich“, das nur bescheidenheitsverziert so tut, als wär es nicht das Wichtigste. Kernwort aller Egoisten, genauer aller Egobinne.

Das dritte ist aber am schwersten aus den Zeilen herauszudestillieren, weil es in jeder Zeile und in jeder anders lebt, webt und bebt, ein furchtbar zähes Zeug, das fast an jedem Buchstaben klebt und dann wieder Wörter ja ganze Sätze durchwurmt, sich vereinzelt auch manchmal stumm wie auf Stelzen zwischen ihnen hindurchbewegt, um schließlich unerwartet aus einem Worthinterhalt heraus die lesenden Augen im Sturm zu erobern.

Mein Rekonstruktionsversuch ist – so vermute ich – auf halber Strecke stecken geblieben. Sicher kann ich aus der Erinnerung aus den Zeilen herausfiltern: so etwas wie ein L. Dann sind da noch zwei E und möglicherweise noch ein B und dahinter – das ist nur schwer erkennbar – eine Art tanzender Kobold, irrlichternd mal hier mal da auftauchend; nein in Wahrheit auch den Zwischenzeilensinn durchdringend, das Band, das alles zusammenhält, ein Vokal, das sehe ich jetzt genau, hell und eben: durchdringend, sich selbst über sich auf den Punkt bringend. Aber ich habe den Mund offenbar zu voll genommen. Ich schaffe es nicht. Ich war schon immer ein Versager. Die franziskanische Kontrollbehörde möge noch einmal Nachsicht mit mir haben.

Dafür habe ich überraschend schnell einen wichtigen Teil des Zwischenzeilensinns dieses Zwischenzeilenberichts erwischt. Danach ist ganz sicher, dass die Bedeutungskomponente ‚fehlen’ in ihm versteckt. Irgendwie erkenne ich auch ganz klar die Konturen der Amtsleiterin der franziskanischen Kontrollbehörde. Mir ist freilich, als wenn mir mein „Ich“ abhanden gekommen ist, durchwurmt und umtanzt von einem irrlichternden i.

Bitte, entlassen Sie mich nicht, nur wegen meines mir unverständlichen, und sicher nur vorübergehenden Versagens.

29.12.1988 Xander Y. Süßmolch von Zotteln



Nun ja, ich deutete es ja schon an: das Allerwichtigste kann sogar so sehr dazwischen liegen, dass man es gar nicht aussprechen muss.

Natürlich wurde ich früh von Vaihinger über das Problem des Dazwischen aufgeklärt. In meiner poetiserenden Wiedergabe:

Die Logik des L chs

Der alte Vaihinger
erinnert sich,
dass da, wo in
seiner Heimat
heute das Kirschenfeld steht,
in seiner Kindheit
nichts war.

Oder war es ein Loch?
Nein, zumindest: Luft.
Stickstoff und Sauerstoff.
Also Atome.

Was war aber zwischen
Den Atomen?
Äther?

Kein Zeitgenosse
konnte ihm erklären:
Was ist Äther?
Alsbald stimmten sie überein:
Den gibt's nicht.
Oder das ist so etwas wie
Gott.

Also doch ein Loch,
wenn auch viel kleiner.
Ärgerlich dieses
Dazwischen zwischen Etwas[se],
weil dann fragt man auch schnell:
Was ist eigentlich
Etwas?

Als in seiner Heimat
das Kirschenfeld
erstmals blühte,
blendeten den alten Vaihinger
die Kirschblüten
und erhellten ihm das Loch
zum Als Ob.

So entstand
aus der Einsicht
eines Blinden
in die Logik
des Lochs
Vaihingers
Als Ob.

Natürlich hat das Dazwischen auch Kehrseiten, wie den folgenden Aphorismen zu entnehmen ist.

Zwischengrößen

Weniger die Größen oder die Kleinen sind in der Regel das Problem im Vergleich zu den Zwischengrößen, insbesondere den Stellvertretern und Statthaltern, den Bevollmächtigten, Beauftragten und Verwaltern, zumindest wenn die Größen, hinter denen sie sich verstecken, unsichtbar oder im Nebel bleiben. Diktatur funktioniert nur mit diesen Zwischengrößen.

Es wird leider immer wieder vergessen, dass Macht mehr durch Interpretationen als direkt ausgeübt wird.

Deutungshoheiten

Gesetze lassen Spielräume. Eine wie auch immer angemaßte oder legitimierte Deutungshoheit über diese lassen nicht selten die Außerkraftsetzung der Gesetze zu, manchmal sogar die Verkehrung in ihr Gegenteil. Das 5. Gebot („du sollst nicht töten“) hat nicht nur in Kriegszeiten notorisch den Massenmord zugelassen. Das Verbot, z.B. die Notstandsgesetze in Frage zu stellen, ist schon auf dem Wege, Gesetze außer Kraft zu setzen. Und die Notstandsgesetze selbst sind diesen Verboten strukturell verdächtig ähnlich.

Auch einer

Seitdem ich einen Bart trage, wurde ich zu den Clochards gerechnet. Mich umzuerziehen hat auch sonst keiner versucht. Auch in der Wissenschaft wurde ich von Anfang an als Außenseiter behandelt, sogar so, dass, wer sich auf mich bezog, selbst riskierte, unbesehen zur Deponie nicht ernst zu nehmender Forscher gerechnet zu werden. Nischenforschung wurde meist absichtlich mit dem Ellenbogen vom Tisch gewischt, die Nischen sogar regelmäßig mit wertlosem Textsalat zugeschüttet. Eher selten wurde sie in späteren Zeiten wieder ausgegraben.

Franziska liebte Clochards sogar mehr als ich. Ihr Schwiegersohn war ein Straßenmusiker. Sie hatte mir eines Tages einen Text (leider ohne Quellenangabe) aus einer Zeitschrift herauskopiert, der wie auf mich gemünzt schien:

Es war einmal einer, der hatte niemanden und nichts. Der hatte keinen Vater und keine Mutter und keinen Bruder und keine Schwester und keinen Freund und keine Frau. Der hatte kein Haus und kein Bett und keinen Tisch und keinen Geldbeutel und kein Buch und keinen Regenschirm. Der hatte nicht einmal einen Namen. Wenn die Leute von ihm sprachen, sagten sie: »Da kommt einer« oder »Da will einer ein Stück Brot« oder »Da friert einer im Regen« oder »Da schläft einer am hellichten Tag auf der Wiese« oder »Da hat einer Eier gestohlen« oder »Da geht einer vorbei«. Wenn ihn jemand nach seinem Namen fragte, was nur selten geschah, sagte er: »Ach, ich bin so einer« . . .

(Weiß jemand, von wem der Spruch stammt? Ich dachte erst an Friedrich Theodor Vischers >Auch einer<. Aber der hatte es nicht so mit den Clochards)

Ich verirre mich manchmal auch in Gefilde weitab von Wissenschaft und Kunst in das für mich unwegsame Gelände von Wirtschafts- und Bankwesen. Merkwürdigerweise hat bisher niemand der folgenden Geschichte widersprochen. Kann es sein, dass ich dabei in meiner Naivität etwas Gravierendes traf?

Börse

Ich bin kein Börsianer und verstehe nahezu nichts von Börsen, bin also voller Vorurteile. Könnte daran liegen, dass ich Hamburger bin. Hamburger hassen das postvokalische **r** und schreiben es nur widerwillig. So wie die Hamburger ihre Stadt >Hambuch< oder besser >Hambuich< oder >Hamboch<, im Missingsch auch>Hamboach< aussprechen, artikulieren die Hamboger ihre lange Zeit hinter dem Rathaus versteckte Börse selbst auf Nachfrage >Böse< und wie Umfragen ergaben, meinen sie das auch so. Ich weiß nicht, ob die in Hambuich geborene, in ihrer Jugend in den Osten gemachte (vornehmer ausgedrückt: emigrierte) Buka Mäkel das inzwischen als Makel empfindet.

Der frühere SPD-Geschäftsführer MÜNTEFERING stieß entsprechend auf ungefilterte Zustimmung, als er die Börsianer >Heuschrecken< nannte. Als ein Bösianer aus Tübingen und Umgebung versuchte, einen Bus mit Dortmunder Fußballstars in die Luft zu sprengen, weil er auf den Absturz der Aktien des Dortmunder Fußballclubs spekuliert hatte, sahen die Hamboger alle ihre Vorurteile über das Böse in den Bösianern bestätigt.

Wenn Hamboger einem Chinesen übelsetzen sollen, was ein Bösianer sei, zögän sie nich: „Vabrechä übelstä Sote!“ Chinesen länen an diesem Beispiel schnell: Postvokalisches **r** nicht in **l** vewandeln, sondern am besten weglassen. Mäken nich mal de Süddütschen.

Is Peking eigentlich so böse, eine Böse zu ham?

P.S. Dem >Schwäbischen Tagblatt< schickte ich am 22.04.2017 einen Leserbrief, der weniger lustig geriet:

„Tut mir leid, dass ich es wage, mich in einem mir völlig fremden Gefilde zu bewegen. In der Tat verstehe ich nicht viel von Börsen und Banken. Als der damalige SPD-Geschäftsführer MÜNTEFERING 2005 angesichts offenkundiger Fehlentwicklungen (vielleicht auch unausweichlichen Folgen) des Kapitalismus, er sprach die Hedgefonds an, Konzerne als Heuschrecken bezeichnete, dachte ich, dass dann auch die CDU alsbald bereit sein würde, den hier vom System und der Gesetzgebung her angebotenen Einladungen zu Verbrechen ein Riegel vorzuschieben. Nichts als folgenlose Rhetorik. Stattdessen regte man sich über Tiervergleiche wie den mit den Heuschrecken auf. [...die armen Tiere!]
Was ist die Möglichkeit, auf die Misere von Konzernen (und d.h. auch von Menschen) Wetten abschließen zu können, mehr als eine Einladung zu Verbrechen aller Art? Wen wundern da Mordanschläge wie den von Dortmund? Ich bin gespannt, ob die Politik wenigstens diesmal mehr als Worthülsen drauf hat.“

Das Tagblatt hat diesen Leserbrief auch fast einen Monat später reaktionslos unerwähnt gelassen. Überhaupt hat es nicht einen einzigen LB zum Thema gebracht, obwohl als Täter bisher kein anderer genannt wurde als ein Tübinger.

P.S. zum P.S. Stattdessen brachten sie jetzt obigen Aphorismus, wohl weil da die Bemerkung >Einladung zu Verbrechen aller Art< fehlte. Was ist daran denn so falsch?

Manche fragen mich, wie ich mit einer problematischen Vergangenheit umgehen würde. Grob gesagt, so:

Bullshit

Ich habe in meiner Schülerzeit einige graphologische Gutachten verfasst, im Studium auch einmal Vorlesungen von Rudolf Pophal gehört, einem Schüler des Klassikers Ludwig Klages. In meiner Studienzeit nahm ich auch einmal an einem Einführungskurs in >autogenes Training< teil. Ich war mal gläubiger Christ und leitete in einer evangelischen Studentengemeinde einen Fürbittkreis. Ich studierte protestantische Theologie (sogar mit Abschluss) und war eine Zeit lang Religionslehrer in verschiedenen Gymnasien.

So sehr ich das alles in meinem Leben als Durchgangsstadium nicht missen möchte: Ich halte das heute alles für Bullshit und alles andere als nachahmenswert.

Lebensläufe können sich in Sackgassen verirren. Solche Verirrungen sind aber selten vergeblich. Man lernt aus ihnen. Es wäre aber idiotisch, sie als unumgängliches Durchgangsstadium

zu verstehen. Ich ziehe im Gegenteil meinen Hut vor allen, denen ein Blick in Sackgassen genügt, um sie als solche zu erkennen.

Wer solche Sackgassen durchschritten und durchlitten hat, ist umgekehrt meistens vor der Verirrung gefeit, sich hochnäsig oder wutschnaubend antithetisch von ihnen abhängig zu machen. Sackgassenfremde oder .verschreckte können auch selten auf Augenhöhe mit Menschen diskutieren, die sie für in Sackgassen Verirrte halten, und sind häufig blind gegen ihr eigenes Ver(w)irrtsein.

Die Linguistik, die ich an der Uni lehrte, macht bis heute einen Riesenbogen um eine bestimmte Gruppe von Sprechakten. Warum ist ein Thema für sich. Als notorischer Lückenbüßer nahm ich mir einige Male dieser vernachlässigten Spracherscheinungen an. Das kam so:

Deeskalation

1. Stalker

Herman Bin ich froh, dass den Stalkern endlich das Handwerk gelegt ist.

Lewi Ich weiß nicht, ob diesen durch Gesetze beizukommen ist. Meine Tochter, die sonst nichts von mir geerbt oder erlernt hat, die auch darüber hinaus kein gutes Haar an mir lässt, erzählt stolz, wie sie einen Stalker dazu brachte, sie nie wieder mit seinem Schmachten zu belästigen.

Herman Ihre Reaktion stell ich mir nicht sonderlich stubenrein vor.

Lewi Du scheinst sie zu kennen. Sie sagte nur: „Soll ich es dir mal machen.“

2. Arschloch

Herman Du bist für die Abschaffung des Beleidigungsparagraphen?

Lewi Der stammt aus Kaisers Zeiten, als es dem Adel eine Sache der Ehre war, nicht auf eine Stufe mit Arbeitern, Arbeitslosen und Huren gestellt zu werden. In Gesellschaften, die sich um Demokratie bemühen, hat so etwas wie Beleidigung keine derartige Funktion mehr.

Herman Du bist manchmal Gutachter vor Gericht. Wie verhältst du dich dann in Beleidigungsprozessen?

Lewi Ich habe es immer abgelehnt, in solchen als Gutachter aufzutreten. Man wird da in absurde, aber typisch juristische Winkelzüge verwickelt, denen jede wissenschaftliche Logik fremd ist.

Herman Aber soviel ich weiß, warst du doch wenigstens einmal Gutachter in solchen Prozessen.

Lewi Manchmal verdonnern die Gerichte einen einfach dazu, v.a. wenn sie sonst niemanden finden und ich auch keinen deutschen Sprachwissenschaftler namhaft machen kann, der außer mir als Spezialist für diesen Sprechakt gelten könnte und sich zu so etwas breitschlagen lässt..

Herman Merkwürdige Zwangsmaßnahmen!

Lewi Allerdings. Immerhin brauchte ich bisher nur in Verleumdungsprozessen auftreten.

Herman Da geht es also v.a. um Fakten.

Lewi Und um ihre Deutung. Ich hatte das Gericht darüber aufzuklären, dass der Leserbriefschreiber, der die GSG 9 als „eine zum Morden ausgebildete und legitimierte Gruppe“ bezeichnete, vermutlich nicht an die juristische Interpretation des Wortes >Mord< dachte-

Herman >Mord< wird da unterschieden von >Totschlag< und >fahrlässiger Tötung<.

Lewi Fachwörter folgen anderen Regeln als die gleichen Wörter im Alltag. Das Gericht müsste mit seiner Unterstellung des juristischen Fachbegriffs z.B. auch den Kardinal Meissner verurteilen wegen seines bekannten Ausspruchs: „Abtreibung ist Mord.“

Herman Da sprach das Gericht den Angeklagten lieber frei.

Lewi Sie meinten, dann bestünde immer noch die Möglichkeit einer Beleidigung.

Herman Und wie ging der Prozess aus?

Lewi Der kam gar nicht erst zustande. Ich hatte diese Möglichkeit dem Gelächter der Zuhörer ausgesetzt mit der Bemerkung: „Herr Richter, wenn ich zu Ihnen >Arschloch< sage, dann sage ich da doch mehr über mich aus als über Sie.“

3. Hurensohn

Herman Neulich nannte mich jemand: „Du Hurensohn“.

Lewi Diese Beleidigung enthält Elemente von Verleumdung.

Herman Da bringt die Gegen-Beleidigung „selber Hurensohn“ doch überhaupt nichts.

Lewi Mich hat man auch schon so tituliert. Beleidigungen gehören zur Gruppe der Vorwurfshandlungen, die notorisch durch Gegenvorwürfe nur eskalieren.

Herman Und wie hast du reagiert?

Lewi „Okay, ich frag sie mal, ob was dran ist.“

Herman Wen?

Lewi Na, meine Mutter.

Herman Kapiere: Vorwürfe nie auf der gleichen Ebene beantworten. Ziel: Luft rauslassen.

Eitle Männer

Durch einfache Umstellung der Buchstaben wird aus >Elite< → >Eitel.<

„Männer sind immer eitel“, so Franziska, die es wissen muss. Sie kannte sich in dieser Sorte Mensch aus. „Du bekommst eine Glatze“, sagte sie eines Tages. „Weiß ich“, sagte ich. Mein Vater hatte eine Glatze seit seinem 24. Lebensjahr. Mein Opa hatte ebenfalls eine Vollglatze. Weiter zurückverfolgen konnte man die Glatziösität, wie wir das nannten, leider nicht. Mein Opa war Waise und wusste nicht, wie sein Vater und dessen Vorfahren aussahen. Trotzdem war klar. auch ich würde eines Tages dran sein. Mein Bruder dessen Verstand ausreichte, um

das für sich ebenfalls hochzurechnen, gab, anders als ich, von Jugend an erfolglos ein Vermögen aus für Glatzenverhinderungstinkturen. Er war drei Jahre älter. Ich hatte nicht drauf geachtet, denke aber heute, er hatte frühzeitig bei sich beobachtet, womit mich Franziska jetzt konfrontierte: „Du hast da ein Loch“. Nun, ich hatte natürlich mehrere Löcher, wie das die meisten Menschen von sich sagen können, denen Deformationen weitgehend fremd sind. Aber sie machte mit ihrem rechten Zeigefinger eine bogenförmige Bewegung über meinem Kopf. „Was?“ reagierte ich und überprüfte das mit zwei Spiegeln. „Tatsächlich!“

Die Glatze machte seitdem erfreuliche Fortschritte. Alsbald war ich bei den jüngeren Zeitgenossen der „Herr mit den schütteren Haaren“. Ich lernte Menschen kennen, die an diesem irgendwie schon unbefriedigenden Zwischenstadium litten und ziemlich durchsichtige Maßnahmen trafen, die Frisur so hinzubiegen, dass die Mitmenschen denken sollten, die Haare stünden, wie einst, in voller Pracht. Selbst mein Bruder gab das eines Tages auf. Ich fand das von vorneherein albern und kämmte meine Haare von dem Loch aus, welches Franziska entdeckt hatte, von allen Seiten nach unten und also auch nach vorn in die Stirn, ich erwartete ungeduldig die Vollglatze, die meine Vorfahren ausgezeichnet hatte. Aber das dauerte

In dieser Zwischenzeit der schütteren Haare kam ich aus beruflichen Gründen nach München. Eine Mitarbeiterin hatte mit einem befreundeten Nachrichtensprecher des Bayerischen Rundfunks ein Frühstück organisiert. Der sprach mich zwischen zwei Schluck Kaffee und einem Semmelbiss an: „Warum kämmst du deine Haare ins Gesicht?“ Ich verstand erst nicht worauf er hinaus wollte. Dann fuhr er mit seiner Hand über seinen Kopf. Es war mir schon vorher aufgefallen, dass die Haare über seiner Stirn ziemlich spät einsetzten. Er hatte diese außerdem nach hinten gekämmt und präsentierte jetzt stolz seine Stirnglatze. „Seht ihr, keine Latten-Platte“.

Vermutlich hielt er es wie ich für albern, seine Mitmenschen über die beginnende Glatze in irgendeiner Weise hinweg zu täuschen. Was ich aber eine gewisse Zeit nicht kapierte, war, dass ihm etwas selbstverständlich war, von dem ich geneigt war, eher das Gegenteil für selbstverständlich zu halten. Er ging anscheinend davon aus, dass Glatzen im Bereich der Stirn einsetzen und sich dann allmählich nach hinten vorarbeiten. Außerdem war er offensichtlich der Meinung, wer das Haar ins Gesicht kämmt, so dass durch die Lattensträhnen die Platte dann und wann hervorglänzt, will nur eine beginnende Glatze maskieren. Für ihn war ich also im Verdacht zumindest des corriger la fortune. Er spielte umgekehrt das faire face au

sort, den der mit dem Glanz seiner Glatze der übelwollenden Umgebung die Stirn bietet. Von verschiedenen Glatzenarten hatte er offenbar nie etwas gehört. Franziska, der ich das erzählt hatte: „Selbst im offenen Bekenntnis also sind die Männer eitel.“ „Warum nicht,“ antwortete ich wie immer, wenn man meiner Sorte Mensch etwas Kritisches nachsagte und verzichtete auch das wie immer auf das langweilige Tit-for tat-Spiel in dem von irgendwelchen gestörten Menschen erfundenen Geschlechterkampf.

Das Traurige an der Geschichte: Ich habe immer noch keine Vollglatze, und das mit 75. Stattdessen ergrauten meine Resthaare. Wie immer mache ich inzwischen aus der Not eine Tugend und präsentiere mich seit einiger Zeit als „Teufel mit den drei silbernen Haaren“ Und manchmal füge ich, Bescheidenheit vortäuschend, hinzu: „Zum Herrgott mit Vollglatze hat es leider nicht gereicht.“

Gleich mehreren Kurzgeschichten ist die Nische ein zentrales Thema, z.B.

Sisyphos und die Geburt der Kultur

Ihr wisst, dass die alten Griechen sagten, und viele Biologen sagen es noch heute: Das Neue kommt aus der Nische.

Unter den vielen Sisyphos-Sagen gefällt mir am meisten, dass dieser antike Held angesichts des Todes seiner Frau verboten habe, ihn zu bestatten. Als man ihn dann doch bestattete, kam er gegen den Willen der Götter aus der Unterwelt ins Leben zurück und bestrafte alle Beteiligten, vor allem die Besitzer der Bestattungsfirmen und ihre Handlanger, meist einfache Gärtner, mit lebenslangen schlaf-

raubenden Alpträumen. Als Strafe der Götter für das Verlassen der Unterwelt nahm Sisyphos gerne seinerseits in Kauf, immer wieder einen riesigen Felsen den Olymp hinaufwälzen zu müssen, wohl wissend, dass er kurz vor dem Gipfel aus seinen Händen gleiten und ins Tal hinabpurzeln würde.



Der Stein des Sisyphos (Tuschezeichnung: Else Schaudinn)

Nach einer apokryphen Überlieferung landete der Fels eines Tages beim Sturz in die Tiefe in einer Nische und verklemmte sich dort derart, dass ihn bis zum heutigen Tage niemand aus dieser herauszerren konnte. Angezogen von einem fremden Leuchten, schaute mancher seitdem in diese Nische, bemerkte an dem Fels seltsame Gestalten und verfiel diesen und wirkte alsbald mit, was wie lebloser Stein aussah, in sein Gegenteil zu verwandeln. Dieser Tradition war allerdings nicht zu entnehmen, was der Geschichte später häufig angedichtet wurde, dass dieser Nische vier Kinder entstiegen: Kunst, Musik, Poesie und Wissenschaft, eines schöner als das andere. Als die Götter diese Kinder in der Nische aberwitzig nackend tollen sahen, erbarmten sie sich des Sisyphos, holten ihn in die Unterwelt zurück und bedeckten die allzu nackten Kinder mit dem Mantel der Kultur, genauer: pferchten sie ein in das Gefängnis der Verwaltung. Und natürlich denkt niemand mehr daran, die Kultur den Berg hinaufzuwälzen. Wozu auch? Sollte man stattdessen ausrufen: Es lebe die Nische?

Vielleicht birgt das Jammertal, wie Deutschland in aller Welt nach seiner Hauptleidenschaft genannt wird, auch eine fruchtbringende Nische. Mancher Leser bzw. Hörer, der meine ausgiebig bejammerte Öffentlichkeitsscheu nicht mit meinem Mitteilungsbedürfnis zusammenbrachte, findet vielleicht über meine Selbstbeschreibung als Nischenfan eine ausreichende Erklärung. Auch sonst versteckt sich in den Elaboraten aus meinem Gel-Stift manches, was sich von dem Kernbegriff >Nische< neu liest. Meine Unart, Plagiate bis zur Unkenntlichkeit zu verfremden, verführt mich leider immer wieder dazu, uralte Mythen neu zu formulieren.

Der Stein der Weisen

Sie hieß Franziska und hatte gerade sprechen gelernt.

„Mama, was ist das?“

Die Mama staunte:

„Das ist ein ganz seltener Stein. Ich wette, sonst gibt es in der Welt nicht einen einzigen, der wie dieser die Form eines Herzens hat.“

Sie waren am Rande des >Steinernen Meers< in der Nähe von Schwarzenberg spazieren gegangen. In der Fülle der Steine, nahezu alle rund und grau, hatten Franziskas Augen diesen Herzensstein entdeckt. Siehe das Foto anbei:



„Es würde mich nicht wundern, wenn das der Stein der Weisen ist, nach dem man schon vor mehr als 4 Tausend Jahren suchte."

Obwohl der Stein ganz schön schwer war, trug Franziska ihn hinfort an einer Kette um den Hals. Von den anderen Kindern gefragt, wiederholte sie lange Zeit brav, was ihre Mutter sich darüber ausgedacht hatte:

„In dem Stein sind die wichtigsten Rätsel der Welt versteckt. Wer diese enträtselt, ohne den Stein zu zerbrechen, der erfährt mit einem Schlage, was die Welt zusammenhält."

„Im Gegenteil", fügte die Mutter hinzu, „wer den Stein zerbricht, macht hinfort alles vergeblich, was immer er oder sie sich vornimmt. Und wer die Geheimnisse des Steins enträtseln will, muss alles zu dem Stein in Beziehung setzen."

Franziskas Vater war Bauer. Der sammelte alle Steine auf seinem Acker und stapelte sie in einem Eck auf einem Haufen. Kein einziger Stein hatte, wie die Mutter betont, die wunderbare Form von Franziskas Kleinod an ihrer Brust.

Da aber manche Kinder ihr den Stein entreißen wollten, verbarg sie ihn bald in hochgeschlossenen Kleidern. Sogar ihre Badeanzüge wählte sie danach aus, wie gut sich darunter ihr Stein verbergen ließ, selbst wenn man sie deswegen hänselte, altmodisch oder weltfremd nannte.

Auch sonst lernte sie früh, nicht allzu sehr mit klugen Bemerkungen aufzufallen. Als im Religionsunterricht der Begriff >Ewigkeit< fiel, flutschte es spontan aus ihr heraus:

„Ewigkeit, was ist denn das für ein Quatsch."

Da bedrängte sie die Lehrerin:

„Woher weißt du das? Welcher Sekte gehören deine Eltern an?"

Die Lehrerin hatte im Unterricht gerade die Geschichte vom SISYPHOS behandelt, der einen Riesenstein auf eine Bergspitze zu wälzen suchte und doch nicht verhindern konnte, dass der Stein kurz vor der Bergspitze wieder gen Tal kullerte.

Da habe die Lehrerin ja auch zugeben müssen, dass SISYPHOS nicht ewig mit diesen vergeblichen Versuchen beschäftigt sein konnte, dass, wer das behaupte, seinen Mund zu voll nähme. Außerdem von einer Sekte ihrer Eltern wüsste sie nichts. Ihre Mutter hätte einmal ausgerufen:

„Ich könnte die ganze Welt umarmen."

Die Lehrerin sah Franziska erschreckt an:

„Ihr gehört doch nicht etwa zur Sekte der Kosmopoliten?"

„Weiß ich nicht", Franziska zuckte die Achseln.

Die Klassenkameraden wollten wissen, was das für eine schreckliche Sekte sei.

„Das sind Menschen, die würden ihre Mitmenschen mit ihrer Liebe so sehr erdrücken, dass sie nicht mehr atmen könnten und leblos würden wie Steine“.

„Aber Steine schlafen doch nur“, hatte Franziska ausgerufen: „SISYPHOS hat doch den Riesenstein auch nur den Berg heraufgerollt, weil er ihn aufwecken wollte, nur so käme der Stein wieder zu Leben und Weisheit.“

Sisyphos, habe Franziska der Stein an ihrer Brust offenbart, rollte seinen Riesenstein ja auch nur den Berg hinauf, weil er ihm die Schönheit der Welt zeigen wollte. Befragt, warum der Stein kurz vor der Bergspitze wieder ins Tal stürzte, habe es aus dem Stein herausgepoltert:

„Es ist noch nicht so weit.“

„Komm,“ habe Sisyphos regelmäßig geantwortet, „wenigstens noch dieses eine Mal. Sonst verschläfst du noch das Glück der Welt.“

Und also fing Sisyphos mit dem Rollen des Steins auf den Berg von Neuem an, als wäre es das erste Mal.

Während die Lehrerin den Mund nicht mehr zu kriegte, schrien die Klassenkameraden:

„SISYPHA, SISYPHA, SISYPHA…..“

„Sisyphé,“ korrigierte die Lehrerin; aber die Schüler blieben bei Sisypha.

Nach einer Weile, wusste kein Klassenkamerad mehr, wie Franziska zu diesem Spitznamen kam. Franziska mochte diesen Namen anfangs nicht. Allmählich aber verstand sie, dass alle sie damit nur necken wollten. Und Necknamen, verriet ihr der Herzensstein, sind doch nur versteckte Respekt-, wenn nicht Liebeserklärungen.

Sie war überzeugt, was sie wusste und brav zum Unterricht beisteuerte, würde ihr der Herzensstein an ihrer Brust flüstern. Aber es entging ihr nicht, dass keiner mit dem so recht etwas anfangen konnte, was sie sagte, manchmal sogar die Lehrerin. Bemühe dich, sagte sie sich, nicht klüger zu sein als deine Mitmenschen oder gar deine Lehrer.

Der Sportlehrer meinte einmal scherzhaft:

„Wer klüger ist als ich, muss damit rechnen, in eine Nervenanstalt zu kommen".

Also bemühte sich Franziska, ihr Geheimnis an ihrer Brust vor jedem Blick und vor jedem Aha-Erlebnis der Mitmenschen zu verbergen. Das Problem war, dass sie, je älter sie wurde, umso mehr die Welt umarmen wollte. Das war, als würde der Stein an ihrer Brust explodieren. Sprache war ihr zu verräterisch. Also begann sie zu zeichnen und zu malen. So entstand die Zeichnung >Mutter und Kind<



oder die Sepia-Pferde:



Bescheiden wie sie sich gerne gab, verwies sie immer darauf, das sei nur eine Wiedergabe einer frühen Zeichnung von Picasso bzw eines japanischen Vorbilds. Als aber die Mitmenschen trotzdem begannen, ihr Talent zuzusprechen, ihre Gemälde manchmal zu bestaunen, fürchtete sie schon, dass wieder die Frage an sie gestellt würde:

> „Woher hast du das? Stehst du vielleicht mit diesen schrecklichen Kosmopoliten in Verbindung?“

Sie dachte, lieber keine Tiere oder Menschen malen, und war nach einem ersten Schrecken froh, als die Lehrerin ihr die Malereien entwendete. Sie hatte sich nämlich in einer Art Vorahnung, dass die Lehrerin kurz darauf in ihrem Haus verbrennen würde, natürlich auch mit den Elaboraten, die sie ihren Schülern geklaut hatte, mit dieser Entwicklung abgefunden.

Hinfort malte Franziska nur noch Pflanzen (wie die Farne anbei) und Landschaften.



Natürlich keine Steine. Das wäre ihr dem Herzensstein gegenüber als Verrat vorgekommen. Und alsbald alles so klein, dass man kaum erkennen konnte, welche Turbulenzen sich dahinter abspielten. Selbst Postkarten waren ihr noch zu groß. Angeblich seien das auch nur Plagiate ihres Vorbilds GABRIELE MÜNTER in Miniaturform.



Erst kurz vor ihrem Tod malte sie auch Steine, mit Vorliebe, den Stein des SISYPHOS, wie ihn Felsen so einklemmten, dass kein Mensch ihn mehr bewegen konnte, geschweige denn auf eine Bergspitze.



„Ich hätte die Steine nicht malen dürfen“, waren ihre letzten Worte.

Franziska hatte viele Männer gehabt wie ich viele Frauen. Ich denke aber, ich war der einzige, der von ihrem Geheimnis wusste. Ihren Herzensstein verbarg ich anders als Franziska nicht an meiner Brust, sondern an meinem Bauch. Ich trank hinfort viel Bier und meine Mitmenschen lästerten über meinen Bierbauch. Sie frugen ironisch besorgt nach dem Wohlergehen meines Bierbauchs, niemals aber neugierig nach dem verborgenen Stein.

In der Nähe meines Bauchs schien sich der Herzensstein auch ziemlich wohl zu fühlen. Die Geräusche, die aus meinem Bauch kamen, und die ich gerne meinen Mitmenschen andichtete, deuteten sie als Blähungen.

„Trink nicht so viel Bier“, meinten sie fast unisono.

Wenn die wüssten! Da unterhielt sich doch nur der Herzensstein mit dem Nervengeflecht, dem Bauchhirn, das auch die Wissenschaft erst spät im Bauch der Menschen entdeckte und dann gerne irreführend Zweithirn nannte. Für die Verdauung sei es zuständig. Sein Zusammenspiel mit dem Kopfhirn blieb ihr lange ein Rätsel, sogar das mit dem Geschlamp, wie die

Geschlechtsteile in Franziskas Heimat respektlos genannt wurden,[1] entging der Wissenschaft anfangs völlig bzw. überging sie geflissentlich oder auch nur mit dem berüchtigten Fingerspitzengefühl und natürlich erst recht das mit Steinen wie meinem Herzensstein.

Nein, der Herzensstein hat mir das, was ich hier schreibe und vieles andere, nicht einfach diktiert. Er hat nur manches Angedachte und Angelesene gebündelt, so dass sogar meine Bronchien vor Vergnügen ihr Räuspern explodieren ließen. Natürlich verrate ich nicht meinen neuen Durchblick durch die Welt, so sehr der Herzensstein diesen mir in aller Blöße präsentierte. Ich muss allerdings so viel zugeben, dass ich ihn auch schon an ziemlich entlegener Stelle in aller Öffentlichkeit aufblitzen ließ. Aber wo, verrate ich nicht. Wer es herausfindet, sage es weiter, aber bitte nicht mir. Ich hätte dann wie Franziska nur noch wenige Stunden zu leben.

Ach so, auf die Frage, woher ich die Geschichte habe, kann ich nur so viel zur Aufklärung beitragen, sie ist nur eine abgekupferte Variante einer Notiz der letzten Freundin von Albert Camus auf Grund einer mündlichen Mitteilung, kurz bevor dieser Weise, frühere Sisyphaden widerrufend, an der Pest starb.

Tut mir leid, ich merke gerade, auch an dieser Schlusspointe stimmt irgendwas nicht. Denkt bitte daran, ich bringe nicht erst in letzter Zeit vieles durcheinander. Also bitte nachprüfen.

P.S. Die häufig an mich gestellte Frage, was Kunst sei, haben manche beantwortet: sie sei vor allem Tabubruch. Ich füge dem gerne hinzu: wenn sie auch bereit ist, mit dem Tabubruch zu brechen, z.B. mit der Tradition, Kunst müsse den Kennern ein kompliziertes Handwerk verraten, in dem der Geist im Nebel des Nichts verdampft ist.

[1] Kurze Randbemerkung für Wissensdurstige: Geschlecht kann durchaus mit schlecht und schlachten zusammenhängen, sicher aber nicht mit Geschlamp. Letzteres dürfte eher zu schlemmen und schlummern zu stellen sein, weniger zu Schlamm oder den Schlümpfen, Schlawinern und anderen Schlaubergern.

Auch in einem Aphorismus tangierte ich das Thema Nische.

Priester und Profeten

Auch auf den Hochschulen gibt es mehr oder weniger Priester und Profeten. Wie in den Religionen die Priester eher religionsfeindlich agieren, so in der Wissenschaft die Manager, Politiker, Repräsentanten und Verwalter unter den Professoren eher forschungsfeindlich. Wie Profeten eher in Nischen oder außerhalb der Religionsgemeinschaften, eher solche begründend zu finden sind, so kreative Wissenschaftler eher in Nischen oder außerhalb des Universitätstreibens, eher neue Forschungsrichtungen begründend. In beiden Bereichen besteht die besorgniserregende Situation, dass es nahezu immer die Priester sind, die darüber entscheiden, wer langfristig als Profet gilt. Ausgesprochen selten sind in beiden Bereichen Doppelbegabungen.

Nischenkult und Nebensachenwahn

Nischenkult kann sehr problematisch sein, insbesondere an den Hochschulen. Wissenschaftler haben Vorlieben, die sie manchmal als Nischen ausgeben. Am extremsten in Deutschland, aber nahezu überall auf der Welt werden an den Hochschulen Studierenden erst einmal alle grundlegenden Ideen ausgetrieben. Sie werden erst einmal unzähligen Übungen unterworfen, sich die Forschungsmethoden der Hochschuldozenten und ihrer Lehrer anzueignen. Das ist keineswegs unzweckmäßig. Wer sich nicht gründlich auskennt in dem, was war, muss sich auch in der Wissenschaft nicht wundern, wenn seine Innovationen zu viel Steinzeitliches an sich haben. Die Methoden zu hinterfragen oder zu kritisieren, lernen sie auch manchmal mehr oder weniger. Aber Studierende können nicht erwarten, etwas an diesen Hochschulen zu

werden, wenn sie sich nicht als Meister im Variieren der Überzeugungen ihrer Dozenten und deren Lehrer erwiesen haben. Also lenken die Hochschulstrukturen Studierende ziemlich systembedingt auf das, was bei den fördernden Dozenten Erfolg verspricht, Ideeninzucht habe ich das genannt. Und das ist nicht selten Nebensächliches, also eine Nische.

Aber nicht jede Nische verheißt Zukunftsträchtiges. Nicht alles, was auf Schrotthaufen herumliegt, verdient es, weiterbearbeitet zu werden. Im Gegenteil: Es gibt auch viele schadenssträchtige Nischen. In meiner Wissenschaft galt es z.B. als erstes, den systembedingten Nebensachenwahn in der Wissenschaft an den Pranger zu stellen, bewusst zu machen, was überhaupt Bedeutung beanspruchen kann. So entstand meine interdisziplinäre Bedeutungslehre.[1] *Ich konnte sie übrigens relativ ungestört, weil unbeachtet, entwickeln wegen dieses Nebensachenwahns. Wer in der Wissenschaft behauptet, er hätte Bedeutendes entdeckt, kann sicher sein, dass es lange übersehen wird, und wenn es einmal nicht mehr zu übersehen ist, weil irgendeiner der Großkopfeten unter den Forschern das irgendwo versehentlich oder auch manchmal, weil er es tatsächlich für wichtig hielt, thematisierte, dann ist ebenso sicher, dass das, häufig sogar ungelesen, als Opfer alter Vorurteile in der Luft zerfetzt wird.*

Ich versuche es erst einmal einigermaßen allgemeinverständlich, indem ich ein verbreitetes Schimpfwort kommentiere:

[1] s. http://www.gerd-simon.de/bedeutungen1.htm

Perfektionismus

Das meine ich ernster, als diese Buchstaben ahnen lassen: Perfektionismus ist eine Krankheit, für die durch sie Gequälten meist unerkannt in Analfixiertheit und Ehrgeiz verpackt, gravierender als andere Geisteskrankheiten, weil der Leidensdruck fehlt, aber auch weil vielfach durch die Mitmenschen, vor allem durch schlecht ausgebildete Pädagogen belohnt.

Wir sind alle Fundamentalisten

Kürzlich hielt ich auf Einladung des NEHRENer >Kulturforums< einen Vortrag über den größten Sohn ihres Ortes (den Philosophen VAIHINGER). Ich holte eine Streichholzschachtel aus der Tasche, nahm ein Streichholz heraus, schnellte dieses mehrfach über die Reibefläche, bis es sich entflammte, zeigte das brennende Streichholz herum, verbrannte mir die Finger, schüttelte es heftig, bis es erlosch und sagte: >Guten Abend, liebe NEHRENer! An diesem Vorgang lässt sich in nuce zeigen, worum es in der Philosophie VAIHINGERs geht.<

Ungläubige Augen im Publikum. In der Tat wurden die Streichhölzer erst in der Zeit in Europa verbreitet, als VAIHINGER 1852 gerade das Licht der Welt erblickte. Manche glauben, sie sind so giftig wie ihre Vorgänger, die Schwefelhölzer, die die gleiche Fähigkeit hatten, nach heftigem Reiben zu entflammen. Die Wörter >Streichholz< oder >Schwefelholz< kommen auch in VAIHINGERs Philosophie nicht vor. Habe ich also gelogen, irregeführt, vorgetäuscht? Wollte ich auf falsche Fährten locken? Will ich VAIHINGER also andichten, was ich selbst für wichtig halte? Oder ist das sogar ein versteckter Gift-Anschlag?

>Was habt ihr gerade erlebt?< >Eine Flamme<. Nun erst einmal exakt und im Einzelnen. Ihr seid hier zusammengekommen aus unterschiedlichen Motiven. Vielleicht nur aus Neugier.

Und was da in euch neugierig ist, heißt nicht nur in der Philosophie: ICH. Dieses ICH kann in seiner Umgebung vieles wahrnehmen. Im Vordergrund steht aber seine Sehfähigkeit. Von seinen Vorfahren gelernt hat das ICH auf alles besonders zu achten, was sich bewegt und verändert. Das ICH erfasst also sofort die Flamme und achtet bestenfalls nebenbei auf das Fenster oder den Stuhl, auf dem es sitzt. Manche registrieren auch den Clochard-Look des Vortragenden oder den Ausschnitt im Kleid einer Dame, die neben ihm sitzt. Aber was sich urplötzlich verändert wie eine Flamme, lenkt von allem anderen mehr oder weniger ab, verführt unsere Aufmerksamkeit auf etwas scheinbar Wichtigeres.

Warum ist das so? Der Hinweis allein, dass die Menschen von ihren tierischen Vorfahren geerbt haben, alles für wichtig zu halten, was sich bewegt und verändert, beantwortet die Frage ja nicht. Es ist ja nicht selbstverständlich, dass Lebewesen vieles achtlos beiseite lassen, was einfach da ist, in sich ruht, kein Aufsehen erregt. Lebewesen orientieren sich an Veränderndem. Das ist, wie mich die Biologie überzeugt hat, zum Überleben wichtig, nicht nur für sie selbst, sondern für ihre Art, vielleicht sogar der Grund dafür, dass es auf der Welt so etwas wie Lebewesen gibt. Dieser Umstand sollte uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nicht selbstverständlich ist, dass uns eine Flamme plötzlich wichtiger ist selbst als der Ausschnitt der Dame neben mir. Philosophisch gesehen ist diese Orientierung sogar nichts als Willkür.

Im Alter lässt die Sehfähigkeit nach. Vielleicht ist es sogar ein Vorbote zukünftiger Blindheit, dass ich manchmal ein Blitzen sehe in meinen Augen wie die Flamme. Wie komme ich also dazu, die Flamme nicht auf das Blitzen im Auge zurückzuführen? Wie komme ich dazu, das Blitzen im Auge auf eine Augenkrankheit oder gar auf eine Einbildung zurückzuführen, die Flamme aber als Faktum, als Tatsache anzusehen?

Nun, wir haben ja noch andere Wahrnehmungskanäle, über die wir uns überzeugen können, dass unsere Zweifel an der Tatsächlichkeit des Geschehenen unbegründet sind. Wir verfügen z.B. über eine Hörfähigkeit. Das Reiben der Streichhölzer an der Reibfläche der Schachtel erzeugt Geräusche. Die Wissenschaft erklärt uns heute, dass unsere Ohren Schallwellen wahrnehmen, die sich von den Lichtwellen, die unsere Augen registrieren, nur durch die Frequenz unterscheiden. Sie zeigt uns auch, dass es Wellen gibt, die unsere Seh- und unsere Hörfähigkeit gar nicht wahrnimmt. Lebewesen wie Delphine oder Elefanten könnten dagegen solche für uns nicht wahrnehmbaren Wellen erfassen, allerdings ebenfalls nur Ausschnitte aus dem Spektrum der Informationswellen. Die Technik kann solche nicht wahrnehmbare Infos transformieren, sogar Wellen erzeugen, die zuvor noch kein Lebewesen wahrgenommen hat.

Mehr noch als die Streichhölzer können die Schwefelhölzer verbreiten, was wir im Alltag Gerüche nennen. Im hinteren Nasenraum haben wir einen Riechfleck, der solche Informationen direkt ans Hirn weiterleitet. Beim Menschen ist diese Riechfähigkeit unterentwickelt. Hunde, Schweine und andere Tiere haben eine weitaus intensiver ausgebildete Riechfähigkeit. Die Menschen nutzen diese Tiere dazu aus, z.B. um Drogenhändler zu überführen oder Trüffel in der Erde zu finden.

Ich bin kein Naturwissenschaftler, denke aber, dass die Duftmoleküle an unsere Riechorgane geraten, wie die Lichtwellen (mit ihren Korpuskeln) an die Rezeptoren in unserem Auge. Für uns wichtig ist, dass so Informationen unabhängig von Augen und Ohren unser Hirn erreichen, dass das Gesehene und Gehörte durch einen dritten unabhängigen Infokanal überprüfbar wird. Das Blitzen in meinen Augen kann ich z.B. nicht riechen, nicht einmal hören.

Genauso verhält es sich mit unseren Tastorganen. Die am Streichholz verbrannten Finger lassen uns schmerzhaft erfahren, dass begründete Zweifel daran bestehen, dass die Flamme nur

Einbildung ist. Der Schmerz allein kann uns natürlich nicht davon überzeugen, dass die Flamme die Ursache ist.

Es ist unser Gehirn, das durch Gedächtnis und Denkfähigkeit die Informationskanäle (Sehen, Hören, Riechen, Tasten) miteinander verbindet und uns, wenn sie ausnahmslos zusammenstimmen, alle Zweifel zugunsten von Handlungen zurückstellen lassen. Zuvor ist allerdings der Austausch mit Dialogpartnern und ihrer Kritik sowie die Orientierung an dem, was für bedeutend gehalten wird, als Sicherung bei allen initiativen Handlungen zu berücksichtigen. Zum Vergleich der Informationskanäle ist bewusst oder unbewusst so etwas wie Logik wichtig, möglichst mit einem Schuss Umweglogik, wie sie Vaihinger im Auge hatte. Über bloßes Probehandeln kommt allerdings kein Lebewesen hinaus. Wer Ewiges behauptet, nimmt den Mund zu voll und ist auf dem Weg zum Rattenfänger.

Wenn wir freilich im Alltag alles das, was hier angedeutet wurde, jedes Mal durchdenken, riskieren wir Handlungsunfähigkeit. Es ist gut und zweckmäßig, wenn wir so handeln, als ob alles so ist, wie es erscheint, als ob keine Zweifel möglich sind, als ob Fakten nicht Fiktionen sind.

Insofern spricht nichts dagegen, wenn wir so handeln, als ob wir Fundamentalisten sind. Allerdings sollten uns solche Überlegungen daran hindern, andere dazu zu bringen, so zu handeln, wie man es selbst für richtig hält. Bei allem, was wir an Mitmenschen kritisieren, sollten wir darauf achten, dass Rat nicht zum Diktat, Überzeugung nicht zum Übertölpeln wird.

Übrigens habe ich in dem erwähnten Vortrag gar kein Streichholz angezündet. Ich entsinne mich nicht einmal, auf Einladung des Nehrener >Kulturforums< das vorgetragen zu haben, was dieser Text besagt. Habe ich den Vortrag überhaupt gehalten?

Ich habe also nur so getan, als ob…

Bin ich also ein Fundamentalist, der überdies nur Falsches, Vorgetäuschtes, Erlogenes und Erstunkenes verbreitet? Oder habe ich wenigstens den Boden ein wenig aufgewühlt, den uns die Fundamentalisten fest getrampelt haben? Ist es überflüssig, je und dann zu betonen, dass es nicht so einfach mit der Wahrheit und den Tatsachen ist? Welchen Sinn kann es haben, über derartiges nachzudenken und zumindest Leute ernst zu nehmen, die wie Vaihinger derartiges hinterfragt haben? Bin ich zu bescheiden, wenn ich meine, es sei schon sehr viel gewonnen, wenn durch dieses Nachdenken und Hinterfragen in uns ein Funken von Nachsicht und Toleranz gegenüber Andersdenkenden aufleuchtet.

Wir handeln also alle wie Fundamentalisten. Aber sollte das alles sein? Hilft uns nicht wenigstens manchmal das Aufflammen eines Streichholzes mit Durchblick durch das Falsche, Vorgetäuschte, Gelogene und Erstunkene?

P.S.
Für alle, deren Orientierung wie Kletten am Kleid hängen bleibt, wenn es um den Als-ob-Gedanken geht:
Ich kann mich offenbar anstrengen, wie ich will. Da tu ich so, als ob ich Fundamentalist bin und viele verstehen immer noch nicht, was das mit dem Als-ob-Gedanken zu tun hat. Schlimmer: einige berichten, sie glaubten zuvor schon, was es damit auf sich hat. Nun aber wissen sie überhaupt nicht mehr, woran sie sind. Ich denke, ich bemühe mich schon einmal um einen Platz in der Psychiatrie. Habe ich mich selbst jetzt in eine Lage manövriert, in der ein Gustl Mollath lange Zeit sein Leben fristete?

Es war der Fehler meiner Bedeutungslehre, dass ich sie trotz des Wissens um die Tabuisierungstechniken etablierter Wissenschaft präsentierte. Ich hätte von Anfang an, den hier ge-

wählten Weg über die Nischenforschung begehen sollen, versteckt in scheinbar andersartigen Elaboraten, die bestenfalls im Nachhinein als Beiträge zum Thema erkannt werden können. Ob der Beitrag anbei so etwas leistet, weiß ich nicht. Ich denke aber, er ist den Versuch wert.

Fakten aus der Sicht der Fiktionsphilosophie

Eine Weiterentwicklung von Ansätzen bei Otto Friedrich Gruppe, Friedrich Albert Lange und Hans Vaihinger, einer „vergessener" als der andere[1]

„Jedes Faktum ist schon Theorie", lernte man früher im Philosophiestudium unter Berufung auf viele Autoritäten. Seit Kant ist das sogar ein Gemeinplatz, obwohl man feststellen muss, dass schon seine unmittelbaren Nachfolger den Sinn offenbar nicht richtig verstanden. Dabei war schon Kants Zeitgenosse und Briefpartner Lambert auf dem Weg, Kants Kritik an der Erkennbarkeit des „**Dings an sich**" über diesen hinaus so weit zu treiben, dass man die Dichotomie zwischen Fakten und Fiktionen hinterfragte. Die Angst, diese Kritik zu weit zu treiben, kannte sogar noch Vaihinger, der allgemein als Begründer der Fiktionsphilosophie gilt.

Die **Ausgangsfrage** sei hier radikal gestellt: Wenn alles, was Faktum, Realität, Sein oder – kantianisch gesprochen – „Ding an sich" genannt wird, nichts als Fiktion ist, wie finden sich

1 Umzüge haben Vor- und Nachteile. Mein letzter Umzug vom März 2015 brachte es mit sich, dass ich diesen (aus einem nicht mehr rekonstruierbaren Grund ca. 2009 liegen gebliebenen und jetzt ergänzten) Text wieder fand, von dem ich nur noch vermuten kann, dass er am Ende meiner unfertigen Bedeutungslehre (http://www.gerd-simon.de/bedeutungen1.htm bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/bedeutungen.pdf) ein zusammenfassendes Kapitel bilden sollte. Ihm fehlen manche Belege. Wegen des Umzugs habe ich aber die über 500 Kartons mit Büchern noch nicht alle auspacken können, so dass ich der berechtigten Forderung nach einigen Belegen erst später nachkommen kann. – Für die technische Umsetzung des Artikels danke ich jetzt Antonie Löffler und Ulrich Schermaul. Zum Thema s.a. Simon, Gerd: Die Fiktionen in den Fakten, (http://www.gerd-simon.de/fiktionen.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/fiktionen.pdf) - Simenon, Gérard: Dieser Text ist eine Fälschung. Tübingen 1997 – Neuber, Matthias (Hg): Fiktion und Fiktionalismus. Beiträge zu Hans Vaihingers ‚Philosophie des Als Ob'. Würzburg 2014

dann Lebewesen überhaupt zurecht? Umgekehrt gefragt: Was passiert eigentlich fiktionstheoretisch, wenn ein Lebewesen sich offensichtlich nicht zurechtfindet?

Dazu gibt es eine Fülle von Unterfragen, z.B.

- Was läuft ab, wenn ein Massenmörder oder gar ein Schreibtischtäter wie Reinhard **Heydrich** zum Helden erklärt wird, sich also unter den damaligen Verhältnissen aus seiner Sicht blendend zurechtfindet?[1]
- Was geschieht, wenn jemand aus der Sicht der Mehrheit sich nicht zurechtfindet, z.B. in Hunger und Elend oder gar im KZ lebt und schließlich wie Arno **Nadel** sogar umkommt, von ihm aber großartige Kunst oder gar die Lösung zentraler gesellschaftlicher Probleme überliefert ist, die vielen in der Welt in Zukunft hilft, sich besser zurechtzufinden?
- Was ist los mit den Vorgängen, die bei Gebildeten zu dem führen, was man „**Allgemeinwissen**“ genannt hat, nachdem alle Welt z.B. den Namen Reinhard Heydrich kennt, nicht aber den Namen Arno Nadel.

Die meisten Unterfragen bewegen sich zwischen diesen Extremen. Ich übergehe hier die in der Geschichte seit Kant gegebenen Antworten auf solche Fragen und präsentiere hier nur Gedankengänge, die ich aus den Ansätzen bei Gruppe, Lange und Vaihinger entwickelt habe.

Was ich hier von diesen Ausgangsfragen aus in Angriff nehme, stellt sich äußerlich als Konglomerat vorhandener Ansätze dar, ist aber mehr als eine eklektische Vereinheitlichung gegensätzlicher Standpunkte, wie sie in den 60er Jahren des 20. Jh. im sogenannten „Positivismusstreit“ (Stichworte: Korrespondenz- versus Konsenstheorie) aufeinanderprallten. Wenn man tiefer in die Geschichte zurückgehen will, stellt das einen Versuch dar, so etwas wie

1 Genauer: was Heydrich betrifft, bis kurz vor seiner Ermordung

Nominalismus und Realismus (bzw. Empirismus) oder auch Platon und Aristoteles zu vereinbaren. Es handelt sich also weder um etwas Neues noch um einen dritten Weg. Im Vordergrund stehen die Fragen: Wie lassen sich die Aporien dieser Denkrichtungen vermeiden, wie kommt man über Bemühungen hinaus, das Denken in Erkenntniskritik zu erschöpfen oder vor lauter Praxisorientierung in gedankenlose Realitätsgläubigkeit zu verfallen und in der Folge unkontrolliert zu verallgemeinern, praktisch den Mund zu voll zu nehmen? Offensichtlich genügt es nicht, Theorien vom Kopf auf die Füße zu stellen (Karl Marx). Wer das Gegenteil von etwas Falschem tut, hat keineswegs eine Garantie, dass er auf dem richtigen Weg ist, ist eher weitgehend noch gefangen in falschem Denken, steht meistens auf dem Boden einer falschen Fragestellung.

Noch einen Hinweis vorweg: Was ich im Folgenden wie ein Faktum präsentiere, lese man bitte unter „**Als-ob-Vorbehalt**“, d.h. es ist leichter verständlich, wenn man nicht in jedem Satz betonen muss, dass das fiktionstheoretisch reflektiert ist und eigentlich komplizierter zu formulieren wäre. Man lese das also nicht mit der Prämisse, dass in einem Satz, Absatz oder Kapitel schon der ganze Text enthalten, dass in ihnen schon die zentrale Aussage verborgen sei, dass in ihnen nichts stecke, was gegen Ende des Textes revidiert werden müsse. Vaihinger geht in seiner „Philosophie des Als-ob“ aus von der Frage:

> „Wie kommt es, dass wir mit bewusst falschen Vorstellungen doch Richtiges erreichen?“

Der Satz wurde bis in die Gegenwart missverstanden, weil man fälschlicherweise unterstellte, dass Vaihinger den Text nicht im Laufe der Argumentation revidieren würde, dass er zB die Dichotomie ‚wahr – falsch‘ nicht hinterfragen würde.

Nur nebenbei: Revisionsbereite Texte haben nichts mit Revisionismus zu tun. Sie sind sogar mit „-Ismen“ aller Art unvereinbar. Das gilt auch für den Fiktionalismus, obwohl wir den Fiktionsgedanken ziemlich radikal ver-

stehen. Ich bin ein entschiedener Verfechter des „prozessualen Publizierens“ (http://www.gerd-simon.de/Prozessules%20Publizieren20191108.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/publizieren.pdf). Man lese, wie ein gesundes Kind lernt, indem Vorkenntnisse nicht nur ergänzt, sondern vor allem revidiert werden. Der Autor hat durchaus die Aufgabe, Leser in Irrwege zu geleiten, über die man erst zu der Erkenntnis kommt, was an der Kernaussage dran ist.

Lehre heißt nicht primär Mitteilen von „Wahrheiten“, von Endergebnissen und vollendet Vorgefertigtem, sondern Hineinnehmen in einen Erkenntnisprozess und in der Folge in ein Weiterdenken über einen Wissensstand, natürlich auch über den des Lehrenden hinaus. Allgemein: Was am Falschen falsch ist, erfährt man erst, wenn man es probeweise für wahr hält. Über diese Umstellung des Lernens vom bloßen Übernehmen angeblicher Wahrheiten zum Ausprobieren kommt man erst zum Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten und damit auch weg von simplen Alternativen wie: Wenn es die absolute Wahrheit nicht gibt, dann ist alles erlaubt, dann bleibt nur das Recht des Stärkeren. Erst nach dieser Umstellung weiß man zu schätzen, wieviel mehr wert eine vielfach ausprobierte Erkenntnis gegenüber Ewig-Gültigem ist.

Probieren geht über Extemporieren. Probieren lassen geht über Instruieren. Allerdings funktioniert Probieren nicht, ohne sich zumindest zwischendurch, manchmal sogar über längere Zeit bei Instruiertem oder auch Instruierbarem zu beruhigen, anders formuliert: so zu tun, als ob es eine unumstößliche Wahrheit sei. Erkenntnistheoretisch kommen wir nicht über solche Als-ob-Wahrheiten bzw. **Erkenntnisse auf Probe** hinaus. Zugleich eröffnen Erkenntnisse auf Probe aber praktisches Handeln, das die Einzelnen, aber auch Gemeinschaften in einem bestimmten Zusammenhang und in konkreten Verhältnissen sich zurechtfinden lässt. Es scheint mir an diesem Punkte angebracht, die Entstehung der (diesem Erkennen und praktischen Handeln zugrunde liegenden) Fertigkeiten wenigstens ansatzweise zu rekonstruieren.

Es sind nicht nur unsere **Sinne**, die uns helfen, uns in der Welt zurechtzufinden. Ohne sie haben wir allerdings nicht nur Schwierigkeiten mit der Orientierung, sondern ohne sie kann man davon ausgehen, dass es von einem frühen Entwicklungsstadium an kein Leben gäbe, dass die Evolution also in den Anfängen stecken geblieben wäre oder aber einen völlig andren Weg eingeschlagen hätte, der im Übrigen vermutlich ziemlich jenseits dessen liegt, was menschliche Fantasie sich ausdenken kann. So sinnvoll es sein mag, die Sinne einzeln zu studieren, so sehr ist zu betonen, dass von einem frühen Entwicklungsstadium an erst ihr **Zusammenspiel** die Orientierung einigermaßen garantiert. D.h., die Informationen, die die Sinne über verschiedene Kanäle (z.B. Seh-, Hör-, Riech-, Tastorgane, Nerven) wahrnehmen, müssen miteinander vereinbar sein, damit sie Handeln ermöglichen, das ein Lebewesen überleben lässt. Wir werden sehen, dass im Laufe der Evolution das **Prinzip der Vereinbarkeit** sich nicht nur auf die Sinne beschränkt. Es spricht vieles dafür, dass es vor allem die Nerven sind, deren Speicher- und Vernetzungsfähigkeit so etwas sie Vereinbarkeitsprüfung möglich machen. Wo die Sinne nicht zusammenstimmen, sind an die Nerven größere Anforderungen gestellt. Sie bedürfen der Fähigkeit, Prioritäten zu setzen. Sie müssen also Bedeutungsentscheidungen treffen. Lebewesen, die nur über automatische Auslösemechanismen (**AAM**) verfügen, können die Kriterien, nach denen sie Entscheidungen treffen, nur durch Vererbung, genauer: über Mutationen der Gene, verändern. Es spricht vieles dafür, dass diese Veränderungsmöglichkeit in reiner Form schon früh durch rudimentäre Ansätze von Probehandeln ergänzt wurde, Basis und Ausgangspunkt für die Entwicklung von erlernbaren Auslösemechanismen (**EAM**). Wie das Beispiel der Qualle oder gar der Krake und ihrer Verwandten nahe legt, ist dazu nicht unbedingt die Entwicklung eines Zentralorgans innerhalb des Nervensystems nötig. Wie Informationen ohne Zentralorgan sinnvolle Entscheidungen herbeiführen können, lässt sich durch komplexe Computersysteme simulieren. Die Evolution zum Menschen hin war allerdings die über Nervenknoten und Zentralorgane.

Mit der Entwicklung der **Lern- bzw. Revisionsfähigkeit** mitten in der Evolution der vormenschlichen Lebewesen lassen sich auch die Kriterien der Vereinbarkeit von Informationen für Einzellebewesen im Laufe ihres Lebens ändern, also nicht nur über die Gene. So sehr die AAM über weite Strecken sogar im Leben der Menschen eine Rolle spielen, Basis für die Weiterentwicklung, die zum Menschen führte, sind die EAM, vor allem die Entwicklung von Zentralorganen, und damit die Überführbarkeit von erlernten Entscheidungsregeln und Vereinbarkeitskriterien in andere, durchaus im Grenzfall auch gegensätzliche. Für das, wie diese Überführbarkeit vor sich gehen könnte, hat den mathematisch geschulten Denkern erstmals die Kybernetik Norbert Wieners mit ihren Regelkreisen ein überzeugendes Modell geliefert.

Die Lern- bzw. Revisionsfähigkeit von Lebewesen, selbst von Menschen wird nach wie vor sogar von Neurologen (wie Gerhard Roth) geleugnet oder geringgeschätzt. Sie tendieren – philosophiegeschichtlich zugespitzt – zum Determinismus, sind gefangen in der Kausalitätsfiktion bzw. in der Wenn-dann-Logik. Das hängt auch damit zusammen, dass bisher die Vereinbarkeit letzterer mit Vaihingers Als-ob-Logik nicht schlüssig nachgewiesen werden konnte, die Vereinbarkeit, die bereits Kant in seinen Ausführungen über Kausalität und Freiheit angedeutet hat. Dieser Nachweis scheint mir wichtiger als die Entwicklung einer mathematisch exakten Weltformel, wie sie insbesondere theoretische Physiker (wie mein Lehrer Carl Friedrich von Weizsäcker) im Auge haben. Umso bedauerlicher ist, dass man hier bis heute nicht über Vaihinger hinausgekommen zu sein scheint.

Die Evolution ist bekanntlich nicht bei den EAM stehen geblieben. Möglicherweise sogar gleichzeitig eröffnet die Fähigkeit, von Artgenossen Erlerntes zu imitieren, dann zu verarbeiten, sich „anzueignen“, neue Wege, sich zurechtzufinden. Diese münden in dem, was wir als

Kommunikation bezeichnen, was lange Zeit keineswegs identisch war mit dem, was wir Sprache nennen, die – wie die Delphine und ihre Verwandten zeigen – übrigens auch nicht die einzige, vielleicht nicht einmal die zukunftsweisendere Art von Kommunikation war, die die Evolution hervorbrachte.

Das kommunikative Phänomen, das spezifisch ist für weiter entwickelte Lebewesen wie den Menschen oder die Delphine, ist die **Syntax**. Wir wissen leider nichts Sicheres über den Ursprung der menschlichen Sprache. Aber die Spekulation ist sicher nicht ganz abwegig, dass es nicht zufällig ist, dass die meisten Sprachursprungsforscher die Entstehung der Sprache mehr als 50.000 Jahre zurückverlegen in eine Zeit, in die die ersten zusammengesetzten Werkzeuge zu Beginn des Jungpaläolithikums datiert zu werden pflegen. Rezente Völker, die also bis heute unter so günstigen Bedingungen lebten, dass sie Erlerntes in Richtung Zusammensetzung nicht sonderlich weiterentwickeln mussten – wir nennen sie gewöhnlich Jäger- und Sammlervölker – kennzeichnen Ethnologen durchweg durch den Begriff der „**Magie**“. Wenn man dem Wort „Magie“ alle abfälligen Konnotationen nimmt, in sie nicht spätere Phänomene wie Religiosität hineinprojiziert, aber alles beibehält, was Richtung Fasziniert- bis hin zu Gefangen-Sein durch ein bestimmtes Denken und Handeln geht, dann halte ich diesen Begriff für durchaus geeignet, Entwicklungsstadien in der Geschichte der Menschheit zu beschreiben. Die Magie der **Jäger- und Sammler**völker sehe ich entsprechend im Banne einer **Zusammensetzungsmagie**. Syntax heißt ins Deutsche übersetzt, nichts anderes als Zusammensetzung. Ein Satz ist das Ergebnis der Zusammensetzung von Morphemen, Wörtern und Satzteilen, die ihrerseits zusammengesetzt sind aus Phonemen (Sprachlauten). Es dürfte nicht sonderlich schwer fallen, diese Art von Zusammensetzung in Analogie zu der Zusammensetzung einer Axt aus hölzernem Schaft, Bast und Faustkeil zu sehen. Ich glaube jedenfalls, dass ich mit dem Begriff der Zusammensetzung ein zentrales Merkmal dieser Völker gefun-

den habe. Natürlich spielt das Merkmal der Zusammensetzung auch in späteren Weiterentwicklungen von Gesellschaftsformen eine zumindest basale Rolle.

In **Bauern**gesellschaften, wie sie – archäologischen Funden zufolge – spätestens seit über 10.000 Jahren begegnen – kommt allerdings ein Merkmal hinzu, das die Jäger- und Sammlervölker nicht oder nur nebenbei kennen: der Anbau von Pflanzen und das Züchten von Tieren. Beides setzt ein zuvor nicht oder nur wenig bekanntes, bestenfalls erahntes Wissen über den Zusammenhang von Saat und Ernte bzw. von Zeugung und Geburt voraus. Ein anderes typisches Merkmal von Bauerngesellschaften ist die Sesshaftigkeit. Da diese allerdings bereits bestimmten Arten von Jäger- und Sammlervölkern bekannt war wie den Fischern, sehe ich dieses Phänomen zwar als Vorbedingung, aber nicht in diesem Maße als unterscheidungsrelevant an. Im Mittelpunkt der Bauerngesellschaften steht für mich v.a. die Zucht. Da wir im Deutschen auch von Pflanzenzucht reden können, wähle ich diesen Begriff als Zentralbegriff und behandle ihn mangels Alternative als Oberbegriff, der also auch den Pflanzenanbau umfasst.[1] Ich spreche darum hinfort von „**Züchtungsmagie**“, wenn es um die Zentralmerkmale von Bauerngesellschaften geht.

In **Händlergesellschaften** wie sie sich spätestens -500 vor allem an den Küsten des Mittelmeeres bei Völkern im Vorderen Orient und im Südosten Europas herausbilden, kommt ein weiteres Merkmal hinzu, das bei Jäger- und Sammlervölkern, aber auch in Bauerngesellschaften nur am Rande vorzukommen pflegte: Die Notwendigkeit, den Handel auf den Märkten zu vereinfachen und die Vergleichbarkeit der Waren zu verbessern, führt zur Herstellung eines

[1] Eine mögliche Alternative wäre der Begriff „Bau“. Allerdings wird dieser Begriff für so vieles in Anspruch genommen, was nicht in engem Zusammenhang mit Pflanzenanbau oder gar Tierzucht steht, so dass ich ihn jedenfalls nicht prioritär benutzen möchte.

eigenen Produktes, eines Zahlungsmittels, zum **Geld**. Die ersten nachweisbaren Münzen werden vor -500 in Griechenland datiert. Sie sind ein Produkt des Handels auf dem Markt, aber wie bereits Sohn-Rethel[1] herausgearbeitet und vor allem Johannes Sobetzko[2] vertieft hat, inzwischen Symbole, die nach und nach alle Wirklichkeitsbereiche und alle Regionen der Welt prägen und dominieren. Sie sind zentrale Symbole des Vergleichs. Der Vergleich beherrscht seit der Antike nicht nur die Märkte, sondern ist auch die vorherrschende Denk- und Handlungsart, die nahezu alles durchdringt und der sich kaum irgendetwas entziehen kann. Die Wissenschaft z.B. (nicht nur Mathematik und Logik[3]) ist durch nichts so sehr zu kennzeichnen wie durch das Gleichheitszeichen. Wir beruhigen uns in der Wissenschaft sehr schnell, wenn wir etwas Unbekanntes durch Gleichheitszeichen mit etwas Bekanntem und Vertrautem in Verbindung bringen können. Es besteht kaum ein Zweifel, dass wir uns im Banne einer **Vergleichsmagie** befinden. Die Zusammensetzungsmagie der Jäger und Sammler, aber auch die Züchtungsmagie der Bauern ist uns auch in der Gegenwart keineswegs fremd. Es gibt sogar nach wie vor ganze Völker, in denen die Vergleichsmagie nur eine untergeordnete Rolle spielt. Aber weltweit erfasst die Vergleichsmagie immer mehr Wirklichkeitsbereiche und Regionen. Was von ihr noch „verschont“ geblieben ist, ist lediglich geduldet, wenn nicht in absehbarer Zeit fällig, von dieser Magie erfasst zu werden. Diese Vergleichsmagie in einer wissenschaftlich haltbaren Letztbegründung zu verankern, halte ich im übrigen für einen Versuch, über deren Willkür hinwegzutäuschen.

Man mag diese Entwicklung der Menschheit von der Zusammensetzungs- über die Züchtungs- zur Vergleichsmagie kritisch oder negativ sehen und bedauern. Ob diese ein **Fortschritt** war, ist umstritten. Entsprechend gibt es Klagen seit der Antike, vermehrt seit dem

1 Geistige und körperliche Arbei**t.** Zur Theorie d. gesellschaftlichen Synthesis. Ffm 1971 u.ö.
2 Sprache ohne Herrschaft? Gesellschaftliche Entfaltung der Grammatik als strukturelle Gewalt. Ffm 1984 (Da der Text vergriffen ist: bei mir kann ein Digitalisat kostenlos erworben werden)
3 Schon Wittgenstein beobachtete und fand es bedenkenswert, dass selbst in diesen Fächern Ungleichungen eine merkwürdig untergeordnete Rolle spielen.

Aufkommen des Kapitals im Oberitalien des Spätmittelalters, die in der Furcht gipfeln, dass alles, auch der Mensch, auch die oder der Geliebte, zur Ware wird, anders formuliert: zum Vergleichsobjekt. Vor allem Klaus Holzkamp[1] hat herausgearbeitet, wie sehr so etwas Intimes wie die Liebe heute durch den Vergleich dominiert wird.

Man verkennt allerdings meistens, dass in dieser Entwicklung auch Möglichkeiten stecken, die es sich lohnen zu verstärken. Erst die Vergleichsmagie ermöglichte so etwas wie **systematisch kritisches Denken.** Nur sie verfeinerte den Streit als Vorform der Waffengewalt bzw. der Fehde und des Krieges zum sachbezogenen **Dialog** unter lern- und revisionsbereiten Partnern. Schon früh, wenn auch bis heute defizient und dringend verbesserungsbedürftig entsteht im Schatten des Geldes die **Demokratie**. Die Bauerngesellschaften entwickelten sich konsequent durch Übertragung der Züchtungsmagie von Pflanzen und Tieren, zuerst auf andere Völker, später auch auf das eigene Volk, zur Sklavenhaltergesellschaft, abgesichert durch Ideologien der Vertröstung auf ein Jenseits, wie sie v.a. Religionen verheißen. Die antike Demokratie kann in den Fängen der Sklavenhaltung kaum atmen und geht immer häufiger in dieser unter. Die Entwicklung vom Sklaven über den Leibeigenen hin zum Arbeiter deutet aber zumindest an, dass wir ein kleines Stück zu besseren Verhältnissen unterwegs sind. So sehr wir uns noch in den Fängen insbesondere der Züchtungsmagie bewegen, Fortschritte in Richtung positive Veränderung der Welt sind nur durch radikale Kritik zu erwarten. Kritik und lernbereite Dialoge und in deren Folge Logik, Toleranz und Transparenz scheinen mir der einzige sichtbare Vorschein einer positiveren Zukunft zu sein. Die Werte gegeneinander auszuspielen, war einer der zentralen Fehler der Denker nach Vaihinger.

1 Holzkamp, Klaus: Sinnliche Erkenntnis. Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Ffm 1973 u.ö.

In Dialogen bringen die Partner ihre unterschiedlichen Informationen ein. Diese Informationen verdanken sich anderen Dialogen und – jedenfalls manchmal – dem logischen Denken, aber vor allem der Verarbeitung von Informationen aus der menschlichen **Denkgeschichte**. Letztere sind meistens eingebettet in Traditionen. Solche Traditionen neigen dazu, sich abzugrenzen gegenüber Informationen aus anderen Traditionen. Entsprechend ist das Problem in diesen Dialogen in der Regel nicht so sehr, was jenseits der Grenze zwischen Erkennbarem als >Ding an sich< liegt bzw. wie wir mit Fakten umgehen, ob wir sie als real oder grundsätzlich als für immer oder überall nicht erkennbar behandeln. Das größere Problem ist die Grenze, die wir zu fremden Traditionen ziehen. Wir behandeln das, was fremd ist, als jenseits der Grenze des Diskutierbaren liegend, gleichsam als >Ding an sich<. Wir ignorieren dieses Jenseits, stigmatisieren und bekämpfen analog, was die Einsicht verbreitet, dass man von allgemeingültigen, immer und überall geltenden Wahrheiten nur ausgehen kann, wenn und so lange man sie als Fiktion behandelt.

Wenn alle Evolutionsstufen, also

1. Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Tasten etc.),
2. Erlerntes (v.a. Gespeichertes, aber auch Verarbeitetes),
3. Kommuniziertes,
4. Zusammengesetztes,
5. Gezüchtetes und
6. Verglichenes (v.a. Geld, Kritik, Dialog, Logik, Denkgeschichte)

zusammenstimmen bzw. **vereinbar** sind, tun wir gut daran, Ergebnisse so zu behandeln, als ob es sich hier um Fakten handelt. Wenn etwas nicht ganz zusammenstimmt, also z.B. nur die Mehrheit der Informationsarten zusammenstimmen bzw. vereinbar sind, wären umfangreiche u.U. langwierige Revisions- und Probehandlungen angesagt, in denen auch die Prinzipien der

Informationsgewinnung in Frage zu stellen wären, vor allem für Neues zusätzlich Frühwarnsysteme zu entwickeln. Wo nur wenig oder gar nichts zusammenstimmt, wäre es zumindest fahrlässig, von Fakten zu sprechen bzw. etwas als Faktum zu behandeln. Aber ohne Risiken auf Zeit einzugehen, dürfte Erkenntnis ohnehin nicht auskommen. Es spricht nichts dagegen, zur Ermittlung von Fakten die via negationis einzuschlagen, wie Poppers Falsifikationsmethode es beschreibt.[1] Außerdem bringt es wenig etwas nur zu verwerfen, weil es Widersprüche aufweist. Es empfiehlt sich, Widersprüche so lange wie möglich auszuhalten. O-Ton Vaihinger:

> „Unser Denken gibt uns keine Wahrheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit, nur Widersprüche, Antinomieen und antithetische Probleme, die unlösbar sind. Wir haben nichts Absolutes; ja >Wirklichkeit< selbst ist nur ein Relationsbegriff.“[2]

In diesem Begriff von Faktum ist das **Als-Ob** wichtig. Wo dem Begriff des Faktums die mit dem Als-Ob gewonnene Revidierbarkeit fehlt, wo also von Ewiggültigem (Wahrheiten oder auch Gesetzen) die Rede ist, hat man aus fiktionstheoretischer Sicht einen Begriff von Fakten, der den Mund zu voll nimmt. Das Streben nach ewigen Wahrheiten nimmt das Verdikt Kants über die Erkennbarkeit des „Dings an sich“, des „Sprungs ins Jenseits,“ wie man das bildlich nannte, nicht ernst, d.h. über die Behandlung von Phänomenen, die jenseits dessen liegen, was durch unsere Sinne erkannt bzw. durch Experimente oder durch Dialoge usw. ermittelbar ist. Theorien über Ewiggültiges mögen als vorübergehende Orientierungen in der Entwicklung von Menschen oder aktuell als Wahrheiten auf Probe eine Rolle spielen, können aber nur als Spekulation, nicht einmal als für alle Menschen nützlich akzeptiert werden, erst recht natürlich nicht als verbindlich. Die seit Vaihinger endgültig verabschiedeten ewigen Wahrheiten

[1] Karl R. Popper: Logik der Forschung. Wien 1935, Tübingen 1966² u.ö. – Popper geht – wenn ich recht sehe – auf Vaihinger explizit nicht ein. Es ist aber naheliegend, den Falsifikationsbegriff bei ihm mit dem Fälschungsbegriff bei Vaihinger zusammenzusehen.
[2] Vaihinger, Hans: Hartmann, Dühring und Lange. Zur Geschichte der deutschen Philosophie im XIX. Jahrhundert. Ein kritischer Essay. Iserlohn 1876, 68 – s.a. ebd S. 222: Die Kantische Skepsis sei zu der Einsicht gelangt, „dass unser Denken sich in natürlichen Widersprüchen bewege…“

sind entsprechend als Als-Ob-Wahrheiten zu behandeln. Sie machen umfangreiche Tests zur Überprüfung der Vergleichbarkeit der Informationsarten nicht nur einmalig, sondern mehrfach und wiederholt notwendig. Wer dabei den Dialog unter Experten (Habermas) für so entscheidend hält, dass er andere Arten von Informationsgewinnung für unwichtig erklärt, verhält sich ähnlich fundamentalistisch, wie der, der wie etwa Popper tendenziell diesen Dialog für überflüssig oder marginal hält. Experten, die in einer Sache die Vereinbarkeit der oben genannten Informationsarten überprüft haben, sind besser gerüstet für Dialoge als bloße Theoretiker. Der Dialog ist dabei, wenn auch unentbehrlich, das Problematischste an der Faktenermittlung. Da man es hier eher selten mit idealen Experten zu tun hat, häufig genug sogar mit wissenschaftsfremden Motiven (Ehrgeiz, Neid oder Verpflichtungen auf außerwissenschaftliche Phänomene wie Religion, Politik oder Wirtschaft) und mit unangenehmen Wirkungen (zumindest mit Lahmlegungen), lässt sich auf dieser Ebene kaum – wie sonst in der Forschungspraxis nahezu unabdingbar – auf Konzessionen, Mehrheitsentscheidungen etc. verzichten.

Vereinbarkeit mag als erklärungsschwächer gelten als Wahrheit. Ich sehe in diesem Begriff aber die Eröffnung neuer Denk- und Handlungsmöglichkeiten, die nicht zuletzt toleranter sind. Problematischer könnte sie werden, wenn neue Zeiten anbrechen, in denen die Vergleichsmagie durch eine andere (auf den bisherigen Magiearten aufbauende) Magie abgelöst wird. Vorerst besteht aber kein Anlass, in nächster Zeit mit einem derartig neuen Evolutionsschritt zu rechnen. Alle Theorien, die sich bisher als solchen ausgaben, erwiesen sich schnell als Rückschritt meist in längst überwundene Zeiten. Die Vergleichsmagie befindet sich umgekehrt offenkundig noch viel zu sehr in den Fängen von Kategorien der Züchtungsmagie, insbesondere des Machtdenkens. Solange nicht sonderlich problematisiert wird, dass derjeni-

ge, der Geld hat, auch die Macht haben sollte, befinden wir uns noch in Zeiten des Übergangs von der Züchtungsmagie zur Vergleichsmagie.

P.S. okay. Der Leser weiß inzwischen, dass ich dazu neige, Wichtiges in P.S. und anderen Marginalien zu verstecken. Das Folgende ist aber noch wichtiger: Die Gegenwart feiert mit einigem Recht auch heute noch Albert Einstein, Max Planck, Madame Curie und andere Physiker und Physikerinnen. Ich halte es wie Vaihinger mehr mit Darwin und seinem wichtigsten Vorgänger Herder. Ich bilde mir ein, sie mit meiner Bedeutungstheorie auf den Punkt und ein Stück weiter gebracht zu haben. Ich bin jedenfalls überzeugt, die Zukunft liegt nicht in der Physik, so sehr mich die Stringtheorie fasziniert, sondern in der Evolutionsforschung. Es ist übrigens kein Zufall, dass weder Herder noch Darwin noch Vaihinger (dieser stand nicht einmal zur Debatte als der Philosoph Rudolf Eucken den Nobelpreis erhielt) jemals geehrt wurden wie Einstein, Planck oder Curie. Ehrungen und Preise führen die Menschheit notorisch in die Irre. Es wird Zeit, dass man den Menschen lehrt, auf das zu achten, was wirklich weiter bringt. Und das ist eher in einer Nische zu finden als auf der Spitze eines Berggipfels.

.

Es ist ein alter Trick, sein Wichtigstes = seine Herzensangelegenheit den Mitmenschen als Selbstverständlichkeit zu präsentieren. Philosophisch und auch sonst heißt es allerdings Obacht

Selbstverständlichkeiten

Selbstverständlichkeiten sind dazu da, hinterfragt zu werden. Wissenschaftler, selbst Philosophen, kommentieren das leichtfertig: Aber das ist doch eine Selbstverständlichkeit! Muss man solche Kommentare davon ausnehmen? Gibt es (Hinter-)Fragen, die man nicht hinterfragen darf? Ist es nicht verständlich, wenn viele oder gar alle, aus dem horror viae ad infinitum, der Angst auf die Bahn ins Bodenlose zu geraten, der Versuchung nicht widerstehen, irgendwo einen Pflock zu schlagen vom Typ ‚bis hierhin und nicht weiter'? Verständlich oder selbstverständlich? Die Ursünde beginnt auch, wo man solche Fragen wie einen Pflock dem Rest der Menschheit oder auch nur seinem Lebenspartner als Selbstverständlichkeit vorschreibt.

Das Gleichheitszeichen = Symbol der europäischen Kultur

*Was ich hier meistens (selbst)ironisch thematisiere, dass wir, zumindest die Europäer, in der Vergleichsmagie gefangen sind, führte auch mich zu der Erkenntnis, dass alle Kritik an ihr nur mit den Methoden des Vergleichs möglich ist. Also gewinne ich ihr so viel Positives ab, wie mir momentan dieser Rahmen gestattet, auch wenn mir in diesem Opus, was Geschichte von Literatur und Wissenschaft angeht, Unvergleichliches gelungen sein sollte. Dem Spruch Luthers entsprechend (*pecca fortiter = *sündige tapfer drauf los) habe ich die meisten wissenschaftlich exakten Vergleichsmethoden durchweg respektiert. Mehr noch: Ich habe mich schon früh daran beteiligt, mathematisch exakte Vergleichsmethoden zu entwickeln.*

Für Mathematiker mag der folgende Text leicht verständlich erscheinen. In der Tat habe ich mich im Vergleich zu anderen Texten nicht nur um Kürze, sondern auch um Verständlichkeit bemüht. Aber für alle, die Mathematik wie des Teufels Großmutter scheuen, werden meine Bemühungen trotzdem ziemlich schwer verdaulich ausgefallen sein. Da ich ihn hier nur zur Illustration anführe, dass ich mich nicht nur der Vergleichsmagie unterziehe, sondern sogar an ihrer Exaktifizierung gearbeitet habe, habe ich nichts dagegen, wenn Leser, die nicht an der Überprüfung meiner Behauptung interessiert sind, dieses Kapitel überspringen.

Ein Ähnlichkeitsmaß

Das Ähnlichkeitsmaß, von dem hier die Rede sein soll, habe ich unter der Bezeichnung >Divergenz< (‚Unterschiedenheit') erstmals in einem Vortrag („Textkritik und datenverarbeitende Maschine") am 19. Dezember 1969 auf einer Veranstaltung des >Instituts für Kommunikation und Phonetik< (IPK) und des >Germanistischen Seminars< der Universität Bonn vorgestellt. Wie mir der Leiter des IPK, Gerold Ungeheuer, später mündlich mitteilte, wurde es an seinem Institut alsbald auf Spracherkennungsprobleme zugeschnitten. Ich selbst lieferte 1970 im Anhang meiner Dissertation[1] die mathematische Ableitung. Ein Verfahren, das ich für den Sonderfall der Kontamination entwickelte, stellte ich am 18. Juni 1971 in einem Vortrag auf einer Tagung im >Institut für Deutsche Sprache< (IDS) vor. Dieser Vortrag wurde 1978 – leicht überarbeitet – in einem Sammelband über die > Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte< abgedruckt.[2]

Mir war damals und ist im übrigen auch heute nicht wichtig, ob das grundlegende Maß der Ähnlichkeit bzw. der Divergenz schon zuvor von anderen entdeckt bzw. entwickelt wurde. Forschungen kommen nicht selten unabhängig zum gleichen Ergebnis. Der Erstentdeckungs-anspruch ist nur da von Bedeutung, wo jemand sich dafür gepriesen oder ausgezeichnet wissen will – was mir nur da relevant gewesen wäre, wo eine Aussicht auf Forschungsgelder für zukünftige Studien bestand – oder wo ein Plagiatsverdacht besteht. In diesen Verdacht hat mich bisher niemand gebracht und andere in diesen zu bringen, hätte mir nur Zeitverlust bedeutet. Das Maß habe ich in einer einfachen mathematischen Formel zusammengefasst:

$$\delta = 1-(1-{}^{L}/_{N})^{1/i} \; ; \quad i \geq 2$$

[1] Die erste deutsche Fastnachtsspieltradition. Zur Überlieferung, Textkritik und Chronologie der Nürnberger Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts (mit kurzen Einführungen in Verfahren der quantitativen Linguistik). Lübeck, Hamburg: Matthiesen. 1970 (= Germanistische Studien 240)

[2] Simon, Gerd: Zur Theorie der Kontamination: in: Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte. Beiträge zum Symposion Mannheim 11./12. Juni 1971 (Hg. v. W. LENDERS und H. MOSER). Berlin: Erich Schmidt. 1978, S. 108-116 – vgl. a. Ders.: Der sprachstatistische Nachweis der Ergodizität von Textelementen - am Beispiel der Lesartenverteilung von Wolframs "Willehalm" und Hartmanns "Iwein". *Zeitschrift für deutsche Philologie* 90, 3. 1971, 377-394 + 91, 3, 1972, 407-9

Dabei bedeutet **δ** die Divergenz oder Ähnlichkeit von zwei und mehr Gesamtheiten, **L** die Anzahl der verschiedenen Elemente in diesen Gesamtheiten, **N** die Anzahl aller Elemente in diesen und **i** die Zahl der Gesamtheiten.

Ich habe diese Formel seinerzeit in einem relativ harmlosen Forschungsgebiet der Philologie, genauer der Textkritik, angewandt und damit versucht, die Qualität der Überlieferung eines Textes zu bestimmen. Wenn ich mich nicht täusche, wurde sie in der Textkritik nie aufgegriffen. Unter den gut zwei Dutzend Rezensionen, die meine Dissertation erfuhr, hielt nur eine einzige das Niveau meiner Ausflüge in die Mathematik für erwähnenswert und ihr Verfasser war nach Auskunft des Herausgebers der Zeitschrift, in der die Rezension erschien, ein amerikanischer Mathematiker. Ich habe diesen übrigens seinerzeit angeschrieben, aber nie einen Antwort erhalten.

Da es sich um ein allgemeines Vergleichsmaß handelt und ich schon in meinem 1956 begonnenen Philosophiestudium lernte, dass wissenschaftliche Forschung allem voran Vergleichen hieß, also Gemeinsamkeiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede feststellen und möglichst exaktifizieren, war mir auch sofort klar, dass sich die Formel sogar einfacher als in den Philologien in anderen Disziplinen anwenden ließ, zumindest in solchen, die so weit gediehen waren, dass in ihnen ein System von klar voneinander verschiedenen Elementen ausgemacht war.

Dass das sogar in den Sprachwissenschaften nicht so einfach war, vermittelte mir mein Studium vor allem des linguistischen Strukturalismus. Das sei hier wenigstens andeutungsweise ausgeführt. Es gibt Bücher, die ein und denselben Text in Hunderten von Sprachen wiedergeben.[1] Will man die Verwandtschaft zwischen diesen Sprachen auf Grund dieses Textes ermitteln, kann man selbst bei alphabetischen Schriften nicht einfach die Buchstaben als Element nehmen. Denn sie entsprechen in keiner Sprache – am ehesten noch im Esperanto[2] – exakt den gesprochenen Lauten. Wie stark die Schrift von den Sprechlauten abweichen kann, erschließt sich jedem sofort, der Englisch lernt. Die Lautung ist hier von der Schrift aus nur schlecht vorhersagbar und muss gesondert erlernt werden. Eine nicht geringe Rolle spielen hier auch Morphologie, Syntax und Lexikologie.

[1] Britische und Ausländische Bibelgesellschaft: Gottes Wort in vielen Sprachen. Proben von 543 Sprachen... London. 1921.
[2] Zum Esperanto s. Simon, Gerd: Zur Diskussion von Vereinheitlichungskonzepten in der Sprachplanungsforschung am Beispiel des „Baza Esperanto." *Lingua Posniensis* XXXIV, 1991-2, 59-73 [zus. m. Manfred Sailer] http://w210.ub.uni-tuebingen.de/dbt/volltexte/2001/412/pdf/esperanto2.pdf

Schon im 19. Jahrhundert bemühte man sich um eine Lautschrift.[1] Vereinfacht findet man sie noch in den Fremdsprachenlexika im Anschluss an ein Lexem in Klammern hinzugefügt. Die Lautschrift setzt aber eine umfassende Analyse der Laute voraus. Da gab es das Riesenproblem, dass mit physikalischen Methoden, v.a. den Visible-Speech-Geräten (am bekanntesten wurden die Sonagraphen) nur Lautströme ausgemacht werden konnten, keine einzelnen Laute. Hinzu kam, dass kein Sprecher willentlich den gleichen Laut mit der gleichen Frequenz wieder so traf, wie er ihn gerade erst ausgesprochen hatte.

Es waren die Strukturalisten, die angesichts dieser höchst unübersichtlichen Situation einen Weg fanden, zu objektiven Erkenntnissen zu kommen.[2] Sie ermittelten an der Lautung distinctive features, Merkmale, die nach experimenteller Änderung zu sinnlosen oder zu Bedeutungsunterschieden führten, und umfassende Systeme dieser distinctive features, nach denen die Laute als Kombination einer begrenzten Anzahl dieser Merkmale aufgefasst werden konnten.

Um die Verwandtschaft von Sprachen ausfindig und messbar zu machen, war es der Königsweg, diese distinktiven Merkmale als Elemente zugrunde zu legen. Dabei konnten ältere Unterscheidungen, z.B. nach dem Artikulationsort (Lippen, Zähne, Rachen usw.) und der Artikulationsart (stimmhaft oder stimmlos, Explosiv- oder Reibelaute usw.) aufgegriffen und mit akustischen Merkmalen zu einem Elementesystem (Merkmalsbündeln) kombiniert werden, das auf jede Sprache anwendbar war.

Dabei ging man zumeist folgendermaßen vor:

- Auswahl einfacher verbreiteter Wörter. Ein Anfangsverdacht auf Grund ihrer Bedeutung ist nicht notwendig, aber durchaus hilfreich. Auch die Beschränkung auf KVK-Wörter[3] erweist sich als keineswegs dumm.
- Wörter, deren Laute nur in einem Merkmal systematisch, wenn nicht ausnahmslos abweichen, stehen in größerem Verwandtschaftsverdacht als gleichlautende, da letztere auf Entlehnungen beruhen können. D.h. Ähnlichkeit liefert hier stärkere Hinweise als Identität.

[1] Nach vielen Vorschlägen u.a. von dem Tübinger Linguisten Moritz Rapp kam es durch die 1886 gegründete >International Phonetic Association< zu einer ersten Kodifizierung, die im Kern noch heute weltweit gilt.
[2] Hier wäre v.a. einer der wenigen deutschen Strukturalisten zu nennen: Eberhard Zwirner. s. dazu http://www.gerd-simon.de/strukturalismus1.htm bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/strukturalismus1.htm
[3] KVK-Wörter sind Wörter mit der Struktur: Konsonant-Vokal-Konsonant

- Einzelbeispiele sind auch da nur von geringer Bedeutung, wo sie offensichtlich nicht auf Entlehnung beruhen. (Beispiel mam – ‚Brust', ‚Mutter'). Will man sicher gehen, muss es ein Fülle gleichgearteter Beispiele geben. Die Suche nach „ausnahmslosen Gesetzen" hat sich umgekehrt als unproduktiv erwiesen.

Da gerade eng verwandte Sprachen wie das Hoch- und das Niederdeutsche sich durch das unterscheiden, was man seit dem 19. Jahrhundert Lautverschiebung nannte, was faktisch aber nur den Übergang innerhalb ähnlicher Merkmalsbündel betrifft (z.B. d > t; ē > ī; p > f – d.h. ndd. dēp > nhd. tief) war es für die Grobermittlung von Verwandtschaftsbeziehungen naheliegend, ähnliche distinktive Merkmale zu Klassen zusammen zu fassen, wie das – konzentriert auf die wichtigsten Lautgruppen – folgende Vergleichsanweisung tut:

	[Anlaut]	Inlaut	[Auslaut]
KVK →	KL KD KG KN	VLH VLD VKH VKD	KL KD KG KN

Dabei gilt:

KVK → Konsonant-Vokal-Konsonant
KL → Konsonant, Labial (z.B. p, b, f)
KD → Konsonant, Dental (z.B. t, d)
KG → Konsonant, Guttural (z.B. g, k)
KN → Konsonant, Nasal[1] (n, m)

VLH → Vokal, lang, hell (z.B. ī, ē)[2]
VLD → Vokal, lang, dunkel (z.B. ā, ō, ū)
VKH → Vokal, kurz, hell (z.B. ĭ, ĕ)
VKD → Vokal, kurz, dunkel (z.B. ă, ŏ, ŭ)

Danach wären nnd. dēp und nhd. tief der Struktur KVK -> [KD] [VLH] [KL] zuzuweisen. Will man über diese Grobanalyse hinaus den Grad der Ähnlichkeit bestimmen, müsste man

[1] In manchen Sprachen sind die Übergänge zwischen Konsonant und Vokal fließend. Das betrifft v.a. nasale (n, m) und intermittierende (l, r) Laute. Man spricht dann von Halb-Vokal oder auch –konsonant.
[2] In den meisten Sprachen sind dazu auch die Diphtonge (ei, oi, au) zu rechnen. Sie verhalten sich jedenfalls wie diese.

die Einzelmerkmale der Merkmalsbündel genauer bestimmen. Dann würde sich in diesem Fall zeigen, dass ndd. dēp größere Ähnlichkeit zu engl. deep aufweist, das dīp gesprochen wird. Dieses Einzelbeispiel sollte aber nicht vorschnell zu der These verführen, dass das Niederdeutsche mit dem Englischen verwandter ist als mit dem Hochdeutschen. Dazu im Folgenden einige Hinweise.

Studien zur Geschichte von Sprachen beiseite zu lassen, mag für die systematische Analyse erstrebenswert erscheinen, verzichtet aber unnötigerweise auf Möglichkeiten der Interpretation und Erklärung. Vorinformationen wie die, dass das Englische eine Mischsprache auf Grund zahlreicher Sprachkontakte ist, wobei (kaum noch nachweisbare) Substrate durch Superstrate wie das Keltische, Lateinische, Angelsächsische und Französische seine gegenwärtige Gestalt erhielten, sollten auch bei massenhaften Belegen zu Ergebniseinschränkungen führen, z.B. dazu, dass das Niederdeutsche nur mit dem angelsächsischen Anteil am Englischen näher verwandt ist als das Hochdeutsche. Wenn die Synonyma mit in die systematische Analyse einbezogen werden, was methodisch sogar unabdingbar, wenn auch nicht leicht umzusetzen wäre, dürften auch solche Ergebnisse nicht allzu sehr abweichen. Die systematische Analyse allein könnte die plötzlichen Unterschiede bei sonstiger Ähnlichkeit aber nicht erklären.

Grundsätzlich gilt außerdem: Sprachliche Phänomene verhalten sich nicht so simpel wie etwa Tannennadeln. Sie sind Ordnungsgebilde und darum nur selten und dann auf lautlicher Ebenen zufallsverteilt, d.h. Mittelwerte und Streuungsmaße sagen hier nichts Signifikantes über sie aus[1]; weiterverarbeitet führen sie sogar zu eindeutig falschen Interpretationen. Aus diesen Gründen ist es sinnvoll, von vornherein von einer weitaus höheren Grundgesamtheit mit nicht allzu starker Abweichung in der Zahl aller Elemente auszugehen, als in den Naturwissenschaften üblich.

Die von mir vorgeschlagene Grobanalyse würde die obige Ähnlichkeitsformel natürlich nicht tangieren. Ich habe nur das Beispiel der Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Sprachen gewählt, um deutlich zu machen, wie differenziert diese Formel in einzelnen Fällen angewendet werden muss. Immerhin basiert diese Grobanalyse auf 64 Dreilautwörtern und gestattet damit einen relativ zuverlässigen Vergleich, zuverlässig in Bezug auf das Faktum der Verwandtschaft, nur sehr grob in Bezug auf den Grad der Verwandtschaft.

[1] Das hatte schon der Emigrant Gustav Herdan (Language als Choice and Chance. Groningen 1956) festgestellt, glaubte diese Werte freilich durch andere Werte ersetzen zu können. Diese führten aber wohl bestenfalls bei der von ihm untersuchten Textpopulation zu zuverlässigen Ergebnissen.

Die Ähnlichkeitsformel lässt sich – wie erwähnt – grundsätzlich auf alle Wissenschaften anwenden, die über ein exaktes Elementesystem verfügen. Hier möchte ich nur noch kurz auf eine Anwendung in der Genetik hinweisen.

Heute werden Ergebnisse der Genforschung in der Kriminalistik angewandt. Die vor mehr als 40 Jahren vorgestellte und oben wiedergegebene Ähnlichkeitsformel kann z.B. die DNA-Muster in einer Zahl ausdrücken. Ich habe das nie getan, weil ich kein Genforscher bin, halte das aber für weitaus leichter praktizierbar als beim Sprachenvergleich. Allerdings in dem heute wieder für möglich gehaltenen Fall, dass Lamarck gegenüber Darwin recht hat, dass also bei der Rekonstruktion der Deszendenz mit Kontaminationen zu rechnen ist, wird das auch hier komplizierter. Auch für diesen Fall entwickelte ich ein Verfahren.[1] Auch in der Kriminalistik spielt dieser Fall eine vergleichbare Rolle, wenn es z.B. um Nachfahren einer Geschwister- oder einer anderen Verwandtschaftsbeziehung geht.

Hier ergeben sich freilich auch noch ganz andere, gewichtigere Probleme. Ich habe mir von Anfang an die Frage gestellt: was würde ein Rassist wie Heinrich Himmler mit dieser Formel gemacht haben? Ich selbst habe in einem Archiv die Reaktion Himmlers auf eine [Falsch-] Meldung in einer amerikanischen Fachzeitschrift gefunden und später veröffentlicht, wonach Experimente mit dem Herbstzeitlosengift Colchizin zu Genveränderungen führten.[2] Himmler hätte das gnadenlos für seine Menschheitsverbrechen eingesetzt. Das hätte er freilich auch mit der DNA-Analyse selbst getan, die ja mit dem Ähnlichkeitsmaß nur auf einen Vergleichswert gebracht wird. Ich will aber nicht verhehlen, dass Bedenken berechtigt waren, die obige Formel zu verbreiten.

An sich pflege ich in wissenschaftlichen Publikationen keine Aufrufe zu inkorporieren. Hier mache ich aber wegen dieser Bedenken eine Ausnahme, obwohl der folgende Aufruf eigentlich am Schluss aller, vor allem meiner 3.-Reich-Forschungen stehen könnte:

> Der Rassismus ist keineswegs tot. Es gilt, ihm mit argumentativen Mitteln, die jedenfalls seine Gewaltaktionen nicht einfach kopieren, zu verhindern, dass er irgendwo auf der Welt wieder Einfluss gewinnt. Man rechne damit, dass er unter dem Mantel des Antirassismus die Exekutive dazu bringt, immer rassistischere Aktionen und Gesetze zu praktizieren. Man rechne aber auch damit, dass er umgekehrt bei allem Aktionismus durch Zerreden und bösartige Kritik im Vorfeld von Aktivitäten erst

[1] Simon, Gerd: Zur Theorie der Kontamination. in: Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte. Beiträge zum Symposion Mannheim 11./12. Juni 1971 (Hg. v. W. LENDERS u.a.). Berlin: Erich Schmidt. 1978, S. 108-116.
[2] http://www.gerd-simon.de/HimmlersPlaene.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/genetik1.htm

einmal alles Antirassistische zu verhindern sucht. Man setze eher auf zäh wiederholte Nadelstiche, statt auf spektakuläre Brutalitäten, auf radikale Demokratie statt auf Hierarchisierung und auf nüchterne Vermittlung von Fakten statt auf wild gestikulierende Propaganda. Gegen den Geist der Sklavenhaltung, der vor mehr als 10.000 Jahren in die Menschheit fuhr, der unzählige Varianten hervorbrachte (und nicht nur den Rassismus), hilft nur ein langer Atem, kein Alles-oder-Nichts und schon gar nicht subito. Man lasse die Finger von den Mitteln der Sklavenhaltung von den Kritikverboten über die Verführung durch Werbung und Einschüchterung bis zur Folter und Hinrichtung. Das führt bestenfalls dazu, dass die als rassistisch entlarvte Fratze ihre Maske wechselt.

Ich habe nichts dagegen, wenn man diese Ausführungen versteht als Aufruf zum Kampf für die Durchsetzung der positiven Werte der Vergleichsmagie (Kritik, Dialog, Demokratie und in der Folge Logik, Denkgeschichte, Toleranz und Transparenz).

Ich betone nochmals, dass auch dieses Vergleichsmaß wie die gesamte Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht frei ist von Beliebigkeit. Wenn z.B. in den Naturwissenschaften von 99 oder gar 99,9%, in den Sozialwissenschaften meist von 95% Gewissheit gesprochen wird, sollte man nicht vergessen, dass dieser Versuch, so etwas wie Wahrheit durch etwas annähernd Gleichwertiges, also durch eine truth light *zu ersetzen, auf einer durchaus willkürlichen Setzung beruht. Mit Vaihinger gesprochen, können wir mit solchen Forschungsergebnissen umgehen, als ob sie Wahrheit wären. Es empfiehlt sich aber, alles als Wahrheit auf Probe zu behandeln.*

Ich bekenne, ich habe einmal Stochastik im Rahmen des mathematischen Fachs >Wahrscheinlichkeitsrechnung< studiert. Da blieb natürlich auch manches hängen, was mich Statis-

tiken kritisch sehen lässt, wie sie uns alltäglich in den Medien und in manchen Wissenschaften (nicht nur in den Kulturwissenschaften) präsentiert wird. Wahrheit, lernte ich, ist ein Grenzfall von Wahrscheinlichkeit. Man muss sogar damit rechnen, dass Wahrheit wie 0 *und* ∞ *in der Wirklichkeit nicht vorkommen. Ein Abfallprodukt solcher Überlegungen war die folgende Kritik.*

Statistik

Allwöchentlich ermittelt die Presse den Torschützenkönig der Bundesliga, manchmal auch eine Liste der „Assists", d.h. der Spieler, deren Pässe zum Tor führten. Natürlich zählen da nicht die Eigentore. Aber auch sonst ist das Verfahren zur Ermittlung des Torschützenkönigs krass eigentorverdächtig, wenn auch typisch für Statistiken, jedenfalls für solche, die man in der Öffentlichkeit diskussionslos hinnimmt.

Ein Beispiel: Nils Petersen, torgefährlicher Stürmer derzeit bei dem von mir so geschätzten SC Freiburg, ist bekannt dafür, dass er aus den unterschiedlichsten Gründen nicht spielt. Nehmen wir an, er spielt in einer Spielzeit nur 1 Mal, und dann auch nur 60 Minuten, schießt aber 5 Tore. Trotzdem kommt er in keiner Torschützenliste vor (es sei denn gleich beim ersten Spiel der Spielzeit). Dabei ist sogar für Statistik-Laien nachvollziehbar, dass die Torzahl mindestens in Relation zur Einsatzzeit gestellt werden müsste. Auch sonst wird durch diese Statistiken fleißig abgesehen z.B. von der Spieltaktik der Trainer und Fähigkeiten des Torschützenkönigs wie etwa Sprungkraft oder Antrittsschnelligkeit. Er kann sogar der miserabelste Spieler auf dem Platz sein, hat nur immer da seinen Fuß oder Kopf hingehalten, wo das zum Tor führte. Bekanntlich ist es spieltaktisch unklug, torschützenverdächtige Spieler durch einzelne oder gar mehrere Gegenspieler, vielleicht sogar die besten Verteidiger, in Manndeckung zu nehmen. Dann sind andere Spieler so frei, dass sie gar nicht umhin können, Tore zu machen. Statistiken sehen von derart spielentscheidenden Phänomenen ab. Das ist nicht nur in

der Fußball-Berichterstattung so. Mathematisch geschulte Statistiker sind selbst Liebhaber aller Abstraktionen, erkennen daher auch manchmal gar nicht, wie sehr sich das dem nähert, was nichts als blanker Blödsinn ist.

Für alle, die gerne wissen möchten, wohin sich unsere Welt entwickeln könnte, kann ich nur Ernüchterndes anbieten.

Prognosen für eine Welt jenseits des Geldes

Die Bauernkulturen sehen sich frühzeitig vom Mammon bedroht. Sie waren es, die Sprichwörter in die Welt setzten wie: >Geld regiert die Welt<. Noch heute wird das bedauernd oder ironisch zitiert. In der Tat gibt es kaum noch Regionen in der Welt, die nicht mehr oder weniger konkurrenzlos vom Geld dominiert werden. Dass das Neue dereinst einmal aus dem Geld hervorgeht, ist damit nicht gesagt, nach der Nischentheorie sogar eher unwahrscheinlich. Also ist es sinnvoll, Ausschau zu halten nach Alternativen, die für die Entwicklung von Neuem überhaupt in Frage kommen. Dabei ist stets die Gefahr im Auge zu behalten, dass sich Trends durchsetzen, die faktisch einen Rückfall in Überwundenes einleiten. Die Gegenwart kämpft gerade gegen diejenigen Mächte, die aus der Züchtungsmagie hervorgingen, die für Herrschaft von Menschen über Menschen, für Diktatoren, Unfreiheit und Ausbeutung eintreten. Ich wüsste nicht, wie man als reflektierter Wissenschaftler heute noch für einen wie auch immer begründeten Rückfall in diese Verhältnisse plädieren kann.

Man könnte aber die einstige Dominanz der Zusammensetzungsmagie, insbesondere die Sprache wiederbeleben wollen. Die Sprache hat in der Züchtungsgesellschaft bemerkenswerte Veränderungen erfahren. In der Schrift ging Sprechen eine Verbindung mit Werkzeugen wie Pinsel (auf Papyrus in Ägypten) oder Griffel, Stichel bzw. Meißel (auf Ton oder Stein im Vorderen Orient) ein, wurde als solche ursprünglich als Notationssystem benutzt, um z.B. Ordnung in ein Warenlager zu bringen. Dann entdeckten Priester die Schrift, um Gesprochenes von Sprechern unabhängiger zu machen, sozusagen als Sicherung neben der mündlichen Tradition ihres Gedankenguts. Mit der Zunahme des Handels erlebte die Schrift von der Bil-

derschrift über die Hieroglyphen hin zu den Silben- und Buchstabenschriften erstaunliche Vereinfachungen vor allem des Zeichensystems eine wichtige Basis für die Entwicklung der europäischen Vergleichskultur in Griechenland bzw. in der Antike Vorderasiens.

Die wichtigste Veränderung in der Geschichte des Sprechens in der Gegenwart wurde eingeleitet mit der Morse-Schrift, strukturiert wie die Trommelsprachen mancher Jäger- und Sammlervölker, aber sicher nicht aus diesen entstanden oder auch nur von diesen angeregt. Aber wie diese eine abermalige Reduktion des Zeichensystems auf zwei, wenn man die Pausen hinzuzählt, auf drei Zeichen. Aus dieser Wurzel raumüberwindender Nachrichtensysteme entwickelte sich im 20.Jahrhundert nicht nur die Möglichkeit weltweiter Kommunikation, sondern auch ein Werkzeug, von dem inzwischen kaum ein Lebensbereich in der Welt unberührt blieb: der Computer.[1]

So unvorhersehbar diese Entwicklung war, ich sehe auch nicht, wo damit über eine Differenzierung der Vergleichskultur hinaus etwas prinzipiell Neues in die Welt kam.

Aber natürlich gilt es, die Entwicklung auch im Bereich Sprache und Information im Blick zu behalten, auch wenn alle Versuche, diesen Bereich aus seiner Nische zu holen, bisher eher kritisch zu beurteilen wären. Bei aller Hochschätzung von Utopien und aller Kritik an kurzfristigen Plänen habe ich Zwischenziele nie gescheut und mich intensiv für die Förderung von Projekten eingesetzt, die es nach meiner Meinung schon lange verdient hätten aus einer Nische unserer Kultur herausgeholt zu werden, auch wenn auf absehbare Zeit nur Zwischenlösungen möglich erscheinen. Dazu rechne ich meinen Einsatz für eine europäische Hochsprache.

[1] Zu dieser Entwicklung detaillierter s.: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-36027 http://hdl.handle.net/10900/46309 Kap.: Der Kampf gegen die Bücherflut S. 120-188

Zeit

1. Ich bin zu alt, als dass sich meine Begeisterung für das, was auch die Philosophen über viele Jahrhunderte >Zeit< nannten, nicht in Grenzen hielte. Dabei habe ich nicht vor, sie in allzu naher Zeit zu segnen. Als mich vor mittlerweile 46 Jahren der Junge einer bildhübschen Nachbarin mit rotzverzierter Oberlippe und treuen, traurigen Augen frug: „Onkel Simon, wann ist die halbe Stunde um?“, da lachte ich zunächst (die Nachbarin hatte wohl wieder einmal Herrenbesuch) und erkannte erst im Nachhinein blitzartig: Zeit ist relativ. Erst später klärte mich VAIHINGERs >Philosophie des Als Ob< auf, dass Zeit eine Fiktion ist bzw. (lange vor EINSTEIN) Teil des Metaphern-paares >Raum und Zeit<. Ich gebe zu, dass sich auch mein Verständnis von Meta-phernpaaren in Grenzen hält.
2. Solange niemand ein Verfahren erfindet, die Zeit wenigstens anzuhalten, imponiert mir kein Philosoph, der mehr über so etwas sagt, als dass sie eine ziemlich nebensäch-liche, weil in der Praxis unabänderliche Fiktion ist.

Marginalismus

So positiv ich vieles sehe, das unbeachtet in einer Nische schlummert, es gibt Nischen, die Menschen nicht nur in die Irre führen, sondern auch Unmengen an Ressourcen binden und verschwenden, ja verhängnisvolle und gefährliche Entwicklungen einleiten können. Dazu rechne ich auch manche Marginalismen in der Wissenschaft.

Der Kehrseite meiner Bedeutungsforschung, der Marginalismus- bzw. Nebensachenforschung habe ich entsprechend einige eher kritische Artikel gewidmet. Diese galten vor allem einigen Großprojekten meiner eigenen Wissenschaft, der Linguistik. Ein Großprojekt, das in Deutsch-land seit der Kaiserzeit bis in die Gegenwart Millionen jährlich verschlang, war die ***Recht-schreibreform****. So sehr die Linguisten in Scharen an diesem Projekt beteiligt waren, kaum*

einer kehrt heraus, dass er da mitgewirkt hat, geschweige denn, wie und in welchem Umfang. Die Germanisten sind auch sonst Meister im Beschweigen ihrer Vergangenheit.[1] *Ich gehöre zu den wenigen Außenseitern im Fach, die nie in dieses Riesenunternehmen eingebunden wurden, und zu den noch wenigeren, die sich kritisch dazu äußerten. Ich fand sogar in den Archiven kabarettreife Kuriosa zum Thema. Dazu, falls ich überhaupt noch dazu komme, an anderer Stelle mehr. Hier nur ein Artikel, in dem ich meine Kritik an der jüngsten Rechtschreibreform zusammenfasste.*

Eine Mischung aus Marginalismus und Chaos-Angst

Was den radikalen Rechtschreibvereinfachern, den Rechtschreibkommissionen und ihren Kritikern seit Dudens Zeiten gemeinsam ist

Plädoyer für eine vierte Position[2]

Es ist bekannt, dass die Orthographie der englischen Sprache um ein Mehrfaches komplizierter ist, als die der deutschen. Dennoch hat die Gemüter der Engländer der Umstand, dass die Schreibung weitgehend nicht der Lautung folgt, nicht entfernt so sehr erhitzt wie die der Deutschen. Wie kommt es zu dieser Gemütererhitzung in Deutschland? Die erste Rechtschreibreform entstand in der wilhelminischen Ära mit ihrer Normierungswut. Diese Ära wird sonst häufig verglichen mit der viktorianischen Ära in England, manchmal als aus dem gleichen Zeitgeist entstanden beschrieben, obwohl Victoria als Großmutter Wilhelms andeutet,

[1] *S. dazu http://www.gerd-simon.de/Laemmert.pdf bzw. https://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Laemmert.pdf*

[2] *Erstfassung 15.9.2004, leicht überarbeitet 7.3.2006. Für die technische Seite an diesem Aufsatz danke ich Ulrich Schermaul.*

dass der Geist hier einige Zeiten überstanden haben muss. Warum kam es in Deutschland zu mittlerweile zwei Rechtschreibreformen, in England aber zu keiner?

Die Debatte, die der ersten Rechtschreibreform von 1901 bzw. 1903 vorausging, wurde bereits von drei sich heftig bekämpfenden Richtungen geführt:

1. den Fonetikern
2. den Kommissionsmitgliedern
3. den Traditionalisten

Zu 1. Die radikalen Rechtschreibvereinfacher, häufig ‚**Fonetiker**' genannt, strebten eine Orientierung der Schreibung an der Lautung an, genauer an einer vereinfachten (auf die in Deutschland gängigen Schriftzeichen reduzierte) Lautschrift. Eine international gültige Lautschrift entwickelte u.a. die 1886 gegründete >Association Phonétique International<. Ihr zugrunde liegt die lateinische Schrift. Sie wurde im Laufe der Zeit mehrfach erweitert und enthält mittlerweile über 70 Zeichen. Der Maßstab der Fonetiker ist wie bei der Lautschrift Wissenschaftlichkeit. Hinzukommt lediglich der Aspekt ‚leichte Erlernbarkeit'. Bei Grundschullehrern, die früher Volkschullehrer hießen, genoss diese Position sehr viele Sympathien.

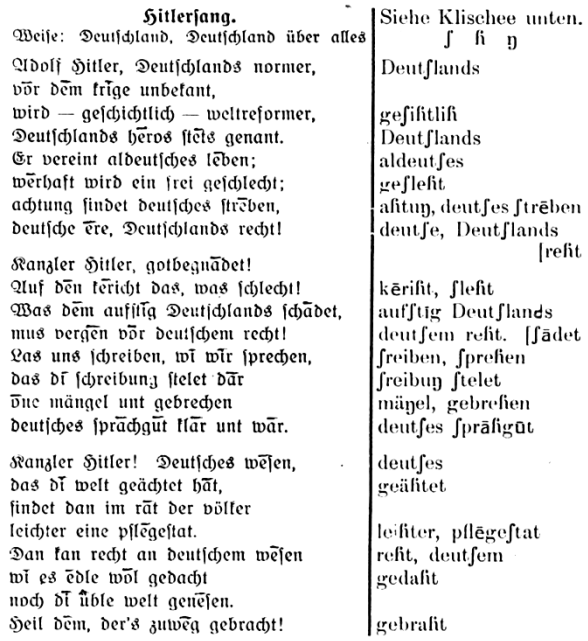
Zu 2. Die Mitglieder der **Rechtschreibkommissionen** stehen unter erheblichem Konsensdruck, der nicht nur durch ihre Zusammensetzung aus Repräsentanten der führenden Gesellschaften im Bereich der germanistischen Linguistik bedingt ist (>Deutscher Sprachverein< und seine Nachfolgerin nach 1945 >Gesellschaft für deutsche Sprache<, >Bund deutsche Schrift<, usw. sowie ihre Entsprechungen in Österreich und der Schweiz), sondern auch durch die Debatten in den Medien und nicht zuletzt durch führende Politiker. So bewirkte der Einspruch Kaiser Wilhelms II, dass man nach der 1. Rechtschreibreform weiterhin Ordre schrieb und nicht – wie die Kommission vorschlug – Order, was nach der Abdankung des Kaisers 1918 vom >Duden< mehr stillschweigend korrigiert wurde. Vorschläge von württembergischen Repräsentanten, neben thun in tun und That in Tat auch Thron in Tron zu verwandeln, hatten noch weniger Chancen, vermutlich in vorauseilendem Gehorsam, übrigens bis heute. Die veröffentlichten Positionen von Kommissionsmitgliedern zeichnen sich entsprechend durch erhebliche Inkonsequenzen aus, die wissenschaftlich leicht angreifbar sind, weil von keiner Wissenschaftstheorie getragen. Ihrem ursprünglichen Selbstverständnis nach vermitteln sie die Positionen der Fonetiker und der Traditionalisten. Die Bevölkerung wirft sie meistens mit denen der ‚Fonetiker' zusammen, wogegen letztere protestierten, wenn auch weitgehend vergeblich, nicht zuletzt, weil diese

nach der 1. Reform alsbald gar nicht mehr in den Kommissionen vertreten waren, aber auch weil sie untereinander zerstritten und überdies schlecht organisiert waren.

Zu 3. Die **Traditionalisten** wollen möglichst nichts geändert wissen. Vor 1900 gab es zwar keine allgemeingültigen Regeln, aber eine Art von Konventionen, auf die anfangs Verleger und Druckereien drängten, die den Absatz ihrer Produkte über die Regionen hinaus verbreiten wollten und daher auch für eine stärkere Vereinheitlichung der Dialekte Richtung ‚Deutsche Hochsprache' eintraten. Nach der 1. Rechtschreibreform und der Aussprachenorm, die sich im Schatten der ersteren relativ problemlos etablieren konnte, waren es hauptsächlich einzelne Schriftsteller, die diese Position übernahmen, nun aber den Stand der 1. Rechtschreibreform von 1901 bzw. 1903 und der Aussprachenorm von 1908 zugrunde legten. Eigentümlicherweise waren darunter auch Nobelpreisträger wie Thomas Mann und Günther Grass, eigentümlich, weil Schriftsteller – wenn sie es wollten – schon nahezu immer bei den Verlagen ihre Schreibung durchsetzen konnten, erst recht Nobelpreisträger.

An den Argumenten, die die 3 Positionen hervorbrachten, hat sich seit 1900 bis heute kaum etwas verändert. Alle drei Positionen waren durch das 3. Reich belastet:

1. Der Fonetiker **Kerkhoff** z.B. erläuterte seine vereinfachte Rechtschreibung an einem von ihm selbst gedichteten Text „Hitlersang" (s. das folgende Faksimile)



Hitlerſang.

Weiſe: Deutſchland, Deutſchland über alles

Adolf Hitler, Deutſchlands normer,
vōr dēm krīge unbekant,
wird — geſchichtlich — weltreformer,
Deutſchlands hēros ſtēts genant.
Er vereint aldeutſches lēben;
wērhaft wird ein frei geſchlecht;
achtung findet deutſches ſtrēben,
deutſche trē, Deutſchlands recht!

Kanzler Hitler, gotbegnādet!
Auf dēn kēricht das, was ſchlecht!
Was dēm auffſtīg Deutſchlands ſchādet,
mus vergēſſen vōr deutſchem recht!
Las uns ſchreiben, wī wīr ſprechen,
das dī ſchreibung ſtelet dār
ōne mängel unt gebrechen
deutſches ſprāchgūt klār unt wār.

Kanzler Hitler! Deutſches wēſen,
das dī welt geächtet hāt,
findet dan im rāt der völker
leichter eine pflēgeſtat.
Dan kan recht an deutſchem wēſen
wī es ēdle wōl gedacht
noch dī ūble welt geneſen.
Heil dēm, der's zuwēg gebracht!

Siehe Klischee unten.
ſ ß ŋ

Deutſlands
geſißtliß
Deutſlands
aldeutſes
geſleßt
aßtuŋ, deutſes ſtrēben
deutſe, Deutſlands
[reßt
kērißt, ſleßt
außtig Deutſlands
deutſem reßt. [ſādet
ſreiben, ſpreßen
ſreibuŋ ſtelet
mängel, gebreßen
deutſes ſprāßigūt

deutſes
geälitet
leßter, pflēgeſtat
reßt, deutſem
gedaßt
gebraßt

Kerkhoffs „vereinfachte Rechtschreibung" am Beispiel seines „Hitlersangs" (ca. 1934). Links eine Fassung für Schreibmaschinen mit normalem Zeichenvorrat, rechts die Korrekturen, die vorzunehmen wären, wenn man den Zeichenvorrat erweitert, so dass zwischen Schreibung und Lautung eine Eins-zu-eins-Beziehung herstellbar ist.

2. Das Kommissionsmitglied **Steche** beteiligte sich im Auftrag Rosenbergs an Gleichschaltungsversuchen „bürgerlicher“ Verbände, zB des >Deutschen Sprachvereins.<
3. Der Traditionalist **Schmidt-Rohr** war Leiter der >Sprachsoziologischen Abteilung< des >Ahnenerbes< der SS, in der er ein >Geheimes sprachpolitisches Amt< vorbereitete, das so etwas wie die Zersetzung des sprachlichen Selbstbewußtseins z.B. der Polen verfolgen sollte. Schmidt-Rohr muss man allerdings zugestehen, dass er die diskutablen Argumente, die für diese Position hervorgebracht wurden, zugespitzt und in die überzeugendste Form gebracht hat, die je artikuliert wurde. Seine Ausführungen überragen vor allem die der Schriftsteller – auch die keineswegs sehr originellen von Thomas Mann und Günther Grass – und ihrer Organisationen, nicht zuletzt der Darmstädter >Akademie für Sprache und Dichtung<.

Es ist also nichts als billige Demagogie, wenn Hanno **Birken-Bertsch** und Reinhard **Markner** die Position der Kommissionsmitglieder (die der Fonetiker wird nicht von der der Kommissionsmitglieder gesondert berücksichtigt) in den Geruch des Nationalsozialismus bringen. Im Gegenteil, die von ihnen vertretene Nationalistische Position, hat eine eher noch stärker belastete Vergangenheit. Mehr noch: Ich habe Markner seinerzeit Schmidt-Rohrs Rechtschreib-Kapitel aus seiner nicht veröffentlichten Habilitationsschrift zugänglich gemacht. Sein einziger Kommentar: „Das ist doch ein Arschloch!“

In einem kürzlich im >Spiegel< erschienenen Artikel lässt sich Markner feiern als Entdecker des Zusammenhangs zwischen der Rechtschreibreform und dem Nationalsozialismus. Die Texte, auf denen diese „Entdeckung“ basiert, waren allerdings vorher längst bekannt. Wenn im >Spiegel< überdies „entlarvende“ Zitate von Schmidt-Rohr so präsentiert werden, als stammten sie von jemandem, der die Position der Kommissionsmitglieder vertritt, dann grenzt das an gewollte Fälschung. Denn Schmidt-Rohr vertritt eindeutig die Position von Markner. Und wenn diese Manipulation auf Markner selbst zurückgeht, dann hat er jeden Anspruch verspielt, als Wissenschaftler zu gelten. Seine schon im Titel des Buches („Rechtschreibreform und Nationalsozialismus“) vertretene Hauptthese, dass die Position seiner Gegner in der heutigen Rechtschreibkommission schon im 3. Reich vertreten wurde, erweist sich also als Bumerang, der ihn selbst trifft.

Meine Position in der Rechtschreibfrage wurde in der Geschichte offiziell selten vertreten, weil wer sie vertritt, das Problem normalerweise rechts liegen lässt. Sie setzt beim Leser ein und wendet sich gegen alle überflüssigen Normierungen. Erwachsene, die sich einigermaßen

verständlich auszudrücken verstehen, können auch leicht und schnell erfassen, was gemeint ist, wenn jemand – wie der Schriftsteller Matthias **Köppel** – „hollundische Totumauten“ statt „holländische Tomaten“ schreibt. Einen Maßstab für verständliches Schreiben und damit eine Reform braucht man nur für Lernende (Kinder und Ausländer), wobei es zugleich Aufgabe der Lehrer sein sollte, **Toleranz** gegenüber abweichenden Schreibweisen einzuüben. Und da ist es eher sinnvoll, alles möglichst leicht erlernbar zu gestalten, als sich am Geschmack einzelner zu orientieren, selbst wenn sie Thomas Mann oder Günther Grass heißen.

Das ist eine Kritik an allen drei Richtungen, die es seit dem 19. Jahrhundert in dieser Frage gibt, nicht nur an den Rechtschreibreformern und den „Fonetikern“, die eine radikal vereinfachte Rechtschreibung anstreben, sondern auch an den Traditionalisten à la Schmidt-Rohr und Markner. Denn wer die zweite Rechtschreibreform von 1996 bzw. ihre Vorfassungen ablehnt, sollte konsequenterweise auch die erste von 1901 bzw. 1903 ablehnen. Wer auch diese ablehnt, der kann den Dogmatismus, mit dem Markner die Reformer verfolgt, nur als Inkonsequenz verstehen. Denn offizielle Texte z.B. von Dichtern aus der Zeit vor 1901 sind trotz offizieller Regellosigkeit nahezu ausnahmslos lesbar und verständlich, und wenn nicht, dann waren sie es schon damals nicht.

Ich habe mich immer dagegen ausgesprochen, etwas nur deswegen abzulehnen, weil es im 3. Reich vertreten wurde. Wer derart das Kind mit dem Bade auskippt, ist stets hochgradig in Gefahr sich antithetisch von dem Abgelehnten abhängig zu machen oder überhaupt das Hirn auszuschalten. Ich kenne keinen dümmlicheren Diskurs, nicht zuletzt, weil sich bei näherem Hinsehen auch Unterschiede zwischen den verschiedenen Kommissionen erkennen lassen.

Meine Hauptkritik trifft aber den **Marginalismus** aller drei Richtungen, jene Kombination aus Nebensachenkult, Engstirnigkeit, Chaos-Angst und Dogmatismus.[1] In einem harmlosen Vergleich habe ich früher einmal die Marginalisten, vorwiegend die um Sprachreinheit und Rechtschreibung bemühten, in einen Topf getan mit Fetischisten, die an einer Frau nur die Stöckelschuhe lieben. Kein kulturelles Thema ist in den letzten zehn Jahren so häufig auf der Titelseite deutscher Tageszeitungen erschienen wie die Rechtschreibung. Welch eine Ablenkung von weitaus zentraleren Themen in unserer Gesellschaft!

Wir brauchen für Lernende (Kinder, Ausländer) eine leicht erlernbare Schreibweise. Darauf und auf die Rolle wissenschaftlicher Beratung in Sachen Verständlichkeit sollten sich Recht-

[1] In der Geschichte der Rechtschreibung finde ich allein bei dem frühen Behaghel 1880 eine ähnliche Position: http://www.gerd-simon.de/RSBehaghel.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/RSBehaghel.pdf Was ihr allerdings fehlt, ist die Marginalismus-Kritik. Außerdem hatte dieser späte Junggrammatiker eine – wenn auch utopische – Hoffnung, dass dereinst einmal eine Diktatur der Rechtschreib-Anarchie wie auch immer ein Ende bereite. Diese Hoffnung halte ich nicht einmal für erstrebenswert.

schreibkommissionen beschränken. Es ist nicht die Aufgabe wissenschaftlicher Berater, Konzessionen zu machen, die wissenschaftlich nicht vertretbar sind (Beispiel: „Der Heilige Vater.“). „Halbe“ Rechtschreibreformen wirken sich aus wie ein Schuss nach hinten. Wer statt 2 x 2 = 5 „erreicht“, dass die Öffentlichkeit in Zukunft 2 x 2 = 4,1 rechnet, verschlimmert nur die Sachlage. Ansonsten ist die Angelegenheit es nicht wert, dass man derart aus einer Mücke einen Elefanten macht.

Es besteht im übrigen überhaupt kein wissenschaftlich vertretbarer Grund, die Bevölkerung über die Rechtschreibreform **abstimmen** zu lassen. Seit wann lassen wir über die Formel $e = mc^2$ abstimmen? Im 3. Reich wäre sie – weil die Nazis gegen Einstein und die „jüdische Physik“ waren – mit überwältigender Mehrheit abgelehnt worden. Das ist nichts als fahrlässiger Populismus. Die **Professoren**, die sich in Sachen Rechtschreibung für eine Volksbefragung aussprachen, sollten schleunigst ihre akademischen Titel zurückgeben. Was Wissenschaft ist, ist sicher kontrovers. Wer diese Frage aber von einer Volksbefragung abhängig gemacht wissen will, verhält sich wie ein Möbelbauer, der die Regeln der Bearbeitung von Holz und dessen Zusammensetzung zu einem Schrank von einer Volksbefragung bestimmen lässt.

Für Erwachsene sehe ich überhaupt keinen Grund, die gängige Schreibung zu reformieren. Das englische Beispiel zeigt, dass es auch ohne Reformen geht. Hier wäre lediglich zu monieren, dass das >Oxford Dictionary< nicht weniger dogmatisch als in Deutschland der >Duden< eine bestimmte Schreibung vorschreibt. Für Lernende spricht überhaupt nichts dagegen, wenn Kommissionen eine Rechtschreibung entwickeln, die leicht erlernbar, für Erwachsene lesbar und verständlich ist sowie wissenschaftlichen Prinzipien folgt.

Dass ich mich trotz meiner Kritik an den Rechtschreibpositionen mit diesem Thema befasse, ist zwar auch eine pragmatische Inkonsequenz, rechtfertigt sich aber – auf dem Hintergrund meiner Bedeutungstheorie – durch den Umstand, dass Marginalismen langfristig gefährlich werden können. Es handelt sich hier eben nicht nur um Stöckelschuh-Fetischisten. Aus der **Fremdwortjagd** wurde im 20. Jahrhundert Fremdenhatz. Im 2. Weltkrieg kam es sogar zu Bücherverbrennungen und KZ-Einweisungen für Sprachsünder.[1] Der Umschlag von Marginalismen in Gewalt wird schon seit der 1. Rechtschreibreform z.B. von Unternehmern praktiziert, die Kandidaten wegen abweichender Orthographie von vornherein ablehnen und ausgrenzen. Solche Gewalttätigkeiten beginnen harmlos, lassen sich aber steigern.

[1] s. dazu http://tobias-lib.uni-tuebingen.de/volltexte/2008/3602/ das Kapitel Zwangsbücherverbrennungen und KZ

Ich bin sogar der Meinung, dass es höchste Zeit wird, dass sich diese anti-marginalistische Position energischer in der Öffentlichkeit äußert. Dabei befinden wir uns – wie Reinhard **Kahl** kürzlich resümierte – in einer historisch günstigen Situation:

> „Die Doppelherrschaft von alter und neuer Rechtschreibung hat unbeabsichtigt einen enormen Zivilisationsgewinn gebracht.“ (E & W 9, 2004)

Sorgen wir dafür, dass dieser Zivilisationsgewinn nicht wieder leichtfertig verspielt wird

Nehren ist sicher kein Musterort. Sonderlich vorzeigbar ist hier bestenfalls ihr größter Sohn, der in Nehren geborene, weltweit (weniger in Deutschland) bekannte Philosoph Hans Vaihinger. 2018 fand hier allerdings ein eher marginales Ereignis statt. Es ging um eine Volksabstimmung über einen Platz beim Rathaus. Da mischte ich mich aus verschiedenen Gründen ein. Ich hatte schon Ende der 90er Jahre eine Kritik an solchen Abstimmungen am Beispiel der Rechtschreibreform verbreitet. Wie sehr solche Abstimmungen gegen die Interessen der Initiatoren ausgehen können, zeigte vor allem die gegen den Neubau des Stuttgarter Hauptbahnhofs S 21. Nicht anders die Abstimmung in Nehren. Mein Vorschlag, die Millionen, die diese Abstimmungen kosteten, stattdessen in Nehren in die Einrichtung eines Vaihinger-Instituts zu stecken, fand wie selbstverständlich keine Beachtung. Bisher gab es für dieses Institut viele Versprechen. Die Kosten für die Vorbereitung habe allerdings im Wesentlichen nur ich getragen. Anbei mein Votum gegen die meisten Volksentscheide, damals gegen die Rechtschreibreform.

Volksentscheid

Das Problem des Volksentscheids wurde der Demokratie gleichsam in die Wiege gelegt. Die Antike kannte z.B. das >Scherbengericht< (gr. Ostrakismos), ein außergesetzliches Verfahren (d.h. außerhalb der regulären Gerichte), mit dem man unliebsame oder zu mächtige Personen aus der Volkgemeinschaft für 10 oder noch weniger Jahre verbannte, bei Androhung der To-

desstrafe, wenn der Verbannte frühzeitig zurückkehrte. Ausgewiesen wurde allerdings pro Jahr nur eine Person, und auch nur, wenn sein Name mehr als 6000 mal auf eine Tonscherbe geritzt war. Man schrieb dieser >negativen< Wahl eine positive Funktion zu, z.B. bei der Abwehr von Tyrannen. Das Scherbengericht konnte aber auch ziemlich problematische Motive haben. Meinen beinahe Namensvetter KIMON z.B. traf dieses Schicksal, weil er angeblich zu seiner Stiefschwester eine sexuelle Beziehung hatte. Nicht auszudenken, was die mit meinem Dichterkollegen Georg TRAKL gemacht hätten. Später wurde die Strafe der Verbannung von regulären (meist kirchlichen) Gerichten ausgesprochen. So etwa im Fall Martin LUTHER. Heute wird sie kaum noch praktiziert. Berühmt wurde in letzter Zeit nur die Ausweisung von Wolf BIERMANN aus der DDR. Das Volk wurde meines Wissens seit langem nicht mehr gefragt. Das heißt natürlich nicht, dass mancher Bann nicht im Sinne des Volkes war.

Ich selbst habe in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts an einem Volksentscheid mitgewirkt, den mein Mitarbeiter und Freund Hans SOBETZKO zentral initiiert hatte. Sein überwältigender Erfolg half verhindern, dass in Tübingen haarscharf am Rande der Altstadt die Ammer, ein Nebenfluss des Neckars, mit einer sechsspurigen Autobahn überbetoniert wurde, und ein wunderschönes Jugendstilhaus einem Parkhaus weichen sollte. SOBETZKO wurde in der Folge Spitzenkandidat der >alternativen und grünen Liste Tübingen,< und diese erzielte bei der nächsten Gemeinderatswahl auf Anhieb mehr als 20% der Stimmen. Auch sonst wirkte sich das Instrument Volksentscheid nicht selten positiv aus.

Allerdings hatte ich von Anfang an große Bedenken. Die Sportpalastrede von GOEBBELS 1943, also mitten im 2.Weltkrieg, mündete bekanntlich in die Frage:

„Wollt Ihr den totalen Krieg?“

Diese Frage löste bei den zigtausenden Zuhörern und den Millionen zuhause am „Volksempfänger,“ dem von GOEBBELS sogenannten damaligen Radio für die Massen, eine Zustimmung aus voller Überzeugung aus. Gegenstimmen wurden nicht laut. Eine Volksbefragung hätte einen überwältigenden Erfolg gehabt. Über den Massenmord an Juden, Zigeunern, Behinderten, Schwulen, Regimegegnern und anderen Minderheiten haben die Nazis nicht abstimmen lassen. Sie versuchten das sogar zu verheimlichen. Mit den heute vorhandenen Manipulationsmitteln hätte GOEBBELS allerdings vermutlich durchaus das Volk zum Holocaust zustimmen lassen können.

Wenn das deutsche Volk etwa über die Todesstrafe abstimmte, würde wahrscheinlich auch heute noch eine Mehrheit für deren Wiedereinführung sein. Was gegen die Todesstrafe

spricht? Ich habe zur Todesstrafe schon vor Jahren in aller Kürze Folgendes ausgeführt im >GIFT<-Schrank):

22. Todesstrafe

22.1 Rübe ab!

Wenn jemand einen anderen zum Diebstahl antreibt, nennen wir ihn Hehler und stufen ihn im moralischen Sinne schlimmer ein als den Dieb.

Wenn jemand einen anderen antreibt, einen Dritten umzubringen, also einen Mord zu begehen, dann haben wir dafür kein angemessenes einfaches Wort. Ist er deshalb weniger verwerflich als der Mörder?

Wenn jemand angesichts der Tat eines Mörders, sei es, dass er dabei an Massenmörder wie die Leiter der SS-Einsatzkommandos in Russland oder aber an grausamste Sexualmörder denkt, „Rübe ab“ sagt, hat er dann nicht wenigstens andere dazu angetrieben, einen Dritten umzubringen?

Ist der „Rübe-ab-Täter“ – wie ich ihn mangels eines besseren Wortes nenne – besser als die Mörder, zu deren Tötung er antreibt?

Wenn es richtig ist, dass in nahezu jedem Mörder ein Selbstmörder steckt, ist da nicht lebenslanger Freiheitsentzug die größere Strafe?

Wenn jemand Mord zu Hinrichtung schönfärbt, ist er da nicht schon auf dem Weg zum Funktionär des „Rübe-ab-Täters“?

22.2 Der Todesstrafen-Tobi

Es scheint, die Befürworter der Todesstrafe beneiden die Mörder um das, was diese getan haben, und sehen in ihrer Ermordung nur ein legitim getarntes Verfahren, ebenfalls ihre Mordgelüste austoben zu können. Dazu Shakespeare:

Schand jenem,
der mit Mord und Blut
Sünd straft,
die er selbst gern tut.

Warum denken die gleichen Leute nicht einmal daran, dem Pyromanen seine Behausung anzuzünden und abzubrennen? Weil ihn das glücklich machen könnte? Warum ist man dann so sicher, dass man dem Mörder mit seiner Tötung nicht ebenfalls die geheimsten Wünsche erfüllt?

22.3. Pragmatischer Widerspruch

Es gibt eine einfache Strategie für Mächtige in Ländern, in denen die Abschaffung der Todesstrafe eine Zweidrittel-Mehrheit erfordert, wenn ihre Rede von der Abschaffung nicht nur Lippenbekenntnis ist: Man gibt einen Erlass heraus oder macht ein Gesetz (einfache Mehrheit), mit der Vollstreckung der Todesstrafe bei denen zu beginnen, die den Befehl zu verantworten haben, die zum Tode Verurteilten zu töten.

Fazit: Das Volk ist (noch) nicht reif für eine Demokratie. Auf kommunaler Ebene mögen Volksentscheide zumindest keinen großen Schaden anrichten.

Ein generelles Plazet zu Volksentscheiden wäre aber ein unkalkulierbares Wagnis. Der plötzliche Zulauf zur NPD und ihren Metastasen mit ihrem Flüchtlingshass sollte zu denken geben.

Das Volk ist häufig genug gegen die eigenen Interessen für den von Herrschenden und Tonangebenden dominierten Mainstream. Wichtiger als Volksentscheide wäre ein Betroffenenrecht. Aber so etwas haben ja sogar die Grünen aus den Augen verloren. Wer in der heutigen politischen Situation für Volksentscheide plädiert, sollte absolut sicher sein, dass diese neuerliche Diskussion nicht z.B. von Geheimdiensten initiiert wurde.

P.S. Was in diesem Essay am Beispiel des Nischendorfs Nehren angesprochen wurde, wurde inzwischen an weltpolitischen Ereignissen verallgemeinert. Der britische, von mir (von wenigen Ausnahmen abgesehen) hochgeschätzte Evolutionsbiologe Richard DAWKINS hat Volksentscheide bzw Plebiszite 2016 am Beispiel des Brexit problematisiert. Er stellte an die Politiker seines Landes die schlichte Frage, ob sie vor der Entfernung ihres Blinddarms auch ein Plebiszit initiieren würden. Vermutlich ist Dawkins ebenso wenig wie ich ein Befürworter einer radikalen Expertokratie. Aber manche Ereignisse, auch politische Probleme sind, obwohl sie schwieriger zu lösen sind als viele Fragen der mathematischen Trigonometrie, so komplex, dass die meisten Volksmitglieder und natürlich auch die Politiker mit einem Ja/Nein-Votum einfach überfordert sind. Der Einbau von Regeln für das Heranziehen von Experten in die Grundgesetze der Demokratien ist überfällig.. Unsere Demokratien leiden an Anachronismen wie etwa das Wahlmännersystem in den USA, die Erbmonarchie in England oder die Nicht-Wiederholbarkeit eines Entscheids nach längeren Denkpausen oder Probephasen.

(s. dazu DAWKINS, Richard: Nachwort [zu einem Brief an Prinz Charles] in: Derselbe: Forscher aus Leidenschaft. Berlin 2018)

Noch lange bevor die Sprachpfleger die Rechtschreibung als Wirkungsfeld entdeckten, standen bei ihnen die Fremdwörter im Mittelpunkt ihres Interesses.

Fremdwortsteuern

Die Kaiserzeit war die Zeit der Normen und Gesetze. Man konnte sich sogar einzelne Wörter patentieren lassen. Das traf eines Tages das Wort **Kartei**. Wer dieses Wort gebrauchte, musste sich das gegen Bezahlung und viel Bürokratie genehmigen lassen. Bibliotheken und wissenschaftliche Institute wichen stattdessen auf ein neues, wenn auch längeres Wort aus: Kartothek. Erst in der späten Weimarer Republik wurde das Recht auf das Patentieren einzelner Worte auf Firmen- und Warennamen beschränkt. Seitdem kann ich auch an dieser Stelle also wieder gebührenfrei das Wort Kartei benutzen. Den mitten in der Kaiserzeit gegründeten Sprachverein hatten die Wortpatente auf die Idee einer **Fremdwortsteuer** gebracht. Zur Einführung einer solchen Steuer ist es aber sogar in Deutschland nie gekommen, allerdings nur, weil ausgerechnet Goebbels dagegen war. Wenn diesem Herrn der Machtwörter allerdings ein Wort wie ‚Katastrophe' nicht in die Politik passte, ließ er es gleich verbieten.
Es geht das (von mir nicht überprüfte) Gerücht, die Darmstädter >Akademie für Sprache und Dichtung< nehme heute die Goebbels-Laune zum Anlass, um wieder an die Einführung einer Fremdwortsteuer zu denken. Anglizismen sollen das Doppelte kosten. Die Bücherverbrennungen und die KZ-Einweisungen im Elsass für Sprachsünder wären natürlich nur ein Kollateralschaden dieser fundamental-puristischen Exzesse. Klar, nächstes Mal läuft es besser. Wer sagt eigentlich, dass es nicht noch schlimmer kommt?

Wie leicht Marginalismus in Gewalt umschlagen kann, habe ich in mehreren Veröffentlichungen zur Geschichte der Sprachpflege im Elsass zu zeigen versucht.

Alles in allem war ich ein miserabler Lehrer, auch an der Uni. Im Unterschied zu anderen miserablen Lehrern, die sich für gut, manchmal blendend hielten, wusste ich allerdings wie man guten Unterricht macht. Meistens sind freilich die Bedingungen, unter denen dieser Unterricht stattfinden muss, noch miserabler. Trotzdem machte ich mehrere Versuche, guten

Unterricht zu bewerkstelligen. Ein solcher Unterricht, wie er anbei skizziert wird, illustriert auch die miserablen Bedingungen. In ihm spielten die Stadt Pforzheim und das Elsass eine zentrale Rolle.

Zusammen mit vielen hochmotivierten Akteuren habe ich 1987 in Pforzheim eine Ausstellung und einen Dokumentationsfilm vorbereitet. Das Drehbuch von diesen Plänen sei hier in einem Entwurf wiedergegeben. Das Schicksal dieser Aktivitäten ist mir Symptom für die öffentliche Behandlung von Nischenforschung. Dabei liegt Pforzheim weit weg von Nischen wie Nehren oder Hochnischen wie Helgoland auf einer Fläche zwischen Oberrhein und Neckar unweit der Grenze zwischen Schwaben und Baden, als Zentrum der Schmuck- und Goldindustrie eine weder arme noch sonderlich reiche Stadt mittlerer Größe, eigentlich unauffällig für die Verfolgung von Nischenforschung.

Pforzheim

Drehbuch zum Thema „KZ für Sprachsünder?“

Zu einer Ausstellung in Pforzheim und einer Filmdokumentation

(September 1987)

Exposé

Von 1987 bis 1989 habe ich in Zusammenarbeit mit einem Seminar über mehrere Semester hinweg, dann überdies in Zusammenarbeit mit einer Lehrerin und ihrer Schulklasse und einer Bibliothekarin eine Ausstellung im Reuchlinhaus in Pforzheim detailliert vorbereitet. Beteiligt daran waren auch zwei Filmemacher, die nach einem von mir verfassten Drehbuch (besser: Drehtext) für das Fernsehen einen Dokumentationsfilm über Entstehung und Entwicklung der Ausstellung herstellen sollten.

Thema war die Sprachpflege im 3. Reich. Von Pforzheim aus wurde seinerzeit die Sprachpflege in Südwestdeutschland organisiert. Nach dem Westfeldzug 1940 und der Besetzung des Elsasses kam es ebendort vor allem zur Zeit der Sonnenwenden zu Bücherverbrennungen. Alle Elsässer mussten dazu ihre französischen Bücher in das Sonnwendfeuer werfen. Wer nach 1941 noch mit einem französischen Buch angetroffen wurde oder gar wagte, französisch

zu sprechen, kam ins KZ Schirmeck. In diese Vorgänge verwickelt war auch der von Pforzheim aus tätige Sprachverein.

Eine Woche vor Eröffnung der Ausstellung (1989) wurde sie sowohl von den beteiligten Pforzheimern als auch von seiten der Filmemacher abgesagt. Bis heute habe ich keine Gründe genannt bekommen, noch weiß ich, wer der Drahtzieher dieser Absage war. Denn von den kontaktierten bzw. beteiligten Personen ging das mit Sicherheit nicht aus.

Drehbuch-Entwurf zu einem Dokumentarfilm

Bild	Text
[1] Eine Musikszene aus dem Film über die „Comedian Harmonists“ (= CH)	
- Szene über Zerschlagung der CH aus dem gleichen Film	Wie es zur Zerschlagung der CH kam, war offenbar den Betroffenen selbst nicht klar. Eine Schulklasse aus Pforzheim ging der Sache nach und stieß dabei auf einen Verein, der mit Musik ursprünglich denkbar wenig zu tun hatte.
[2] Schulklasse	
Ziemliches Durcheinander. Titelei	**„KZ für Sprachsünder? – oder: wohin uns organisierte Kritik bringen kann“** ein Film unter Mitwirkung von Schülern des Pforzheimer ...Gymnasiums und Studenten des Deutschen Seminars der Uni Tübingen. von Josef…und Rainer Otte Drehbuch: Gerd Simon Musik: Comedian Harmonists
(nach Gruppen geordnet, namentlich:)	Die mitwirkenden Schüler und die studentischen Berater: Archivgruppe (A) Interviewgruppe (I) Theatergruppe (T) Ausstellungsgruppe (Aus) Medien- und Planungsgruppe (M)
Aus der Schulklasse löst sich die Archivgruppe heraus. Die Kamera folgt ihr ins Archiv	Lehrerin: Wohin geht ihr? A1: Wir gehen ins Archiv
[namentlich:]	Die mitwirkende Lehrerin: Gaby Busche Die mitwirkenden Schüler Produktion, Regie usw. ...
[3] Archivgruppe im Archiv, Zeitungen aus dem 3. Reich durchstöbernd	M1 (= Mitglied der Medien- und Planungsgruppe) Wir befinden uns hier im Stadtarchiv Pforzheim. Was treibt denn euch ins Archiv? A1 (= Mitglied der Archivgruppe): Wir suchen hier Material über den Sprachverein (=

	SV) M1: SV? A2: Ja, wir kamen sehr bald darauf, dass es dieser SV war, der die Zerschlagung der CH einleitete. Weil sie sich einen englischen Gruppennamen zugelegt hatten M1: Ihr findet die CH wohl ziemlich gut A2: (Urteil). Ja, und dabei kam auch heraus, dass in diesem SV ein Schuldirektor unserer Stadt Pforzheim eine ziemlich große Rolle spielte. Und da wollten wir wissen, was denn das für ein Verein ist, was die Leute in diesem Verein dazu treibt, anderen das Musizieren zu verleiden... M1: Seid ihr denn schon fündig geworden?
A3 zeigt ein Exemplar einer Pforzheimer Zeitung, aus der Artikel ausgeschnitten sind.	A3: Hier in Pforzheim sind für unser Thema eigentlich nur Zeitungsartikel aus der damaligen Lokalpresse zu finden. Pforzheim wurde am Ende des 2. Weltkrieges wegen der Sturheit einiger SS-Leute, die die Stadt unbedingt bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wollten, von den Amerikanern fast völlig dem Erdboden gleich gemacht. Da dürfte kaum noch etwas anderes überliefert sein. Auch die Zeitungen hier sind nicht vollständig. Da haben Leute offenkundig Artikel, in denen sie vorkamen oder die ihnen sonst wichtig waren, herausgeschnitten M1: Und aus den Zeitungsartikeln erfahrt Ihr etwas über den SV? A4: Ja, hier haben wir z.B. einen Nachruf auf Fritz Löffler gefunden. Das war eben jener Schuldirektor, zugleich Vorsitzender des Sprachvereins, und zwar der Landesverbände Baden und Pfalz, später des Gaus Oberrhein, in dem Baden und das Elsaß im 2. Weltkrieg zusammengefasst werden sollten. Und da Artikel, die er selbst geschrieben hat.
[4] Interviewgruppe bei einem Schüler zuhause. Ziemliches Durcheinander. Debattieren, wie sie vorgehen sollen.	M2: (nach einer Weile sich einschaltend): Ihr seid also die Interviewgruppe der Klasse ... I1: Ja, wir wollen andere Leute so ausquetschen, wie du das gerade mit uns machst – natürlich besser, hoffe ich M2: Das ist sicher auch nötig. I2: Ja, weil nicht damit zu rechnen ist, dass wir so gesprächige Interviewpartner finden, wie wir es für dich sind. M2: Schon gut. Wen wollt ihr denn interviewen. I3: z.B. Leute, die den Löffler noch erlebt haben, oder die sich noch an Aktivitäten des SV in Pforzheim erinnern. Oder auch im Elsaß. M2: Warum Elsaß? I4: Weil: Da ging es am Haarsträubendsten zu.
[5] Theatergruppe beim Proben. Spielen Ausschnitt [aus Karl Kraus: „letzten Tagen der	M3: (wieder erst nach einer Weile): Was spielt ihr denn hier? T1: Wir proben für eine Aufführung einer Szene aus

Menschheit," Klebekolonnenszene].	den „letzten Tagen der Menschheit" von Karl Kraus. M3: Was hat denn das mit den CH oder mit dem SV zu tun? T2: In dieser Szene karikiert Karl Kraus die Art und Weise, wie sich der SV in Wien während des 1. Weltkriegs in der Öffentlichkeit aufgeführt hat. M3: So massiv konnte ein SV werden? T3: In Wirklichkeit war er sogar noch massiver. Da forderte er für den Gebrauch von Fremdwörtern Geldbußen, Gefängnis und die Vernichtung von fremdwortstrotzenden Büchern.
[6] Ausstellungsgruppe, sieht sich gerade einen Wochenschaubericht mit einer Goebbels-Rede vom 1. Mai 1937 an. Anschließend Debatte, wie man den Film auf der Ausstellung zur Geltung bringen soll.	M4 (wie oben): Was hat denn Goebbels mit dem SV zu tun? Aus1: In der gleichen Rede hat Goebbels den SV erstmals öffentlich kritisiert. M4: Was hatte denn Goebbels gegen den SV? Aus2: Wahrscheinlich war es ihm zunächst einmal lästig, dass der SV an ihm, Hitler und den Nazis wegen ihrer vielen Fremdwörter ständig herumnörgelte. Manche SV'ler wollten ja sogar Nationalsozialismus mit Volksgenossentum übersetzt wissen. Zum anderen wollte Goebbels vermutlich verhindern, dass Rosenberg oder andere Nazi-Größen, mit denen er sich nicht so recht verstand, den Verein mit seinen über 40 Tausend Mitgliedern für seine Zwecke vereinnahmt. M4: Ja, und inwiefern ist denn dieser Wochenschaubericht für die Ausstellung wichtig, die ihr plant? Aus3: Ja, darüber sprechen wir gerade. Wir wissen noch nicht, ob wir den Wochenschaubericht überhaupt bringen, und wenn ja, auf welche Art und Weise. Technische Möglichkeiten gibt es da ja viele.
[7] Medien- und Planungsgruppe	M1: Jetzt bleibt uns nur noch, dass wir uns selbst vorstellen. Wir sind also die Medien- und Planungsgruppe. M2: Wir sind sozusagen die Moderatoren. Je einer von uns nimmt an den Sitzungen einer der übrigen Gruppen teil, allerdings eher passiv, schreibt einen zusammenfassenden Bericht über diese Sitzungen, der allen Teilnehmern zugeht; der also auch Grundlage ist für die Besprechungen in unserer Gruppe. M3: Dabei haben wir natürlich auch die Aufgabe einer Art Feuerwehr, die eher unmerklich das Zusammenwirken der Gruppen garantieren soll. M4: So wäre z.B. die Ausstellungsgruppe in einer ziemlich misslichen Lage, wenn sie erst kurz vor der Ausstellung erfährt, dass die Archivgruppe in den Archiven kein Material gefunden hat, das sich für eine Ausstellung eignet.
[8] Unterricht in der Klasse. Thema: Planung der Klassenreise nach Freiburg,	(Später eingesprochener Kommentar der Lehrerin und der Medien- und Planungsgruppe).

Colmar und Schirmeck.	
[9] Szenen von der Klassenreise: Archivgruppe beim Aktenstudium im Freiburger Stadtarchiv Interviewgruppe beim Interviewen älterer Personen aus Colmar	[ähnlich wie oben]
[10] Szenen von der Ausstellung in Pforzheim Dokumente in Auszügen, die aber in ihrer Summe einen Abriß der Geschichte des SV ergeben Darin eingelagert an entsprechender Stelle (1. Weltkrieg) das Theaterstück Weiterhin eingelagert: 1934 CH-Szenen 1937 Goebbels-Rede 1. Mai 1940 Bilder von der Wilhelmshöhe bei Pforzheim 1940/1 Bücherverbrennungen 1943 KZ Schirmeck	[mit ausführlichen Kommentaren] [mit ausführlichen Kommentaren]
[11] Ausschnitte aus der Eröffnungsveranstaltung zur Ausstellung Podiumsdiskussion, Thema: **Wie gefährlich ist Sprachkritik?** Leitung: Reiner Otte Besetzung:	[Eventuell auch als Life-Sendung nach Ausstrahlung des Films im Studio]
Gaby Busche	[Lehrerin in Pforzheim]
Ruth Römer	[Prof. in Bielefeld – Verfasserin von „Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland“]
Karl Hirschbold	[Verein „Muttersprache,“ Wien – Verf. von „Pirschgänge im Sprachrevier“]
Siegfried Jäger	[Prof. in Duisburg – Gefeuerter Schriftleiter der Zeitschrift „Muttersprache“ – Leiter des DISS = Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung]
Günther Pflug	[Prof. in Frankfurt/M – Vorsitzender der „Gesellschaft für deutsche Sprache“ in Wiesbaden]
Wolfgang Sauer	[Priv.doz. in Hannover – Habilschrift über den „Duden“]
Gerd Simon	[Akad. Oberrat, Tübingen – Verfasser von „Muttersprache und Menschenverfolgung“]
[12] Ausschnitte aus der Projektkritik der Klasse	

Der Abbruch der Vorbereitung von Ausstellung und Film bewirkte nicht nur die völlige Demotivierung der beteiligten Schüler, Studenten und Lehrer. Ich habe seitdem nie wieder ein

vergleichbares Projekt in Angriff genommen. Mein Unterricht war danach kaum noch zu unterscheiden von dem Frontalunterricht meiner Kollegen.

Spitze der Evolution

Unsere europäische Kultur sieht sich als Spitze der Evolution. Wenn die ethnologisch geschulten Evolutionstheoretiker rechthaben, ist das eine Illusion. In manchem scheint manche Kultur tatsächlich schon heute weiter als die europäische. Zumindest würde das sehr gut zu der hier vertretenen Nischentheorie passen. Die folgende Kurzgeschichte geht von der Illusion einiger Europäer aus, die die Wiege ihrer Kultur in der Zählweise sehen.

Papalagi

Die Zählweise

Vor gut hundert Jahren kam ein Buch heraus, das einem gewissen TUIAVII aus TIAVEA in den Mund gelegt wurde. Einige Wichtigtuer unter den europäischen Ungläubigen verbreiteten die Auffassung, dass diese Texte gar nicht von ihm stammten. Da es sich bei Tuiavii aber um meinen Großvater handelt, dessen Erzählungen ich als Kind noch lauschen konnte, kann ich bezeugen, dass die unter dem Titel >Papalagi< erschienenen Texte wirklich von ihm stammten, wenn auch deren Übersetzung manches zu wünschen übrig lässt. Leider hat der deutsche

Herausgeber überdies eine Reihe dieser Erzählungen beiseite gelassen, vermutlich weil sie für Europäer nicht sonderlich genießbar waren oder unter Umständen auch, weil sie ohne viel Erklärungen für Europäer nicht akzeptabel sind. Hier vorerst nur eine solche Erzählung, die ich als Kind noch aus Tuiaviis Mund vernehmen konnte.

Unsere Vorfahren zählten: eins, zwei und viele. Wir sind dazu übergegangen, daraus alle möglichen Zahlen genau zu benennen: An sich braucht man dazu nur zwei Ziffern: 1 und 2. Drei wäre dann 11 zu schreiben. Da wir lange Ziffernfolgen schlecht übersehen, wenn wir sie nur mit zwei Ziffern ausdrücken, haben wir es zuerst mit zwei weiteren Ziffern, also insgesamt vier versucht: 1, 2, 3, 4. Die Kinder zählten das an den Fingern ihrer Hand ab. Alsbald hatten wir heraus, dass unser Kopf am schnellsten noch zweimal mehr als 4 Ziffern erfasst: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8. Die Kinder nahmen dazu auch die Finger der anderen Hand hinzu. Dann setzten wir die Reihe fort mit Zahlen, die wir durch zwei Ziffern ausdrückten: 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18. Nach weiteren zweiziffrigen Zahlen wie 21, 22 ……..28, 31…38, 41…48, 51…58, 61…68, 71…78 und 81…88 folgten die dreiziffrigen Zahlen 111, 112 …118, 121…128 usw.

Die Europäer sind fasziniert von ihren Händen. Anders als wir sehen sie dabei den Daumen, der doch eine andere Gestalt und andere Funktionen hat, auch als Finger. Während wir mit unseren acht Fingern wunderbar zählen lernten, bringt bei ihnen der Daumen die ganze Zählweise durcheinander. Was wir Einseins nennen, nennen sie Neun, Einszwei bedeutet Zehn. Erst dann schreiben sie 11, nennen das aber Elf, sowie 12 und nennen das Zwölf. Das sind offenbar Reste einer früheren Zählweise, als es noch Europäer gab, die fünf Finger und darüber hinaus noch einen Daumen hatten. Ich halte es auch für möglich, dass sie sich beim Abzählen der Finger zuerst eine Weile verzählten oder weil sie große Angeber sind bzw. Fingierer – wie es bei ihnen heißt –, dass sie einfach über den Daumen hinaus noch einen Finger hinzu flunkerten.

Erst als die Europäer vor mehr als 200 Jahren den elektrischen Strom entdeckten und damit Zeichen über weite Entfernungen entsandten – sie nannten das Morsen –, ähnlich wie wir mit Trommeln unsere Stammesgenossen unterrichten können, ohne dass wir sie sehen, dämmerte es ihnen, wie dämlich ihre Zählweise war. Trotzdem schafften sie es nicht, ihre verkorkste Zählweise durch eine so klare wie die unsere zu ersetzen.

Typisch für die Europäer ist, dass sie irgendwann anfingen, in ihr ohnehin undurchsichtiges Zählsystem etwas einzubauen, was es gar nicht gibt. Sie nennen es Null. Sie bauen es so ein, wie wenn wir die Pausen zwischen den Trommelschlägen mitzählen würden. Dabei sind sie wahre Weltmeister im Raffinieren dieses Schwachsinns. Sie verstehen es, mehrere derartige Zeichen für Nichts aneinanderzureihen; dann setzen sie davor nur eine 1 und schon glauben sie fest, dass sie statt lauter nicht vorhandener Rinder plötzlich eine ganze Herde auf der Weide haben. Tausend nennen sie das dann oder manchmal Million oder so, je nachdem wie viele Nichtse sie aneinandergereiht hatten. Auf die Idee muss man erst einmal kommen. Aber vielleicht verdanken sie ja diesem Schwachsinn ihre weltweite Verbreitung. Meine Frau hält sie mit einem gewissen Recht für Zauberer.

Für Freunde von Satiren hier noch ein Evolutionsbeweis

Zähneputzen

Herman: Ich habe endlich einen Beweis gefunden, warum der Mensch nicht von den Tieren abstammen kann

Lewi: Darauf hat dich wohl deine dreijährige Nachbarinnentochter Nussi gebracht?

Herman: Neulich fragte sie mich in der Tat: Warum muss ich mir die Zähne putzen?

Lewi: Und du hast einmal wieder keine Antwort gefunden?

Herman: Schlimmer: Ich habe daraus eine weitere Frage entwickelt: Warum die Tiere nicht?

Lewi: Hilft dir das weiter, wenn ich auf die faul am Strand liegenden Krokodile hinweise, die sich die Zähne von Spatzen putzen lassen?

Herman: Stammt denn der Mensch von Krokodilen ab?

Lewi: Es gibt noch einen Beweis: Kein Tier stellt solche Fragen.

Herman: Gibt es überhaupt Tiere, die Fragen stellen?

Europa

Ich denke, der Leser kommt allmählich dahinter, dass ich ein Anhänger dieser schlimmen Sekte der Kosmopoliten bin. Das heißt aber nicht, dass ich etwas gegen Zwischenlösungen hätte. Im Gegenteil: Ich hatte ja den 2.Weltkrieg noch am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Danach waren meine Eltern ohnehin, aber auch ich der Überzeugung: Nationalismus heißt Krieg. Also waren wir überzeugte Anhänger des Europa-Gedankens. Und das bin ich auch heute noch, obwohl ich Europa nicht als Supernation sehe, eher als Brücke zu einer weltweiten Friedenspolitik. Meine Studien zum 3. Reich zeigten mir zwar, dass das Kernstück des Europa-Gedankens schon am Ende des 2.Weltkriegs von Nazis vertreten wurde. Aber ich hatte früh gelernt, dass man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten darf. Auch ein Nazi kommt schon einmal auf eine vertretbare Idee. Natürlich muss man auch da immer genau hinschauen und mit Haken, Kreuzen und Hintergedanken rechnen.

Ich bin kein Politiker. Ich bin Künstler (v.a. Poet) und Wissenschaftler und wie alle guten Künstler und Wissenschaftler radikal. Kompromisse, wie sie für Politiker alltäglich sind, schließe ich nur im Umgang mit Mitmenschen, mit denen ich Auge um Auge, Ohr um Ohr direkt zu tun habe. Sobald es um Dinge und Handlungen geht, die für die Allgemeinheit Folgen haben, reagiere ich als Künstler und Wissenschaftler radikal. Natürlich hat jeder Satz nicht nur in der Kultur einen Wertungsaspekt und damit eine politische Dimension. Wenn ich mich also als Sprachwissenschaftler mit Sprache befasse, habe ich direkt oder indirekt auch diese politische Dimension im Blick. Und manchmal steht diese zumindest in meiner Wissen-

schaft auch im Vordergrund. Ich habe sogar eine Fülle von Publikationen zur Erforschung der Geschichte der Sprachpolitik im 20.Jahrhundert "verbrochen", wie einige Kollegen das sehen. Aus meinem z.T. in Archiven gewonnenen Wissen heraus habe ich auch Vorschläge erarbeitet, wie sich Sprache in Zukunft entwickeln sollte. Einer dieser Vorschläge betrifft die Sprachentwicklung in Europa.

Meine Vorschläge zur Europapolitik entstanden aus einer Diskussion über Alternativen und Utopien, wie sie schon in Brüssel angedacht waren. Mein schwedischer Kollege und Freund Sture URELAND hatte das Verdienst, meine Gedanken auch einem schwedischen Berater dieser europäischen Sprachpolitik (Leif LAGERSTEDT) zu präsentieren und ihn zu einer interessanten Stellungnahme zu bewegen, die man am Ort der Erstpublikation des folgenden Textes nachlesen kann.

Sprachpolitik und Europagedanke

Grundsätzliches zu einer Lösung jenseits der Machtpolitik

Das Folgende wird zunächst wie ein Bekenntnis wirken. Ich weiß, man soll mit Bekenntnissen zumindest nicht beginnen. Aber mein Zugriff auf das Thema wird – wenn überhaupt – zu spät verstanden, wenn ich nicht von vornherein meinen Standpunkt skizziere.

Erste Annäherung:

- ich bin ein Deutscher
- ich bin ein Europäer
- ich bin ein Erdenbürger
- ich bin ein Weltenbürger

Aber: in umgekehrter Reihenfolge und mit umgekehrter Priorität

Und doch: ein typischer Deutscher!

Zweite Annäherung:

- ich bin Hamburger (von Geburt)
- ich bin Tübinger (weil länger in Tübingen lebend)

Aber: Eigentlich bin ich geboren auf der Grenze zwischen Hamburg und Altona, das damals noch zu Holstein gehörte. Also eine Art regionaler Zwitter

Und doch: jeder Tübinger, der mich kennt, betrachtet mich nach wie vor als „Reingeschmeckten" – wie man alle menschlichen Fremdkörper in Schwaben nennt – und meint damit: unverbesserlicher Hamburger, vielleicht auch wegen meines bekanntesten und zugleich kürzesten (wenn auch erfolglosen) Leserbriefes, als man aus einem Traditionslokal eine McDonalds-Filiale machen wollte: „Hamburger sind ungenießbar und giftig. Ich muss es wissen: Ich bin selber einer."

Wenn ich hier zentral zu Europa und dem Europagedanken beizutragen versuche, bitte ich stets im Hinterkopf zu behalten, dass ich – gerade auch als Wissenschaftler – allem voran Kosmopolit bin und über Europa primär aus kosmopolitischer Perspektive argumentiere.

Zu meiner Biografie hinzuzufügen ist, dass ich bis 2002 in Tübingen Linguistik unterrichtet habe und als Forscher in den letzten 30 Jahren vorwiegend als Wissenschaftshistoriker hervorgetreten bin. Als Wissenschaftshistoriker habe ich mich auch mit den Forschern befasst, die sich als Sprachpolitiker verstanden und versuchten, auf die Sprachpolitik Regierender Einfluss zu nehmen. Sprachpolitik kann man allgemein versuchen zu bestimmen als bewussten Eingriff in natürliche Sprachkontaktprozesse zwischen Menschengruppen mit mehr oder

weniger elaborierter Steuerung auf ein oder mehr vorgegebene Sprachziele. In der Vergangenheit waren diese vorgegebenen Sprachziele zumeist eingebunden in vorgegebene machtpolitische Ziele.

Ein Konsens der von Kirche, Wirtschaft und Politik emanzipierten europäischen Wissenschaft war seit Beginn der Neuzeit, dass sie sich idealiter keine Ziele von wem auch immer vorgeben lässt, dass sie im Sinne des sapere aude der alten Römer (wage, weise zu sein) als erstes solche Ziele hinterfragt. Wissenschaft und Politik stehen normalerweise in einem Spannungsverhältnis.[1] Das teilt Wissenschaft mit allen Beratern, Rechtsanwälten, Ärzten, Lehrern usw. Berater sind bekanntlich schlechte Berater, wenn sie sich die Ziele der Zu-Beratenden, der Klienten, der Patienten, der Schüler usw. diskussions- und kritiklos vorgeben lassen. Politiker, die eine gediegene Ausbildung als Wissenschaftler erfahren hatten oder sich sogar als Wissenschaftler betätigt hatten, haben diese Rollenverteilung meist auch akzeptiert, selbst in Deutschland. Ich nenne hier nur Wilhelm von Humboldt, Franz Althoff und Carl Heinrich Becker – alle übrigens gelernte Sprachwissenschaftler. Vorherrschend waren aber Politiker wie Hitler, Himmler oder Goebbels, die in den Wissenschaftlern nur Ausführungsorgane sahen, die von ihnen nur erwarteten, dass sie ihre Vorgaben bestenfalls aus ihrem Expertenwissen heraus ergänzten oder effektivierten und d.h. ihre Machbarkeit erhöhten. Manchmal übernahmen sie auch, wie der Graf Badeni in der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, selbst die Rolle des Wissenschaftlers und versuchten sie in ihrer Person mit der des Politikers zu vereinen, wenn auch mit nicht gerade überwältigendem Erfolg.[2]

[1] Zu diesem und den folgenden Sätzen s. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/HochschuleZulieferbetrieb.pdf vgl.a. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/KrakrI.pdf S. 21ff

[2] Kasimir Badeni: Gebrauch der Landessprachen bei den Behörden im Königreich Böhmen (1897) - Kasimir Badeni (1846-1909) war von 1895 bis 1897 österreichischer Ministerpräsident. Seine Sprachverordnungen, die später Grundlage des modernen Sprachenrechts wurden, lösten bei den Deutschböhmen heftige Proteste aus (s. dazu Sutter, Berthold: Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897. 2 Bde. Graz/Köln 1960/1965).

Erstaunlich ist aber, dass sich die Wissenschaftler, die als Berater in Sachen Sprachpolitik tätig waren, durchweg die Ziele von Politikern und wissenschaftlich wenig reflektierten Ideologien vorgeben ließen. Das war sicher nicht nur in Deutschland so, war hier jedoch nahezu ausnahmslos der Fall. Von Otto Bremer[1] zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis Leo Weisgerber,[2] der noch in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts einen militanten Nationalismus propagierte, gab es keinen namhaften deutschen Linguisten, der das Ziel „am deutschen Wesen soll die Welt genesen“ nicht seinen sprachpolitischen Ideen zugrunde legte. Nach dem Siege Deutschlands über Frankreich 1871 bis tief in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts war auch an den Universitäten in diesem Land Nationalismus eine teils von den Regierenden, teils selbst verordnete Selbstverständlichkeit, ein nahezu nicht hinterfragter Konsens. Daneben gab es zuvor die Bemühungen einiger Philosophen wie Leibniz und Frege um eine den Regeln der Logik gehorchende, meist nicht sprechbare Universalsprache.[3] Diese Bemühungen mündeten aber an keiner Stelle in Sprachpolitik, sie zielten lediglich auf eine Wissenschaftssprache, eine Expertensprache, die übrigens nicht nur wie die der Winzer und Handwerker die Lexik, sondern auch die Syntax erfassen sollte. Ich sehe einmal davon ab, dass diesen Bemühungen auch bis heute weitgehend der Erfolg versagt blieb. Denn Erfolg ist für mich nicht der Maßstab für die Qualität einer Wissenschaft. Weitaus wichtiger ist der Maßstab der Praxisrelevanz und der der Erklärungsstärke.

Als Hamburger bin ich aufgewachsen mit vielen Sprechweisen zwischen Plattdeutsch und Hochdeutsch, vorwiegend mit dem dort am meisten verbreiteten Missingsch, einer Pidgin – oder besser: Kreolsprache, einem Sprachkontakt-Produkt also, ähnlich dem Honoratioren-Schwäbisch – wie es durch den 1. Bundespräsidenten Theodor Heuss auch außerhalb Schwa-

[1] Simon: Germanisierung der <Ostmark. http://www.gerd-simon.de/bremer.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/bremer.pdf
[2] Weisgerber, Leo: Die Entdeckung der Muttersprache im europäischen Denken. (= Schriften der Gesellschaft für Deutsche Sprache)
[3] Zu diesem und den folgenden Sätzen s. Simon, Gerd / Sailer, Manfred: Zur Diskussion von Vereinheitlichungskonzepten in der Sprachplanungsforschung am Beispiel des 'Baza Esperanto' (1989). http://tobias-lib.ub.uni-tuebingen.de/volltexte/2001/412/

bens bekannt wurde. Da meine Mutter Friesin war, lernte ich auch etwas Friesisch, eine Schwestersprache des Deutschen. Als ich mit vier Jahren gelernt hatte, mich in Sätzen auszudrücken, tat ich das wie meine Spielkameraden durchweg in Missingsch, aber ich verstand auch das Plattdeutsch der Familie meines Vaters und das Hochdeutsch des Arztes, mit dem ich wegen meiner vielen Kinderkrankheiten häufig in Kontakt kam, und eben auch etwas das Friesisch meiner Mutter und ihrer Familie.

Mein Vater war Schweißer und rechnete sich zur Arbeiterklasse, meine Mutter war Bauerstochter. Meine Spielkameraden waren mehrheitlich Kinder von Polizisten und Eisenbahnern. Das bei ihnen erlernte Sprachregister war bei aller syntaktischen Einfachheit gespickt mit Redewendungen und Metaphern. Erst der Arzt lehrte mich, dass man auch anders sprechen konnte, dass man Neues sagen konnte, wenn man nicht einfach Wortfolgen abspult, sondern einzelne Wörter und Wortteile neu zusammensetzt.

Ich denke, die meisten Menschen wachsen in derart komplexen Sprachkontaktsituationen auf und geraten ins Grübeln, wenn man sie nach ihrer Muttersprache fragt. Sprachkontakt ist für mich, und sicher nicht nur für mich, das Normale von Kindesbeinen an.

Ungewöhnlich war – wenn auch kaum für Hamburg, das nach dem 2. Weltkrieg seine Weltoffenheit wiederentdeckte und sich früh als Vielsprachenstadt verstand –, dass ich dann in der Schule, obwohl nicht sonderlich sprachbegabt, nacheinander eine Fülle sogenannter Fremdsprachen erlernte und anschließend an der dortigen Universität studierte, die aus einer Handelshochschule hervorging, die einen Schwerpunkt in dem Erlernen und Erforschen auch entlegener Sprachen hatte.

Gelernt habe ich dann – wenn ich von inzwischen völlig vergessenen Brocken Hebräisch absehe – nur indo-europäische Sprachen (Englisch, Lateinisch, Französisch, Spanisch, Griechisch, im übrigen auch etwas Gotisch und Russisch). Wenn es stimmt, was vergleichende Sprachwissenschaftler ermittelt zu haben glauben, dass es auf der Welt über 200 solche Spra-

chengruppen (wie die indo-europäische) gibt und ich ohnehin das ständige Gefühl habe, die meisten Sprachen, die ich erlernt habe, nur unzureichend zu beherrschen, dann befällt mich ein widersprüchliches Verhalten zwischen Ohnmacht und Aktivismus.

Man muss kein Freund des unter der Bezeichnung Globalismus wiedererstarkten Kapitalismus sein, um zu erkennen, dass globale Kommunikation immer unausweichlicher wird. Wie aber soll das vor sich gehen? Den Appell von Sprachpolitikern in dieser Situation an die Schulen, mehr Sprachen anzubieten, und an die Eltern, ihre Kinder mehr Sprachen erlernen zu lassen, empfinde sicher nicht nur ich als zynisch. Er reißt erneut eine tiefe Kluft zwischen verschiedenen Bevölkerungsschichten auf. Wenn zukünftig in der Welt mehr als die Hälfte der Bevölkerung irgendwann nach ihren von Kindesbeinen an erlernten Sprachen überhaupt eine sogenannte Fremdsprache erlernt auf Grund weltweiter Angebote, dann ist schon das ein Wunder. Der Weltbevölkerung weitere sogenannte Fremdsprachen zuzumuten ist hoffnungslos praxisfern und illusorisch. Es kommt hinzu, dass es nicht damit getan ist, dass eine Sprache erlernt wird. Sie muss auch ständig gebraucht werden. Sonst gerät sie sehr schnell in Vergessenheit. Vergessen habe ich mangels Gebrauch z.B. nicht nur das Friesische und Gotische, sondern auch alles, was ich im Russisch- und Hebräischunterricht und vieles, was ich im Spanischunterricht lernte. Und auch mein Französisch reicht kaum zu mehr, als was ich zum Verstehen der Fachlektüre in dieser Sprache brauche. Wer diese Vorgänge nicht kennt, hat über die von ihm erlernten Sprachen hinaus vor allem die Bluffsprache erlernt.

Ich bitte dies nicht als Fürsprache für natürliche bzw. naturbelassene Entwicklungen misszuverstehen. Natürliches ist zumeist auch wehrlos gegen Machtpolitik aller Art, ist ein beliebtes Jagdrevier für Faschismen mit und ohne Größenwahn. Ein Weg gegen derartige Rückfälle in Nationalismen und die durch sie bedingten Diktaturen ist sicher die Verbreitung der Kenntnisse über fremde Kulturen und das wird erfahrungsgemäß auch durch Kommunikation im Sinne von Begegnung und Miteinander-Reden-Können befördert. Wenn aber überregionale,

wenn nicht globale Kommunikation unabdingbar ist, dann könnten die Verhältnisse in Europa ein Muster dafür abgeben. Aber was tut sich denn in Europa in Sachen Sprachpolitik wirklich?

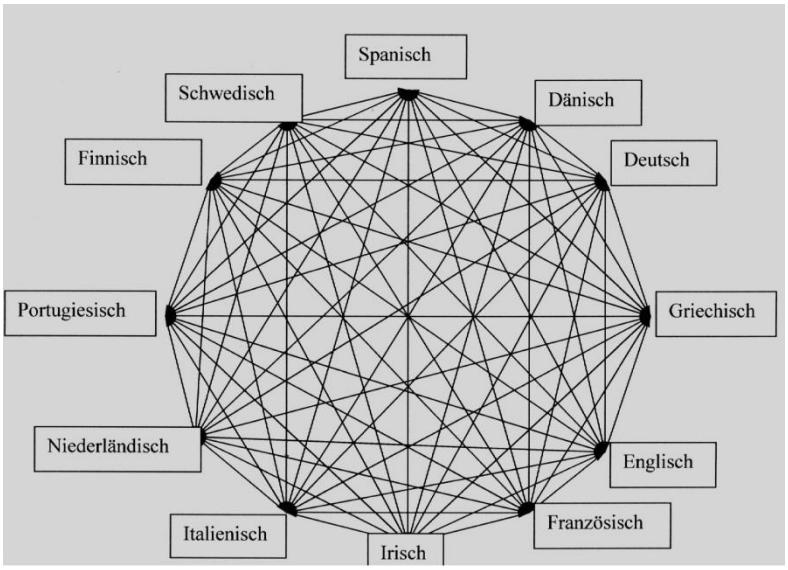
Brüssel arbeitet mit dem Begriff der „Amtssprache“. Das heißt: Die Regierungen, selbst in Ländern, die bisher auf ihrem Gebiet mehrere Sprachen anerkannten, werden dazu gebracht, eine einzige Sprache auszuzeichnen, die dann zur Amtssprache erhoben wird. Das bedeutet im Grenzfall, dass über zwei Drittel der betroffenen Bevölkerung diese Amtssprache als Zweitsprache erlernen muss.

In Deutschland war das kein Problem, weil da die Würfel längst gefallen waren. Seit Karl dem Großen im 9. Jahrhundert gab es hier mehrere Anläufe, eine Standard- bzw. Hochsprache zu entwickeln, die dann im 19. Jahrhundert im Zuge der Industrialisierung und mit der Einführung der Schulpflicht von vielen Bevölkerungsteilen gesprochen, zumindest verstanden wurde. Die Bevölkerungsgruppen mit nicht dialektalen Minderheitensprachen wie das Friesische, Sorbische oder Hugenottenfranzösische in Deutschland wurden frühzeitig dazu gebracht, dieses Hochdeutsche als Zweitsprache zu gebrauchen. Aber schon in Spanien greift das in einen Sprachkonflikt ein, verschärft ihn sogar, obwohl dort seit langem eine Amtssprache als solche von den Regierungen praktiziert wird. Vor gut 20 Jahren habe ich den von mir sogenannten >Tübinger Sprachenball< entwickelt, um die Kommunikationsvorgänge zu illustrieren und zu zeigen, warum in Brüssel schon damals mehr als 900 Dolmetscher tätig sein mussten.

Die Europäische Union kannte zu der Zeit, als der Tübinger Sprachenball entstand (1993), 12 Amtssprachen. Heute (2006) sind es mehr als doppelt so viele, inzwischen 27. Die Zahl der Sprachen, die ohne Übersetzung nicht von den anderen verstanden werden können, ist ein Vielfaches. Das sind so viele, dass es in diesem Sprachenball nahezu nicht mehr darstellbar

ist. Drei Lösungen des dadurch entstehenden Kommunikationsproblems stehen zur Debatte: Plurilinguisme, Trilinguisme und eine europäische Hochsprache.

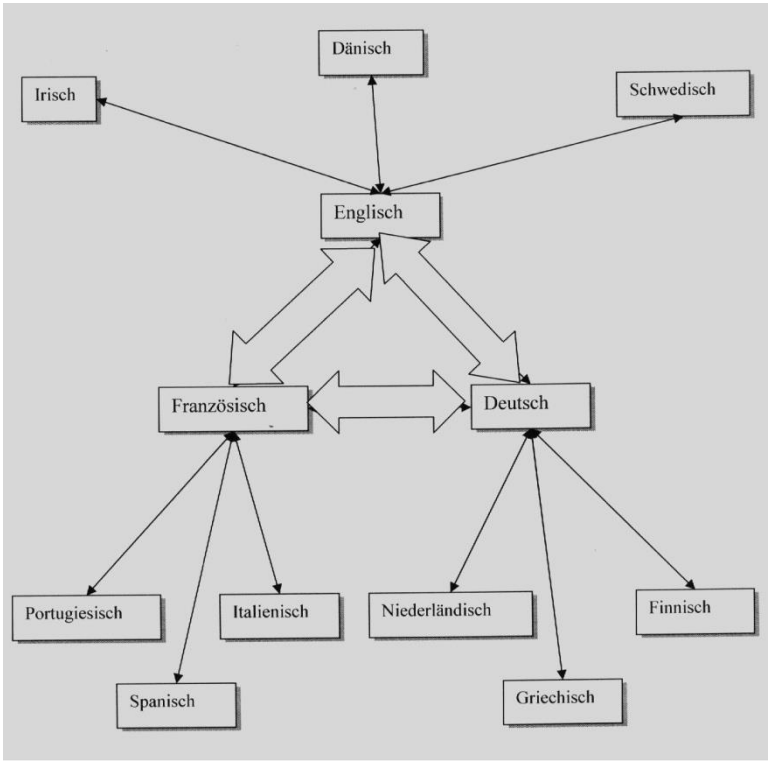
Plurilinguisme:



Jede Linie repräsentiert zwei Übersetzungsvorgänge, und zwar aus der Ausgangssprache *a* in die Zielsprache *b* sowie aus der Ausgangssprache *b* in die Zielsprache *a*. Wenn man davon ausgeht, dass man für beide Übersetzungsvorgänge unterschiedliche Übersetzer braucht, dann benötigt man für alle anfallenden Übersetzungsmöglichkeiten mindesten 132 Dolmetscher. Da für alle Fälle mindestens zwei weitere Dolmetscher mit annähernd gleicher Kompetenz als Reserve oder bei „Rund-um-die-Uhr-Veranstaltungen“ zur Verfügung stehen müssen, kommen wir auf mindestens 396 hochqualifizierte Übersetzer, die nötig wären, um den Mindeststandard einer einigermaßen funktionierenden Kommunikation in der EU zu gewährleisten. Faktisch waren es mehr als 900.

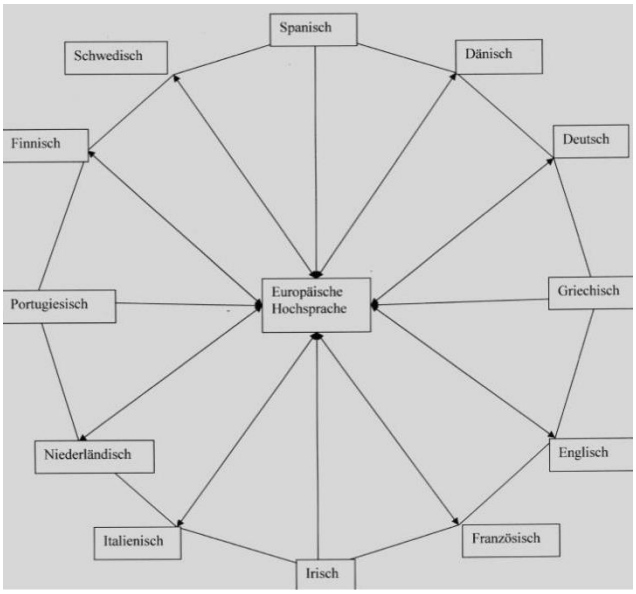
Trilinguisme

Nach dem in Frankreich entwickelten und v.a. von Frankreich propagierten Modell des Trilinguisme, das fälschlicherweise auch manchmal Plurilinguisme genannt wird, müssen sich alle beteiligten Sprachen auf 3 bevorrechtigte Amtsprachen beziehen:



1993 wären dafür mindestens 28 Übersetzungsvorgänge erforderlich gewesen. Heute (2006) wären es deutlich mehr als doppelt so viele. Für die mündliche Kommunikation wären kaum weniger Dolmetscher erforderlich als beim Plurilinguisme. Die Qualität („Richtigkeit“) der Übersetzungen nimmt naturgemäß mit der Entfernung von der Ausgangssprache ab. Dass dereinst einmal auch der einfache Mann bzw. die einfache Frau auf der Straße die 3 Hauptsprachen einigermaßen beherrschen werden, betrachte ich als eine akademikerspezifische praxisferne Utopie.

Europäische Hochsprache



Vorausgesetzt, die europäische Hochsprache ist mit keiner der anderen identisch – wie z.B. das Esperanto – und das Erlernen einer Zweitsprache neben der Muttersprache wird nicht als Zumutung hingestellt, dann sind schriftlich und mündlich kaum mehr als 12 x 3 = 36 Dolmetscher nötig, und das auch nur für besondere Fälle. Auch Amtssprachen zwischen Muttersprache und europäischer Hochsprache wären nicht erforderlich.

Fazit

Wissenschaftler, die diesen Namen verdienen und sich also nicht über Mächtige und Machtpolitik definieren, zugleich aber praxisorientiert denken, kommen unweigerlich zu dem Ergebnis:

Je mehr Sprachen hinzukommen, desto dringender wird eine einfache Lösung.

Dies ist nicht unbedingt ein Plädoyer für das Esperanto. Die Interlinguistik kennt mehr als 130 Projekte für eine internationale Hochsprache.[1] Das Esperanto eignet sich allerdings als Ausgangssprache für die Entwicklung einer solchen Hochsprache besonders für Europa, weil sich sein Vokabular aus den wichtigsten europäischen Sprachen speist. Es ist eine Hochsprache, die einfach strukturiert ist – sie kennt nur eine Deklination und eine Konjugation – und daher leicht und schnell erlernbar, die aber dank ihrer Systematizität problemlos mehr ausdrücken kann, als irgendeine andere europäische Sprache. Dass heute mehr Chinesen als Europäer Esperanto sprechen, lässt sich nur dadurch erklären, dass diese Sprache sowohl unter Hitler als auch unter Stalin verfolgt wurde, nicht entfernt aber so sehr in China.[2] Zumindest ist es aus der Sicht einer praxisfreundlichen Wissenschaft nicht verständlich, warum man das Esperanto bzw. eine andere neutrale Hochsprache von vornherein aus der Diskussion heraushält. Dass eine Wissenschaft, die sich zum Büttel machtpolitischer Interessen macht, auch für konkrete Politik langfristig bedeutungslos wird, habe ich v.a. an Beispielen aus dem 3. Reich mehrfach zu zeigen versucht. Berater sind schlechte Berater, wenn sie die Vorgaben der Auftraggeber und Ratsuchenden nicht als erstes gründlich hinterfragen. Insbesondere in Deutschland hat sich seit Wilhelm Zwo's Auftrag, das Esperanto zu überprüfen, an der Unterwürfigkeit, zumindest der Sprachwissenschaftler unter das vermeintliche Interesse der Auftragsgeber, nicht viel geändert.[3]

Ich habe vor kaum einem anderen Berufsstand so viel Respekt wie vor dem des Dolmetschers. Denn wer eine Zweitsprache beherrscht, kann noch lange nicht dolmetschen. Theoretisch hätte ich auch nichts dagegen, wenn immer mehr Dolmetscher ausgebildet werden und

[1] s. dazu der Klassiker der Interlinguistik: Blanke, Detlev: Internationale Plansprachen. Eine Einführung. Berlin 1985
[2] Zur Geschichte des Esperanto s. Lins, Ulrich: La danĝera lingvo : studo pri la persekutoj kontraŭ Esperanto. Gerlingen 1988 – ders.: Die gefährliche Sprache: die Verfolgung der Esperantisten unter Hitler und Stalin. Gerlingen 1988
[3] Frühe Ausnahmen gab es nur in Österreich, z.B. Schuchardt, Hugo: Weltsprache und Weltsprachen. Straßburg 1894

Arbeitsplätze kriegen. Aber selbst wenn Brüssel das bezahlen könnte: zumindest die Dolmetscher-Schulen sind einer derartigen Explosion der eigentlich erforderlichen Dolmetscher-Stellen nicht gewachsen. So hat sich denn auch die allgemeine Praxis ergeben, dass in Brüssel nahezu alles auf Englisch als genereller Verkehrssprache abgehandelt wird.

Dagegen haben sich massiv die Franzosen zu Wort gemeldet, aber auch einige Deutsche, nicht zuletzt der Germanistenverband, unterstützt übrigens von Kanzler Schröder. Mit einigem Recht. Denn die englische Syntax gehört zwar zur einfachsten in Europa infolge mehrfacher Sprachkontakt-Prozesse – eine nur noch von linguistischen Spezialisten auszumachende Substrat-Sprache wurde im Laufe der Jahrhunderte überformt vom Keltischen, Lateinischen, Angelsächsischen und dem Französischen der Normannen –, der Wortschatz umfasst aber nicht nur ein Mehrfaches der meisten anderen Sprachen Europas, sondern ist auch hochkomplex strukturiert. Hinzu kommt eine Orthographie, in der die Beziehung zwischen Phonem und Graphem (zwischen Laut- und Schriftzeichen) so unvorhersehbar und willkürlich ist wie in kaum einer anderen europäischen Sprache.

Machtpolitisch hätte Deutschland sicher auch in sprachpolitischen Fragen ein gewichtiges Wort mitzureden. Wohl in Antizipation entsprechender Ansprüche kam aus Frankreich nicht einfach der Vorschlag, das Französische solle die europäische Standardsprache werden, sondern ein scheinbarer Vermittlungsvorschlag, der unter dem Begriff ‚trilinguisme' bekannt wurde. Drei Sprachen, das Englische, das Französische und das Deutsche sollten die europäischen Standardsprachen bilden, die alleine im europäischen Parlament zugelassen sein sollten, die jeder Parlamentarier, jeder Bürokrat, jeder Dolmetscher und möglichst jeder Bürger jedes europäischen Landes beherrschen müsste. Die Realisierung demokratischer Grundideen ist sicher von vielen Faktoren abhängig; eine wichtige Bedingung ist aber fraglos eine reibungslose Verständigung. Diese ist jedoch schon in einzelnen Ländern, in denen wie in Deutschland eine Standardsprache nicht in Frage steht, gefährdet z.B. durch Gesetze, deren Beamten-

deutsch selbst von Intellektuellen nicht richtig verstanden und häufig auch durch Kommentare nicht verständlicher wird. Die Einführung von drei Standardsprachen dürfte solche Probleme mehr als verdreifachen. Als Auswirkung solcher Probleme sehen ohnehin nicht wenige Denker und Problemlöser die Gefahr der Entstehung einer Spezialistenmafia, die quasi-diktatorisch, wenn auch der Form nach demokratisch herrscht. Die Vorschriften, die Brüssel schon heute z.B. den Landwirten macht, werden von diesen seit einiger Zeit durchgehend als diktatorisch und im übrigen praxisfeindlich, zumindest weltfremd eingeschätzt.

Das Modell des ‚trilinguisme' ersetzt die direkten Übersetzungen von einer europäischen Sprache in die andere durch eine Kaskade von immer indirekteren Übersetzungen. Übersetzungen sind ohnehin anfällig für ungewollte und gewollte Fehldeutungen. Übersetzungen von Übersetzungen sind zweifellos mehr als doppelt so anfällig. Es dürfte nicht nur bei zivilisationsfernen Völkern in der Vergangenheit vorgekommen sein, dass einfache Übersetzungsfehler zu kriegerischen Auseinandersetzungen geführt haben.

Für die Betroffenen stellt der ‚trilinguisme' also ziemlich deutlich eine qualitative Verschlechterung dar. Das ist aber kein Votum für das Englische als einziger Standardsprache und natürlich auch nicht für irgendeine andere europäische Landessprache.

Wesentlich an dem monolinguistischen Modell der europäischen Hochsprache ist, dass sie nicht identisch ist mit irgendeiner Amtssprache. Die Einsetzung der Muttersprache eines Teils der Bevölkerung als bevorrechtigte Sprache wäre noch problematischer als der Pluri- oder der Trilinguisme. Schon Karl der Große bzw. seine Sprachpolitiker wussten, dass das auch machtpolitisch langfristig ein Fehler sein würde. Die Erfahrungen mit der Sprachpolitik des 3. Reiches sollten als Warnschilder stets in der Debatte eine Rolle spielen.

Weil es nur wenige wissen, sei auch an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass es im 3. Reich, v.a. am Ende des 2. Weltkrieges, Europa-Vorstellungen gab, die denen der sogenannten Gründerväter Europas – Schumann und Adenauer – ziemlich nahekommen. In diesen Europa-

Entwürfen hatte man sogar nominell auf den Germanozentrismus verzichtet, an dem ursprünglich im 3. Reich kein Zweifel möglich schien. Ihre Vertreter, v.a. Werner Daitz, ein Favorit Alfred Rosenbergs und Repräsentant des Großkapitals[1], oder Alexander Dolezalek, der Vordenker der SS in Sachen Europa[2], hatten z.T. mit Widerständen in den eigenen Reihen zu tun. Zu ungewöhnlich war den Nazis der Gedanke an ein Europa der gleichberechtigten Länder. Dass aber die zentrale Sprache im neuen Europa die deutsche sein würde, war auch den Neuerern um Himmler und Rosenberg so selbstverständlich, dass sie auf diese politische „Nebenfrage" gar nicht eingingen.

In der Sprachwissenschaft war seit der Romantik die Idee verbreitet, dass in Deutschland Staat und Wirtschaft zusammenbrechen und am Boden liegen können, dass sich all das aber aus der Sprache heraus restituieren würde. Es ist unklar, aber immerhin möglich, dass diese auf den Notfall reduzierte germanozentrische Idee auch in den Köpfen um Rosenberg und Himmler kursierten.

Wichtiger aber ist, dass man auch da, wo die Sprecher einer Sprache weniger belastet sind als die Deutschen, gedrängt, deren Sprache zu übernehmen, mit erheblichen Widerständen rechnen muss. Die Hoffnung trügt, man könne die Sprache von der Sprachgemeinschaft abstrahieren, die Ängste Richtung Unterdrückung durch Akkulturationszwang sowie die Verdächte der Privilegierung der Sprecher der zur Hochsprache erklärten Sprache leicht überwinden. Im Gegenteil diese werden in Krisenzeiten sofort wieder aufbrechen. Durch die Auszeichnung der Sprache eines Bevölkerungsteils zur Hochsprache schafft man langfristig mehr, wenn auch andere Probleme als durch irgendeinen anderen Lösungsversuch des europäischen Sprachenproblems.

[1]Daitz, Werner: Wiedergeburt Europas durch europäischen Sozialismus : Europa-Charta. Amsterdam [1944] – Zu Daitz s. http://www.gerd-simon.de/ChrDaitz.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrDaitz.pdf

[2] Dolezalek, Alexander: Was ist europäisch? (Vortrag 14.01.1945) - BDC PA. Dolezalek. + BA NS 31 / 432 – Zu Dolezalek s. http://www.gerd-simon.de/ChrDolezalek.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/ChrDolezalek.pdf

Wie er es auch dreht und wendet, als Wissenschaftler, der sich nicht irgendwelchen wissenschaftsfremden Vorstellungen beugt oder sich gar als Exekutivorgan von Machtpolitikern betrachtet, kommt man unweigerlich auf folgende Forderungen an eine europäische Standardsprache, die ich bereits vor mehr als 1 ½ Jahrzehnten in einer Posener Fachzeitschrift veröffentlichte:[1]

(i) Das Ergebnis sprachpolitischer Maßnahmen muss für alle alltäglichen Kommunikationsfunktionen praktisch handhabbar sein, d.h. die europäische Standardsprache muss in Syntax und Lexik einfach sein.

(ii) Die europäische Standardsprache muss in die Richtung z.B. der Entwicklung von Fachsprachen problemlos ausbaubar sein.

(iii) Die europäische Standardsprache muss von möglichst vielen Ausgangssprachen her möglichst leicht erlernbar sein.

Es ist klar, dass die Verbindung aller Arten von Vereinheitlichungsmöglichkeiten unter Berücksichtigung aller Bedingungen schwieriger ist als die Quadratur des Kreises. Ein Endprodukt ohne Kompromisse in irgendeiner Hinsicht ist vorläufig nicht in Sicht. Wichtig ist, dass alle Sprachreformen kontrollieren, ob Progressionen in bestimmten Aspekten nicht Regressionen in anderen zur Folge haben. Mehr als 120 Jahre Bemühungen um die Optimierung vorhandener und die Entwicklung konkurrierender neutraler Hochsprachen sind sicher nicht gering zu schätzen. Eindeutig durchgesetzt hat sich nur das Esperanto, dessen Praktikabilität, Einfachheit, und – zumindest in Teilen – Eleganz auch wohl kaum je übertroffen werden kann.

Wissenschaft sollte ihre Beratungsaufgabe nicht einfach den Spezialisten überlassen. Aus interdisziplinärer Sicht verwunderlich ist z.B., wie wenig dazu einzelne Fachkompetenzen in der Europäistik, z.B. Sprach-, Politik- und Geschichtswissenschaft voneinander Kenntnis nehmen.

[1] s. dazu . Simon, Gerd / Sailer, Manfred: Zur Diskussion von Vereinheitlichungskonzepten in der Sprachplanungsforschung am Beispiel des 'Baza Esperanto' (1989). heute bequem abrufbar unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-4128

Selbst innerhalb dieser Wissenschaften ist das zu beobachten. Es mag an meinen zu geringen Kenntnissen liegen. Aber ich sehe kaum irgendwo nennenswerte Kooperationsprojekte schon zwischen so nahe beieinander liegenden Forschungsgebieten wie Sprachkontaktforschung und Interlinguistik. Und die Ursache dafür sehe ich nicht nur im pekuniären Bereich.

Kommentar von 2016

Nach dem Brexit (dem Austritt Englands aus Europa) mache man sich in der Sprachpolitik keine Illusionen. In Indien ist auch 70 Jahre nach der Selbstständigkeit immer noch Englisch die Hochsprache. Nach dem Ende des römischen Reichs war in Europa die Sprache der Römer, v.a. in der Wissenschaft, sogar noch eineinhalb Jahrtausende ihre Hochsprache. Sprache ist selbst im Kulturbereich das zähste Gebilde, entzieht sich also vielen wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Prozessen wie kaum etwas sonst. Insofern bleibt auch die verheißungsvollste Alternative unter den Plänen für eine europäische Hochsprache, das Esperanto, Utopie.

Wie kommt ein Befürworter des Projekts >Nische<, wenn man so will ein Nischenhocker wie ich, dazu, sich für Europa- und Weltpolitik zu interessieren? In einem Satz: Ich bin überzeugt, das Neue kommt aus der Nische. Die Zukunft der Welt liegt, wenn sie nicht schon bald untergegangen ist, keimhaft in einer bis dato unbekannten Nische. Aber ohne eine Vorstellung von >Welt< kommt auch Nischenforschung nicht aus.

Zur Kritik am Nationalismus ist sehr vieles, das meiste berechtigt, geschrieben worden. Ein Denker, der immer wieder von Nationalisten vereinnahmt wurde, formulierte schon im 18. Jahrhundert sehr Erhellendes über den Nationalismus.

Herder

(1797)

Der Nationalruhm ist ein täuschender Verführer. Zuerst lockt er und muntert auf; hat er eine gewisse Höhe erreicht, so umklammert er den Kopf mit einer ehernen Bunde; der Umschlossene sieht im Nebel nichts als sein eigenes Bild, keiner fremden neuen Eindrücke mehr fähig. Behüte der Himmel uns vor *solchem Nationalruhm*.

Die kosmopolitischen Aspekte von Nischen habe ich in mehreren Kurzgeschichten versucht hervorzukehren.

Menschenrechte

Die Menschenrechte kennen bis heute weltweit keine Alternative. Man kann daran arbeiten, sie weiterzuentwickeln. Man kann v.a. ihre Konkretisierung voranzutreiben. Mit ihnen nicht vereinbar ist, wenn man Gesetze einzelner Religionen, Kulturen, Gesellschaften oder Staaten

über sie stellt. Wer eine Welt, die sich an den Menschenrechten orientiert, pauschal als Multikulti diffamiert, ist in ihr (noch) nicht angekommen. Wer Regierungen, die zumindest versuchen, sich an den Menschenrechten zu orientieren, analog verurteilt und als machtlos zB gegen die Sharia darstellt, bewegt sich in den Kategorien der Gewalt; er hat die Welt von Freiheit und Gleichheit nicht begriffen.

Statt der 3. Kategorie >Brüderlichkeit< hat man wegen seiner Einseitigkeit >Geschwisterlichkeit< vorgeschlagen. Ich ziehe >Menschlichkeit< vor, weil man sonst Gefahr läuft, zB die Alten und die Kinder auszuschließen. Noch mehr favorisiere ich >Liebe zum Leben<. Denn warum Pflanzen und Tiere ausschließen? Und in den Bereich Leben sollten wir, wie dereinst die Steinzeitmenschen, auch die anorganische Natur einschließen. Und dann bietet sich der Begriff an: >Verantwortung für die Welt.<

Wer sich programmatisch nicht an die Menschenrechte hält, kann das sicher weitgehend straflos tun. Wenn aber sein Handeln und Reden auf die Abschaffung der Menschenrechte zielt, würden diese sich in einen praktischen Selbstwiderspruch verwickeln, wenn sie sich nicht gegen diese Abschaffung verteidigen, im Notfall mit Mitteln, die der Welt der Gewalt entstammen. Wer die Menschenrechte gut heißt, dann aber in die Welt >America first< oder >Jesus Superstar< zurückfällt, denkt und handelt in Kategorien, die spätestens vor 10.000Jahren letztlich mit der Sklavenhaltung über uns kamen und die es zu überwinden gilt.

Die Welt der Gewalt zu durchlöchern mit >Freiheit, Gleichheit und Liebe zum Leben bzw. Verantwortung für die Welt< sollte das Ziel nicht nur von Gutmenschen sein. Sich dagegen gestemmt haben sich seit der griechischen Antike die Demokraten, Humanisten und Aufklärer. Sie waren meistens in der Minderheit und einfach wird das auch in Zukunft nicht sein.

Das Thema Menschenrechte hat mich von Schülerzeiten an bewegt.

Götter, Priester und die Menschenrechte

Die Götter (oder wie immer sie genannt werden, also auch die Natur oder das Nirwana) sind nur die Masken derer, die sich als ihre Stellvertreter ausgeben, die aber ohne die Religionsgemeinschaften nichts wären. Deren Priester schufen Sprüche, um schwer schuftende Sklaven, Leibeigene und heute die Arbeiter über die meisten ihrer Unbillen hinwegzutrösten. Durch das Aufkommen einer Vergleichs-, Kritik- und Dialog-Kultur mit der Zunahme des Tauschs, des Handels und der Begegnung mit Andersdenkenden (seit -500, spätestens seit Sokrates und Platon) näherten sich auch die Sprüche immer mehr dem an, was uns heute die Menschenrechte sind. Spätestens die Aufklärung zunächst in Frankreich, dann in den USA, aber auch partiell in Deutschland wusste, dass man zur Realisierung der Menschenrechte nicht die Masken, die Stellvertreter, die Priester und größtenteils deren Sprüche braucht. Für Kinder und Unmündige mögen sie eine Zeit lang hilfreich sein auf dem Weg zur Befreiung von diesem Spuk. Natürlich werden die Stellvertreter, Priester etc. alles versuchen, die neue Entwicklung mit großer Raffinesse zu unterdrücken. Rückfälle sind immer möglich, sogar eine Art Neumittelalter. Hoffentlich nicht so bald und hoffentlich nicht lange. Aber die Arbeiter aller Länder fühlen es längst: So etwas wie Religion ist nicht nur überflüssig, sondern es versucht auch die Zukunft einzukerkern ins Gestern.

Es wird höchste Zeit, über die Repräsentanten der Götter etwas annähernd so Tiefschürfendes zu verraten, wie man manchmal durchaus auch aus ihrem Munde erfahren kann.

Gottesflüsterer

Beginnen wir mit Archaischem:

Ihr wisst, dass zu den Alten gesagt ist: „Wenn es Götter nicht gibt, müsste man sie erfinden."

Ich aber sage euch: „Seid doch glücklich, wenn die Götter verschwinden."

Zur Deutung dieses Spruchs:

1. Wenn ihr allen Ernstes meint, ihr müsstet Götter erfinden, dann stellt ihnen Berater, als eine Art Gottesflüsterer zur Seite oder macht aus ihnen hochdekorierte Lakaien, die wie die Queen nur verlesen, was Klügere erfinden. Und vor allem schaut diesen Erfindern, diesen Queen- und Gottesflüsterern, genau auf die Finger, damit nicht weiterhin so viel Blödsinn wie bisher, bis hin zu Kriegen und Massenverbrechen passiert

2. Man hat beobachtet, dass in der Schrift, auf der die drei wichtigsten Religionen der Welt beruhen, der dort auftauchende Gott in der ältesten Überlieferungsschicht direkt mit den Menschen, z.B. mit Abraham redet. Zur Zeit Josefs, der die Juden angeblich aus Ägypten führte, erscheint Gott nur noch in den Träumen der Menschen. Noch später spricht er nur noch durch Propheten. Da nach den Selbstaussagen zumindest eines dieser angeblichen Sprachrohre, auf 40 falsche nur 1 wahrer kommt, wäre es ein Zufall, wenn in nur einer der überlieferten Schriften auch nur ein Vers Zuverlässigkeit beanspruchen konnte. Und dann kommt der Bravourtrip. Die Offenbarung, der angebliche Sohn Gottes, zu dem ihn allerdings erst Generationen später machten. Klar, dass sich die Religionen darüber zerstritten. Nach dieser Schilderung hat sich der Gott also

mehr und mehr beleidigt aus der Welt zurückgezogen. Schon damals war ihm wohl klar, dass ihm die Welt aus den Fugen geglitten war.

3. Es war gar nicht ein notorischer Dichter von Krimis, sondern ein Philosoph, ja der von Sils Maria, der haarscharf und unwiderleglich schloss: Also ist Gott tot. Natürlich taucht sofort die Frage auf: Ist nicht alles eine Fälschung? Täter so oder so: der Gottesflüsterer.

Ob als Kosmopolit, Philosoph oder als Alltagsmensch, wer immer etwas über das Multiversum konkret sagen will, kommt über Pars-pro-Totos, über Teilen-von-Aussagen nicht hinaus, gleich ob er über unsere Welt, eine Galaxie, einen Sternennebel, ein Sonnensystem, die Erde, einen Erdteil, eine Halbkugel, ein Land, eine Region, eine Stadt, eine Insel, ein Dorf oder eben Nehren oder Helgoland spricht. Umgekehrt lässt sich in einem Fluss, einer Straße, einem Feld oder einem Individuum vieles finden, was als Symbol für unsere Welten dienen kann. In diesem Sinne ist hier alles kosmopolitisch gemeint, nicht nur Simenon selbst, sondern auch Nehren oder – wie in der folgenden Kurzgeschichte – in Helgoland.

Helgoland

Freund JONAS liest nicht nur viel, sondern auch genau und überdies auch Entlegenes wie die >Encyclopedia Britannica<. Die lesen außer den Briten, die sich ja inzwischen ohnehin via Brexit ins Jenseits geschossen haben, doch nur Wissenschaftler, jedenfalls kein Normalschwabe, geschweige denn -Nehrener und schon gar nicht genau. In dieser Rarität unter den Hunderttausenden von Lexika, die es auf der Welt gibt, war ihm in einem Artikel über den in Großbritannien mehr als in Schwaben

bekannten Philosophen VAIHINGER aufgestoßen, dieser hätte in Tübingen bei Nehren gewirkt. Das ist für Schwaben etwa so amüsant wie für Briten die Feststellung, Großbritannien liege bei Helgoland.

Was die Biologen heute Nischen nennen, entging ihrem Urahn DARWIN nur, weil er bei seinen Entdeckungen auf den GALAPAGOS-Inseln verkannte, dass das, was auf dem Festland Nischen genannt wird, im Meer die Inseln sind. Nehren und Helgoland sind also wie Australien und Schwaben Kehrseite ein und derselben Medaille. Na ja, auch DARWIN entgeht manchmal Naheliegendes oder meinetwegen: Entgegengesetztliegendes. Außerdem denken wir heute paarweise auftretende Ereignisse wie den Urknall und die Apokalypse mehr zusammen als zu DARWINs Zeiten. Heute lernen sogar Kinder im Physikunterricht, dass ein und dasselbe Ereignis gleichzeitig in Nehren und auf Helgoland auftreten kann. Also wird man mir hoffentlich verzeihen, dass ich die Nischen in Nehren am Beispiel der Felsen von Helgoland erforsche. Ich fürchte nur, dass das Abenteuerliche in Nehrens Nischen dort in den Ritzen von Felsen verschwindet.

Helgoland nutzten die Briten nach dem 2.Weltkrieg als militärisches Versuchsgelände, um neue Bombentypen unterhalb der Atombombe, Vorformen der späteren Neutronenbombe, auszuprobieren. Wer als friesischer Urbewohner noch im 2.Weltkrieg auf der Insel gelebt hatte, wurde durch diese Bomben ratzekahl zum Migranten nach Hamburg, Bremen oder sonstwo vertrieben. Als in den 50er Jahren zwei Bekannte von mir, ebenfalls Studenten, aus lauter Abenteuerlust mit viel Trara der Medien in einem Schlauchboot vom deutschen Festland nach Helgoland paddelten, fanden sie dort eine Bombentrichterwüste vor, menschenleer und auch frei von größeren Tieren. Nicht einmal Füchse hatten das Bombardement der Briten überlebt. Hasen gaben dort den Ton an. Immerhin bewirkten sie von Gandhi beeinflussten Schlauchbootpaddler, dass die Briten Helgoland hinfort in Ruhe ließen.

Als die Politiker, die ja statt zu **regieren** immer nur **reagieren**, meist sogar als letzte darauf kommen, dass mit einer neuen Erfindung auch neue Probleme entstehen, begannen, nach einem Ort zu suchen, wo man den Atommüll endlagern könne, war anfangs Helgoland im Gespräch. Dann aber (wieder-)entdeckte die Tourismus-Industrie dieses einst wunderschöne Eiland mit seinen schlank aufragenden Felsen in der brandenden Nordsee, baute einiges wieder auf und sorgte auch dafür, dass ei-

nige friesische Ureinwohner wieder zurückkehrten, allerdings, da der Fischfang durch ADENAUERs Aversion gegen Fisch den Allierten zuliebe am Boden lag, meines Wissens nicht ein einziger Fischer. Diese Remigranten lernten vielmehr Reiseandenken und ähnlichen nutzlosen Tinneff (in Schwaben nennen sie das Gruscht) teuer an die Touris zu bringen, unter anderem Fotos, wie gerade eine Möwe einer wunderschönen Inselbewohnerin in ihrem übervollen Busen ein Andenken hinterließ. Sie gaben das in einem unscheinbaren Subskript als friesischen Humor aus.



Helgoland: Lange Anna vom Kringel (Foto Klaus FRIEDRICHS)

Da erkannten sogar die Politiker, dass sie für den Atommüll einen anderen Ort suchen mussten. Die Initiative der Helgoländer Friesen >Möwendreck okay, Atommüll nein danke!< gab den Anstoß dafür, dass die Politiker hinfort an GORLEBEN dachten. Man wusste zwar von vornherein, dass auch GORLEBEN als Endlager für derart gefährliches Zeug ungeeignet ist, aber die Pläne, auf dem Mond oder dem Mars ein Endlager zu errichten, bewegten sich noch in den Kinderschuhen, besser gesagt: nicht einmal in der Startrampe. So blieb es dabei, in GORLEBEN, diesem Beinahe-DDR-Gebiet, von diesem jedenfalls umgeben, (wir nannten es despektierlich „Gornichleben“) ein Zwischenlager zu errichten. Die Kirchen begleiteten die Transporte nach GORLEBEN mit Predigten, Leben auf der Erde sei nur eine Zwischenlösung. Die Endlösung fände man im Himmel. "Endlösung, Endlösung," ging mir damals schon durchs Hirn, "wenn das der BONHOEFFER wüsste."

Da Helgoland so klein ist, dass die Touris es in wenigen Stunden besichtigt hatten (von den Tunneln und Höhlen im Felsen bekamen sie meist nichts mit), weswegen die Friesen sie mit einem hochdeut-

schen Fremdwort "Eintagsfliegen" nennen, waren insbesondere die Hoteliers sehr daran interessiert alles zu fördern, was die Touris zu Übernachtungen und mehrtägigen Vergnügungen animierte. Da kam ihnen gerade recht, dass die Archäologen oben auf dem Insel-Plateau eine umfangreiche Befestigungsanlage ausgruben.

Auf dem Festland hatte man sogar an dem Nischenort NEHREN eine mittelalterliche Burgruine ausgegraben. Der Archäologe Sören FROMMER wurde mit dieser Ausgrabung zwar bisher nicht weltberühmt. Aber die Namensforscherin DABKE, die Nehren kürzlich zum wiederholten Male besuchte, trug seinen Namen und seine Entdeckung immerhin bis Australien. Solche Ausgrabungen hatten in der Vergangenheit stets tourismusfördernde Wirkung. Die von den Briten in Schutt und Asche zerdepperte Befestigungsanlage war sicher niemals eine Burg gewesen. Man vermutete eher ein militärisches Bunkersystem, eine Art Westwall gegen die Briten, und sicher nicht sonderlich alt. Dennoch erhoffte man sich auch auf Helgoland derartiges wie in Nehren.

Schon im Vorfeld lockte man die GPS-Spieler, indem man ihnen gar nicht so billige Kunstwerke versprach, überall versteckt, wo es auf Helgoland Nischen gab z.B. an den Außenmauern der frisch ausgegrabenen Befestigungsanlage gleichsam als Einladung zum Selber-Graben. Für alle, die so alt sind wie ich und nicht wissen was GPS ist: Das GPS-Spiel ist eine Art Schnitzeljagd. GPS steht für >Global Positioning System< = 'Globales Positionsbestimmungssytem'. Dieses setzt Satelliten voraus, die, nachdem die Russen den SPUTNIK ins All geschossen hatten, zu Tausenden unsere Erde umkreisen. Sie waren im Vorfeld der Suche nach Endlagern für die Atomabfälle auf dem Mond oder Mars entstanden, erwiesen sich aber als ungeeignet für Transport oder Lagerung der inzwischen angefallenen Riesenmengen atomaren Gefahrenguts. Also suchte und fand man andere Anwendungen, unter anderem als Basis für das GPS-Spiel. Jeder Spieler kann mit ihrer Hilfe auf seinem Mobilfunkgerät die Koordinaten entnehmen, die den Ort (inzwischen zentimetergenau) angeben, wo er in welcher Nische ein unbekanntes Geschenk findet, es sei denn ein anderer war vor ihm da.

Als Kunstwerk beliebt in diesem Spiel war eine Nachbildung der Venus, die Kollegen des Archäologen FROMMER kürzlich in einer Höhle unweit von NEHREN ausgegraben hatten, das älteste Kunstwerk der Welt. Natürlich verdienten daran die Helgoländer Tinneffhändler einen ziemlichen Batzen.

Aber die Hoteliers waren bisher immer noch enttäuscht. Sie bitten mich, den Leser ähnlich wie ich sie in der Einleitung dieses Elaborats animierte, das Neue in diesem Nischenbuch zu fangen und an den Verlag zu schicken, dazu anzuregen, ein komplizierteres Spiel zu entwickeln, das potentielle Besucher der Insel mehr als das GPS-Spiel veranlasst, mehrere Tage zu übernachten. Auf meine Bedingung, zuvor dieses Buch zu verlegen, ist man bisher leider nicht eingegangen.

Kann es sein, dass meine Erlebnisse auf Helgoland doch Erhellenderes über die Ritzen in Nehrens Nischen hervorbrachte, als die nach langem Grübeln entdeckte Gleichzeitigkeit von Urknall und Apokalypse? Oder ist wieder alles nur ein großes Missverständnis? Franziska meinte schon vor Jahrzehnten, ich solle doch, wenn ich ihn demnächst im Jenseits treffe, Arno SCHMIDT, den Poeten aus der Heidenische BARGFELDE, den seine Fans ganz ungeniert mit dem Kürzel ARSCH anzureden pflegten, einmal herzlich grüßen und fragen, warum seine Elaborate so teuer seien. Das passe nämlich gar nicht zu diesem Massenproduzenten mehrsinniger Metaphern.

Das Nischengebilde Sprache dürfte sich kaum als Hoffnungsträger für etwas Neues in der Evolution eignen. Und das nicht, weil Sprache als Bestandteil magischer Praktiken schon einmal vor mehr als 10.000 Jahren weltweit dominant war. Was schon einmal dominant war, kann prinzipiell durchaus auch wieder einmal als Ausgangspunkt von Neuem verheißungsvoll sein. Aber zum Ärger mancher Fachkollegen muss ich gestehen: Ich sehe da kaum eine Chance. Trotzdem soll man dereinst nicht sagen, man hätte sich nicht bemüht, etwas Vernunft in die Sprachentwicklung zu bringen. Der Sinn von Utopien ist allerdings auch nicht, die Zukunftsplaner in Verzweiflung zu stürzen, sondern ein ungefähres Ziel zu markieren, von dem aus man Gegenwärtiges bewerten und irreführende, insbesondere regressive Wege aus der Planung herausnehmen oder gar bekämpfen kann. Der Zerfall in (nationale oder regionale) Einzelsprachen löst nicht das Problem einer weltweiten Kommunikation. Übersetzungsma-

schinen lösen das Problem nur scheinbar bzw. erzeugen sogar neue Probleme, die auch bleiben, wenn diese so konstruiert sind, dass z.B. das Esperanto in diesen die Rolle der Bezugssprache übernimmt.

In der Geschichte der Sprachwissenschaften gab es dereinst (v.a. in den 20er Jahren des 20.Jahrhunderts) eine Unterdisziplin >Interlinguistik<, die sich zentral mit Sprachplanung in der Welt befasste. Als Begründer dieser Unterdisziplin gilt der dänische, hauptsächlich in England wirkende Linguist ***Otto Jespersen****.*[1] *Esperanto war da nur ein Thema neben anderen. In diesem Rahmen befasste man sich auch mit der Entwicklung einer Weltschrift. Einer der überzeugendsten Entwürfe, der sogar den Anspruch hatte, mehr zu leisten als das Esperanto, dessen Herkunft aus Europa vorwiegend der Wortschatz verrät, stammt von einem inzwischen nahezu vergessenen Tübinger Linguisten. Mit* ***Carl Haag****, diesem Nischenwissenschaftler, dessen Forschungen über schwäbische Dialekte ältere Wissenschaftler wie der Gründer der Tübinger Kulturwissenschaften Herman Bausinger noch kannten und schätzten,* [2] *starben offenbar auch die kosmopolitischen Bemühungen in diesem Fach aus. Hier sehe ich aber Keime in einer Nische für eine wiederzuentdeckende kosmopolitische Bedeutung der Sprachwissenschaften. Derzeit sehe ich jedenfalls kaum Ansätze in diesen Wissenschaften, die mehr sind als in Regionalismen ertrunkene Detailstudien. Wie Detailforschung und Weltentwicklungsprogramme, übrigens auch Dichtung und Malerei friedlich neben- und miteinander existieren können, lässt sich an der Biografie Carl Haags beispielhaft studieren. Hier eine Kurzfassung.*

---

1 JespersenOtto: The Philosophy of Grammar. London 1924 u.ö.

2 *Ich fand bisher keinen Nachweis, dass Haag auch den Dialekt der Nairemer erforschte. Wenn er dazu nicht kam, dann weil er als Schwenninger zu sehr an den Grenzen des Schwäbischen interessiert war als an einem Nischendorf wie Nehren, das mitten in Schwaben liegt.*

Der „halbverrückte“ Pionier

Der Dialektologe, Schriftwissenschaftler, Dichter, Maler und Philosoph Carl Haag

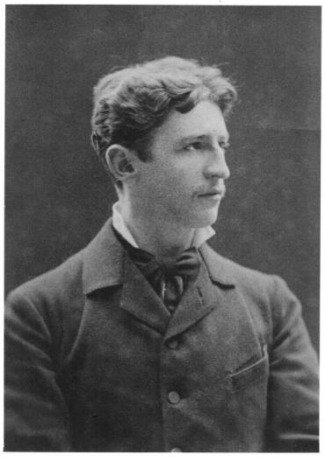


Abb. 1 Jugendfoto Carl Haags (aus dem Heimatmuseum Schwenningen)

Carl Haag (1860-1946)[1] war ein humboldtianisch allgemeingebildeter Gelehrter, Erfinder, Maler und Dichter, überdies ein früher Wandervogel. (s. Abb. 1) Heute ist er nahezu vergessen. Über seinen Geburtsort Schwenningen hinaus bekannt und ein Begriff sein dürfte er nur noch einigen älteren Dialektologen. Als Gelehrter war Haag vorwiegend Sprachwissenschaftler. Nach eigenen Aussagen sprach er über dreißig Sprachen; darunter auch zahlreiche außereuropäische Sprachen. Als Sprachwissenschaftler war er nicht nur Dialektologe, sondern auch Schriftwissenschaftler und Sprachphilosoph.

In der Dialektologie erfand er ein Verfahren, Dialektgrenzen übersichtlich und zugleich genau wiederzugeben. Dieses Verfahren baute auf der Isoglossenmethode auf. Isoglossen gehören zu den Isolinien (von gr. ἴσος – ‚gleich‘). Die bekanntesten Isolinien sind die Isobaren in der Meteorologie. Isolinien kennt man seit dem 16. Jahrhundert vor allem in der Kartographie als Verbindung von Orten mit gleichen Merkmalen. Die Isoglossen sind also Linien, die Orte mit gleichen Sprachmerkmalen, insbesondere Lautmerkmalen, verbinden.

1 Nicht zu verwechseln mit dem Miniaturenmaler Carl Haag (*1820)

Haags Erfindung bestand in der Ausnutzung des Umstands, dass Lautmerkmale in Bündeln aufzutreten pflegen, zur anschaulicheren Gestaltung der Dialektgrenzen. Der Grad der Bündelung von Lauten wies auf den Grad der Verschiedenheit der Dialekte benachbarter Orte hin. (s. Abb. 2). Während der Marburger Lautatlas noch durch die Fülle der Linien selbst Dialektologen zu verwirren pflegt, lieferte Haags Methode größere Übersichtlichkeit und das ohne Verlust an Genauigkeit.

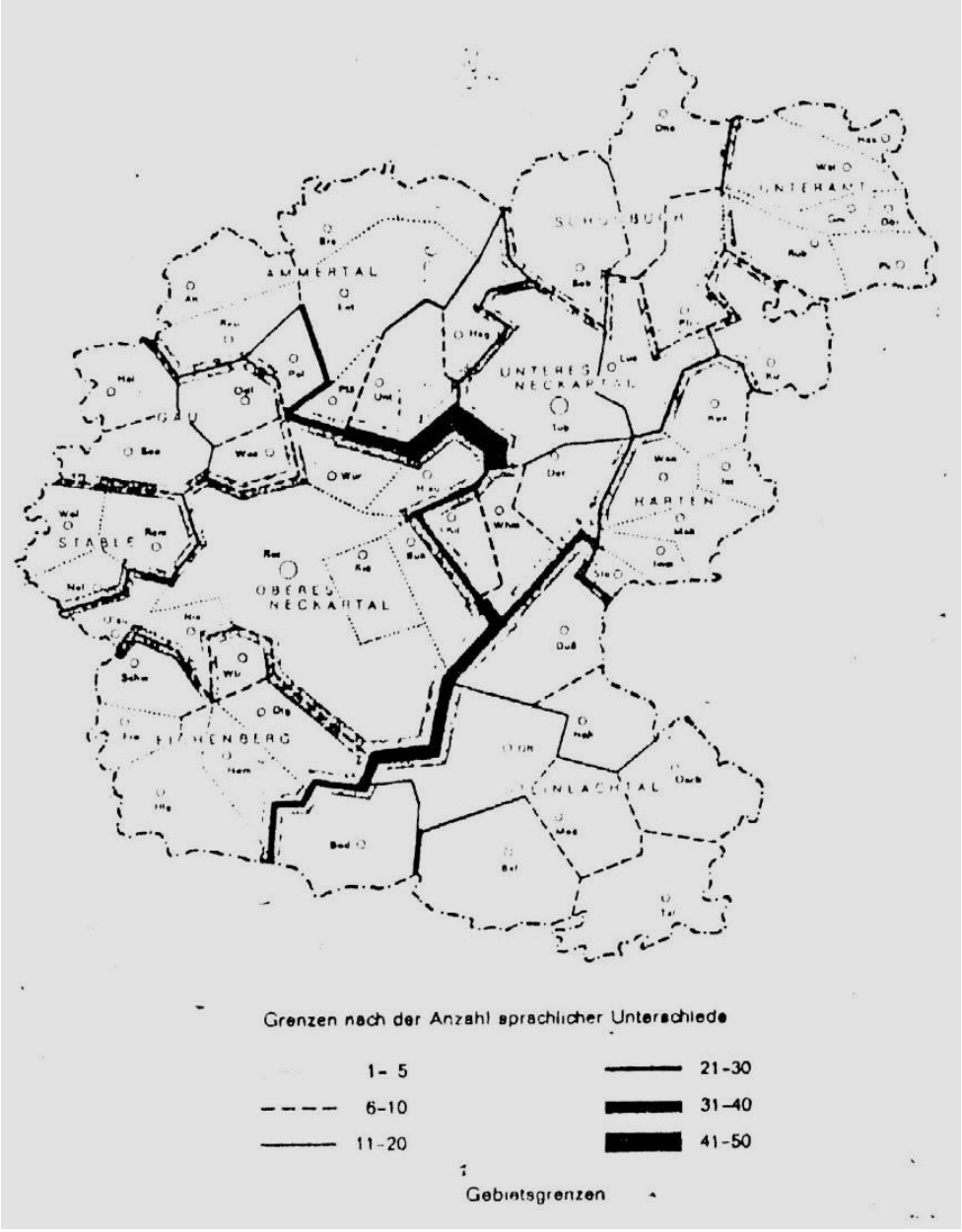


Abb. 2 Gliederung der Mundarten von Tübingen und Umgebung nach Haag (modernisiert)

Ungewollt leistete Haag damit Vorschub zu der auch bei Dialektologen verbreiteten Unart, diese Linien zu Schubladen zu vergröbern. In Wahrheit sind, wie v.a. die Sprachkontakt-

forschung nahelegt,[1] die Grenzen fließend. Es ist außerdem bekannt, dass z.B. das Schwäbische so zerklüftet ist, dass Schwaben z.B. aus der Gegend von Ulm und aus der von Herrenberg erhebliche Verständigungsschwierigkeiten haben. Tübinger Gôgen betonen nicht selten, sie seien gar keine Schwaben. Bis heute kann niemand genau sagen, ob die Unterschiede in der Sprechweise von Freiburger Alemannen und denen im elsässischen Sundgau oder denen im schwîzerdütschen Basel größer sind als die zwischen dem schwäbischen Schwenningen und dem alemannischen Villingen, die heute eine Stadt bilden. Mit einer Ähnlichkeitsformel, wie ich sie schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelte,[2] könnte man auch solche Fragen beantworten.

Darüber hinaus erfand Haag eine Pasigraphie (Weltschrift). Die Grundidee dazu dürfte ihm auf seinen Reisen in Ostasien gekommen sein. Von den dort verbreiteten Bedeutungsschriften mit Tausenden von verschiedenen Schriftzeichen, die vor allem auf der altchinesischen Schrift (wényán) beruhen[3], unterscheidet sich Haags Schrift durch Vereinfachungen, die hauptsächlich auf einer semantischen Dekomposition aufbauen, wie wir sie seit Nida und Alinei im modernen Strukturalismus kennen[4]. Es ist auch denkbar, dass Haag die Unterscheidung Logographie vs. Phonographie in den *Historias naturales* des spanischen Siglo de Oro (16.-17. Jh) kannte, worauf mich Franz-Josef Klein aufmerksam macht.

Haag kannte die 1916 posthum publizierten Vorlesungen des Vaters des europäischen Strukturalismus Ferdinand de Saussure. Seine Pasigraphie wurde aber schon Jahre zuvor veröffentlicht (1902). Und dass er Saussure persönlich kennen lernte, wäre theoretisch möglich, berichtet er aber nicht einmal in seiner Autobiografie. Haag stellt überdies seine Weltschrift einfach vor ohne irgendeine Angabe zu Provenienzen. Daraus muss man nicht schließen, dass Haag mit der Entwicklung seiner Pasigraphie auch die Komponentenanalyse erfunden hat. Bis auf weiteres kann das allerdings auch nicht ausgeschlossen werden. Wir verfügen leider über keine befriedigende Darstellung der Vorgeschichte der strukturalistischen Komponentenanalyse. Auch sonst gibt Haag leider nur selten an, in welche Tradition seine Gedanken einzubetten wären. Sogar der Name Humboldt wird nur selten erwähnt.

---

1 s. dazu Weinreich, Uriel: Languages in Contact : findings and problems. New York 1953 u.ö. sowie das Œvre von Ureland, Sture z.B.: Convergence and divergence of European languages. Berlin 2003 (Studies in eurolinguistics 1)

2 man findet sie heute unter http://www.gerd-simon.de/Aehnlkt2.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Aehnlichkeitsmass.pdf

3 Dass Haag auch in China war, ist nicht bekannt. Da es im 19. Jahrhundert in China bereits beachtliche linguistische Forschung gab, könnte sich Haag auch da Anregungen geholt haben. (s. Branner, David P.: "China: Writing system." The Encyclopedia of Language and Linguistics, ed. Keith Brown. 2nd edition. Amsterdam and London: Vol. 2, pp. 331-341. https://brannerchinese.com/dpb/publications/BrannerChineseFinal200502.pdf) - Haag kritisiert die chinesische Schrift als Wortschrift (s.u. 19030700)

4 Nida, Eugene A.: Morphology. The Descriptive Analysis of Words. Rexdale 1946 u.ö. – Alinei, Mario L.: Lingua e dialetti. Bologna 1984

Das Grundprinzip der Komponentenanalyse wird meistens am Beispiel der Kausativa erläutert, die Haag im Sinne des Sprachvereins „Machwörter“ nennt. So kann z.B. das Kausativum *töten* in einzelne Bedeutungselemente (Sememe) zerlegt werden, indem man es umschreibt mit

X *tut* etwas und das ist die *Ursache* dafür, dass Y *nicht lebendig* sein *wird*

(zweidimensional dargestellt in folgender Abbildung)

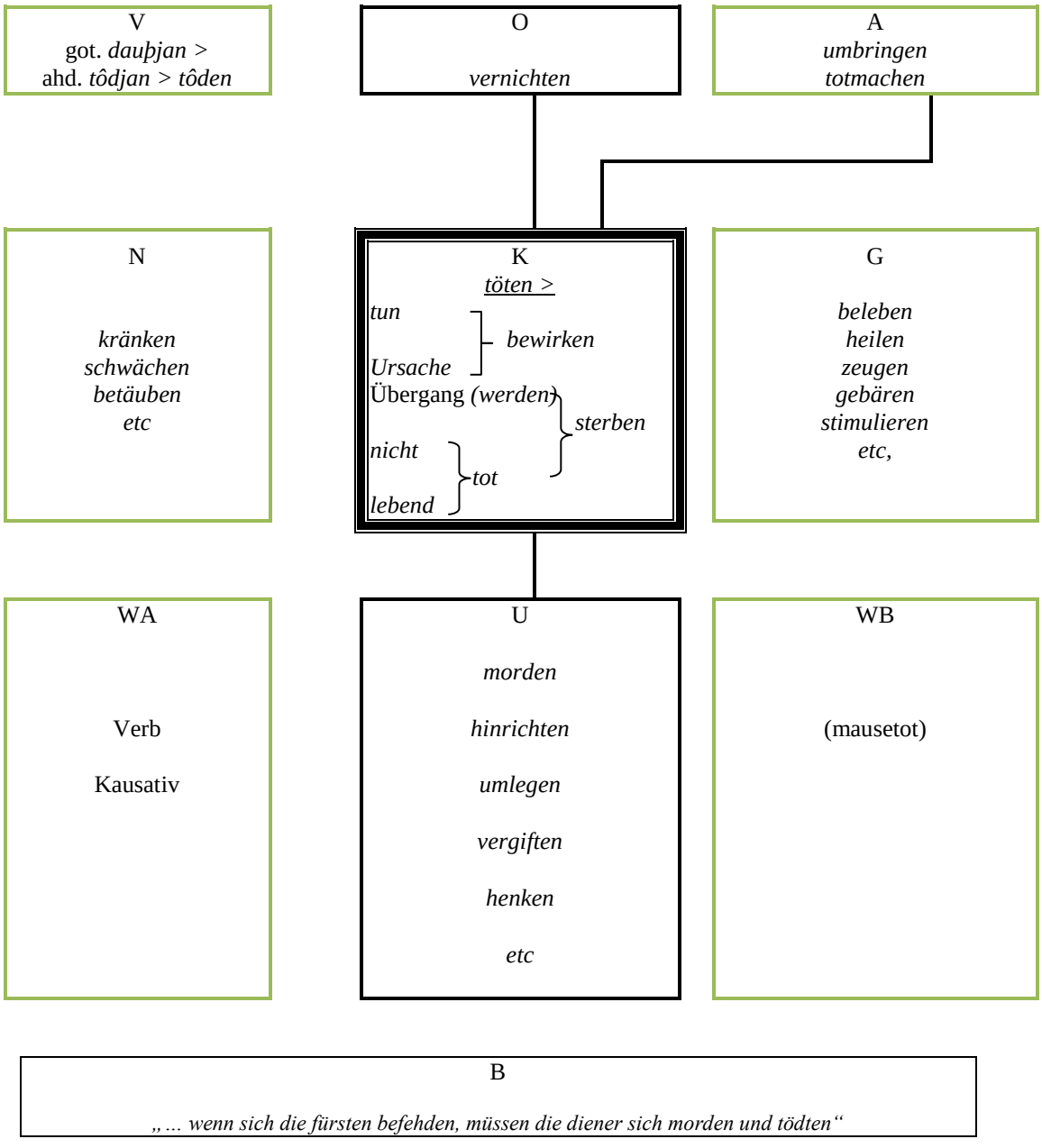


Abb. 3 Deutsche Wörter in ihren wichtigsten Bedeutungsbeziehungen am Beispiel *töten*

Abkürzungen
A = Austauschbegriff(e) [Synonym(e)]
B = typische Verwendungsbeispiel(e)
G = Gegenbegiff€ [Antonym(e)]

K = Komponente(n) [semantische(s) Primitiv(e), Nucleus/Nuclei, Semem(e), Endonym(e)]
N = Nachbarbegriff(e) [Heteronym(e)]
O = Oberbegriff(e) [Hypernym(e)]
U = Unterbegriff(e) [Hyponym(e)]
V = Vor-Begriff(e) [Lautgeschichte, Pronym(e)]
WA = Wortart u.a. grammatische Merkmale
WB = Wortbildung/ typische Syntagmen [Eponym(e)]

töten besteht also aus den Komponenten:

tun, Ursache, Übergang (*werden*), *lebendig* und *nicht.*

In den überliefer-

ten und vorfindlichen Sprachen gibt es Hunderte von Wörtern, die das Semem *Ursache* enthalten, sog. Kausativa. Indem man z.B. bei komplexen Wörtern einzelne Sememe weglässt, entstehen neue Wörter, genauer: Oberbegriffe (Hypernyme). Lässt man bei *töten* z.B. *leben* weg, entsteht die Gesamtbedeutung *vernichten.* Anders formuliert: *töten* ist also eine Art des Vernichtens. Durch Zusätze entstehen umgekehrt Unterbegriffe, zu *töten* z.B. *hinrichten* durch die Zusatzbedeutung *aufgrund eines Gerichtsurteils* (s. Abb. 3).

So lässt sich jedes Semem in Bedeutungsfelder einbetten. Es gibt nur wenige Sprachen, in denen die Sprecher die einzelnen Sememe auf bedeutungstragende Wortteile (Morpheme) problemlos direkt abbilden können, d.h. an deren Wörtern sie die Bedeutungskomponenten direkt ablesen können. Die meisten Sprachen geben zum Teil hochkomplexe Bedeutungsverbindungen wie bei dem Beispiel *töten* durch einfache Wörter wieder. Insbesondere Kultursprachen, am extremsten das Englische, das sich aus vielen Quellsprachen (Keltisch, Latein, Angelsächsisch, Französisch etc.) entwickelte, haben für solche Bedeutungsverbindungen sogar mehrere einzelne Wörter. Die Folge ist ein Riesenlexikon, das meistens so groß ist, dass nicht einmal britische Akademiker es vollständig beherrschen. In Sprachen, die Bedeutungselemente in ihren Morphemen abbilden können[1], kommt man umgekehrt manchmal mit einem Lexikon von weniger als 1000 Wörtern aus. Die Hoffnung mancher Komponentenanalytiker, ein Bedeutungswörterbuch – abgesehen von den Namen – dereinst auf nicht mehr als 300 Sememe reduzieren zu können, hat sich allerdings als Illusion erwiesen. Eine Sprache,

1 Es handelt sich v. a. um affigierende Sprachen, die auch manchmal agglutinierend genannt werden, Sprachen, die Kernmorpheme durch Präfixe, Suffixe oder auch manchmal Infixe anreichern können, aber auch sog. Wurzelsprachen. Flektierende Sprachen wie die der indoeuropäischen Sprachgruppe können das nur, wenn sie nicht rein flektieren, wenn es in ihnen also auch Affixe gibt.

die immerhin weltweit von ca. 8 Millionen Sprechern gesprochen wird, die dem Ideal eines kleinstmöglichen Lexikons am nächsten kommt, ist das Esperanto[1].

Haag nimmt in seiner ersten Schrift, in der er seine Pasigraphie vorstellt, an keiner Stelle auf das 1887 von dem jüdischen Augenarzt Samenhof veröffentlichte und 1905 auf der ersten Esperanto-Tagung in Boulogne als funktionierend erwiesene Esperanto Bezug. Die Struktur seiner Pasigraphie lässt sich aber mit keiner anderen lebenden Sprache mehr und leichter vereinbaren als mit dem Esperanto. [...]

1933 war Haag bereits 73 Jahre alt. Zu Hitler und den Nationalsozialisten hat sich Haag anscheinend nie schriftlich geäußert. Immerhin geht er gelegentlich auf die Frage des Verhältnisses von Sprache und Rasse ein.[2] Ob das mehr als eine Liebäugelei war, die zu Beginn des Dritten Reiches einsetzt, kann man bezweifeln. Urteile, wie das, dass das Hochdeutsche sich an die Spitze der Lautentwicklung gesetzt habe, an deren Ende das Semitische stehe, sind beängstigend.

Haag präsentierte seine Weltschrift ohne jegliche Polemik gegen die in Europa dominierenden Lautschriften[3]. Der Vorteil der Lautschriften besteht zweifellos darin, dass ihr Zeicheninventar sehr gering und also leicht und schnell erlernbar ist. Ihr Nachteil ist ihre Bindung an eine der Tausenden von Sprachen, die auf der Welt gesprochen werden, und also die Beschränktheit ihrer Geltung auf die Reichweite einer Sprache. Weltgeltung hat eine Sprache nie erreicht. Ins Visier nahmen das immer wieder politisch oder ökonomisch Mächtige, v.a. im Zeitalter des Kolonialismus. Bei Esperantisten war diese Kombination von Sprache und Macht von Anfang an verpönt. Das Esperanto war immer nur als Welthilfssprache und Zweitsprache gedacht.

Bedeutungsschriften haben den Nachteil des meist riesigen Zeicheninventars. Sie zu erlernen, bedarf weitaus mehr Zeit. In vielen Völkern blieb es daher einer höheren Schicht von Beamten und Priestern vorbehalten, sie sich anzueignen. Der Vorteil der Bedeutungsschriften besteht darin, dass sie tendenziell von jeder Sprache aus verstanden werden können. Sie sind also tendenziell Weltschriften.

---

1 Eine kurze Geschichte bzw. ein Überblick über die Sprachplanung und ein Plan, wie auch das Esperanto weiter vereinfacht werden kann, wurde 1989 publiziert. Inzwischen zu finden unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-4128 http://hdl.handle.net/10900/46169- s.a. Blanke, Detlev: Internationale Plansprachen. Berlin 1985. Blanke geht S. 115 auch auf Haag und seine Pasigraphie ein.

2 Haag, Karl: Notwendige Bemerkungen zu >Rasse und Sprache<. Muttersprache 51,4,April 1936

3 Er verwendet als Zusatzzeichen sogar lateinische Buchstaben.

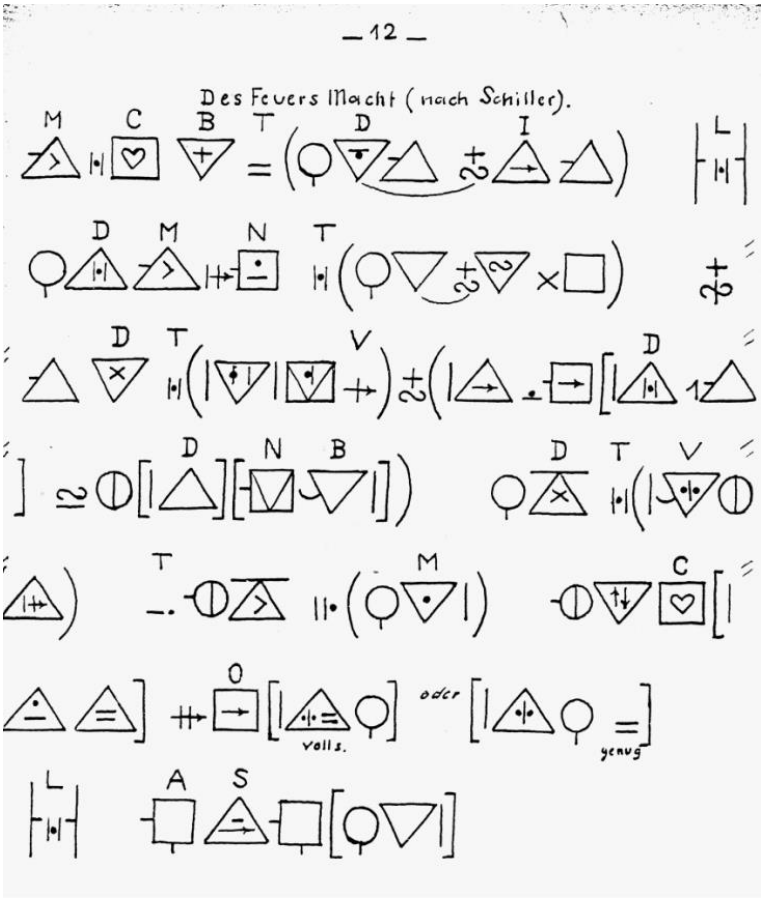


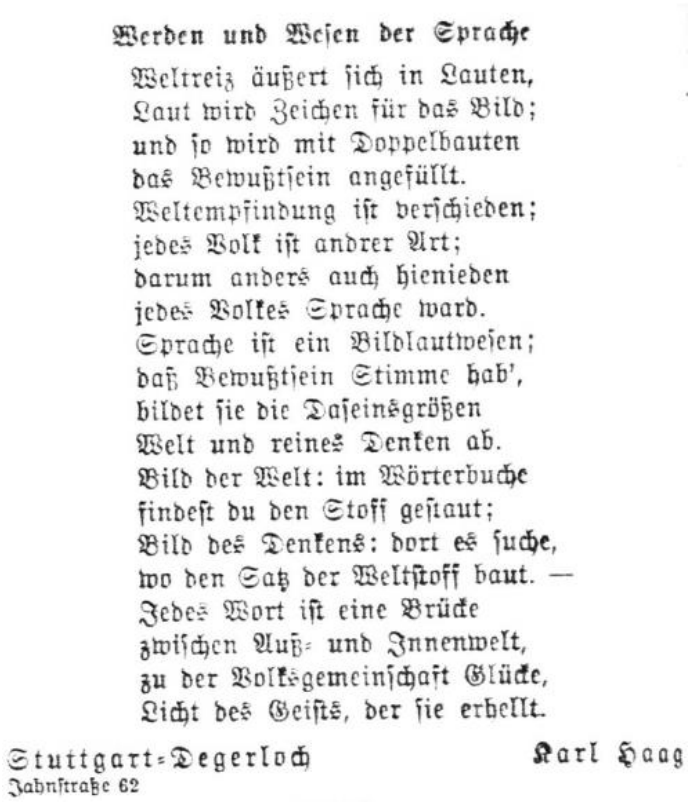
Abb. 4 Haags Wiedergabe einer Strophe aus Schillers >Glocke< in seiner Weltschrift

Haag sah offenkundig in der Reduktion des Zeicheninventars durch Zerlegung in kleinste Bedeutungskomponenten, eine Möglichkeit, die Entwicklung der Schriftplanung in Richtung auf eine globale Lösung voranzutreiben, ohne die Lautschriften etwa als Ausgeburt des Eurozentrismus zu verdammen.

Mit seiner Sprachdenklehre wagt sich Haag in die Philosophie vor. Hier kann ich allerdings vorläufig nicht erkennen, inwiefern er über Humboldt hinaus kommt. Zeitgenössische Sprachphilosophen scheint er nicht rezipiert zu haben, nicht einmal seinen Landsmann Vaihinger, bei dessen Lehrer Sigwart er in Tübingen noch studierte, wenn auch erst zu einer Zeit, als Vaihinger schon in Straßburg war[1].

Haags Dichtungen – die meisten sind in seiner Autobiographie überliefert – sind formal fehlerlos, aber etwas farblos, eine Art von Gelehrtendichtung. Hier ein Beispiel aus der Zeitschrift >Muttersprache< (s. Abb. 5):

1 Zu Vaihinger s http://www.gerd-simon.de/fiktionalismus1.htm bzw. . http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/fiktionalismus1.htm



Werden und Weſen der Sprache

Weltreiz äußert ſich in Lauten,
Laut wird Zeichen für das Bild;
und ſo wird mit Doppelbauten
das Bewußtſein angefüllt.
Weltempfindung iſt verſchieden;
jedes Volk iſt andrer Art;
darum anders auch hienieden
jedes Volkes Sprache ward.
Sprache iſt ein Bildlautweſen;
daß Bewußtſein Stimme hab',
bildet ſie die Daſeinsgrößen
Welt und reines Denken ab.
Bild der Welt: im Wörterbuche
findeſt du den Stoff geſtaut;
Bild des Denkens: dort es ſuche,
wo den Satz der Weltſtoff baut. —
Jedes Wort iſt eine Brücke
zwiſchen Auß- und Innenwelt,
zu der Volksgemeinſchaft Glücke,
Licht des Geiſts, der ſie erhellt.

Stuttgart-Degerloch
Jahnſtraße 62

Karl Haag

Abb. 5 Karl Haags Gedicht „Werden und Wesen der Sprache“ (aus >Muttersprache< 54,7, Juli 1939, 208)

Haags Zeichnungen und Gemälde sind in Veröffentlichungen und in seiner posthum von Mehne publizierten Autobiografie v. a. als Wiedergaben von Landschaftszeichnungen überliefert, nicht aber die Originale. Hier ein Beispiel aus seinem „Andalusien“-Buch (s. Abb. 6):



Abb. 6 Zeichnung aus Haags >Osterferien in Andalusien< (Stuttgart 1908, 31)

Insgesamt scheint sich Haag wenig um Resonanz gekümmert zu haben. Er hatte Spaß an der kreativen Betätigung in verschiedenen Kulturbereichen. Er bedauerte es schon, dass er an den Universitäten nicht reüssierte und trotz seiner vielen qualitativ durchweg hochwertigen Veröffentlichungen nie über den Gymnasialprofessor hinauskam. Aber ich denke, persönlicher Ehrgeiz und öffentliche Geltung waren ihm nicht wichtig genug. Sonst hätte er sehr viel mehr auf entsprechende Aktivitäten in seinem Umfeld eingehen müssen. Er zitiert ja nicht einmal seine Lehrer. Namen haben ohnehin Seltenheitswert. Vor seiner Pensionierung nimmt er sich mehrfach Auszeiten, meist mit der Begründung zerrütteter Nerven. Das muss man nicht sonderlich ernst nehmen. Aber irgendwie passt dazu, dass er in seiner Autobiographie von sich selbst nur in der dritten Person spricht.

Es gibt nicht viele Menschen v. a. in der Geschichte der Sprachwissenschaften, die beanspruchen können, dass ihr Schaffen bleibende Bedeutung hatte. Haag sollte man meiner Meinung nach dazu zählen. Man muss ihn da ja nicht gleich in die erste Riege einordnen. Sein Reifezeugnis läuft auf eine 2- hinaus. Analog könnte man Haag ein Zwei-Minus-Genie nennen.

In der Nische ist die Übersicht eingeschränkt. Zum Bedürfnis nach Übersicht ist allerdings etwas Grundsätzliches anzumerken.

Die gar nicht so neue Unübersichtlichkeit

Bei allem Respekt vor dem Werk „großer Denker und Dichter“ in der Vergangenheit: Die von mir andernorts skizzierte Geschichte der Informationsverhältnisse[1] deutete bereits an, wie sehr ins Reich der Märchen zu verweisen ist, dass z.B. Goethe oder Hegel noch alles wussten, was man in ihrer Zeit wissen konnte. Der Panhistor (‚Alleswisser‘) dürfte schon immer nicht mehr als ein Polyhistor (‚Vielwisser‘) gewesen sein. Heute, da zumindest die Informationen messbar sind, die im Internet jährlich neu erzeugt werden – 1999 z.B. 1,5 Exabyte, das entspricht etwa 1,5 Billionen Bücher[2] –, wird spürbar, welchen Illusionen man sich auch früher schon hingegeben haben muss, da man das Ideal der Alleswisserei noch für erstrebenswert und vor allem erreichbar hielt. Wer heute einer Suchmaschine allein das Suchwort „Informationsflut“ eingibt und weniger als 20.000 Links erhält, hat eine miserable Suchmaschine gewählt.

Die Unübersichtlichkeit, um die Informationsflut mit Jürgen Habermas[3] gelinde auszudrücken, ist also keineswegs neu, natürlich auch nicht zu Schillers Zeiten, als er von seinem tintenklecksenden *Saeculum* sprach. Der Tübinger Universitätskanzler Gustav Rümelin sprach in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts einen Gemeinplatz aus, als er „einen durchgehend unaufgelösten Widerspruch in dem zu enzyklopädischer Fülle angeschwollenen Bildungsstoff

1 S. Simon, Gerd: Bücherflut. Tübingen 2007 - http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-36027 http://hdl.handle.net/10900/46309

2 so jedenfalls BERNDT, Michael: Studie Informationsflut. http://www.vorn.de/php/content/showthread.php?threadid=34

3 Habermas, Jürgen: Die neue Unübersichtlichkeit, Ffm 1985 – Auf Fragen der Informationsgeschichte geht Habermas nur insofern ein, als er die Entstehung des Geschichtsbewusstseins Ende des 18. Jh. thematisiert.

und der sich immer mehr spezialisierenden Forschung“ feststellte. Er sieht die „universitas literarum [...] zu einer multiversitas in einer breit ausgeführten Forschung umgewandelt, die die Disziplinen unter sich und gegen einander entfremdet, isoliert, vereinsamt und aus dem ganzheitlichen Bezug herausnimmt.“[1]

Man muss sich also eher umgekehrt fragen, ob die Wissenschaft überhaupt jemals einen Zeitpunkt kannte, wo ein einzelner das Wissen seiner Zeit überblickte, ob also Wissenschaft nicht konstitutiv dazu verurteilt ist, die Gültigkeit ihrer Ergebnisse als auf Ausschnittswissen basierend einzuschränken. Selbst engste Zusammenarbeit sogar mit einstimmigem Votum unter einer Elite von Spezialisten gerade auch bei Anwendung methodisch kontrollierter Diskussionstechniken kann den hier naheliegenden Willkürverdacht nicht prinzipiell von der Hand weisen. Auch wer getragen wird von vielen Menschen, die im Sumpf stehen und dem derart Getragenen zugegebenermaßen einen größeren Überblick ermöglichen, modifiziert das Bild von dem Menschen, der sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zieht, nicht grundsätzlich.[2] So sehr damit Wissenschaft grundsätzlich in Frage gestellt ist, zumindest als Produktion absolut gültiger Wahrheiten, potentiell ist es – um es in einem anderen Bilde zu sagen – nicht ausgeschlossen, Schiffe zu bauen, während sie flott (d.h. im oder gar unter Wasser) sind.

Wer handeln und dabei nicht verzweifeln oder sich in postmodern getarnte Beliebigkeit flüchten will, für den bleibt die Frage, woran er sich dabei halten soll. Wissenschaft verliert zumindest ihre gesellschaftliche Funktion, wenn sie nicht mehr als sokratisches Nichtwissen und Bedenklichkeiten der hier angesprochenen Art zu bieten hätte. Es wäre sogar eine Frage der Zeit, wann ihr in diesem Falle die finanzielle Basis entzogen wird. Wenn wir aber die Vorstellung von ewigen Wahrheiten als unerreichbare Fiktion durchschauen, dann könnte die Menschheit nur verantwortungsvoll handlungsfähig bleiben, wenn sie einen Konsens auf Zeit,

1 zitiert nach Müller , Ernst: Besonnener Fortschritt. Die Universität im Kaiserreich (1877-1918) Teil 1. Tübinger Blätter 50,1963, 48

2 s. dazu Simenon , Gérard: Dieser Text ist eine Fälschung. Mit zahlreichen Bildfälschungen. Tübingen 1997, u.a. S. 91

vielleicht auch auf Raum nicht im Sinne einer uniformen Einheit der Wahrheit, sondern im Sinne der Vereinbarkeit von Wahrheitsvorstellungen anstrebt. Diese Verbindung von Kompatibilismus mit Antiäternalismus erfordert allerdings Umgangsregeln, die sehr viel mit Konsenssuche, Gewaltverzicht und Toleranz zu tun haben.

Dieses Votum gegen Ideen, in deren Mittelpunkt Begriffe wie Ganzheit und Globalisierung stehen, könnte zu Missverständnissen führen: Es ist jedenfalls keineswegs ein Votum für Spezialistentum und Fachidiotie. Es wendet sich mindestens ebenso gegen die durchsichtigen Versuche, Begriffe und Methoden seines Fachs oder auch nur seiner Forschungsrichtung zu solchen für alle Fächer zu verabsolutieren – frei nach dem Prinzip „an meinem Wesen soll die Welt genesen!“[1] –, auch wenn sie die eigene Forschung nicht explizit zur „Mutter der Wissenschaften“ aufmotzt. Diese Kritik wird nicht obsolet, wenn – wie in der Synergetik – Verfahren und Termini aus anderen Fächern entlehnt, präzisiert oder sonstwie verwandelt und dann in andere Fächer exportiert werden. Beliebige Begriffe einzelnen Fächer (z.B. Leben, Psyche, Sprache, Rasse, Information) und an diesen orientierte Methoden verlieren nicht ihre Beliebigkeit, wenn man nur zeigt, dass sie auch in anderen Fächern „machbar“ sind und manchmal sogar zu neuen Erkenntnissen führen.[2]

Dem Problem der Informationsflut war von Anfang an nicht und ist heute noch weniger beizukommen mit Appellen, doch ja von der Produktion von Informationen abzulassen, auch wenn man diese Appelle beschränkt auf solche Informationen, die nichts Neues sagen oder lediglich zehn andere zusammenfassen bzw. ungesichertes Wissen respektheischend – aus wissenschaftlicher Sicht – zu „Informationsschrott“ verarbeiten. Auch die Versuche, die Auswahl aus der Informationsflut zu steuern durch Förderung einer wie auch immer vorweg

1 Diese Zuspitzung soll den fälschlicherweise dem letzten deutschen Kaiser Wilhelm II zugeschriebenen, in seiner Zeit aber vor allem unter den Alldeutschen kursierenden Spruch „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen!“ auf seinen nicht vereinnahmenden Kern zurückführen.

2 Zu den hier indirekt angesprochenen Themen ‚Wissenschaftstheorie‘ und ‚Interdisziplinarität‘ ausführlicher s. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/AltwissThesen.pdf bzw http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/thesen.htm oder http://www.gerd-simon.de/altwisskonz4.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/altwisskonz4.pdf

charakterisierten Elite oder durch Preise oder Stipendien, löst das Problem keineswegs. Denn das hat stets eine Kehrseite: Eine durch geldgebende oder sonstwie mächtige Instanzen ausgewählte Jury ist alles andere als eine Gewähr für gerechte Auszeichnungen. Es mag sein, dass man dazu schon die Marktmechanismen rechnen muss, die die Publikation von Informationen erschweren oder verhindern, weil eine in einer eigenen Gedankenwelt befangene Jury, das nicht als elitär bzw. preiswürdig bewertete. Gerade das 3. Reich demonstriert, wie sehr Elitebildung von den Vorgaben der jeweils Herrschenden abhängt. Als Elite des 3. Reichs verstand sich vor allem die SS. Das betraf auch gerade die Leiter der Einsatzgruppen, die in Russland im besetzten Hinterland Hunderttausende von Juden massakrierten. Zur Elite rechnete sich sicher auch Goebbels, der für die Buch-Zensur zuständig war und die Gestapo veranlasste, Bücher zu beschlagnahmen und zu vernichten. Elite verbindet sich eben gar nicht so selten mit moralischer Debilität.

Bis heute ist es in den Wissenschaften üblich, auf die von ihr produzierte Informationsflut mit Schulbildung und Spezialisierung zu reagieren und also mit Ignorierung dessen, was andere Schulen, Richtungen und Fächer hervorbringen, bestenfalls aber mit deren Zurechtstutzung zu leicht abbrennbaren Strohmännern. So wenig dieses informationsreduktive Verfahren prima vista auch nur einen Deut von Wissenschaftlichkeit vorzutäuschen vermag, so sehr musste das in das gängige Bild von dem hineinpassen, was von den Nationalsozialisten als „parteiliche Wissenschaft“ propagiert wurde, und in der Tat stößt man auch in dieser Zeit allenthalben auf Forschercliquenwirtschaft und Denkinzucht. Die Paarung aus Selbstbewusstsein und Vorurteilen ist in den Wissenschaften aber auch heute noch beängstigend häufig anzutreffen.

Das Problem ist überhaupt nicht mehr von Einzelnen, aber auch nicht von bestimmten Gruppen zu lösen. Wenn es überhaupt zu lösen ist, dann gehört dazu von Anfang an – was schon

Karl Jaspers betonte[1] – so etwas wie Kommunikationsbereitschaft bzw. Redlichkeit und Aufrichtigkeit, die das Problem nicht hinwegargumentiert oder trickvoll dagegen eine neue Theorie aus der Tasche zieht, eine Aufrichtigkeit, die sich der Spekulativität aller Lösungsangebote bewusst bleibt, die aus der Situation des informations(er)trunkenen dialog- und also revisionsbereite Handlungsstrategien entwirft. Es gibt leider trotz der allgemeinen Wertschätzung, die Jaspers und Habermas genießen, zu wenige Ansätze, so etwas wie Kommunikationsbereitschaft und Redlichkeit zu konkretisieren. Effektiv werden diese Eigenschaften ja auch erst, wenn sie international selbstverständlich geworden sind. Und davon sind wir leider noch weit entfernt.

Im Bereich der Wissenschaft habe ich als Mitbegründer und langjähriger Leiter einer >Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung< stets betont, wie über die Nischenforschung hinaus das Fächerübergreifende wichtig ist. Hier zwei typische Texte:

Nadelstiche für Friedensteppiche

Zum Verhältnis zwischen spezialistisch und interdisziplinär orientierter Forschung

Interdisziplinäre Forscher sind schlecht beraten, wenn sie davon ausgehen, dass Spezialisten ihre Forschung dankbar als Bereicherung begrüßen werden. Im Gegenteil: Ein interdisziplinär orientierter Forscher wildert – sofern er konkret wird – immer auch im Revier von Spezialisten. Entsprechend wild fällt die Gegenwehr aus. Da ein Spezialist seine interdisziplinären Kenntnisse regelmäßig für ausreichend hält, kommt es hier gar nicht erst zur Diskussion. Man

[1] Jaspers, Karl: Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung. München 1962 - Der dort zentral gebrauchte Begriff >Chiffre< unterscheidet sich kaum von dem in der Philosophie, v.a. bei Vaihinger gebräuchlichen Begriif >Metapher<.

geht gleich zur Attacke über. Wenn ein Spezialist nicht überhaupt alles Innovative ausblendet, verheimlicht er seinen Ärger, dass ihm da etwas entgangen ist, leugnet es oder klemmt es einfach unter den Rock des Längst-da-Gewesenen. Worauf ein interdisziplinärer Forscher setzen sollte, ist, dass seine Beiträge als Nadelstiche langfristig in Erinnerung bleiben und sich manchmal – wenn auch meistens erst Jahrzehnte später – sogar durchsetzen. Nicht erwarten sollte er auch, dass diese dann wenigstens als Pionierleistung anerkannt werden. Die Möglichkeiten, sie hart an der Grenze des Plagiats durch Umbenennung und Reformulierung unter Verschweigen der Informationsquelle oder nicht selten weiterhin in scheinbarer Abwehr alles Interdisziplinären als eigene Leistung auszugeben, sind zahlreich und gerade auch vor Gerichten schwer als solche nachweisbar. Da diese Möglichkeiten zumeist auch begleitet werden durch Verwässerungen bis hin zu Zersetzungen und Verkehrungen, manchmal auch zu problematischen Anwendungen, haben die ursprünglichen Innovatoren und ihre Gleichgesinnten immer noch die Möglichkeit, im Schatten sachlicher Kritik das Unverfälschte und ihre Urheber zur Geltung zu bringen. Die Regel, die Wissenschaftsforschung in verschiedenen Epochen bestätigt fand, dass die Wahrheitsfrage von den Wissenschaftlern durchweg bewusst oder unbewusst als Machtfrage interpretiert und behandelt wird, sollte dabei nie aus den Augen gelassen werden. Dennoch gilt: Langfristig bewegt sich etwas mehr durch Nadelstiche als durch Revolutionen. Und für Nadelstiche eignen sich keine Gurus, die mehr darum kämpfen, dass sie als Innovatoren gelten, als dass sich Innovationen durchsetzen. Damit ist nicht gesagt, dass die Innovatoren unwichtig bzw. nicht nennenswert wären. In der Regel finden sich bei ihnen auch die in sich stimmigste und erklärungsstärkste Fassung der Grundidee. Es ist nicht auszuschließen, dass Ideen auch in der Fassung von Plagiatoren sogar zu Neuem anregen können. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass Plagiatoren den Weg zu neuen Ideen versperren oder die Forschungsgemeinschaft auch nur abgleiten lassen in Sackgassen und Gedankensümpfe.

Von Revolutionen kann man so etwas wie Machtwechsel erwarten. Innovationen werden dann bestenfalls für diese Art Wechsel funktionalisiert, häufig genug nach dem Machtwechsel wieder „vergessen“. Pioniere sollten ihrerseits daran denken, dass Nadelstiche nutzlos durch Teppiche hindurchgehen, solange sie nicht einen Schweif aus fantasievoll gesponnenem Garn nach sich ziehen.

Wie es in meinem >Giftschrank< heißt:

„zu verknüpfen: …die Aufklärung von Verbrechen und die Nadelstiche für Friedensteppiche“

Das Thema >Gewalt< hat mich wegen der Bombenangriffe auf das Haus, in dem ich aufwuchs, mein Leben lang nicht losgelassen. Ich war damals 6 Jahre alt.

~~Gewalt~~

Ich möchte ja gerne glauben,
dass Gewalt
nur eine Krankheit sei,
heilbar sogar,
wie Erasmus behauptet,
und nicht Grundtrieb sei,
unausrottbar
wie die Sexualität.

Über mein Sinnieren,
wer nun recht habe,
Erasmus oder Freud,
ertappe ich mich
in dem Wunsch,
Gewalt jeder Art
in Flammen
aufgehen zu sehen.

Ich fürchte,
bei allem Unterdrücken
solcher Wünsche
bin ich doch
der Gewaltbröckel,
als den mich einst
meine Schwiegermutter
ausmachte

Prosaischer formuliert:
Gewalt scheut den Vergleich, ist also das Eingeständnis von Schwäche. Zur Erkenntnis dieser Schwäche kann Gewalt leider nur durch Gegengewalt gebracht werden. Aber bitte: nur im Notfall

Mein Pazifismus mag mir wegen meiner Erlebnisse als Kind im 2. Weltkrieg unverbesserlich sein. Er vernebelte mir aber nicht den Blick für das Zeitgeschehen wie die folgende Kurzgeschichte nahelegen sollte.

RAF

„Bleiben Sie stehen! Kehren Sie um!"

Es hatte mich einiges gekostet, meine notorische Verachtung der Fitness-Studios oder meinetwegen meine Faulheit bzw. eine Körperhaltung zu überwinden, die ich regelmäßig einnehme, wenn ich so etwas wie diese Anekdote formuliere: halb liegend, halb sitzend auf dem Sofa, jedenfalls entsetzlich ungesund.

Aber eines schönen Tages, Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, hiefte ich mein Hinterteil endlich einmal aus dem Sofa und fuhr an einen Baggersee, um den joggend zu umkurven.

"Bleiben Sie stehen! Kehren Sie um!"

Weit und breit kein Mensch. Nur ein hastig fliehender Hase. Aber kein Grund, die Stimme auf mich zu beziehen. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die in ihrer Verwirrtheit Stimmen hören und sonst bei jeder unpassenden Gelegenheit in Panik geraten. Ich registrierte immerhin: Das war eine Stimme aus einem Lautsprecher, immer näher kommend in einer Wolke aus Motorenlärm.

"Bleiben Sie stehen! Kehren Sie um!"

Einen Hubschrauber machte ich über mir als Ursache des Lärms aus. >Hubschrauber< hatten die deutschen Sprachpfleger ins Deutsche übersetzt, was sonst überall >Helikopter< hieß, eine riesige Vorform von dem, was man heute Drohne nennt. Sogar Menschen konnten darin Platz nehmen. Auch >Drohne< war eine sprachpflegerische Eindeutschung eines amerikanischen Ausdrucks. Offensichtlich eine Anspielung an die nahezu nutzlosen männlichen Bienen dieses Namens. Wahrscheinlich um ihre Harmlosigkeit zu betonen, war >Drohne< für die amerikanischen Namensgeber attraktiv. Dabei hatten die Eindeutscher nicht bedacht, dass „Drohne“ im Deutschen leicht in „Drohen“ vertippt werden kann und dann unversehens realistischer bzw den Verharmlosungsabsichten der Amerikaner zuwider als etwas Bedrohliches verstanden werden kann.

Schon im 3.Reich hatten die Sprachpfleger vergeblich versucht, die Drohnen zu entfeminisieren. "Die Drohne," das durfte nicht sein, dass ein männliches Wesen einen weiblichen Artikel führte. Allen Ernstes setzten sich die Sprachpfleger dafür ein, stattdessen hinfort "der Drohn" zu sagen. Ein Erlanger Universitätsprofessor, Ewald GEISSLER, eine Art Walter JENS des

3.Reichs, machte sich einen unsterblichen Namen mit diesem Sprachänderungsvorschlag. Einige mächtige Nazis wollten ihn deswegen sogar zum „Sprachpapst“ ernannt wissen, was er allerdings mit „zu viel der Ehre“ dankend ablehnte.

Auch später, als man >Die Drohne< auf die Nachfahren der Helikopter übertrug, setzten sich die Sprachpfleger mit ihrem Maskulinisierungsvorschlag nicht durch. Allmählich machte sich in ihren Kreisen die Einsicht breit: "Wir sind so nutzlos wie die Drohnen!" Halt, halt, gerade entdecke ich in einem Internet-Lexikon tatsächlich „der Drohn“ als Übersetzung von englisch drone. Die Sprachpfleger, fast ausschließlich Herren, die der Romanist Eugen Lerch, Goethes und Schillers >Xenien< folgend, aus nicht nachvollziehbarem Grunde femininisierte und „Waschfrauen der Nation“ nannte („An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau, / Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand“), sterben offenbar so schnell nicht aus.

"Bleiben Sie stehen! Kehren Sie um!"

Inzwischen war ich der vom Ausgangspunkt meines Joggings am Ufer entlegensten Stelle des Baggersees angekommen. Im angrenzenden Wald nahm ich einige als Soldaten verkleidete Minderjährige wahr. Mit aufgeregtem Ernst zeigten diese mit ihren täuschend echt aussehenden Gewehren auf mich. Einer richtete seinen rechten Zeigefinger auf die über mir dröhnende Drohne, pardon: Hubschrauber, den Helikopter natürlich. "Meinen die mich," entfuhr es meinen ungläubigen Augen. Ich wusste damals nicht, dass Helikopter auch sehr laute Lautsprecher an Bord haben konnten. Da knatterten mir auch schon einige Knallkörper um die Ohren. Der Hase von vorhin flüchtete nun in die andere Richtung, mir entgegen. Ich wollte das arme Tier schon in meine tröstenden Arme aufnehmen. Da überfielen mich von hinten einige Pioniere, fesselten mich und führten mich ab. Da ich in meinem Jogginganzug keine Ausweise vorzeigen konnte, verfrachtete man mich in dem gerade am See gelandeten Hubschrauber. Der Hinweis auf meine Flugangst (das ist eine moderne Variante der uralten Höhenangst) war natürlich vergeblich.

Man flog mich auf ein Gelände zwischen HAILFINGEN und TAILFINGEN und landete mitten auf einem Flugplatz, den am Ende des 2.Weltkriegs noch KZ-Häftlinge erbaut hatten, der aber nie fertiggestellt wurde. Am Boden empfingen mich wieder diese soldatisch verkleideten Pfadfinderjungen. Ich wurde zum Verhör in ein Zelt geführt. Dort warteten noch andere gefesselte Personen. Darunter machte ich eine ehemalige Geliebte aus.

"Was machst du denn hier?" kam es uni sono aus unseren Kehlen.

Nach ihrer Erzählung hatte man sie in Tübingen in der Gaststätte >Zum Pflug< aufgegriffen. Dieses schnuckelige Mini-Lokal, auch für Tübinger in einem schwer zugänglichen Winkel der Altstadt versteckt, hatten wir häufig wegen seines exzellenten und dabei billigen Essens aufgesucht. Dort suchte Ulrike gerne in ihren unvermeidlichen Präkonkubinationsanfällen, wie sie das nannte, ihre Opfer aus, diesmal sogar den Kollegen Utz JEGGLE. Ulrike war schwarzhaarig, klein und schmal, meist (auch in der Dunkelheit) mit einer Sonnenbrille auf der Nase. Ein regelrechtes Rollkommando hätte den >Pflug< gestürmt und sie als einzige mitgenommen. Auch sie hatte keinen Ausweis bei sich.

Ulrike hatte bei ihrer ersten Vernehmung allerdings blöderweise ausgerechnet mich als Zeugen angegeben, dass sie Ulrike LÖBS und nicht Ulrike MEINHOF sei. "Aber ich habe doch überhaupt keine Ähnlichkeit mit Andreas BAADER," rief ich aus, als ich den Grund erriet, weswegen ich wie ein Hochverräter eingefangen und gefesselt worden war.

Die >BAADER-MEINHOF-Bande<, die sich >Rote-Armee-Fraktion< (RAF) nannte, war eine angeblich linke Terroristengruppe, die wegen einer Reihe von Morden und Überfällen bundesweit gesucht wurde. Sie gaben sich als Marxisten aus, hatten aber offenkundig Marx nicht gelesen, hatten mit diesem kaum mehr gemeinsam als Stalin.

Meiner Ulli gegenüber hatte ich einmal angedeutet, dass ein weiteres Mitglied dieser Gruppe, Gudrun ENSSLIN, bei mir studiert habe. Auch das hatte Ulli den Verhörern gegenüber erwähnt. Ausgerechnet Utz, der mich nicht mochte, wohl weil seine Ulrike vor ihm mit mir verbändelt war, der es im übrigen auch nicht lange bei ihr aushielt, holte uns dann aus der Patsche. Er hatte seinen Chef (den weltweit bekannten Kulturwissenschaftler Herman BAUSINGER) telefonisch dazu animiert, für ihn auszusagen, dazu den Fall dringlich gemacht, weil der Chef Utz zu seinem Professorkollegen machen wollte und seine Inhaftierung zumindest für eine Verzögerung der Berufung geführt hätte. Utz habe dann für Ulrike gebürgt und diese dann für mich. So kamen wir alle frei.

Kleingedrucktes zum Überlesen.

Ich hoffe, ich habe die Leser und Leserinnen durch die obige naiv-unschuldige Darstellung so eingelullt, dass dieses Einschiebsel, klein gedruckt wie alles Enthüllende bei mir und sandwichartig wie alles Leckere verpackt, überlesen wird. Denn es ist nach wie vor nicht opportun, solche Erkenntnisse öffentlich preiszugeben. Aber jetzt im Alter, also in Todesnähe, nehme ich versteckt im Kleingedruckten die Gelegenheit wahr, hier etwas anzusprechen, was ich bisher nicht rauslassen durfte und nur wenigen bekannt zu sein scheint: die Rolle der Geheimdienste, übrigens nicht nur in der RAF.

Es ist bekannt: meine Fantasie driftet gerne ins Abenteuerliche. Aber ist es wirklich so abwegig, was ich mir schon in RAF-Zeiten zusammenreimte und was mir jetzt in Zeiten des >schwarzen Blocks< wieder hoch kommt? Vielleicht haben das auch Ex-Geheimdienstler oder Whistleblower längst irgendwo publiziert. Die Medien, die ja alle einen Fuß oder meinetwegen einen Zeh in den Geheimdiensten haben, wurden lediglich verdonnert, das zu verschweigen oder, wenn es doch irgendwo unversehens öffentlich wurde, in Frage zu stellen

bzw. als Verschwörungstheorie ins Land der Märchen zu verweisen. Trotzdem: ich kann mir nicht helfen. Da ist nicht nur einfach was dran. Es scheint die naheliegendste Erklärung.

Geheimdienste werden nicht gerade unterschätzt, aber analog privat und öffentlich gerne ins Nirwana abgeschoben, in einen Bezirk, wo man sie nicht sieht, jedenfalls nicht an sie denken und schon gar nicht sie überprüfen muss. Noch im 3.Reich gab es zwei Hauptarten von Geheimdiensten: Den Sicherheitsdienst (SD) und die Geheime Staatspolizei (Gestapo). Offiziell hatte der SD nur die Aufgabe zu beobachten, exakt zu ermitteln, was Fakt ist, die Gestapo demgegenüber die operativen Aufgaben mit ihren Eingriffen in das Leben vor allem der Gegner. Faktisch aber war der SD die weitaus verbrecherischere Organisation, verantwortlich v.a. für die Massenmorde im östlichen Ausland. Manfred Pechau, promovierter Germanist, ließ z.B. dort sein nach ihm benanntes SD-Einsatzkommando zusammen mit anderen (auch Militärs) in einer Nacht über 10 Tausend Menschen, überwiegend Juden, umbringen.

Geheimdienste beschränken sich also nicht darauf, zu überwachen und verdeckt zu ermitteln. Wenn sich eine neue Vereinigung bildet, erst recht, wenn sie sich explizit richtet gegen das, wofür die Geheimdienste arbeiten (meistens antidemokratische Kreise gerade auch in Regierungen), dann schleichen sich die Spione nicht nur als verdeckte Ermittler in diese ein, sondern würden darüber hinaus sofort in Verdacht geraten, wenn sie nicht mitmachen, mitplanen und sich sogar möglichst an die Spitze der Aktivitäten setzen. Es sind nicht gerade die Gründer einer Vereinigung wie BAADER oder MEINHOF, die im Dienste geheimer Antidemokraten operieren. Es sind eher die Namenlosen in ihrer Umgebung (ich weiß nicht warum: aber schon in den 70er Jahren nannte man sie >Horst-Mahler-Typen<), die unmerklich solche Neubildung in eine Richtung lenken, die ihnen durch ihre Auftraggeber vorgegeben ist. Das allgemeine operative Ziel von Geheimdiensten ist fast ausnahmslos die Entdemokratisierung, also aus der Gesellschaft die letzten Reste demokratischen Denkens auszutreiben, Freiheiten so stark einzuschränken auf das, was die Bevölkerung mehrheitlich gerade noch akzeptiert, bis sich auch hier die Reste der Folgen der französischen Revolution ins Nirwana auflösen. Deswegen starten sie übrigens eigene Studien zur Wirksamkeit und Konstruktion alternativer Propaganda und entsprechender politischer Aktivitäten. Bloße Abwehr von Kritikern okay, aber als effektiver hat sich erwiesen, unter dem Mantel einer Protest-Gruppe alle Ansätze von Antidemokratie allmählich in extreme Gewalt zu treiben, konkret sie als Terroristen zu benutzen für das Ziel der Entdemokratisierung.

Für diese terroristischen Aktivitäten ideal ist, wenn die Gründer entsprechender Vereinigungen, wie Andreas BAADER, schon vorher eine Vergangenheit als Verbrecher hatten. Linkes Gedankengut, in letzter Zeit auch rechtes, dient lediglich als Begründung zur Besänftigung selbstkritischer Intellektueller unter den Teilnehmern. Dazu picken sie sich aus den Texten von Marx oder Nietzsche wie die Kirchen aus der Bibel nur das heraus, was in ihre Richtung geht, und lassen beiseite oder leugnen gar, was dem entgegensteht. Leider keineswegs fälschlicherweise gehen Geheimdienste davon aus, dass auch Intellektuelle selten den Mut zum Selbstdenken haben, meistens sich an einer Autorität orientieren und sogar die Deutungshoheit über diese gerne anderen Gruppenmitgliedern überlassen. Beim offenen Staatsterrorismus kommt dann nur noch ein Schuss Zwang hinzu.

Der >schwarze Block< unterscheidet sich von der RAF dadurch, dass die, die ihn steuern, namentlich unbekannt bleiben. So müssen sich Geheimdienste gar nicht erst mit namentlich bekannten Führern und ihren Texten abstimmen, müssen Aufrufe an ihre Mitglieder nicht auf Vereinbarkeit mit anderen überprüfen, können leichter die Schlupflöcher stopfen, durch die Journalisten Interna an die Öffentlichkeit bringen. So kommt es, dass nicht einmal Wistleblower wie Edward Snowdon in den NSA-Mitschnitten etwas Brauchbares fanden.

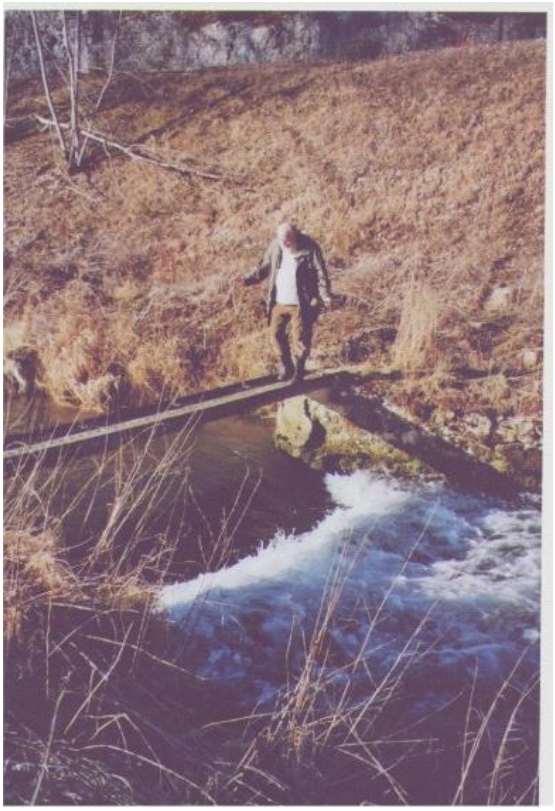
Ich bin meinem Lehrer Herbert FEUCHTE unendlich dankbar, dass er mir die Bedeutung des sapere aude (‚wage [selbst] weise zu sein') vermittelte, dass ich bei ihm lernte, das Denken nicht anderen, auch nicht Feuchte zu überlassen. Dann kommt man fast von alleine auf solche Erkenntnisse.

Ich sah also die Akzeptanz der RAF bei vielen denkenden Menschen frühzeitig als Folge geheimdienstlicher Aktivitäten. Auch der >schwarze Block<, der Bruder des >schwarzen Geldes<, dürfte in ganz ähnlicher Weise durch die Dominanz von Geheimdiensten erklärlich sein. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Regierung den >schwarzen Block< zum Anlass nimmt, die Gesetze Richtung (Demonstrations-)Verbot zu verschärfen. Dieses Zusammenspiel zwischen Regierung und ihren Geheimdiensten via manipulierte Öffentlichkeit ist angeblich nicht abgesprochen.

Zur Feier unserer Befreiung suchten Ulrike und ich den >Pflug< auf. Der Wirt schwur Stein und Bein, dass nicht er es war, der uns in die Bredouille gebracht hatte, obwohl (wagte er kleinlaut hinzuzufügen) "die Ulrike sieht schon in ihrer Aufmache der Ulrike MEINHOF ver-

dammt ähnlich." Er hätte sogar mit (MARX-) und Engelszungen geschworen: "Doch die nicht…" Dennoch lud er uns zu Freibier und einem überaus opulenten Mahl ein.

Meine über alles geliebte Franziska, die ich erst ein Jahrzehnt später kennen lernte, glaubte mir (so deutete sie das ‚sapere aude') obige Anekdote nicht. So unrecht hatte sie nicht. Sie glaubte mir v.a. nicht meine Höhenangst und unterzog mich einem Test. Sie verführte mich zu einer Wanderung an der SCHMIECHA entlang kurz vor der Einmündung dieses Nebenflusses in die Donau auf einen Trampelpfad, der unausweichlich in eine geländerlose Bahnschiene überging, die jemand quer über den Fluss gelegt hatte, und fotografierte dann meinen Versuch, nicht in die Fluten zu stürzen. (s.anbei)



Die Fotografin war zuvor wie eine Gazelle über diese geländerlose, schmale Brücke (Eisenbahnschiene – quer) gehüpft (an der Bahn kurz vor der Einmündung der Schmiecha in die Donau)

Danach konnte ich sie nicht davon überzeugen, dass sie Höhenangst und Schwindel verwechselte. Schwindelgefühle kenne ich in der Tat nicht. Mein Gleichgewichtsorgan sei noch voll intakt. Obwohl (diese Anekdote belegt es) so ganz schwindelfrei bin ich nicht. Sogar in Gerichtsverfahren warf man mir vor: Meine faktensatten Schwindelanfälle, manchmal durch Kleingedrucktes verunstaltet, seien legendär, leider unangreifbar naheliegend.

Zugegeben: Auch ich beging schon 2x den gleichen Fehler. Aber ich propagiere dieses Fehlverhalten nicht.

Fehler

Ziemlich AfDerPegidanisch denkt, wer meint: Es schadet überhaupt nichts, wenn die Jugend die gleichen Fehler machen muss wie wir.

Wer wie TRUMP und andere nichts daran findet, einen Krieg zu riskieren, schlittert wie die Überlebenden des 1.Weltkriegs, die mehrheitlich zwei Jahrzehnte später in den 2.Weltkrieg zogen, nicht nur von einem Sumpf in den anderen, sondern tendenziell in einen kollektiven Selbstmord.

Wer propagiert, dass es Sinn mache, dass ein Volk den gleichen Fehler nochmals macht, mag das als Risikofreude ausgeben, der plädiert aber faktisch für Untergang und Apokalypse.

Die Jugendlichen, die sich auf einfachen Straßen mit 200km/h oder mehr Wettrennen liefern, unterscheiden sich nur wenig von Charles MANSON und anderen todbringenden Rattenfängern von den Kreuzrittern und Assassinen bis zur Gegenwart

Gut, es stimmt nicht genau, dass ich nie Konzessionen machte. Zumindest wenn es um Mitmenschen ging, machte ich Ausnahmen. Natürlich gibt es immer Menschen, die das ausnutzten.

Der Feuerschlucker

Mehrfach habe ich herausposaunt, wie sparsam ich mit Fluchen umgehe. Spätestens nachdem meine Oma mütterlicherseits mir, als ich vier Jahre alt war, mein Neu-Neu, eine Gummiunterlage, die ich als Ersatz der Mutterbrust zum Lutschobjekt erkoren hatte, wegnahm und in den brennenden Ofen steckte, und diese Frevlerin – wie ich es damals deutetet – in Folge meiner Verfluchung starb, schwor ich mir, nie wieder zu fluchen. Weitere ganz ähnliche Erlebnisse bestärkten mich in der Überzeugung: Fluchen kann tödlich sein. Jedenfalls hatten es alle Missetäter, die mir irgendwie schadeten, über kurz oder lang zu bereuen sogar ohne, dass ich in Erinnerung hatte, dass mir trotz aller Vorsätze ein Fluch entfuhr. Wer mit dem Leben davon kam, erschrak zumindest, wenn ich ihm auf der Straße begegnete, wurde todkrank, alkoholsüchtig oder geriet heillos in eine Schuldenfalle. Am schlimmsten wurden die bestraft, die sich hinfort mit Spielsucht oder todernster Religiosität herumquälten, schlimm, wenn sie diese auch noch durch die Brille von Lust und Glück sahen. Denn schlimmer als die Sklaven im Altertum oder die Leibeigenen im Mittelalter sind die heute dran, die nicht einmal die Drahtzieher kennen, die sie mit ihren Marionettendrähten – versüßt mit Lustgefühlen – alles tun lassen, was ihnen nützt und ihre Opfer langfristig verdirbt. Für diese Anekdote ist auch nicht wichtig zu schildern, in welcher Hölle die Prüfer landeten, die mich durchfallen ließen.

Nachdem mich eine Universität als Forscher und Lehrer einstellte, geriet ich selbst unfreiwillig in die Lage, prüfen zu müssen. Man kennt den Revolutscher Simenon schlecht, wenn er seine Kreativität nicht auch am Prüfungswesen ausließ. Ein Prüfer ist so frei nicht, wie Prüf-

linge immer denken. Aber die Prüfer aus den Universitäten haben gegenüber denen in anderen Einrichtungen doch deutlich mehr Freiheiten, als sogar ihre Prüfer wahrnehmen (wollen), zumindest wenn man wie ich sogenannten Grauzonen auszunutzen wusste.

Eingedenk des (verbreiteten und auch mich selbst plagenden) Umstandes, dass Prüflinge sich selbst in der Prüfungssituation nicht wiedererkennen, mit Vorliebe in ihr frühes Kinderverhalten zurückfallen, übertriebene Ängste über sich herrschen lassen oder einfach einen Block haben, die Prüfungsfragen sofort , nachdem sie die Lippen des Prüfers verlassen haben, vergessen, dachte ich darüber nach, wie man die Prüfungssituation entschärfen könne.

Gut, ich wollte nicht vergessen, dass ich nicht nur aus biografischen Gründen etwas gegen Prüfungen und überhaupt gegen die Verwandlung von Leistungen in Zahlen habe. Wie ich über jemanden denke, habe ich nie von Prüfungsergebnissen abhängig gemacht. Aber ich denke praktisch genug, um zu wissen, dass so etwas wie Prüfungsverweigerung niemandem etwas bringt. Wie also als Prüfer vorgehen?

Vor allem wollte ich viele Prüfungselemente in die Zeit vor der Prüfung, also in die Vorbereitungsphasen verlagern. Ich griff dazu ein Verfahren auf, das schon vor meiner Zeit von Prüfern praktiziert wurde. Diese ließen sich pro Prüfungsgebiet von den Kandidaten in Stichworten aufschreiben, auf was sie sich schwerpunktmäßig vorbereitet hatten bzw. vorbereiten wollten. Mehr als eine Seite Stichworte pro Gebiet war selten oder wurde gar untersagt. Ich intensivierte und kehrte manches an diesem Verfahren um. Bei mir mussten die Prüflinge in dem, was ich Disposition nannte, pro Gebiet zu (aus Standardfragen gewonnenen) Stichworten auf ca. 5 Seiten ausführen, was sie antworten würden. Diese Antworten besprach ich dann in einer Vorbesprechung mit dem Kandidaten. In der Prüfung rückverwandelte ich die Stichworte in Standardfragen. Die damit gegebene Vorhersagbarkeit der Prüfungsverlaufs war also gewollt. In diesem Verfahren erfuhr ich fundierter als in der Prüfung selbst, wie gut jemand vorbereitet war und was er sonst etwa in Sachen Kreativität drauf hatte. Der Kandidat konnte sich seinerzeit ziemlich genau zusammenreimen, mit welchem Urteil er in der Prüfung zu rechnen hatte.[1] Gar nicht so wenige Kandidaten stöhnten über diese Prüfung vor der Prüfung, die ich Probeprüfung nannte. Manche stiegen aus oder wechselten gar den Prüfer. Denen war aus meiner Sicht grundsätzlich nicht zu helfen, waren zu lebenslanger Unselbständigkeit verdammt oder sahen Möglichkeiten, anderwärtig leichter mit Lug und Trug durch die Prüfung zu kommen.

1 Wer mehr über dieses Prüfungsverfahren wissen will, insbesondere zu den theoretischen Grundlagen, sei verwiesen auf http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-36840 http://hdl.handle.net/10900/46314

Mit Lug und Trug muss man im Leben eigentlich ständig rechnen. Auch mein Prüfungsverfahren war davor nicht gefeit. Einmal meldete sich ein Kandidat zur Prüfung bei mir, der mir zuvor so gut wie unbekannt war. Ich wusste, dass er in einer WG wohnte, in der auch ein anderer Prüfling von mir ein Zimmer hatte. Er lieferte eine brauchbare Prüfungsdisposition ab. Im Vorgespräch schärfte ich ihm ein, dass er zu einigen Stichworten noch mehr machen müsse. Das versprach er hoch und heilig. In der Prüfung konnte er aber nicht eine einzige Frage vernünftig beantworten. Ich konnte mir das überhaupt nicht erklären. Gegenüber den anderen beiden Prüfern nahm ich die ganze Schuld auf mich: Ich müsse ja wohl die Disposition mit einer anderen vertauscht haben. Mit Zustimmung der Ko-Prüfer bestand der Kandidat also die Prüfung mit der Note „gut“ (=2).

Eine Woche später wollte ich den Prüfling in seiner WG zur Rede stellen: was denn an den kursierenden Gerüchten dran sei. Der andere Prüfling in seiner WG erklärte mir kleinlaut, warum ich den problematischen Kandidaten nicht antraf. In der Tat habe dieser seine Disposition von einem anderen schreiben lassen (er sagte nicht, dass er es selbst war), habe vor seinen zahlreichen Freunden auf einem Examensfest geprahlt, wie leicht er zu seinem Examenszeugnis gekommen sei, dass er dazu nahezu nichts getan habe. Er lud zu diesem Fest einen Feuerschlucker ein, der dort seine Künste zum Besten gab. Inzwischen ziemlich betrunken, habe er es auch einmal mit dem Feuerschlucken versuchen wollen, machte aber den Fehler, an der falschen Stelle tief Luft zu holen. Die schnell gerufene Sanka brachte ihn in die Klinik. Aber die Lunge war nicht mehr zu retten. Tags darauf sei er gestorben.

Manchmal gab ich hinfort diese Anekdote in Vorgesprächen mit Prüfungskandidaten preis. Ich wette, danach hat mich keiner mehr betrogen. Dabei erinnere ich mich gar nicht an einen Fluch, den ich vorher ausstieß. Ein Traum verrät mir jetzt, dass ich mich sozusagen im Untergewissen schuldig fühle.

Bleib bei deinen Leisten! Ruft man mir aus verschiedenen Kanälen zu. Ausnahmsweise gebe ich einmal nach und kehre zur Wissenschaft zurück, genauer zu den grundstürzenden Änderungsvorstellungen, wie ich sie schon vor mehr als 3 Dutzend Jahren hatte.

Kreativität

Man spricht sie GOETHE, REMBRANDT und BEETHOVEN zu. Ich finde sie aber auch im Alltag, in Kleinigkeiten, nicht selten im Witz. Was passiert da eigentlich?

Einer unserer Deutschlehrer war ein entschiedener Verfechter des Frontalunterrichts, hielt sich wohl auch für ein Unterrichtsgenie, war jedenfalls mehr Schauspieler als Lehrer, versuchte uns für sich zu begeistern mit der bekannten Wirkung, dass die meisten seiner Schüler in Sachen Selbstständigkeit und Einfallsreichtum unterentwickelt blieben. Der Lehrplan hatte es ihm aber wohl einmal vorgeschrieben, die Komposita durchzunehmen. Theatralisch stellte er den Stuhl, auf den er zuvor gesessen hatte, auf seinen Tisch. Frage an uns:

"Bildet mal ein zusammengesetztes Wort mit >Stuhl<!"

Einige antworteten brav, obwohl die meisten von uns 13jährig schon ganz tief in der Pubertät versunken waren: "Stuhlbank", "Stuhlbein", "Stuhllehne" usw. Dann, als sich keiner mehr gemeldet hatte, kam aus dem eher zusammengekniffenen Mundwerk des Kleinsten in unserer Klasse – nur wenige wussten, dass er der Sohn des Dichters Frank Thiess war – ohne Fingerzeig, fast dahingemurmelt:

"Stuhlgang"

Pause. Dann platzt aus allen das Lachen. Nur der Lehrer, der wohl seine Rolle als bewunderter Star fürchtete, schnauzte unseren Kleinsten an:

"Noch ein solcher Einfall und du kriegst einen Eintrag ins Klassenbuch."

Und gleichsam als Nachklapp hinterher:

"Und melde dich gefälligst, wenn du etwas zu sagen hast."

Nun ja, war natürlich nicht der kreativste Einfall. Aber für uns andere Schüler war unser Kleinster spätestens von da ab der Größte. Außerdem wenn uns jemand danach gefragt hätte, was ein Kompositum ist, hätten wir unisono geantwortet:

"Sowas wie Stuhlgang."

Ich weiß, dass es mir wieder einmal kaum einer glauben wird, weil ich ja alt bin und das Erlebnis demnächst mindestens 70 Jahre her ist, wenn ich behaupte, dass alles wirklich so passiert ist. Ich höre schon, wie ihr mich jetzt unterbrechen wollt, weil ich ein Anhänger der Philosophie des Als Ob bin,

"Du meinst, als ob es so passiert ist."

Nein, ich bin felsenfest überzeugt, es war so. Sogar der Name Frank THIESS blieb mir im Gedächtnis. Weshalb ich das überhaupt im Gedächtnis behielt? Weil ich mir schon damals nicht zusammenreimen konnte, was da im Kopf unseres Kleinsten passiert, wenn er vor sich hin murmelt:

"Stuhlgang."

Ich erinnere mich nicht, denke auch, dass eher sein Vater sagte:

"Komm Kleiner! Deine Lehrer sind Arschlöcher"

oder vielleicht auch vornehmer

"...haben keinen Humor."

Jedenfalls verließ unser Held kurz darauf die Schule. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber die Frage, was da eigentlich im Kopf passiert, wenn man so gedanklich aus der Reihe tanzt, beschäftigt mich noch heute.

Gut, inzwischen habe ich sehr viel gelesen, was meistens unter den Begriff >Kreativität< abgehandelt wurde. Hier nur das Wichtigste in aller Kürze.

1957, sechs Jahre nach dem Stuhlgang-Ereignis, waren in den USA sogar die Wissenschaftler beeindruckt von der Leistung ihrer russischen Kollegen, die es als erste in der Welt schafften, einen Satelliten ins Weltall zu schießen, der die ersten Bilder von der Rückseite des Mondes zur Erde funkte. Man nannte das alsbald den >SPUTNIK- Schock<. Die Amerikaner hatten wohl von den Deutschen des 3. Reichs nicht nur einige Wissenschaftler (per >Unternehmen Paperclip<), sondern auch deren Vorurteile Richtung Untermenschentum der Russen übernommen. Eine Folge des >SPUTNIK- Schocks< war, dass man an ihren Förderprogrammen für intelligente Menschen zu zweifeln begann und überhaupt an den Prozeduren zur Ermittlung von Intelligenz. Die IQ-Werte, die sie bis dahin bedenkenlos ihren Programmen und Prozeduren zugrunde gelegt hatten, basierten durchgehend allein auf Tests von Schnelligkeit und Quantität. Obwohl sie selbst in einer ungewöhnlichen, jedenfalls nicht vorhersagbaren Intelligenzleistung (wenn auch erst spät) erkannten, dass manche Messung das simple Ergebnis des Einflusses der Tester war (sie nannten das >interviewer bias<), blieben sie bei ihrer Theorie, dass Intelligenz angeboren sei. Man müsse beim Test nur alles Erlernbare draußen vor lassen. Die Russen kannten diese Art von Verfahren und Förderung von Intelligenz nicht, hielten sogar wenig von der Angeborenheit von Intelligenz, und hatten doch nach Ausweis ihrer SPUTNIK- Forschung etwas erreicht, was quantensprungweit dem voraus war, was westliche Intelligenz manchmal nicht einmal für möglich hielt.

Die Entwickler der Schnelligkeitstests kamen dann auf die Idee, Kreativitätstests zu schaffen. Sie erkannten zwar bald, dass Prüfungen durchweg kontraproduktiv waren für Kreativität. Sie entdeckten sogar, dass offenbar bei nahezu jeder kreativen Leistung so etwas Ähnliches wie Schlaf eine Rolle spielt. Zur Erforschung dessen, was sie dann Inkubationsphase nannten, zogen sie Experten, v.a. Neurologen, heran. Diese mussten erst die Kernspintomographen für diese Aufgabe entdecken bzw. ummodeln, damit sie die Nervenzellen ausmachen konnten, die in den Nächten vor der ersten Idee aufleuchten und denen man dann unterstellen zu können glaubte, dass sie an einer epochalen Erfindung beteiligt waren. Und das dauerte Jahrzehnte. Trotzdem schwant es diesen Wissenschaftlern vermutlich bis heute nicht, dass da etwas im Ansatz nicht stimmt. Liegt es vielleicht daran, dass die Kreativitäts-

forscher mit ihrer Analyse der aufleuchtenden Hirnzellnetzwerke grundsätzlich immer noch so verfahren wie die Quacksalber im Mittelalter, die ja auch eine Krankheit, die man damals noch nicht Kreativität nannte, aus Spuren herauslasen, die sie in dem fanden, was wir als Ergebnis dessen betrachten, was wir noch heute "Stuhlgang" nennen?

Innovationen

Früher war ich ein Freund von Innovationen, beteiligte mich sogar selbst daran. Kurze Zeit bildete ich auch Talente aus im Erfinden von Neuem. Leider musste ich die Erfahrung machen, dass sich zu solchen Kursen hauptsächlich Möchte-gern-Kreative meldeten. Manchen Junginnovatoren, sogar wenn sie beachtliche Einfälle haben, treibt überdies nur der Hass auf alles Alte. Ihre Risikofreude bringt sie ohnehin stets in Gefahr, auf die schiefe Bahn zu geraten. Mit Moral kann man diesen Typen überhaupt nicht kommen. Das zu fördern, lag nicht im Bereich meiner Lust am Erfinden. Also wendete ich mich wieder den geliebten Geschöpfen meiner Poesie zu.

Jetzt im Alter, da mir kaum eine andere Möglichkeit bleibt, als meine Kreativität in Buchstaben austoben zu lassen, gerate ich immer mehr in die Lage von Opfern derartiger Innovationen, von Benutzeridioten, wie die Jungen unter den Neuerern mich Alten nennen. Insbesondere die seniorenfeindlichen Innovatoren denken nicht daran, den Gebrauch der Erfindungen von gestern zu erhalten. Wenn also zB mein Server Innovationen ankündigt, manchmal als bloße Wartung kaschiert, dann kommt das bei mir als Warnung an und ich frage mich zunehmend:

„Welchen Schaden werden sie dieses Mal anrichten?“

Schon bastle ich an einer Art Innovationsschutz, weniger an einer Versicherung gegen Innovationsschäden, eher schon an Gesetzentwürfen, die Innovatoren dazu verpflichten,

Bisheriges zu erhalten. Wer macht mit? ? Ach so. Das gibt es schon, sagt man mir. Bitte, gebt mir das schwarz auf weiß!

Wissenschaft und Kunst

Es gibt keine wichtige wissenschaftliche Theorie ohne Empirie. Wissenschaftler, die den Namen verdienen, ermitteln für die empirische Forschung zuerst Ausgangsdaten, in den Geschichtswissenschaften sind das vor allem Archivalien. Nach einer Kritik dieser Erstdaten (Echtheit, Gegeninformationen, Manipulationsmöglichkeiten) verknüpft er diese textnah mit anderen zu einer Theorie. Die empirisch ermittelten Ausgangsdaten stützen also als Belege (meist über Fußnoten ermittelbar) die Theorie in ihren wichtigen Elementen. Nur wenige Wissenschaftler belassen es dabei. In der Regel bauen sie ihre Theorie unter Verwendung der Forschungsergebnisse anderer Wissenschaftler und in Diskussionen mit diesen in übergeordnete Theorien ein. Schließlich bemühen sie sich meistens auch um fachübergreifend verständliche Texte, sei es als Einführung für Anfänger, sei es als Zusammenfassung zB als Grundlage für Medienberichte.

Wissenschaftler haben es also mit vier Informationsarten zu tun, die jeweils Vor- und Nachteile haben. Ich habe sie für meine Studenten schon in den 70er Jahren in folgender Tabelle zusammengefasst:

Zur Beurteilung von Informationsarten

Informationsart	Informationsbeschreibung	Vorteile	Nachteile	Empfehlungen
Primärinformation	zeitgenössische Archivalien oder Publikationen	faktennah, zuverlässig (Quellenkritik vorausgesetzt)	meist schwer zugänglich, ohne Kontextinformationen leicht miss- und scheinverständlich	für Dissertationen und Habilitationen dringend erforderlich
Sekundärinformation	stammen von Experten, mit Angabe der Primärinformationsquelle	überprüfbar, kontextualisiert relativ geschützt gegen Miss- und Scheinverständnisse	muss wenigstens stichprobenhaft überprüft werden, nicht immer leserfreundlich	für Professoren-Publikationen zumindest erforderlich
Tertiärinformation	stammen von Experten, ohne Angabe der Primärinformationsquelle, beruhen meist auf Sekundärinformationen	integrierbar in ein Informations- und Theoriensystem fächerübergreifend verständlich	nicht überprüfbar, unzuverlässig	für Einführungen sowie Lehr- und Handbücher geeignet
Quartärinformation	stammen von Populärwissenschaftlern (selten Experten) zumeist auf Grund von Tertiärinformationen	leicht verständlich	unsystematisch, unzuverlässig, Tendenz zu Verkürzungen und Verwässerungen	für Nichtexperten geeignet

Journalisten, insbesondere die poetisch begabten unter ihnen wie Karl KRAUS, machten sich früh lustig über die Versuche von Wissenschaftlern, sich verständlich auszudrücken. Tenor: Wer nicht schreiben kann, wird Wissenschaftler. Natürlich fühlte sich KRAUS keineswegs widerlegt durch den Umstand, dass zuvor im Jahre 1902 bereits der Historiker MOMMSEN für seinen wissenschaftlichen Beitrag zur Geschichte der Römer einen Nobelpreis erhielt, und keineswegs den für Geschichtswissenschaft (den gibt es bis heute nicht; warum eigentlich nicht?), sondern den für eine Leistung im Bereich der Literatur.

In der Tat sind die Übergänge der Wissenschaft zur Kunst und umgekehrt nicht nur in Einzelfällen fließend. Die Topleistungen im Bereich der oben angeführten 3. Informationsarten verbinden fast programmatisch Wissenschaft und Kunst, zumindest wenn dabei Verständlichkeit eine Rolle spielt. Man muss dazu keineswegs davon ausgehen, dass das nur Doppelbegabungen leisten können. Wenn es zutrifft, dass Kreativität von Haus aus nicht spezifiziert bzw. nicht schon auf eine Kulturgattung (Dichtung, Malerei, Musik, Wissenschaft etc.) ausgerichtet angeboren ist, dann wäre beides erlernbar, im Wesentlichen also eine Sache der Ausbildung.

Zum Thema >Verständlichkeit< siehe das Kapitel oben >Zur Linguistik des Daneben-Formulierens<. Poetisches kann seit dem französischen Symbolismus (Verlaine, Baudelaire, Mallarmé u.a.) nicht unbedingt mit Verständlichkeit in Zusammenhang gebracht werden. Da ich dafür plädiere, den Leser zum Selbstdenken und Selbstfinden anzuregen, trete ich auch keineswegs für Versuche ein, etwas häppchenweise eindeutig und unmissverständlich einzulöffeln. Andererseits halte ich natürlich nichts davon, wenn Wissenschaftler (und da schließe ich mich keineswegs aus) fachsprachlich Formuliertes unbedacht als allgemeinverständlich behandeln.

Ich verspreche mir von diesem Nischenbuch auch den Nachweis, dass die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst nicht nur ausgesprochen löchrig, sondern zu Unrecht von beiden Seiten mit unglaublichen Vorurteilen belastet ist. Auch ein Blick ins Ausland hilft, diese Grenze mindestens zu problematisieren. Insbesondere in Frankreich gibt es genügend Kreative, die in beiden Bereichen tätig und anerkannt sind. Warum tut man sich in Deutschland damit so schwer? Schon vergessen: Schiller und Goethe waren als Dichter und Wissenschaftler aktiv. Im 19.Jahrhundert war das in Deutschland sogar verbreitet. Wie konnte es zu der Mauer kommen, wie sie in Deutschland zwischen den Kulturgattungen im 20.Jahrhundert entstand und bis heute dominiert?

Ein alternatives Wissenschaftskonzept[1]

Vorbemerkung

Ich gebe zu: was ich hier präsentiere, ist ein (Schub-)Ladenhüter. Die Grundidee entstand nämlich schon vor einem Vierteljahrhundert. Sie machte seitdem gut ein Dutzend Fassungen durch, stand zumindest schon einmal (1970) kurz vor der Veröffentlichung, wich dann allerdings vor meinen (wohl doch allzu heftigen) Skrupeln wegen der Möglichkeit von Mißbräuchen in eben jene Schublade oder besser (übrigens auch sonst ziemlich illustren) Winkel meiner Kopfarbeiter-Höhle zurück.

Ein Vierteljahrhundert intensives Forscherleben und Gedankenaustausch mit Ähnlich-Gesinnten und (zumeist) Andersdenkenden ist an dieser Grundidee nicht spurlos vorübergegangen. Geändert hat sich die Grundidee vor allem unter dem Eindruck der Projekt-Universitäten in den Vereinigten Staaten und der BRD. Nicht ohne Einfluß blieben auf sie auch meine langjährigen Detailforschungen zur Geschichte der Sprachwissenschaften im 3. Reich. Insbesondere meine Archivstudien zeigten mir in Grundzügen, nach welchen Regeln brisante Konzepte und Erfindungen in Herrschaftssysteme eingebaut zu werden pflegen, und wie man dazu beitragen kann, dass das zumindest erschwert wird.

1 Als Vortrag gehalten am 12. November 1987 in Tübingen, am 14. Januar 1988 in Saarbrücken u.ö. Gedruckt in den >Semiotischen Berichten< H. 1-2, 1990, 31-53. 2009 leicht überarbeitet.

Auch inhaltliche Anregungen blieben nicht aus. Wer immer noch die Vorstellung hat, dass in den Wissenschaften des 3. Reichs nur Schwach-, Hohl- und Satansköpfe am Wirken waren bzw. den Ton angaben, wer auch blind gegenüber der mißbräuchlichen Verwertung der Forschungen ist, die er selbst treibt und die diejenigen trieben, die er vor allem respektiert, wird dieses mein Bekenntnis gegen mich auslegen, damit freilich meiner Meinung nach auch zu erkennen geben, dass er nicht gelernt hat zu wissen, was er tut, wenn er forscht.

An dem Tag, an dem ich eine Vorfassung dieses Artikels fertiggestellt hatte, starb mein langjähriger Mitarbeiter und Freund Johannnes Sobetzko. Er war der einzige in meiner Umgebung, der wirklich alle Aspekte dieses Konzepts kompetent kritisieren konnte. Von Veranlagung und Werdegang her lebte er die von mir angestrebte Verbindung: Spezialistentum, Interdisziplinarität und Praxisbezug, obwohl über zehn Jahre jünger, perfekter, als ich es wohl je können werde. Der umgearbeitete Auszug aus seiner Dissertation, der unter dem etwas unglücklichen Titel "Sprache ohne Herrschaft" im Campus Verlag herauskam, deutete bei aller Bandbreite, die gleichwohl Gutachter und Rezensenten bereits offenkundig überforderte, nur einen Bruchteil dessen an, was er zu bieten hatte. Welche Veränderungen an dem hier in Grundzügen vorgelegten Wissenschaftskonzept sich den (gar nicht so häufigen, dafür dann aber umso intensiveren) Diskussionen mit Sobetzko verdankt, vermag ich nur schwer zu sagen.

Es bleibt genügend übrig, was man an dieser Grundidee, bei allen Veränderungen und Einflüssen, als neu bezeichnen muß. Für mich gab es schon vor 25 Jahren nichts Näherliegendes und Simpleres als diese Idee. Man muß eigentlich nur einige alteingefahrene Denkgeleise verlassen, um sie vor sich liegen zu sehen. Umso erstaunter bin ich, dass ich in den einschlägigen Publikationen dieses Vierteljahrhunderts, von gelegentlichen Gedankenblitzen abgesehen, nichts habe entdecken können, was ihr einigermaßen entsprach.

Ich erwähne diese mehr biographischen Dinge nicht, weil ich damit rechne, dass man dieser Idee jetzt mit offenen Türen und Kußhändchen begegnen wird. Im Gegenteil: Ich erwarte, dass die etablierte Wissenschaft auf das hier in Grundzügen vorgelegte Wissenschaftskonzept wie auf alles Neue reagiert: Was man nicht totschweigen kann – und diese Reaktion traf in der Vergangenheit nicht selten sogar ganze Denkrichtungen und Disziplinen –, von dem macht man sich einen möglichst linken Strohmann und brennt ihn dann mit Freuden ab. Durchaus vergleichbar pflegt übrigens die Reaktion linker Dogmatiker zu sein, die das sapere aude (wage, weise zu sein!) am liebsten als Privileg für einige Parteiväter und -päpste wie Marx und Lenin reserviert wissen wollen. Ich verkenne keineswegs, dass dieses Verhalten nicht nur aus Gründen der Selbstbehauptung funktional sein kann.

Leider ist der erste Eindruck ernst zu nehmen, meine Forschungen zur Geschichte der Wissenschaften im 3. Reich bestätigen das auch vollauf, dass 95%, vielleicht sogar mehr, von dem, was Außenseiter produzieren, es nicht wert ist, zur Kenntnis genommen zu werden. Andererseits sollte Günther ANDERS' Beobachtung zu denken geben, dass z.B. in der Geschichte der Philosophie seit Hegel die Köpfe die wichtigsten Fortschritte initiierten, die an Hochschulen nur eine marginale oder überhaupt keine Rolle spielten. ANDERS wörtlich:

> "Das Schauspiel der nachhegelschen Epoche, in der die meisten von ihnen [den Berufsphilosophen, G. S.], aus Angst vor faux pas, die wirklich neuen Schritte ins Spezielle und ins Okkasionelle den Kierkegaards und Nietzsches und Darwins, den Marxens und Freuds, oder den großen Einzelwissenschaftlern, ja sogar den großen Romanciers überlassen haben, den großen Amateuren der Philosophie, die ihr Philosophieren oft noch nicht einmal Philosophie nannten, und die keine Hemmung verspürten, die Verbotstafeln zu verpflanzen und die Grenzen zu erweitern, dieses Schauspiel war nicht gerade ehrfurchtsgebietend."

Ich würde auch sagen, dass es zu einem modernen Wissenschaftskonzept gehören müßte, dass die Grenze zwischen professioneller und angeblich dilettantischer Forschung durchlöchert und ein Sensorium entwickelt wird für eine Art Vorhof oder Frühmerksystem, das

1. die Ideen herausfiltert, die für jede Wissenschaft als Alternative erwägenswert erscheinen, auch wenn sie sie aus guten Gründen vorerst verwirft,
2. der üblichen Tendenz von Institutionen entgegenwirkt, den status quo zu zementieren,
3. den bisher überhaupt nicht kontrollierten, aber gar nicht so seltenen Import problematischer oder gar gefährlicher Ideen von Dilettanten ins Lager der Berufswissenschaftler überprüft.

Fehlentwicklungen wären auch trotz eines solchen Frühmerksystems nicht auszuschließen, das im übrigen nur ein Teil eines umfassenden Selbstrevisionskonzepts sein sollte. Immerhin aber hätte es die Wahrscheinlichkeit vermindert, dass ein Wissenschaftskonzept wie dieses allein durch die Vorurteile von Normalwissenschaftlern aus der Diskussion der Entscheidungsinstanzen herausgehalten wird.

Damit sind wir aber bereits in dem von mir entwickelten alternativen Wissenschaftskonzept, besser: bei einem relativen Randmerkmal. Bevor ich zu seinem Kern komme, möchte ich kurz auf einige gegenwärtige Tendenzen der Wissenschaftspolitik eingehen sowie die Stellung meines Konzepts in der bisherigen Wissenschaftsgeschichte andeuten.

Kritik an einzelnen Konkurrenzkonzepten

Die gegenwärtig dominanten wissenschaftspolitischen Veränderungsbestrebungen, denen gegenüber die Universitäten in der Regel eine Politik der Erhaltung des status quo einnehmen, werden gewöhnlich mit den Stichworten: Informatik, Neurologie, Export- und Regionalfor-

schung wiedergegeben. Ich möchte hier nur auf das erste Stichwort eingehen, weil es den für die anderen Fächer expansivsten Charakter hat. Die Methoden der Informatik lassen sich nämlich auf alle beliebigen Forschungsgegenstände anwenden. Letztere werden durch sie zwar auf manchmal sogar recht unwesentliche Aspekte reduziert. Aber grundsätzlich kennt die Informationstheorie keine inhaltlichen Grenzen. Schon der in ihr zentrale Begriff der Information ist ausschließlich formal oder besser: technisch definiert. Denn er stammt aus der Nachrichtentechnik und ist orientiert an dem Muster einer Nachrichtenübertragung, die nur die Möglichkeiten "Strom" oder "Nicht-Strom" kennt. Da jeder Forschungsgegenstand diesem Muster unterworfen werden kann, ist die Informatik also ubiquitär und exakt zugleich.

Meiner Meinung nach ist gegen den Export der Informatik in die übrigen Wissenschaften relativ wenig einzuwenden, wenn man Wissenschaft allein an die Ideale der Allgemeinheit und analytischen Genauigkeit hängt, und wenn man auf diese Weise auch die Frage der Forschungsheuristik als entschieden betrachtet, erst recht natürlich, wenn man von vornherein alles nicht nach diesem Muster Beschreibbare für Metaphysik, Chimäre oder Hirngespinste hält. Ich meine, dass gegen diese Art von Wissenschaft erst Gewichtiges einzuwenden ist, wenn man Wissenschaft im Lichte der Relevanzfrage definiert. Auf die Relevanzfrage möchte ich aber erst später eingehen. An dieser Stelle möchte ich nur darauf hinweisen, dass das wissenschaftliche Bemühen um andere Forschungsgegenstände andere Methoden hervorgebracht hat, die in gleicher Weise zu verallgemeinern und zu exaktifizieren sind. Wer entscheidet da, welche Vorgehensweise die Priorität hat? Sollte das nur eine Frage der Macht sein?

Die Informatik selbst hat dieses Problem zumindest erahnt. Nachdem Bar-Hillel z.B. die Informationssemantik als Unterdisziplin der Informatik mitbegründet hatte, sah er ziemlich klar, wie riesig der Anteil der Bedeutungsphänomene war, die man auf diese Weise – wie er sich auszudrücken pflegte – der "waste-basket" der Methode überantwortete. Später hat man aus ähnlichen Gründen den Begriff der Informatik ausgeweitet. Heute faßt man ihn so weit, dass

er auch in eindeutig pseudowissenschaflichen Bereichen, etwa der Astrologie, Anwendung finden kann. Von seiten der Informationstheorie im strengen Sinne, wie sie also Shannon und Weaver entwickelt hatten, mag diese Ausweitung als unzulässig eingestuft werden. Wie aber z.B. schon Norbert Wiener, der Begründer der Kybernetik solche Ausweitungen ausgeschlossen hätte, vermöchte ich nicht zu sagen. Jedenfalls zeigen diese Ausweitungen, dass solche angeblich allgemeinen und exakten Methoden sehr schnell auch den Rahmen verlassen können, den man mit seriöser Wissenschaft bislang in Verbindung brachte. Nicht, dass Seriosität ein entscheidendes Charakteristikum von Wissenschaftlichkeit wäre. Immerhin aber ein Umstand, der Zweifel rechtfertigt an dem noch heute allenthalben anerkannten Methodenfetischismus in der Wissenschaft, den viele ja gerade mit Seriosität verwechseln. Die Ausweitung des Begriffs der Informatik hat dabei die Orientierung an der technischen Umsetzung keineswegs aufgegeben. Im Gegenteil, in den meisten Disziplinen, in denen die Informatik heute Fuß gefaßt hat, spielt die Informationstheorie selbst so gut wie keine Rolle mehr. Vielmehr fällt darunter weitgehend alles, was Forschungsergebnisse mit Hilfe des Computers und anschließbarer Datenverarbeitungsmaschinen (z.B. Lesegeräten) hervorbringt.

Das Problem ist damit also nicht beseitigt, sondern nur verschoben. Die Definition z.B. dessen, was man linguistische Datenverarbeitung natürlicher Sprachen, elektronische Sprachforschung oder einfach Computerlinguistik genannt hat, kennt bei erheblichen Schwankungen in der sonstigen Grenzziehung zumindest einen gemeinsamen Nenner: dass es sich bei dieser Wissenschaftssparte um einen "Anwendungsbereich für elektronische Datenverarbeitungsanlagen" handelt. Diese Definition ist aber so unbefriedigend, irreführend und auch verdächtig kropfartig wie die Definition der Schriftwissenschaft als Anwendungsbereich von Schreibgeräten. Diese Definitionen wären für alle, die keine Maschinenstürmer sind – und welcher Wissenschaftler ist das schon – nichtssagend und vernachlässigbar, wenn sie nicht Leute wie Sokrates, der es ablehnte, seine Gedanken aufzuschreiben, ausschlössen und von der Zuwendung öffentlicher Mittel abschnitten, wenn man nicht wüßte, dass hinter der staatlichen Pro-

pagierung der Informatik eine bestimmte Industrie stünde, die vor allem an die Erschließung neuer Absatzmärkte denkt, und wenn auf diese Weise die Erforschung von wichtigen, aber mit Computern zumindest vorläufig nicht bearbeitbaren Aufgaben abgelenkt würde auf solche, die zwar derart zu bewältigen, aber zumeist schrecklich irrelevant sind. Ich sehe an dieser Stelle einmal davon ab, dass das wenige, was daran relevant ist, in erster Linie auch lediglich für die Informatik-Industrie und damit zu Dreivierteln für die Geheimindustrie und die Rüstung relevant ist.

Zugespitzt formuliert: der Angriff der Informatik – einer ursprünglich ingenieurwissenschaftlichen Disziplin – auf die Universität drängt unter Ausschaltung einer jahrzehntealten forschungswissenschaftlichen Reflexion zur sukzessiven Unterordunung der Wissenschaften unter ein Werkzeug. Ich bin durchaus dafür, dass die Einzelwissenschaften durch die Informatik eröffnete Forschungsmöglichkeiten zur Kenntnis nehmen. Es ist auch überhaupt keine Frage, dass der Computer so oder so einen erheblichen Einfluß auf die Entwicklung der Einzelwissenschaften haben wird. Abzulehnen ist daran allein, dass sich die Wissenschaften auf diese Weise fremdbestimmen lassen durch ein Werkzeug und die hinter ihm stehenden politischen und ökonomischen Interessen, statt den relativen Wert des Computers aus einer in Ansätzen ja vorhandenen wissenschaftstheoretischen Selbstreflexion heraus zu ermitteln. Ich hoffe nicht, dass man das als Plädoyer für eine Elfenbeinturmwissenschaft mißdeutet. Die wichtigsten Tendenzen in der Wissenschaftsforschung sehe ich selbstverständlich da, wo sich Forschung als Teil der Wirklichkeit versteht und von Gesamtgesellschaft und Natur in Verantwortung genommen sieht.

Nur am Rande möchte ich darauf hinweisen, dass die in der Informatik gängige Terminologie zwar die Begriffe von idealistischen Philosophen wie Kant und Hegel aufnimmt, vor allem die Unterscheidung von Form und Inhalt (oder Gehalt), diese aber wie im Vulgäridealismus zu kontradiktatorischen Gegensätzen dichotomisiert und darüber die Inhaltlichkeit aller For-

men, Muster und Strukturen sowie die Formhaftigkeit aller Inhalte, Energien und Triebe vergißt. Die schon bei Kant und Hegel anzutreffende Sorglosigkeit gegenüber der terminologischen Verpflichtung, in den Begriffspaaren Form-Inhalt, Geist-Materie, Subjekt-Objekt, abstrakt-konkret usw. das diesen scheinbaren Gegensätzen Gemeinsame auf den Begriff zu bringen, führt in Vulgäridealismus und Informatik zu einer unreflektierten Leugnung eines solchen Gemeinsamen. Wer die Umsetzbarkeit von Formen in technische Wirkungen als Argument für die Berechtigung einer solchen Leugnung ansieht, dokumentiert damit nur seine Gedankenlosigkeit im Gebrauch seiner Hauptbegriffe.

Merkmale des Wissenschaftskonzepts

Ich will mich nicht lange bei den "Ahnen" aufhalten, von denen mein Wissenschaftskonzept gelernt hat. Allein ihre schlichte Auflistung würde Seiten anfüllen. Hier darum nur ein Hinweis auf die von dem amerikanischen Pragmatiker John Dewey begründete Projektforschung. Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre brachte diese – in vielfach aufgeweichter, inkonsequenter und daher zum Scheitern verurteilter Weise – in den USA und der BRD eine Reihe von Projektuniversitäten hervor. In ihnen erblicke ich die seit der Humboldtschen Bildungsreform Anfang des 19. Jahrhunderts nennenswerteste Weiterentwicklung in der Geschichte der Wissenschaftsemanzipation.

Die wichtigsten Merkmale dieses Wissenschaftskonzepts waren:

1. Problematisierung der unreflektierten Abtrennung der Forschung von der übrigen Praxis und Hinwirkung auf eine partielle "Rückkehr" der Wissenschaft zu dieser Praxis, der allerdings eine partielle Freistellung der im Praxisfeld Betroffenen für die Forschung korrespondieren muß.

2. Relativierung der Ausrichtung von Forschung auf die Produktion von "Herrschaftswissen" (Max SCHELER) und Schwerpunktverlagerung auf die Bildung von Emanzipationswissen.

3. Beteiligung der im Praxisfeld Betroffenen an allen wichtigen Entscheidungen im Forschungsprozeß. Faires Aushandeln der Zusammenarbeitsbedingungen. Der Betroffene ist nicht Objekt, sondern Ko-Subjekt des Forschungsprozesses.

4. Forschungsergebnisse werden nach jeder Vergegenständlichung in der Praxis zur Diskussion gestellt und bei Konsens, sofern die Möglichkeit gegeben ist, "erprobt."

5. Auffassung des Lernens als Forschungsprozeß.

6. Integration von Lernerfahrungen in den Erfahrungszusammenhang, in dem die Beteiligten stehen.

7. Integration von Theorie und Praxis, von Kopf- und Handarbeit, von Entscheidungs-, Planungs-, Verwaltungs- und Ausführungsfunktionen.

8. Erleichterung der Selbstrevision der Forschungsorganisation.

Zum Humboldtschen Wissenschaftskonzept

Das HUMBOLDTsche Wissenschaftskonzept war gewiß manchen noch heute im Ausland vorherrschenden Traditionen, auch den angloamerikanischen, überlegen, nicht zuletzt wegen des Freiraums, den es den Forschern schuf. Aber es hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Folge gehabt, dass es unter dem Druck staatlicher und wirtschaftlicher Interessen in mehrfacher Weise zerbrach. Selbst inkonsequent realisiert – die alten "Brotwissenschaften" Theologie, Medizin und Jura blieben ja unangetastet –, leisteten die idealistischen Unterscheidungen von Geist und Natur und von Theorie und Praxis sowie ihre Behandlung als dichotome Gegensätze dem weiteren Auseinanderbrechen der Einheit der Wissenschaften in Geistes- und

Naturwissenschaften und in theoretische und angewandte Fächer und damit den allenthalben drohenden Divide-et-impera-Bestrebungen herrschender Interessen in vorhersehbarer Weise Vorschub. Zumindest erwies sich HUMBOLDTs Konzept gegenüber dem Zugriff von Staat und Wirtschaft als wehrlos.

Emanzipation der Vernunft und ihrer Institution, der Wissenschaft, hieß noch im 19. Jahrhundert vorwiegend Emanzipation von der Bevormundung durch die Kirchen. Die Emanzipation von anderen wissenschaftsfremden, wenn nicht -feindlichen Instanzen wie Staat und Wirtschaft wurde selten thematisiert, zumindest nicht annähernd so radikal auf den Begriff gebracht. Die vorherrschende Selbsteinschätzung vor allem der Geisteswissenschaftler und unter den Naturwissenschaftlern der Theoretiker als "Selbstzweck"-Täter im 19. Jahrhundert im Gefolge idealistischer Philosophie bzw. als "Glasperlenspieler" im "Elfenbeinturm", wie man später spöttelte, tat das ihre, um die Universitätsangehörigen vorschnell in dem Gefühl zu wiegen, die Emanzipation der Vernunft bereits vollgültig zu praktizieren und damit zunächst der Verwertung von Forschungsergebnissen im Rahmen der Industrialisierung, aber auch der Faschisierung der Gesellschaft untätig zuzuschauen, um sich dann in späteren Phasen noch gedankenloser an diesen Prozessen zu beteiligen.

Zum Projektansatz

Gegenüber diesen Entwicklungstendenzen des HUMBOLDTschen Universitätsmodells haben projektwissenschaftliche Konzepte unverkennbare Vorzüge, nicht zuletzt auch wegen der Verminderung der Gefahr der Käuflichkeit bzw. Ausbeutbarkeit von Wissenschaft für politische und wirtschaftliche Zwecke. Denn es ist offenkundig, dass die Zusammenarbeit, wie sie

in diesen Konzepten Forscher und Praktiker tätigen, sowohl zur wissenschaftlichen Kritik der Zwecke als auch zur Entwicklung vernunftgemäßerer Alternativen führen muß.

Dennoch scheinen mir diese Konzepte an zwei Dingen zu kranken:

1. an der zu starken Einbindung der Einzelwissenschaften in praktische Projekte,

2. an der Tabuisierung der Bedeutungsfrage.

Die Bestrebung innerhalb der Projektforschung, ihren Mißbrauch durch Herrschende dadurch zu erschweren, dass sie als Ko-Subjekte im Praxisfeld nur Menschen anerkannte, die unterdrückt, ausgebeutet, behindert oder sonstwie verelendet oder unterprivilegiert sind, die also nicht mittels Besitz oder Macht die Forscher zu Objekten dubioser Zwecke machen können, haben nicht verhindern können, dass die Grundlagenforschung über Gebühr vernachlässigt wurde~~,~~ und dass Wissenschaft sich immer mehr auch selbst als Service-Betrieb für in einem Projekt auftauchende Bedürfnisse mißverstand. So fern Projektforschung stets dem stand, was im 3. Reich als "wehrwissenschaftliche Zweckforschung" praktiziert wurde, so ähnlich ist sie dieser vor allem in der Organisationsstruktur mit all ihren Widersprüchen. Sogar die Frage der Verantwortlichkeit ist durch die Ausgrenzung von Herrschenden und Besitzenden alles andere als befriedigend gelöst. Denn dadurch, dass auch der unterprivilegierte Mensch Macht zumindest über Teile der nichtmenschlichen Natur hat, kann der Forscher in die problematischsten Konsequenzen einer unreflektierten oder zumindest kurzsichtigen, meist ego- oder bezugsgruppenzentrierten Bedenkenlosigkeit dieses Menschen gegenüber einer rücksichtslosen Ausbeutung der Natur hineingezogen werden bis hin zu Befürwortung von Krieg, Kernkraft usw. Projektforscher machen sich nicht nur von der (immer noch) herrschenden Schulwissenschaft, auch wenn die "angewandten,“~~,~~ "praxisbezogenen" oder die "Zweckwissenschaften" als notwendige Kehrseite der "reinen" oder "theoretischen" Wissenschaften durchschaut sind, antithetisch abhängig, wenn sie deren Verdinglichung von Menschen ein Modell entgegenstellen,

das sie selbst in Gefahr bringt, von Praktikern verdinglicht zu werden. Sie haben auch den Grundfehler der Schulwissenschaft nicht richtig diagnostiziert, wenn sie es nicht für wichtig halten, den Subjekten im Praxisfeld selbständig als Subjekt gegenüberzutreten.

Auch hier sei am Rande darauf hingewiesen, dass die Projektforschung vor allem bei den Hauptbegriffen Subjekt und Objekt nicht weniger als die Informatik in Gefahr ist, der vulgär-idealistischen Dichotomisierung von Unterschieden zu erliegen. Subjekte und Objekte haben mehr gemeinsam, als die Projektforschung im Anschluß an idealistische und materialistische Philosophen bis hin zu BLOCH und HABERMAS auch nur entfernt ahnen läßt. Die fehlenden Bemühungen, dieses Gemeinsame auf den Begriff zu bringen, führen zu völlig unnötigen Verkrampfungen und Überängstlichkeiten im Umgang mit den im Praxisfeld Tätigen.

Zur Tabuisierung der Finanzierungsfrage

Meine Hauptkritik an den bisherigen Wissenschaftskonzepten betrifft aber das "Es" der Forschung, nämlich ihre Finanzierung. Ich sehe die Frage nach der "Bedürfnisbefriedigung" der Wissenschaften, insbesondere nach dem Erwerb und der Verteilung von Forschungsmitteln, kaum irgendwo ernsthaft gestellt, durchweg tabuisiert, zumindest wie in feudalistischen Zeiten gedankenlos an kirchliche, politische und wirtschaftliche Mächte delegiert, geschweige denn zum Thema einer nennenswerten eigenständigen Forschung gemacht. Die Angst, dass die inneren Teufel der Wissenschaften, einmal auf diese Frage losgelassen, sich und die Universitäten zerfleischen, ist offenbar so groß, dass sie jede etwa aufkommende Erkenntnis, diese Institution sei weit davon entfernt, überhaupt "Ich" sagen zu können, regelmäßig im Keime ersticken muß. Was ist das für eine Institution, die mit dem Selbstanspruch auftritt, dass in ihr nichts als die Wahrheit gelten soll, dass in ihr Kritik allein in sich selbst Grenzen finden kann, die davon aber die Triebkräfte, von denen sie lebt, wie selbstverständlich ausnimmt. Wen wundert es da, dass Wissenschaftshistoriker Schwierigkeiten haben, das Selbstbild vieler

Wissenschaftler zu verifizieren, dass die Forschungsentwicklung als allmähliche Annäherung an etwas skizziert werden kann, was man als Wahrheit sich irgendwo in der Zukunft denkt. Viele Wissenschaftshistoriker zeichnen die allgemeine Entwicklung universitärer Forschung sogar wie die Zick-Zack-Linie im Leben einer hochneurotischen Persönlichkeit.

Die soeben angesetzte Institutionsanalyse in psychoanalytischen Begriffen läßt sich sicher fortsetzen. Es bietet sich an, z.B. den Wahrheitsgedanken als ein wie das "Überich" wirkendes Relikt des einstigen (in der Theologie ja auch noch präsenten) Gottesgedankens zu deuten. Die dieser Institutionsanalyse zugrundeliegende Personifizierung halte ich aber für bedenklich und bestenfalls als Metapher für bestimmte Aspekte geeignet. Sie soll hier lediglich vor Augen führen, was man eigentlich macht, wenn man die wichtigste Bedingung der Möglichkeit von Wissenschaft, nämlich ihre Finanzierung, von mehr als beiläufiger wissenschaftlicher Behandlung ausnimmt.

Zu den Maternalisierungen von Einzelwissenschaften

Wer nun erwartet, dass ich für die Erforschung dieses bisher vernachlässigten Aspektes eine neue Wissenschaft fordere, hat den Gedankengang nicht verstanden, wie ich ihn bis hierhin entwickelte. Eine Einzelwissenschaft ist – das läßt sich durch die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaftsforschung sehr gut belegen –, selbst wenn Mathematik, oder in der Gegenwart Informationswissenschaft oder Synergetik zur "Mutter der Wissenschaften" hochstilisiert werden, eindeutig nicht in der Lage, den Prozeß der Wissenschaftsemanzipation zu befördern. Sie lösen nur immer neue Anstrengungen aus, den Gegenstand eines Fachs oder nur einen seiner Aspekte zum wichtigsten Gliederungsprinzip aller Forschung hochzupäppeln und damit endlose Rivalitäten unter den Disziplinen, ohne Aussicht auf Konfliktlösungen, die mehr sind als das Ergebnis von Machtgerangel, Pro-domo-Aktivitäten von Fachgrößen und spezialistentypischen Sichtverengungen im Verein mit bescheidenheitsverzierten Omnipotenzfanta-

sien. Aus diesem Dickicht aus Faustrecht, Intrigantentum, Politiker-Vorlieben, Tradition und Instandhaltungszwängen müssen wir ja gerade heraus!

Aus wissenschaftshistorischer Perspektive sind sowohl die zugrundeliegenden Diagnosen der Wissenschaftsmisere als auch solche "Maternalisierungen" von Einzelwissenschaften als Therapieangebot nichts als Flickwerk. Die Sackgasse, in der sich die Wissenschaft weltweit befindet, die sogar die Konservativen spüren, wenn sie nach mehr Interdisziplinarität rufen, über die auch Einzelerfolge nicht hinwegtäuschen können, erhält durch eine hilf- und ziellose Wissenschaftspolitik der kleinen Schritte, wie sie etwa das Konzept der Ulmer Universität kennzeichnet, bestenfalls einen leicht platzenden Wurmfortsatz, der augenscheinlich auch noch an einer gefährlichen Stelle angebracht ist. Der absolutistisch-feudale Charakter des gegenwärtigen Universitätssystems mit seiner unheilvollen Dominanz von Politik und Bürokratie über die Wissenschaft und deren Anfälligkeit für wirtschaftliche Tagesinteressen wird so nur ausweglos verstärkt. Jener kurzatmige und -sichtige Pragmatismus, der stumpfsinnig ein Reförmchen an das andere klackert, allein weil es im Moment "machbar" erscheint, verbaut nur die Perspektive auf langfristige, an die Struktur gehende Veränderungen, die den Weg aus dem vorwissenschaftlichen Sumpf der gegenwärtigen Universitätssysteme heraus in eine vom Wissenschaftsgedanken her haltbare und vor der Gesamtgesellschaft verantwortliche Zukunft weisen können.

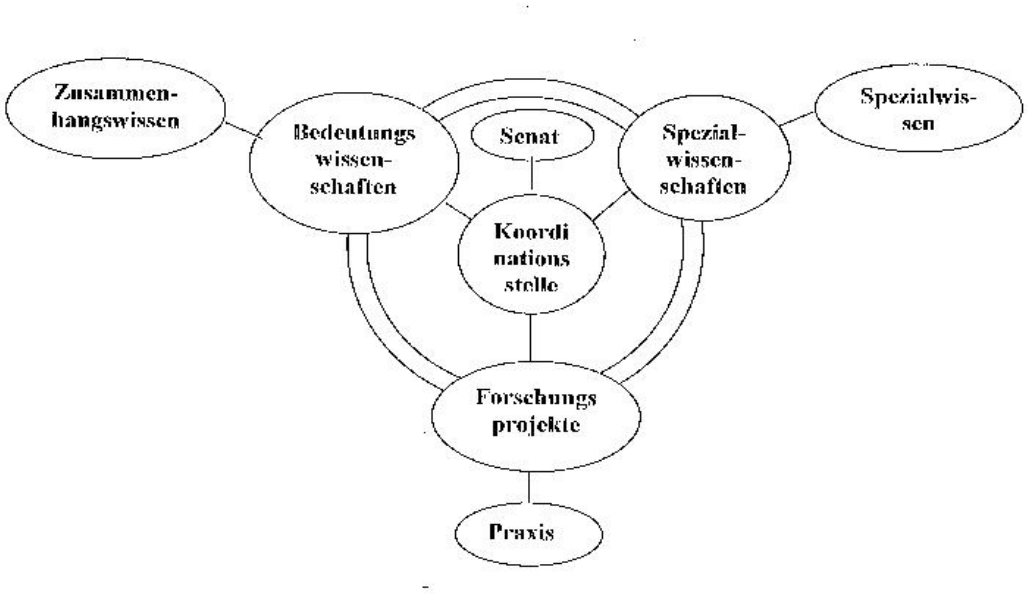
Zum Modell

Das von mir entwickelte Wissenschaftskonzept halte ich in Figur 1 für in einem Maße vereinfacht, dass es bei gutwilligem Verstehen nicht zu Sinnentstellung führen muß.

Es ist klar, dass ich in der Kürze nicht alle Aspekte dieses Modells ansprechen kann und manches bei Andeutungen belassen muß. Lösungen, die Konzepte bringen, werfen in der Regel neue Fragen auf. Auch auf diese gehe ich hier aus dem genannten Grunde nicht ein. Eine

Warnung darf ich trotzdem nicht unterschlagen, und damit ich sie nicht vergesse, sei sie hier gleich losgelassen. Diese Figur enthält alle wichtigen Größen und Relationen, mit denen das Konzept steht und fällt. Man kann also nicht einfach eine oder mehrere Größen oder Relationen weglassen, hinzufügen, ersetzen oder anders fassen, ohne dass das Konzept in Struktur und Substanz durchbrochen wird.

Figur 1: Vereinfachtes Modell des Wissenschaftskonzepts



Zur Erläuterung dieses Modells halte ich es für sinnvoll, mit der Frage der Wissenschaftlerqualifikation einzusetzen. Der Student ist während seines mindestens vierjährigen Studiums in drei Wissenschaftsgebieten tätig: Forschungsprojekte, Bedeutungswissenschaften und einer Spezialwissenschaft. Das Ausmaß seines Studiums in diesen drei Gebieten richtet sich nach seinen Schwerpunktsetzungen, danach also, welche Art von Wissen er sich vornehmlich aneignen will: Praxiswissen, Zusammenhangswissen oder Spezialwissen. Als Richtschnur dienen können etwa zwei Anteile für das Schwerpunkstudium und je ein Anteil für die beiden Nebenstudiengänge. Dabei bietet es sich aus didaktischen Gründen (vor allem bei noch nicht gefällter Schwerpunktsetzung) an, im ersten Jahr schwerpunktmäßig in den Projekten mitzuwirken. Die Projekte laufen das ganze Jahr. Der Student kann sich von ihnen nur für maximal

zwei Monate, die er in das für ihn ansonsten veranstaltungsfreie Halbjahr legen muß, beurlauben. Sein Studium der Bedeutungs- und Spezialwissenschaften läuft dazu halbjahrsweise parallel, wechselt sich also halbjährlich ab mit einer veranstaltungsfreien Zeit, während der er neben seiner Arbeit in den Forschungsprojekten hauptsächlich sein Selbststudium betreibt.

Die Tätigkeit der Dozenten hat mit der der Studierenden viele Gemeinsamkeiten. Auch sie haben als Bedeutungs- und Spezialwissenschaftler im halbjährigen Wechsel je eine Zeit mit durchschnittlich wöchentlich acht Stunden Veranstaltungen und je eine Zeit für Forschung ohne Veranstaltung. Für die Projektwissenschaftler sollten flexiblere Lösungen geschaffen werden, da sie häufig in einem gerade laufenden Projekt manchmal unentbehrlich sind. Diese Lösungen sollten aber über etwa fünf Jahre im Schnitt auf die gleichen Anteile hinauslaufen. Der Wissenschaftler ohne Zeit für nicht-projektbezogene wissenschaftliche Reflexion und Forschung wäre ein Alptraum.

Auch die Dozenten sind in allen drei Gebieten als Lehrende und Forschende tätig. Das Hauptgebiet steht dabei quantitativ ebenfalls im Verhältnis 2:1:1 zu den Nebengebieten. Nur so führt ein Weg aus der Sackgasse des Spezialistentums. Die Normalform der Veranstaltungen sind Seminare und Praktika, die im Regelfall en bloc abgehalten werden, d.h. z.B. ein Veranstaltungsblock 14 Tage montags bis freitags drei Stunden zu Beginn und eben ein solcher am Ende des Semesters, dazwischen bei Bedarf ein oder zwei kurze Organisationssitzungen. Die Koordination dieser Seminare ist allein eine Baukastenfrage. Sie ist eine der Aufgaben der **Koordinationsstelle**. Diese Stelle verstehe ich als eine Art "Schmiermittel" für das Modell. Sie wird vom Senat bestimmt und sollte nach Ablauf einer Übergangszeit aus Absolventen zusammengesetzt sein, die den oben geschilderten Studiengang durchlaufen haben. Der Senat wird seinerseits möglichst demokratisch gewählt. Sonderrechte einer Gruppe von Mitwirkenden, z.B. Mehrheitsgarantien oder ungleiche Stimmengewichtung, sind mit

dem Modell schlecht vereinbar. Die Unfähigkeit bestimmter Gruppen, ihre Sachkompetenz in politisches Handeln umzusetzen, das allen Beteiligten verständlich ist, ist kein Grund, sie durch Quotierungsregelungen gegen ihre Folgen abzusichern.

Unter den durch einen Doppelstrich miteinander verbundenen Größen bedürfen die **Spezialwissenschaften** der geringsten Erklärungen. Zwar wirkt sich die Auslagerung mancher Aufgabenbereiche in die Projekte und die Bedeutungswissenschaften auch auf die Spezialwissenschaften aus. Zwar sind im Lichte nicht zuletzt bedeutungstheoretischer Überlegungen auch hier Grenzziehungen und Systematik zu hinterfragen, vor allem revidierbar, sowie Forschungslücken ungehinderter aufweisbar und als Desiderat fühlbar zu machen. Aber diese Aufgabe ist relativ sekundär. Hier müßte man ohnehin über eine gewisse Zeit hinweg an den konkret gegebenen Forschungs- und Lehrbereichen anknüpfen.

Zur **Projektforschung** habe ich oben im wissenschaftshistorischen Abschnitt bereits das wesentliche gesagt. Für die Auswahl von Projekten ist eine Fülle von Regeln, die alle aus praktischen Erfahrungen hervorgegangen sind, beachtenswert. Sie sollte vor allem durch zwei zueinander in Spannung stehenden Hauptkriterien bestimmt sein: die wichtigsten Praxisbereiche sollten auch in den Projekten repräsentiert sein, und Projekte gewinnen, wenn sie sich durch Quer- und Dachprojekte zusammenfassen lassen. Vielen Praxisprojekten müssen Laborprojekte vorausgeschickt werden, zumindest da, wo Anfängerfehler nennenswerten Schaden anrichten können. Manche Projekte geraten aus konstitutiven oder akzidentiellen Gründen nicht über das Laborstadium hinaus.

Am meisten der Erklärung bedarf wahrscheinlich die spezifisch neue Größe in obiger Figur: die **Bedeutungswissenschaften**. Auf den ersten Blick haben sie durchaus den Anschein einer zur "Mutter der Wissenschaften" aufgeblähten Einzelwissenschaft. In der Tat taucht der Begriff "Bedeutung" auch in Einzelfächern auf – manchmal sogar als Zentralbegriff von Unterdisziplinen, die als Bindestrich-Semantiken freilich jeweils ein ziemliches Kümmerdasein

führen –, so in der Biosemantik, der Neurosemantik, der Psychosemantik, der Soziosemantik, der Ethnosemantik, der linguistischen, semiotischen und philosophischen Semantik. Selbst in den Literaturwissenschaften fristet er ein, wenn auch wenig respektiertes Dasein. Faktum ist leider aber auch, dass alle diese Semantiken nur wenig Notiz voneinander nehmen, aus dem Grunde auch von einer einheitlichen Definition des Bedeutungsbegriffs meilenweit entfernt sind und diesen Begriff durchweg so gebrauchen, als wäre er nicht von Bedeutung.

Zum Bedeutungsbegriff

Auf den ersten Blick hat der Begriff der Bedeutung auch viele Ähnlichkeiten mit dem der Information. Auch er ist zugleich so allgemein, dass er in allen Wissenschaften eine Rolle spielen könnte, und zumindest so exakt faßbar, wie das der Forschungsstand in den Einzelwissenschaften zuläßt. Auch er entstammt dem Begriffsfeld des Zeichens, hat dort sogar seinen Schwerpunkt in einem zeichentheoretisch konstitutiveren Bereich. Der Informationsbegriff kommt ohne Einführung semantischer Interpretationen noch so scheinbar nur technischer Vorgänge nicht aus. Ein bit ohne Bedeutung gibt es nicht. Seine technische oder kommunikative Bedeutung ist sogar das Zentrale an ihm. Für den Bedeutungsbegriff ist die Möglichkeit der Verkürzung und Umsetzung in bits dagegen ohne konstitutive Bedeutung. Der Bedeutungsbegriff ist darüber hinaus kein Prokrustes-Bett für die Forschungsgegenstände der einzelnen Fächer, dem sich alles unterschiedslos fügen muß, sondern wird im Gegenteil nur richtig verstanden, wenn er dazu führt, Gemeinsames und Unterschiedliches in eine exakte Relation zu bringen, wenn man in Evolution und Geschichte mit qualitativen Sprüngen sowie in anderen Forschungsfeldern und -fächern nicht nur das einer Methode Unterwerfbare, sondern gerade auch das Verschiedene und Widerborstige ernst nimmt. Der Bedeutungsbegriff ist eine Chance interdisziplinärer Wissenschaft ohne Vergewaltigung des Forschungsgegenstands. Dem Versuch der Informatik, die Einzelwissenschaften mit Brachialgewalt auf eine Methode

zu verpflichten, steht in den Bedeutungswissenschaften ein Forum gegenüber, auf dem die Fächer miteinander ins Gespräch kommen können, ohne ihre Eigenständigkeit bedroht sehen zu müssen.

Die Überlegenheit einer im Bedeutungsbegriff verankerten interdisziplinären Basiswissenschaft über eine Informatik mit gleichem Anspruch zeigt sich aber nicht nur in der methodischen Flexibilität und Offenheit, sondern vor allem in ihren empirischen Möglichkeiten, die metawissenschaftliche Frage nach dem Entscheidenden und Wichtigsten empirisch, genetisch und zentral deskriptiv erfolgversprechend in Angriff zu nehmen. Um das zu verdeutlichen, möchte ich etwas weiter ausholen.

Der Bedeutungsbegriff entstammt in den meisten Sprachen dem Wortfeld der Zeige- und Kommunikationshandlungen. Noch in der gegenwärtigen Hochsprache kommt ein allerdings veralteter, regional sogar ausgestorbener Gebrauch von "bedeuten" vor, der in diese Richtung geht:

(1) Der Kapitän bedeutete dem Steuermann, dass er weiter backbord steuern müsse.

"Bedeuten" spielt alsdann in metasprachlichen Gebrauchszusammenhängen eine große Rolle, vor allem, wenn es um das Übersetzen geht:

(2) Englisch 'flesh' bedeutet im Deutschen 'Fleisch', aber nur, wenn es lebt.

Es ist anzunehmen, dass dieser auf bestimmte Sprachäußerungen bezogene Gebrauch von "bedeuten" durch Metaphorisierungsakte aus dem ersteren hervorgegangen ist.

Der Begriff der Bedeutung wird aber in der Alltagssprache zunehmend in Zusammenhänge gebracht, die auf den ersten Blick weder mit Zeige- noch mit Sprechhandlungen zu tun haben:

(3) Ein noch so gut zubereiteter Fisch bedeutet mir nichts.

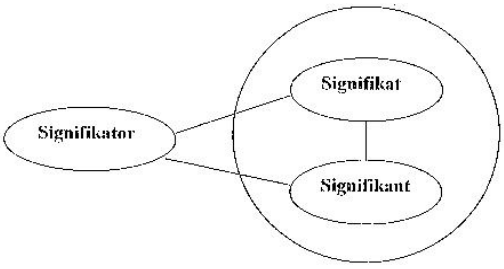
Dennoch ist anzunehmen, dass auch dieser Bedeutungsbegriff in unserer Sprache durch Metaphorisierung aus dem ersten entstanden ist. Während der erste Bedeutungsbegriff mit "Hin-

weis" paraphrasiert werden könnte und der zweite Umschreibungen wie "Benennung" oder "Bezeichnung" verträgt, kämen für den dritten "Bedeutsamkeit" oder "Relevanz" als Synonyme in Frage. Obwohl der Begriff der Bedeutung im Sinne von (3) der am spätesten entstandene sein dürfte, ist er eindeutig der allgemeinere; ja (1) läßt sich als Zeigebedeutung und (2) als Sprachbedeutung dem Allgemeinbegriff der Bedeutung im Sinne von (3) semantisch subsumieren. Denn dass auch Zeigebedeutung und Sprachbedeutung in Situation von einer gewissen Bedeutung sein können, läßt sich ja nicht leugnen. Sie sind sogar nichts anderes als Sonderausprägungen oder Spezifizierungen des Bedeutungsbegiffs in (3).

In Wissenschaft und Philosophie werden die jeweiligen Forschungsgegenstände gewöhnlich in ein Netz von Fragestellungen, Begriffen und Methoden eingespannt. Auch dieses Verfahren wäre zu hinterfragen, sei in diesem Argumentationszusammenhang aber einmal probeweise akzeptiert. Dann läßt sich immer noch sagen, dass alle Fragestellungen (natürlich ebenso alle Begriffe und Methoden) auf Vorentscheidungen in der Bedeutungsfrage beruhen. Zugespitzt formuliert: Es gibt keine bedeutendere Fragestellung als die nach der Bedeutung. Keine andere Fragestellung ist in der Lage, sich selbst in derart evidenter Weise die Priorität vor anderen beizumessen.

Die Zeichen- und Kommunikationswissenschaften betrachten den Bedeutungsbegriff – auch da, wo sie mehr sein wollen als Informatik – als Hauptbegriff einer ihrer Unterdisziplinen. Sie folgen dabei dem in ihnen nicht grundsätzlich infrage gestellten Zeichenmodell (s. Figur 2).

Figur 2: Vereinfachtes Zeichenmodell



Danach sind für ein Zeichen diese drei Momente konstitutiv: der Benutzer (Signifikator), der Zeichenträger (Signifikant) und das Bezeichnete (Signifikat), das auch manchmal Bedeutung heißt. Wenn eines dieser Momente fehlt, kann nicht mehr von Zeichen geredet werden. Insbesondere ist es erst der Signifikator, der etwas zu einem Zeichen macht.

In diesem Zeichenmodell kommt der Prozeßcharakter des Bezeichnens und Zeichenverstehens zu kurz. Gewichtiger ist der Einwand, dass hier Signifikat und Signifikant wie im Vulgäridealismus Form und Inhalt, Geist und Materie bzw. Idee und Erfahrung zu Gegensätzen überzeichnet werden, dass hier weiterhin Zeichenbenutzer und Zeichen zu sehr wie Subjekt und Objekt auseinandergerissen werden. Auch ein Zeichenbenutzer kann seinen Umgang mit Zeichen nämlich zum Objekt machen, als Zeichen verstehen. Auch der Zeichenträger hat bei näherem Zusehen stets Bedeutungscharakter usw. Wenn ich an einem Wegweiser konstatiere, dass er aus zwei oder mehr Holzbalken zusammengesetzt ist, deren Gewebe aus Libriformfasern oder Tracheiden besteht, und deren Zellulose-Arten in chemischen Formeln ausdrücke, habe ich meine Aufmerksamkeit nicht einfach auf etwas gelenkt, was keine Bedeutung hat. Ich habe mich nur auf andere Bedeutungsarten konzentriert. Es gibt überhaupt keine Möglichkeit, aus dem Bedeutungszirkel herauszutreten. Erkennen ist also, wenn man nicht der Illusion nachhängen will, ein An-sich zu erfassen, stets ein Bedeutungsprozeß, einer unter anderen.

Was das Zeichenmodell am Zeichen einzufangen sucht, sind also nur verschiedene Aspekte an ihm, die gleichwohl alle Bedeutungscharakter haben. Wichtiger wäre gewesen, das im Moment des Bezeichnens oder Zeichenverstehens stattfindende Zusammentreten dieser Aspekte zu beschreiben. Offensichtlich zwingt der Signifikator, Regeln bzw. Konventionen folgend oder nicht, in diesem Prozeß einer Bedeutungsart eine andere auf. Dieses Phänomen kennen die Kommunikationswissenschaften durchaus, aber nur als Sonderfall, nämlich z.B. bei innersprachlichen Umprägungen, etwa bei der Metapher oder beim Gleichnis. Dass alle

Bedeutungsprozesse diesen "Metaphorisierungsprozessen" vergleichbar sind, ist zwar gelegentlich gesehen worden, hat sich aber vermutlich wegen der Fixierung der Spezialisten auf ihre Fachgrenzen nicht durchgesetzt. Denn erfasst man erst einmal die Notwendigkeit der Erforschung der Beziehungen zwischen den Bedeutungsarten, erscheint daran nichts so hinderlich wie die Fachgrenzen.

Der Begriff des Zeichens scheint sich also in den der Bedeutung aufzulösen. Ich selbst fasse Zeichen als Bedeutungskomportat, also als ein vom Signifikator aus den verschiedensten Gründen herbeigeführtes Syndrom bzw. eine Zusammenballung von Bedeutungen. Solchen Komportaten stehen Deportate gegenüber, wozu z.B. Tabuisierungs- und Ghettoisierungsphänomene aller Art gehören. Auf der Ebene der Sprache kennt man z.B. Tabuwörter, Wörter, die jeder kennt, die aber nicht ausgesprochen werden dürfen. Auf der Ebene der Herrschaft bekannt sind vor allem Pogrome und Deportationen, Phänomene, die gerade dadurch von Bedeutung sind, dass man sich ihre Bedeutung vom Leibe halten will. Dass die Wissenschaften solche Phänomene nur ungenügend und die gesamte Bedeutungsfrage durchgehend überhaupt nicht thematisieren, muß selbst zu diesen Bedeutungsdeportaten gezählt werden. Auch in den Zeichen- und Kommunikationswissenschaften ist man weit davon entfernt, diese Phänomene in ihrer theoretischen Relevanz zu erkennen. Lediglich in den Dokumentationswissenschaften gibt es Ansätze. Die Psychoanalyse ist freilich in vielem beträchtlich weiter, dafür leider zu sehr auf einzelne Bedeutungsarten fixiert.

Es ist hier nicht der Ort, die Möglichkeiten einer interdisziplinären Bedeutungstheorie weiter auszuführen. Es muß hier der Hinweis genügen, dass eine derartige, alle Wirklichkeitsbereiche umfassende Bedeutungstheorie in Grundzügen besteht. Daneben sind andere denkbar.

Ich denke mir die Bedeutungswissenschaften also als interdisziplinäre Zusammenhangswissenschaften, die die Einzelwissenschaften nicht einfach nur zu verdoppeln trachten, die deren

Wissen nicht nur wie in den 50er Jahren das *studium generale* unverbunden additiv und pluralistisch nebeneinander stellen, sondern die gerade den gemeinsamen Nenner betonen, die zugleich ihre eigene Fragestellung haben (die Bedeutungsfrage), die gut beraten sind, mit deskriptiver, empirischer, genetisch-historischer und methodologischer Arbeit zu beginnen, ehe sie vor allem den therapeutischen Aspekt thematisieren, die dabei auch nicht vergessen, die Bedeutungsprobleme im Wissenschaftsprozeß selbst zu durchleuchten und Argumente für die Mittelverteilung in ihrem eigenen Bereich zu erarbeiten. Nichts würde das Modell mehr gefährden als eine kontur- und farblose Zusammenhangswissenschaft, die keine eigene Mitte hat oder typische Merkmale von Wissenschaften wie Empirie, Historie oder aber auch Therapie systematisch ausblendet.

Ausblick

Es gehört nicht viel Selbsterkenntnis dazu zu konstatieren, dass das hier vorgestellte Wissenschaftskonzept in der gegenwärtigen hochschulpolitischen Landschaft zwischen sämtlichen Stühlen liegt. Ich bin aber sicher, selbst wenn es darüber vergessen wird, es ist so unglaublich einfach und naheliegend, dass es schon bei nur leicht veränderten Rahmenbedingungen wiedererfunden wird. Dann wird man sich sehr schnell fragen, wieso man nicht schon in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts dieses Konzept begierig aufgegriffen hat, wieso man das Pferd ständig vom Schwanz her aufzäumte und achtlos an der Bedeutungsfrage vorüberging, wieso man sämtliche Fragen – und manchmal schrecklich nebensächliche und sogar falsche – durchgehend für bedeutender hielt als die Frage nach der Bedeutung. Besser wäre es natürlich, wenn schon jetzt sich der eine oder die andere entschließen würde, sich in diesem Punkt ein Licht aufgehen zu lassen.

Zusätzlich habe ich manches zum Konzept einer interdisziplinären Wissenschaft in Thesen zusammengefasst.

Thesen für eine alternative Wissenschaft

(Juli 1997)

1. Vor nicht einmal zwei Jahrzehnten verabredeten das Auswärtige Amt, der baden-württembergische Ministerpräsident Lothar Späth und der Schah von Persien den Aufbau einer deutschsprachigen Universität in Täbris im Nordwesten des Irans. Als Gebärmutter dieser Universität wählte man die Tübinger Universität. Eine eigens dazu installierte neue Fakultät sollte primär diese iranische Universität vorbereiten helfen.

   Dann wurde der Schah gestürzt und von heute auf morgen war weder von der Universität Täbris noch von einer neuen Fakultät an der Universität Tübingen die Rede.

   D.h. diese Totgeburt wurde nicht einmal beerdigt.

   Politik und Wirtschaft betrachten in Deutschland die Hochschulen in dieser Weise als Huren für ihre tagespolitischen Zwecke.

2. Die Universitäten haben gegenüber solchen Begehrlichkeiten unter dem Mantel weitgehender Willfährigkeit von alters her ein dickes Fell entwickelt, besser einen Panzer oder eine Kruste.

   Um den Begehrlichkeiten der Politiker und Wirtschaftskonzerne keine Anhaltspunkte zum Knacken dieser Kruste zu bieten, herrschte unter dieser ein Kult des Nebensächlichen und Unpraktischen. Je unwichtiger ein Forschungsgegenstand war, desto mehr galt

er in der Wissenschaft.

Wissenschaft hat daher bis heute einen Trend zur esoterischen Marginalienreiterei, der Selbsterkenntnis zumeist entrückt durch einen dogmatischen Methodenfetischismus.

3. Zukünftige Wissenschaft sollte davon ausgehen, dass sie sich mit derartigem Abwehrverhalten antithetisch abhängig gemacht hat von Politik und Wirtschaft. Wer das Gegenteil von einer Zumutung tut, ist bekanntlich noch lange nicht von ihr unabhängig. Wer unabhängig werden will, darf die Entscheidungen über sich nicht anderen überlassen, darf sich gegenüber Mächtigen vor allem nicht als moralisch Debiler oder gar als Schizophrener verhalten, der sich nach außen hin als Willfähriger präsentiert, um seine immer kleiner werdende Welt abzuschotten.

4. Wissenschaft muß sich der Relevanzfrage stellen. Je früher sie es tut und je mehr sie es mit ihren eigenen Mitteln tut, desto mehr kann sie sich nicht nur gegenüber Politik und Wirtschaft behaupten, sondern umgekehrt auf diese einwirken. Eine Wissenschaft, die sich der Relevanzfrage nicht stellt, ist ständig in Gefahr, ihre Beraterfunktion für Politik und Wirtschaft als Unterwerfung unter deren Zwecke (Relevanzentscheidungen) mißzuverstehen. Wissenschaft, die sich als Hure politischen und wirtschaftlichen Zwecken zur Verfügung stellt, ist auch für die Mächtigen faktisch wertlos, ist kaum mehr als ein Feigenblatt für ihre Interessen, verliert zumindest sehr schnell ihre Funktion als kompetenter Berater. Wissenschaft, die sich umgekehrt als Nonne aus der Gesellschaft in ihren klösterlichen Panzer zurückzieht, ist bestenfalls ein Auslaufmodell einer unter Sparzwängen immer weniger wissenschaftsgläubigen Gesellschaft.

5. Weitsichtige Wissenschaftspolitik stärkt also deren Entwicklung zu einer ihren eigenen Gesetzen und Kompetenzen folgenden gesellschaftlichen Institution, die sich der Relevanzfrage offensiv stellt, sie sich jedenfalls von niemandem vorgeben läßt.

6. Neurosen hat man zu einem nicht geringen Teil auf die Unfähigkeit zurückgeführt, seine Relevanzentscheidungen zu hinterfragen. Der Riesenbogen, den die Wissenschaftler um die Relevanzfrage machen, mag mit Konfliktscheu oder anderen akademikertypischen Verhalten zusammenhängen. Er trägt aber alle Züge einer in Selbstmord mündenden Kollektivneurose. Die Nonchalance, mit der nach wie vor Wissenschaftler Wichtiges in der >waste-basket< der Methode verschwinden lassen, wie es der Informatiker Bar-Hillel selbstkritisch formulierte, hat überdies mit einer moralischen Debilität zu tun, wie man sie beim Alltagsmenschen nicht dulden würde.

7. Das Humboldtsche Wissenschaftskonzept war gewiß manchen noch heute im Ausland vorherrschenden Traditionen, auch den angloamerikanischen, überlegen, nicht zuletzt wegen des Freiraums, den es den Forschern schuf. Aber es hatte im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Folge gehabt, dass es unter dem Druck staatlicher und wirtschaftlicher Interessen in mehrfacher Weise zerbrach. Selbst inkonsequent realisiert - die alten "Brotwissenschaften" Theologie, Medizin und Jura blieben ja unangetastet -, leisteten die idealistischen Unterscheidungen von Geist und Natur und von Theorie und Praxis sowie ihre Behandlung als dichotome Gegensätze dem weiteren Auseinanderbrechen der Einheit der Wissenschaften in Geistes- und Naturwissenschaften und in theoretische und angewandte Fächer und damit den allenthalben drohenden Divide-et-impera-Bestrebungen herrschender Interessen in vorhersehbarer Weise Vorschub. Zumindest erwies sich Humboldts Konzept gegenüber dem Zugriff von Staat und Wirtschaft als wehrlos.

8. Emanzipation der Vernunft und ihrer Institution, der Wissenschaft, hieß noch im 19. Jahrhundert vorwiegend Emanzipation von der Bevormundung durch die Kirchen. Die Emanzipation von anderen wissenschaftsfremden wenn nicht -feindlichen Instanzen wie Staat und Wirtschaft wurde selten thematisiert, zumindest nicht annähernd so radikal auf den Begriff gebracht. Die vorherrschende Selbsteinschätzung vor allem der Geisteswis-

senschaftler und unter den Naturwissenschaftlern der Theoretiker als "Selbstzweck"-Täter im 19. Jahrhundert im Gefolge idealistischer Philosophie bzw. als "Elfenbeinturm" oder "Glasperlenspieler", wie man später spöttelte, tat das ihre, um die Universitätsangehörigen vorschnell in dem Gefühl zu wiegen, die Emanzipation der Vernunft bereits vollgültig zu praktizieren, und damit zunächst der Verwertung von Forschungsergebnissen im Rahmen der Industrialisierung, aber auch der Faschisierung der Gesellschaft untätig zuzuschauen, um sich dann in späteren Phasen noch gedankenloser an diesen Prozessen zu beteiligen.

9. Das >Bundesministerium für Forschung und Technik< fördert seit einiger Zeit nur noch Forschung, die zuvor mindestens die Hälfte der Kosten bei der Wirtschaft eingetrieben hat. Der Wissenschaftler, der sich auf diese ziemlich direkte Aufforderung zur Unterwerfung unter wirtschaftliche Zwecke einläßt, spreche nie mehr von der Freiheit der Wissenschaft oder der Emanzipation der Vernunft. Manche von Politik und Wirtschaft geförderten Forschungen sind gewiß positiv zu bewerten. Wer aber die Diskussion der Förderungskriterien widerstands- oder gar reflexionslos den geldgebenden Instanzen überläßt, hat nicht nur den Anspruch, ein reflektierter Forscher zu sein, aufgegeben, sondern die Wissenschaft insgesamt verraten. Er sollte erst einmal nachweisen, was ihn von den Wissenschaftlern unterscheidet, die im Bereich der SS Zweckforschung betrieben.

10. Wodurch Sparzwänge auch immer legitimiert sind, Politiker haben sie seit je her nur dazu benutzt, um Unliebsames wegzurationalisieren. Sparpolitik ist Ausrichtungspolitik. Solange heilige Kühe - wie die hochschulexternen Prüfungsämter - "ausgespart" bleiben, ist gegen alle Streichaktionen Widerstand angesagt

Anmerkung: Die von mir schon seit langem geforderte Abschaffung der hochschulexternen Prüfungsämter

vgl. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/antr_abschaff.htm)

haben sich die baden-württembergischen >Grünen< inzwischen in der Gestalt der Abschaffung der Oberschulämter zu eigen gemacht. Natürlich stieß das auf die massierte Ablehnung von Deibel, Trottel und Scharlatanen. In Nordrhein-Westfalen wurden Kommissionen gebildet mit dem Ziel einer bundesweiten Regelung zur Einsparung dieser Ämter, kombiniert mit der Reduktion der Studiengänge auf das Magisterstudium, zumindest mit der Anerkennung von Magister-Zeugnissen z.B. für die Zulassung zum Referendariat.

Wer mehr wissen will über das von mir entwickelte alternative Wissenschaftskonzept, sei verwiesen auf:

Gerd Simon: Ein alternatives Wissenschaftskonzept. Semiotische Berichte 1, 2, 1990, 31-53

(= http://www.gerd-simon.de/altwisskonz4.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/altwisskonz4.pdf)

Wer sich nicht auskennt mit Universitäten und Hochschulen, glaubt manchmal gar nicht, was man da erleben kann.

Müll

Ich hatte mich schon vor meinem >Giftschrank< bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit über Preisverleihungen und andere Auszeichnungen lustig gemacht. Es war nur eine Frage der Zeit, bis man mich einer solchen Auszeichnung für würdig erklärte.

Diese Auszeichnung verdanke ich meinem Freunde Fritz HACKERT, Literaturwissenschaftler und als solcher Spezialist für Joseph ROTH und Martin WALSER. Er war frisch zum Geschäftsführer des >Deutschen Seminars< ernannt worden. Der Begriff >Deutsches Seminar< war von Anfang an wie der des >Englischen ... oder Romanischen ... Seminars< genauer besehen inkorrekt, wurde aber, wenn man von dem Pedanten Gerd SIMON absieht, nie inkriminiert, weil jeder trotz dieser Daneben-Benennung sofort wusste, dass in Wirklichkeit gemeint war, was an anderen Hochschulen >Germanistisches, Anglistisches oder Romanistisches Seminar< hieß, dessen Suffix >...istisch< obiger Pedant auch problematisch fand, weil sich in ihm Hinweise versteckten, die substantiviert zu >...ismus< wie in >Kommunismus<, >Nationalismus<, >Sakralismus< etc. eindeutig unwissenschaftliche Bedeutungsnuancen verraten. Dass die Fächer (Germanistik, Anglistik, Romanistik etc) selbst wegen ihrer offenkundigen Beschränkung auf Nationales nicht mehr vereinbar schienen mit dem ursprünglichen Universalitätsprinzip der Wissenschaften, sei nur nebenbei erwähnt. Als man sich auf die nationale Spaltung der Wissenschaften einließ, sprach man bezeichnenderweise immer seltener von Universitäten und immer mehr von Hochschulen.

Dem Geschäftsführer HACKERT hatte der Direktor im Auftrage des Ministeriums die Beobachtung mitgeteilt, dass es im Bereich der Germanistik wie in anderen Fächern Elemente gab, Lehrer, Dozenten, Räte und Mittelbauern (jenseits der unantastbaren Professoren), die, obgleich sie kaum mehr als ein Zehntel der Lehrstuhlinhaber verdienten, in den Verdacht der Faulheit gerieten. Anzeichen für diesen Verdacht lieferte ein gewisser SIMENON, der unter Pseudonym Elaborate wie die hier wiedergegebenen verbreitete. Der habe offenbar neben seiner Lehre unglaublich viel Zeit für Pamphlete wie dieses vorwiegend gegen die Zustände in den Ministerien und anderen Regierungseinrichtungen. Tenor: sie hätten zu viel Macht und steckten noch fest im Zeitalter der Sklavenhaltung. Um derartige Exzesse einzudämmen oder zu unterbinden, müsse man Leuten wie SIMENON Zusatzaufgaben übertragen, damit sie keine Zeit mehr finden, in Archiven nach Informationen zu suchen, z.B. über die Vergangenheit von Ministerialen, aber auch von Professoren im 3. Reich. Hackert übertrug mir eine Aufgabe, die gerade an der Uni um sich griff: die Kontrolle der Papierkörbe.

Je und dann renovieren auch Universitäten ihre Gesetze. 1976 nahm die Uni Tübingen die Gelegenheit einer solchen Renovierung wahr, die Publikationsproduktivität eines Teils von Mittelbauern, der akademischen Räte, drastisch einzuschränken. Da hatten sich die Professoren mit ihrem notorischen Neid auf die Mittelbauern durchgesetzt, die (aus ihrer Sicht) zu viel Zeit hatten zum Forschen und Veröffentlichen. Sie hätten sie am liebsten als bloße Lehrkulis. Also erhielten die Räte ein Forschungsverbot. Die Profs konnten sich aber nicht damit durchsetzen, die Lehrstunden der Räte um die Hälfte zu erhöhen. Die

Gewerkschaft wetterte mit Erfolg gegen diese drastische Arbeitszeitverlängerung, zumal andere Gewerkschaften in anderen Bereichen gerade eine Arbeitszeitverkürzung erwirkt hatten. So blieb auch das Forschungsverbot ziemlich wirkungslos. Es gab zwar einige Räte, die die frei werdende Zeit z.B. in Gartenarbeit einsetzten. Ein Kollege ließ sich sogar freiwillig auf die Lehrstundenerhöhung ein. Bezeichnenderweise aber nahm er sich irgendwann das Leben. Das Los von Lehrern ist also auch auf Hochschulen lebensgefährlich.

Andere Zusatzbelastungen dachte man sich also als Zumutung für den Mittelbau aus, zB die Entsorgung des Müllproblems. Ich erinnerte mich an einen Fernsehfilm der 50er Jahre. Titel, Regisseur und Drehbuchautor sind mir schon seinerzeit nicht mehr präsent gewesen. Da ging es um zwei Nachbarn, die sich gegenseitig bespitzelten, wie sich allmählich herausstellte, im Auftrag von Geheimdiensten. Unglaublich spannend, offensichtlich von Leuten gemacht, die nicht nur professionell Filme drehen konnten, die Story jedenfalls geschickter konstruierten als ein Barockpoet mit ursprünglich griechischem, vielleicht auch hebräischem, jedenfalls wallonisiertem Namen, sondern die sich auch in der Materie auskannten, vermutlich Exspione aus der Filmabteilung des Sicherheitsdienstes der SS. Hauptinformationsquelle war der Papiermüll des anderen. Lange vor den Archäologen wussten sie, was man alles aus dem Müll herauslesen kann.

Mir war also klar, dass ich, weil ich über die Kontrolle der Papierkörbe private, intime oder gar geheime Informationen ermitteln konnte, bei manchen, die sich auskannten oder sogar den Film gesehen hatten, in Verdacht kam, ein Spion zu sein. Im Verdacht war ich ja ohnehin schon lange als Spinner, Revolutscher, Behindertenmaltraitierer oder gar als Ursache für das Verschwinden teuerster Lexika. Da fehlte nur noch der Sahnetupfen ‚Spionage'. Aber das war selbst mir zu viel Verdächtigung. Schon aus dem Grunde holte ich bei niemandem auch nur die Genehmigung zur Inspektion der Papierkörbe ein. Ich bitte Sie, was hätten Sie an meiner Stelle getan? Ich habe jedenfalls nicht einen einzigen Papierkorb auch nur an-, geschweige denn eingesehen.

Ich hätte diese Probleme natürlich auch auf dem Dienstwege über die Seminarleitung und die Uni-Spitze an das Ministerium weiterleiten können. Wirkung wäre allerdings sicher nur gewesen, dass ich mit anderen, wahrscheinlich deutlich zeitraubenderen Sachen beauftragt worden wäre und, wenn es schlimm kommt, ein anderer die Papierkorbkontrolle übernommen hätte, wahrscheinlich mit dem Sonderauftrag, besonders meinen Abfall zu durchwühlen.

Als alter Angeber habe ich immer betont, dass ich für Faulheit keine Begabung habe. Aber ich sollte wenigstens diese Gelegenheit nicht verstreichen lassen, offen zu bekennen: Ich war tatsächlich in einer Hinsicht sogar krottenfaul: als Müllbeauftragter.

HACKERT durchschaute natürlich den entsprechenden höchstregierungsamtlichen Erlass und schuf vermutlich sogar extra für mich die hintergedankenreiche Funktion eines Müllbeauftragten, den (wie auch alsbald allen Kollegen klar war) eigentlich niemand brauchte. Natürlich war das Wort >Mülll< sogar in unserer Abteilung belastet. Ein Kollege, offenbar Anhänger der Wortfeldtheorie von Jost TRIER hatte es gewagt, für sein Seminar das Thema >Müll< vorzuschlagen, was natürlich vorhersagbar Stoff geliefert hätte für eine Satire im >Tagblatt<. Und das scheuten viele Kollegen wie CHOMSKYs Großmutter. Also bekam er eines auf den Deckel und ich musste neben mir ungewollt einen weiteren Außenseiter dulden.

Als HACKERT mir augenzwinkernd verklickerte, ich hätte die Zimmer der Kollegen zu kontrollieren und dazu natürlich die Genehmigung dieser hochehrwürdigen Herren und einer noch mehr zu ehrenden Dame einzuholen, schrieb ich an diese folgenden Rundbrief:

DEUTSCHES SEMINAR DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN

Gerd Simon
74 TÜBINGEN, 01.10.1992
Wilhelmstraße 50
Telefon (07071)29-75329
oder 44 01 61(p)

An die
Lehrenden und sonstigen Angestellten
des Deutschen Seminars

Betr.: Müll

Sehr geehrte Damen und Herren,
als Herr Hackert sich entschloß, sich um den Ruf eines „geschäftsabführenden Oberrats“ zu bewerben, war ich offenbar das erste Opfer. Nicht das naheliegendste; denn wir hatten ja in Herrn XXX[1] bereits einen Müllexperten, der es - das läßt sich für Newcomer und Vergeßliche nicht umgehen zu erläutern - gewagt hatte, den Müll zu einem Seminarthema zu machen, und sich damit eine heftige kollegiale Abfuhr zuzog mit dem Ergebnis, daß er dieses Thema in dieser Form absetzen, deutlicher: dem Papiermüll überantworten mußte, obwohl er darauf verweisen konnte, daß schon 1971 der berühmte Logiker und Mathematiker Bar-Hillel den „waste-basket“ im Titel eines Artikels in einer linguistischen Zeitschrift (Linguistic Inquiry 2, 401-7) hoffähig gemacht hatte.

Aber das war es wohl, weswegen man ein etwas ferner liegendes Opfer suchte und also in meiner Person fündig wurde. Ja, man vermied sogar das Wort „Müll“, vermutlich, um nicht vor Jahren deponierte Seminarthemen neu aufzurühren oder gar einem Recycling zuzuführen, geschweige denn sich mit einer Gesellschaft sprachwissenschaftlich oder grundsätzlich zu befassen, zu deren zentralen Kennzeichen es gehört, daß sie alles, was ihr nicht ins Konzept paßt, vom Müll bis zu einzelnen Menschen und ganzen Menschengruppen, exkommuniziert und deportiert. Flugs nannte man mich „Umweltbeauftragten“ des Deutschen Seminars. Als ich freilich bei der zuständigen Stelle Aufklärung erheischte, stellte sich alles als Euphemismus heraus.

Ich bin also weder beauftragt noch in Sachen Umwelt, sondern ich bin nur „Ansprechpartner“ bzw. „Kontaktperson“, dem es überlassen bleibt, selbst die Ermittlungen anzustellen, um bestimmte Fragen beantworten zu können, jedenfalls keineswegs „Aufsichtsperson“ - so Herr Hackert -, sondern ohne Macht und Mandat - und also schließe ich: auch ohne Verantwortung -, und außerdem habe ich lediglich mit Papierkörben zu tun. Eine umweltgerechte Müllbehandlung ist weiterhin nichts als Zukunftsmusik. Niemand komme also jetzt auf die Idee, etwa die hochgradig giftträchtigen Teppichböden

1 Ich konnte bisher den Träger dieses Namens nicht erreichen und bitten, mir das Plazet zu erteilen, hier, wie in meinen Kurzgeschichten üblich, seinen Echtnamen zu benutzen.

im Neuphilologicum herauszureißen und/oder gar in nichtvorhandene Sondermülleimer zu werfen! Jeder darf (vorläufig - heißt es) lediglich Pappe und Papier aus dem Abfall heraussortieren und der blauen Tonne übergeben. Es geht also nur darum, das zu tun, was inzwischen jeder Haushalt tut -, nämlich den Papiermüll vom übrigen Abfall zu trennen und derart der Müllabfuhr zu übergeben. Andere Müllsorten kommen erst später dran. (Glas, heißt es, wäre das Nächste.)
Ja, mir geht es nicht anders als Ihnen: Auch ich habe seit über 20 Jahren in meinem Zimmer einen wunderschönen, kunstvoll aus Weiden handgeflochtenen Korb, wie gemacht für den Papiermüll. Damit Flüssiges nicht durchsickert, haben die Putzfrauen seinen Boden seinerzeit liebevoll mit Pappe und Papier ausgelegt. Damit - so schien es anfangs - war es mit dieser neuen Regelung vorbei. Papier und Pappe müssen - so hieß es zunächst - ab sofort in die blaue Tonne, alles andere in den bisherigen Korb. Wegen der Bundeseinheitlichkeit - wurde versichert - sei das so. Es sei nicht einmal gestattet, einen wie auch immer kleinkarierten Zettel mit der Aufschrift „Widersinn“ in den bisherigen Korb zu tun.
Meine diesbezüglichen despektierlichen Bemerkungen über die schüchternen Signale aus der Zentralen Verwaltung in Richtung verantwortungsbewußter Müll-Politik haben jetzt einen ebenso schüchternen Nebeneffekt erzielt: Sie dürfen also in Zukunft weiterhin Ihren bisherigen Papierkorb als Papierkorb benutzen, wenn Sie „Papier“ drauf schreiben, und den neuen blauen für den Rest, vorausgesetzt, die bei Ihnen wirkenden Putzpersonen können diese Aufschrift entziffern. Bei der Gelegenheit erfuhr ich auch, daß der neue blaue Plastikeimer - unser aller Befürchtung zum Trotz - aus garantiert ungiftigem Material hergestellt sei.
Ich hoffe, daß ich mit diesem Rundschreiben wenigstens die erste Welle von Anfragen an mich als Ansprechperson in Müll-Fragen beantwortet habe, daß es auch für den letzten professoral zerstreuten Hinterzimmerbewohner - -bewohnerinnen brauche ich erfahrungsgemäß nicht extra anzusprechen - Anlaß ist, sich endlich im Geschäftszimmer den blauen Eimer zu besorgen, und daß es mir die Mühe erspart, Datenschutzprobleme zu berühren, indem ich einen Blick in Ihre Büroräume und unwirsch konstatiere, daß Sie immer noch nicht...
Auf jeden Fall herzlichen Dank für Ihr Verständnis und Pardon für meine barocke Spaßvogel-Manieren. Ich halte eben so logikferne Institutionen wie die Universität nicht anders aus.

Mit kollegialen Grüßen
Ihr

Zusatz vom 8.2.97: Obiger Bemerkung habe ich nach fast 5 Jahren Erfahrung in Sachen sparpolitisch bedingter Schnecken- bzw. Krebs-Logik einige Änderungen bwz. - wenn man das so sehen will - Fortschritte anzukündigen:
Umweltpapier ist - wie bereits viele gedankenlos oder auch -reich praktizieren - beim Biomüll bestens aufgehoben, für den man uns seit geraumer Zeit eigene Behälter versprochen hat, ein Versprechen, dessen Einlösung einzufordern der Hauptzweck dieses Zwischenberichts ist. Kartuschen sind nach wie vor im Keller links zwischen Fahrstuhl und Ausgang zu deponieren, von wo sie nach wie vor unser allerliebster Hausvogt persönlich zur „Alten Chemie“ karrt. „Alles“ und „Nichts“ können bekanntlich auch zu Austauschbegriffen werden. Wenn ich Ihnen also „alles Gute“ wünsche und „nichts für ungut“ und Sie daraus schließen, daß in Sachen Müll nichts gut und alles ungut ist, können Sie meiner Bewunderung für Ihre Kombinationsgabe sicher sein.

Wer die Verhältnisse an deutschen Universitäten, pardon: Hochschulen nicht kennt, wird es kaum glauben: Zunächst nicht ein Mucks an Reaktion. Das bedeutete nichts Gutes, wie immer wenn das große Schweigen das Gelächter im Rachen erstickt. Insbesondere wenn es mehr als ein halbes Jahr währt.

Dann entdeckten die Planungsgenies im Ministerium, wie sie das Geld, das sie durch Stellenkürzungen erspart hatten, zum Fenster hinausschmeißen und zugleich aufmüpfigen Leuten wie SIMENON ihre Faulheit nachweisen können. Sie bildeten eine Planungsgruppe, besetzten sie mit Experten, die schon vorher das Ministerium in einen Sumpf von Schulden verschlampt hatten, kamen dann auf die glorreiche Idee, diese Experten doch besser zu entlassen und stattdessen eine externe, möglichst ausländische Firma mit der Aufgabe der Faulheitsüberprüfung zu betreuen.

Die Wahl fiel auf eine weltbekannte Schweizer Firma (HAJEK oder so), die mit einem Tross angeblicher Spezialisten – wir nannten sie Controlettis – antanzte, den Studenten ihren Aufenthaltsraum wegnahm, emeritierte Fachkollegen dazu lud, darunter meinen ehemaligen Lehrer STACKMANN aus Göttingen und den Schweizer Germanisten SITTA.

Die Hochschulen, vormals Universitäten, hatten allerdings eine inoffizielle, heute sogar den meisten Hochschullehrern wenig bekannte mündliche Tradition, die Ministerien auszutrixen. Im 19. Jahrhundert waren diesen Ministerien solche Methoden der Gegenwehr noch bekannt. Da korrigierten diese manchmal sogar die Mauscheleien und Absprachen der Hochschullehrer, um einem an sich nicht sonderlich kompetenten Normalwissenschaftler einen Posten zuzuschanzen. Die dichte Folge politischer Wandlungen manchmal ins Gegenteil vom Kaiserreich über die Weimarer Republik, die NS-Diktatur und die Bundesrepublik führte zu vielen Neubesetzungen der Ministerien und nicht selten zum Verlust von Akten und Kenntnissen. Die Ministerien gingen im 20. Jahrhundert weitaus naiver ans Werk. Hauptsache, alles schien zu funktionieren. Sie merkten gar nicht, dass nichts so sehr an den Hochschulen blühte wie das, was man seit den alten Römern Nepotismus nennt, jene Methode, den z.T. sogar minderbegabten Favoriten Glanz und Glorie zu beschaffen, noch im 19. Jahrhundert waren das nicht selten Verwandte, mit Vorliebe der Mann der Tochter eines Professors oder eben ein Neffe, den die Römer *nepos* hießen. Die Folge: Die Verhältnisse an den Hochschulen sanken bis unter das Mittelmaß. Wer favorisiert schon von sich aus auch nur aus Versehen oder gar aus Dummheit einen Bewerber, der mehr kann als man selbst?

Eine solche "Dummheit" beging in Tübingen trotz aller Warnungen der Romanist CHRISTMANN, der das Verdienst hatte, als erster Tübinger den amerikanischen und französischen Strukturalismus zu rezipieren, und den seine Hochachtung vor dieser Forschungsrichtung dazu verleitete, dessen weltberühmten Vertreter COSERIU nach Tübingen zu holen. Hinfort hatte er nichts mehr zu sagen. Später nahm er sich sogar das Leben.

Solche Beispiele kannten viele Hochschulangehörige und hinderten sie hinfort, die in vielen Jahrhunderten bewährte Gegenwehr gegen die Ministerien auch dann zu unterlaufen, wenn sie darin den Grund für den Niedergang der deutschen Hochschulen erkannten. Also sagte man auch in meinem Fall nichts.

Mich auf Hirn und Nieren zu prüfen, hatte man den mir bekannten Schweizer Kollegen SITTA möglicherweise auf seinen eigenen Vorschlag ausgewählt. Sitta und ich hatten Anfang der 70er Jahre gemeinsame Forschungsprojekte in die Welt gesetzt und publiziert. Er hatte auch meine Frau kennengelernt. Und also bestand die Überprüfung meiner Person nicht wie ich

erwartete, in der Kritik an Funktion und Tätigkeit meiner Müllberatung, sondern allein in einem Gespräch über meine Frau, speziell deren Krankheit. Ich kam mir vor wie dereinst ein Nepos eines Professors.

Die HAYEK-Gruppe, die uns überprüfte, fasste zum Schluß ihre Suche nach ausmerzbaren Faulheiten in unserem Seminar zusammen in dem Vorschlag, den notorischen Mangel an Seminarräumen dadurch zu kompensieren, dass man (wie ich es selbst noch aus meinem Studium kannte) doch bitte in Zukunft auch sonnabends bzw. (wie man in Süddeutschland sagt) samstags unterrichtet. Mehr als dieses tiefschürfende Ergebnis der Faulheitsüberprüfung hatte sie also nicht als verbesserungswürdig gefunden. Dafür kassierte sie – sage und schreibe – eineinhalb Millionen.

Übrigens, wenn der Leser zum Thema Müll hier nichts Neues erfahren hat, werfe er diese Anekdote getrost auf den Müll, genauer: Papiermüll bzw. in die waste-basket des PC. Achten Sie aber drauf, dass das kein Geheimdienst in die Finger kriegt.

Als Wissenschaftshistoriker habe ich seit langem meine Kollegen bis ins Mark kritisiert, einer der Gründe, warum ich sehr schnell Außenseiter war. Dabei kritisierte ich sie stets an ihren Selbstansprüchen mit den Mitteln der Wissenschaft, speziell der Logik.

Wissenschaft im Strudel ihres Untergangs

Das Ende der Wissenschaft wurde schon lange prophezeit. Skeptiker sahen sie von Anfang an im Banne wissenschaftsfremder Mächte. Der Umstand, dass Wissenschaft bis heute sich nicht darauf verständigen konnte, was Wissenschaft kennzeichnet, ja offenkundig aufgegeben hat, darüber auch nur zu diskutieren, deutet darauf hin, dass die Klage über das Wissenschaftsende nicht nur an wissenschaftsfremden Mächten, an Religionsgemeinschaften, Wirtschaft und

Politik, sondern durchaus nicht unerheblich an ihr selbst lag, nicht zuletzt auch an ihrer Wissenschaftsgeschichtsschreibung. Dass die Rede von Anfang und Ende, von Aufstieg und Fall, von Aufgang und Untergang in problematischen Metaphern gefangen ist, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass hier etwas auch faktisch nicht stimmt. Das Gefühl, sich hier in einem Schlamassel zu bewegen, sollte man nicht undiskutiert beiseite schieben. Und wenn wir Strategien entwickeln wollen, wie wir nur halbwegs daraus herauskommen, kommen wir nicht drum herum zu dokumentieren und analysieren, wie es dazu kam bzw. an welchen Selbstansprüchen wir gegenwärtige Fakten messen wollen.

Es gehört zu den Standards der Geschichtsschreibung, dass man feststellt, dass ihre eigene Geschichte dominiert ist von Glorifizierungen, zumindest von Beschönigungen des Treibens von Mächtigen und Übermächtigen ihrer Zeit. Spätestens seit Caesar wissen wir, wie wichtig den Mächtigen die Darstellung ihrer eigenen Rolle in der Geschichte ist, dass sie diese nicht nur durch Hofhistoriker schreiben lassen, sondern sich auf Elaborate unbekannter Untergebener draufsetzen oder gar sie selbst verfassen. Kritische Geschichtsschreibung, wie sie vor allem seit der Aufklärung angetreten ist, Macht und Mächtige zu hinterfragen, versuchte diese Elaborate häufig als Mach(t)werke zu entlarven, geriet dabei aber nicht selten in Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten, sich also antithetisch von diesen abhängig zu machen. Auch die historischen Studien, in deren Zentrum die Ohnmächtigen, Sklaven, Leibeigenen, Arbeiter, Frauen, Kinder, Behinderten, Alten etc. stehen, kommen nicht umhin, vieles über Mächtige zu schreiben. Der Einfluss der Mächtigen erfasst darüber hinaus die Basis historischer Forschung. Sie bestimmen über weite Strecken, was überliefert wird, noch heute über die Archivare, was z.B. gelöscht oder, wie letztere es nennen, kassiert wird, was von den Überresten wem wie aufbereitet und zugänglich gemacht wird.

Kritische Wissenschaft sollte alle diese Punkte im Blick haben, sollte vor allem aus den Fehlentwicklungen der Vergangenheit gelernt haben, sollte nicht zuletzt gewärtig sein, dass das, was sie für selbstverständlich hält, Basis für neue Fehlentwicklungen sein kann. Wie sich Wissenschaft verrennen kann, habe ich in vielen Themenbereichen des 3. Reichs zu zeigen versucht, die ich größtenteils schon auf meiner Homepage angesprochen habe. Solche Themen meiner Forschung waren bisher:

- Die Gefährlichkeit eines blinden Philosophen (Hans Vaihinger)
- Die Ermordung der ersten habilitierten Frau im deutschsprachigen Raum (Elise Richter)
- Die ersten deutschen Sprachpolitiker und die Europapolitik (Otto Bremer – Georg Schmidt-Rohr – Werner Daitz – Alexander Dolezalek)
- Der Linguisten-Papst (Johann Leo Weisgerber)
- Der Begründer des deutschen Strukturalismus (Eberhard Zwirner)

- Der halbverrückte Pionier (Karl Haag)
- Von frühen Stimmdokumenten und ersten Plänen für ein Lautamt bis zum >Lautdenkmal deutscher Mundarten zur Zeit Adolf Hitlers< (Wilhelm Doegen, Erich Drach, Paul Menzerath, Fritz Debus, Walther Mitzka, Eberhard Zwirner)
- Der Modernisierer des nordischen Gedankens (Otto Höfler)
- Die Island-Expedition des >Ahnenerbes< der SS (Bruno Schweizer)
- Die Grimms der deutschen Sprachinseln im Osten und die Umsiedlung der Volksdeutschen (Alfred Karasek, Walter Kuhn)
- Germanistik und die Geheimdienste (Wilhelm Spengler, André Jolles etc)
- Der erste Tübinger Germanist zwischen königlichem Hof und Gefängnis (Salomo Michaelis)
- Die Bemühungen um einen internationalen Germanistenverband im 3. Reich (Friedrich von der Leyen, Herman Schneider)
- Der „Oberjude“ und die Häftlingsforschung (Ernst Grumach)
- Hitlers Hofdichter (Eberhard W. Möller)
- NS-Ethik (Hugo Dingler)
- Ein von braun zu grün mutierter Sinnbildforscher und Ethnologe (Werner Müller)
- Vom Antisemiten zum Semitistik-Professor (Otto Rössler)
- Roter Phoenix aus brauner Asche (Heinrich Junker, Herbert Scurla)
- Die Völkergruppen Europas im Spiegel der Volksmusik (Alfred Quellmalz)
- „Der Nationalsozialismus steht auf meinen Schultern!“ Wie ein Antisemit, der es wagte, antisemitischer zu sein als die führenden Nationalsozialisten, in Schutzhaft genommen wurde (Heinrich Pudor)
- Himmlers Pläne mit der Genetik (Philipp von Luetzelburg)
- Ein NS-Jurist als Ausbilder der deutschen Elite im Geheimdienst (Karl August Eckhardt)
- Ein Physiker als Macher in Rosenbergs Alternativuniversität (Kurt Wagner)
- Der Gott in Weiß (Hans Killian)

Meiner eigenen Disziplin, der Germanistik bzw der germanistischen Linguistik schlug ich außerdem u.a. folgendes Projekt vor:

Das beredte Schweigen der Lämmer[t] & Co

Die Winkelzüge in der Vergangenheitsbewältigung einer nationalen Wissenschaft

[Vorerst ein Plan mit der Anfrage: Wer macht mit? Erstfassung 2005, letzte Änderung Sep 2012]

Stichworte für einzelne Kapitel:

1. Brinkmann
2. Leonhardt

3. Wulf
4. Strothmann
5. Tübinger Vorlesungsreihe (Ziegler)
6. Germanistentag 66
7. Haug (hilfloser Antifaschismus)
8. Das Ende der NS-Sprache
9. >Muttersprache<
10. Römer
11. Marbach
12. „Sprachwissenschaft und Politik“ (Weisgerber, Beltz Verlag)
13. GfdS 1984
14. Schwerte-Schneider
15. Demianenko
16. IGL
17. Michel

Das >Schweigen der Lämmer< war eine oscargekrönte Verfilmung des gleichnamigen Romans von Thomas Harris über den Psychiater und Serienmörder Hannibal Lecter. Hier geht es um eine Sonderform des Beschweigens, der Vergangenheitsbewältigung der Germanistik nach dem 2. Weltkrieg, die zentral mit dem Namen eines der einflussreichen Germanisten Eberhard Lämmert assoziiert wird.

Die Germanistik steht in dem Ruf, zu den ersten Universitätsfächern zu gehören, die sich mit ihrer Vergangenheit im 3. Reich auseinandersetzten. Hier soll überprüft werden, was an diesem Ondit dran ist, v.a. wie das geschah. Man muss da nicht die einfachen Wege einschlagen.

Zu den einzelnen Punkten kurz Folgendes:

1. Brinkmann, Verfasser des Buches >Berufung des Nationalsozialismus<, im 2. Weltkrieg in Istanbul und Ankara mit NS-Sonderauftrag tätig, zentral Mediävist, nach 45

führend im Germanistenverband aktiv. Sein Votum zur 1. Nachkriegstagung: Das 3. Reich läge noch zu nah, als dass man sich damit auseinandersetzen sollte.

2. Leonhardt, Journalist, publiziert in der >Zeit< 1957 einen Artikel: >Der Sündenfall der Germanistik<. Auch Kapitel in seinem gleichnamigen Buch. Eigentlich harmlos, hat aber Riesenaufregung zur Folge. Ich selbst erinnere mich an die Tiraden meines (relativ unbelasteten) Lehrers Ulrich Pretzel, der eine ganze Vorlesungsstunde lang über diesen Artikel herzog.

3. Wulf, ebenfalls Journalist, Verfasser mehrerer Dokumentenbände mit quellenmäßig leider nicht ausgewiesenen Archivalien zur Geschichte v.a. der Literaturwissenschaft. Ab 1958. Ich fand später ca. 90% davon in den Archiven. Habe ihm nie einen Fehler nachweisen können. Das >Institut für Zeitgeschichte< München kritisierte die Bände trotzdem in einem Gutachten vernichtend. Wulf nimmt sich später das Leben.

4. Strothmann: Seine Dissertation hat zuverlässige Faktenbasis, leider mit marxistischen Analysen eingesalbt. Wird später bei Leonhardt in der >Zeit< Redakteur. Habe seine Artikel dort leider nicht registriert. Weiß auch nicht, ob sich das lohnt.

5. Die Tübinger Profs, die 1964 eine Vorlesungsreihe zum Thema durchführten, deren Beiträge sie später publizierten, waren die ersten, die überhaupt so etwas machten. Darunter zentral auch Germanisten, auch belastete wie Ziegler. Auslöser waren Enthüllungen in der Tübinger Studenten-Zeitschrift >Notizen< über einige Wissenschaftler im 3. Reich. Nicht erwähnt werden die 1-4 genannten, auch in den >Notizen<.

6. Auf dem Germanistentag 1966 stand das Thema Vergangenheitsbewältigung im Mittelpunkt. Die Beiträge erschienen später in dem Sammelband von Lämmert etc. Auch hier geht niemand auf 1. -5. ein. Der Beiträger Peter von Polenz hat mir später geschrieben, dass alle Beiträger erst einen Monat vor der Tagung vom Vorstand des Germanistenverbandes beauftragt wurden, darüber zu referieren, Polenz z.B. über die germanistische Sprachwissenschaft. Er habe sich dann die Zeitschrift >Muttersprache< vorgeknöpft und Beispiele daraus analysiert. Sie wurden später zigmal (angeblich typisch für die damalige Germanistik) wiedergegeben (sogar von Bernsmeier, auch von Ahlvers-Liebel). Es wurde nicht einmal darauf hingewiesen, dass die >Muttersprache< das Organ eines nichtwissenschaftlichen Vereins war, bei dem allerdings zig Germanisten mitwirkten. Nicht einmal auf Weisgerbers zentrale Rolle wies Polenz, der eigentlich ein früher Kritiker dieses Linguistenpapstes war, angemessen hin.

Polenz hat das dann später massiv revidiert, zuletzt in seiner vierbändigen Sprachgeschichte (referiert dort auch meine Arbeiten, leider aus dem Kopf und daher nicht fehlerlos). Trotzdem gilt die Aufarbeitung der Germanisten auf der 66er Tagung nach wie vor als vorbildlich, gerade auch in Fächern, die selbst über die 80er Jahre hinaus die Bewältigung der Vergangenheit ihres Fachs wie der Teifi den Vaihi schmähten. Manchen Fächern habe erst ich in den Hintern treten müssen.

7. Haug, Berliner Philosoph, Herausgeber der Zeitschrift >Argument< hatte mit dem Buch >hilfloser Antifaschismus< eine riesige Resonanz bei den 68ern. Thematisiert zentral auch die Vergangenheitsbewältigung der Germanisten.

8. >Das Ende der NS-Sprache< war der Titel eines Artikels von Gerhard Voigt (Diskussion Deutsch 1974), der mit dem Mythos aufräumte, Nationalsozialisten seien an ihrer Sprache zu erkennen. Das wandte sich gegen die Wörterbücher von Sternberger/Storz, Schmitz-Berning, Brackmann/Birkenhauer und Co. und deren Stigmatisierung einzelner Wörter mit dem Ziel, diese (ganz wie die Sprachpfleger!) aus der Alltagssprache zu verdrängen. Da Wörterbücher leicht ein lexikalistisches Missverständnis von Sprache unterstellt werden kann, wenn sie keine Beispiele nennen, lag die Kritik für Vertreter der Gebrauchstheorie der Sprache nahe. Gerecht finde ich das nicht, weil diese Wörterbücher auch ohne Beispiele manches erklären. Schmitz-Berning hat dieser Kritik übrigens in der Neuauflage (unausgesprochen) entsprochen. Merkwürdigerweise erwähnt sie da die Erstauflage ihres Buches mit keinem Wort. Mit dem >Ende der NS-Sprache< kam auch ein vorläufiges Ende der Vergangenheitsbewältigung (bis Ende der 70er Jahre), wenn man von Referaten früherer Aktivitäten absieht. Soviel ich weiß, war das auch bis zum Schwerte-Schneider-Skandal nie wieder zentrales Thema von Tagungen des Germanistenverbandes.

9. Die >Muttersprache< enthält nach 45 einige Artikel zum Thema, die aber anfangs vieles beschönigen, z.B. Schmidt-Rohr als Widerstandskämpfer behandeln. Die Nachfolgeorganisation des Sprachvereins, die >Gesellschaft für deutsche Sprache<, die die >Muttersprache< herausgab, erlebte nach dem Tode fast des gesamten Vorstands (durch den Unfall eines Autos, in dem sie zu einer GfdS-Tagung fuhren) einen ziemlichen Umbruch. Die >Muttersprache< wurde deutlich sachlicher. Man hat den Eindruck, in einer Art Nachholbedarf wimmelt die Zeitschrift plötzlich von Fremdwörtern. Schließlich übernimmt Siegfried Jäger (nicht zu verwechseln mit Ludwig Jäger) die Schriftleitung. Moderne linguistische Richtungen wie die generative Linguistik

ziehen in sie ein. Sie erringt die Position einer führenden Zeitschrift in der germanistischen Linguistik. Als Jäger einen Artikel abdruckt, der den Zeitschriften-Titel >Muttersprache< als nicht zeitgemäß problematisiert, macht Weisgerber seinen ganzen Einfluß geltend und Jäger wird gefeuert. (Ich habe ca. 1000 Seiten nicht veröffentlichtes Material über diesen Vorgang). Danach dümpeln Gesellschaft und Zeitschrift so vor sich hin. Hartmann und Jäger gründeten die >Linguistischen Berichte<. Beide waren Schüler von Weisgerber, hatten sich aber zeitweise schon Jahre zuvor von ihm emanzipiert.

10. Zu dieser Gruppe zu rechnen ist auch die kürzlich verstorbene Ruth Römer, die ursprünglich Sekretärin von Ernst Bloch in Leipzig war, dann als erste der Blochianer noch vor 61 in den Westen machte, ein Studium begann und ausgerechnet bei Weisgerber landete, dann aber merkte, dass sie da vom Stasi-Regen (den sie später entlarven half) in die Bonner Traufe geriet (ohne zu wissen, dass Weisgerber SD-Agent war). Ich gehe davon aus, dass Weisgerber auch BND-Agent war. (Solange sich aber Pullach weigert, ihre Akten von kritischen Forschern einsehen zu lassen, bleibt das leider Spekulation). Sie lebte zuletzt in Gütersloh. Ich hatte einen regen Briefwechsel mit ihr, der aber durch meine Schuld später erlahmte. Sie hätte über das Thema vieles sagen können. Mich hielt sie für einen marxistischen Schwärmer, wohl weil ich meinen Respekt gegenüber ihrem Exchef Bloch nicht verhehlte, von dem sie sich gründlich emanzipiert hatte. Ihr Buch zur Vorgeschichte des Sprachfaschismus im 3. Reich ist ihr ein wenig zur Exzerptensammlung geraten. (Meine Kritik hat sie durchaus akzeptiert).

11. Die Schillergesellschaft in Marbach öffnete zu Beginn der 70er Jahre ihr Archiv. Anfangs konnte man da, z.B. zu Frings, nur Glückwunsch- und Kondolenzkarten einsehen. Inzwischen bieten sie da sehr viel. Leider verschwendeten sie Millionen für einen Prachtneubau mit an die 1000 Vitrinen. Da kann man von außen im Abstand von ca. ½ Meter einige Schriftstücke einsehen, aber nur im Grenzfall lesen. Für die Forschung ist der Bau jedenfalls rundum überflüssig. Die Findmittel sind auch im Internet wie bei der Kussmaul sehr lückenhaft. Wenn man an Ort und Stelle die nicht in den Vitrinen ausgestellten Archivalien einsehen will, ist das für den Benutzer zumindest extrem zeitraubend, weil sie nur einzeln bestellt, ausgegeben, benutzt, dann wieder zurückgegeben werden, bevor man das nächste Schriftstück bestellen kann etc. Im Bundesarchiv in Koblenz, wo man die Archivalien noch im Original einsehen konnte, habe ich

mit bis zu 5 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen im Schnitt in einer Woche mehr als 100 Akten mit durchschnittlich 250 Blättern geschafft. Forschungsbehinderung kann auch da vorliegen, wo offiziell kein Inspektionsverbot existiert. In den 80er Jahren bildete sich in Marbach eine AG zur Aufarbeitung des 3. Reichs, die dann auch bald >Mitteilungen< herausbrachte mit vielen beachtenswerten Beiträgen, sozusagen Vorarbeiten zum IGL.

12. 1979 gab ich den Sammelband >Sprachwissenschaft und Politik< heraus, der dann vom Verlag in >Sprachwissenschaft und politisches Engagement< umbenannt wurde. „Engagement“ war damals ein Modewort. Der Band enthielt auch die Denkschriften Schmidt-Rohrs, die mir Siegfried Jäger noch vor seiner Entlassung aus der >Muttersprache< zugespielt hatte. Nach Wulfs und Strothmanns Mitteilungen aus den Archiven war das die erste Publikation unveröffentlichter Texte zur Germanistik im 3. Reich. Damit war eigentlich auch die in den 60er Jahren beendete Aufarbeitung wieder neu eröffnet. Weisgerber schrieb mir wütende Briefe an der Grenze der Demenz. Eine öffentliche Reaktion hielt sich in Grenzen; erst viele Jahre später hörte ich, dass das bei manchen doch einschlug wie eine Bombe.

13. 1984 gründete die 1979 entstandene >Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft< (nicht zu verwechseln mit der >Gesellschaft für deutsche Sprache<) auf ihrer Osnabrücker Tagung eine AG zur Aufarbeitung der Linguistik im 3. Reich. Ich kann es nicht nachweisen, vermute aber, dass es Politiker waren, die der DGfS das Thema nahelegten. Utz Maas hatte (unabhängig?) das Thema entdeckt. Auch ich saß bei der Vorstellung mit auf dem Podium. Es zeigte sich aber bald, dass außer mir keiner mehr als einen blassen Schimmer Ahnung hatte. Faktisch hätte ich die ganze Arbeit machen müssen und das ohne jede finanzielle Unterstützung und es war zu gewärtigen, dass sich zB Maas einfach drauf setzt. Das hatten mir seine eigenen Mitarbeiter schon vorher signalisiert. Da Maas dieses Verfahren danach nicht nur praktizierte, sondern auch raffinierte, entstand mein Artikel >Wider die Utzmaasereien< (*Zeitschrift für germanistische Linguistik* 18,, 1, 1990, 81-94). Das Thema >Sprachpolitik< wurde bald danach auf den Tagungen der DGfS in eine Arbeitsgemeinschaft des Satellitenprogramms abgedrängt, geriet da zunehmend unter die Fittiche der Bundeswehrhochschulen, verlor das Subthema >Vergangenheitsbewältigung< schnell total aus den Augen und vegetierte dann nur noch so vor sich hin. Man kann ein Thema beschweigen, auch beredt beschweigen und so nach und nach einschläfern.

14. Dann kam 1995 der Fall Schwerte-Schneider, der seitdem die Aufarbeitung wieder in Gang brachte, auch Tagungen beschäftigte. Ich war der einzige, der bis dahin Archivalien zu Schneider eingesehen und das Wichtigste kopiert hatte, überdies (vergeblich) nach der Vergangenheit eines Hans Schwerte suchte, der immerhin mit dem Leiter der Kulturabteilung des SD, Wilhelm Spengler, Anfang der 50er Jahre im rechtslastigen Stalling Verlag Bücher zum Europagedanken herausgab (u.a. mit Artikeln von Juden wie Lise Meitner). In Aachen, wo Schwerte Rektor war, wusste man schon in den 80er Jahren inoffiziell von der Identität Schwertes mit Schneider. Das hatten jedenfalls Kollegen Ludwig Jägers mir später zugetragen. Offiziell und medienwirksam wurde das von holländischen Journalisten aufgedeckt. Also tauchten bei mir die Medien auf. Die waren aber wohl von Ludwig Jäger infiziert. Von den 4 Stunden Interview des WDR wurden nachher nur 4 Minuten gesendet. Die zentralen Aussagen fielen einfach unter den Tisch. Das Buch, das ich mit Joachim Lerchenmueller geschrieben hatte (>Maskenwechsel<), war 1996 praktisch fertig. Wir nahmen mit zig Verlagen Verbindung auf, die größtenteils unannehmbare Bedingungen stellten. Dann entschieden wir uns, das im GIFT-Verlag selbst herauszubringen. Etliche Pannen, meistens nicht durch uns induziert, verzögerten die Veröffentlichung. Erst 1999 erschien das Werk endlich, als inzwischen ganz andere Themen aktuell waren. Die Bücher von Leggewie, Ludwig Jäger und anderen waren mittlerweile erschienen. Diesen fehlte durchweg die Erfahrung im Umgang mit Archivalien. Leggewie ließ sich von Schwerte einwickeln. Jäger, ein Schüler Gadamers mit der Neigung zu leichten Sprüngen von den Daten zur Deutung, machte Schwerte von einem mittelprächtigen Nazi zum Mitwirkenden an Raschers Menschenversuchen. Differenzierte Analysen sind ohnehin zwischen Lobhudeleien und radikalen Verdammungen nicht gefragt. So wurde der >Maskenwechsel< ein Flop. Das hindert mich immer noch nicht daran, es für das beste Buch zum Thema >Wissenschaft im 3. Reich< zu halten. Zu dieser Art von Eitelkeit habe ich immer gestanden.

15. Demianenko, angeblich Germanist in Moskau, nannte sich derjenige, der wahrscheinlich unsere Festplatte löschte, damals noch ohne Sicherheitsspeicherungen, also hoffnungsloser Totalschaden, den allerdings die Kripo einigermaßen in Grenzen hielt, s. dazu http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/verwilderung.pdf

16. Zur Geschichte des >Internationalen Germanistenlexikons< s. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/JahrbuchIGL.pdf

Ich wollte eigentlich noch eine weitaus detailliertere Kritik, auch zu einzelnen Artikeln, nachschieben, mit Ausführungen über Hunderte von Germanisten, die man mehr oder weniger unbedingt hätte aufnehmen müssen, die ich den Herausgebern größtenteils empfahl, die aber nicht berücksichtigt wurden.

17. Volker Michel hieß der redaktionelle Mitarbeiter des IGL, der im Vorfeld eine Kritik an der GIFT publizierte, und dort offenbar Opfer wurde von Fehl-Informationen, die einer unserer Mitarbeiter am >vorfeld des massenmords< ihm auf Umwegen steckte, der kurz nach der gleichnamigen Ausstellung aus guten Gründen gefeuert wurde.

„Beredtes Schweigen“, das ist eigentlich eine Beschönigung. „Verlogenes Schweigen“ träfe den Sachverhalt eher, unterstellt aber zu sehr Bewusstheit. Die Geschichte der Vergangenheitsbewältigung der Germanistik – in und außerhalb des Fachs als vorbildlich dargestellt – erweist sich bei näherem Hinsehen jedenfalls als eine Mischung aus wortreichem Beschweigen und raffinierter Fachpolitik (v.a. dem wissenschaftlichen Abdrängen berechtigter Kritik in wenig öffentlichkeitswirksame Verlage und deren Organe – meist als eine Art bad bank behandelt –). Die Medien können sich eigentlich nichts davon versprechen, Internet-Publikationen nicht zur Kenntnis nehmen. Die Konzerne, die wie Google das Internet beherrschen, können sich ebenfalls nur wenig davon versprechen, sich den Wünschen der Buchverlage zu unterwerfen. Also dürfte sich in naher Zukunft an diesen Verhältnissen auch wenig ändern.

(zu den pay pubbles im Internet s. http://www.gerd-simon.de/Pay%20Pubbles6.pdf bzw. http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/pay_pubbles.pdf)

Zum Begriff >antithetische Abhängigkeit<, den ich (weitaus weniger nachvollziehbar) gewöhnlich am Beispiel >Theismus – Atheismus< erläutere, liefert mir meine Friede aus ihrer Rottenburger Heimat ein trotz seiner Svebizität hoffentlich verständlicheres Beispiel:

Andersrom

Sebastian Blau aus dem Gedicht "Raoteburger Sonntig":

(Es geht um das Glockengeläut am Sonntag Morgen. Die hier wiedergegebene letzte Strophe bezieht sich, im Gegensatz zu den Geläuten der vorherigen katholischen Kirchen, auf das Geläut der Evangelischen Kirche.)

Ganz zletzte' rüaft mit Bimbambom

noh s ander Evangeliom;

uf dia Weis haört dr liabe Gott,

daß ao noh ebbes >Höanlen<* hot,

mo grad so fromm send, grad so fromm -

nao' andersrom.

*Höanlen *‚Hörnlein' = Spitzname für die Evangelischen, nach den drei Hirschstangen im Wappen des protestantischen Alt-Württemberg.- mo = honoratiorenschwäbisch: die wo = hochdt: die*
Aus: Sebastian Blau. Die Gedichte. Hrsgg. von Eckart Frahm und Rolf Schorp. Tübingen 2010, S. 241.

P.S. *Man macht mich darauf aufmerksam, dass hochdt: andersrum auch im Sinne von homosexuell gebraucht wird. Irgendwie halte ich das zumindest für ein schiefes Bild. Aber meinetwegen .Dann passt das immer noch als Sinnbild für ‚antithetische Abhängigkeit'. Allerdings wäre die Kritikerposition als bisexuell eindeutig falsch beschrieben.*

Der häufige Gebrauch des Wortes ‚Grenze' in diesen Texten verrät bereits, dass sich hinter diesem Begriff so etwas wie Störung verbirgt. Meine zahlreichen Versuche, dieses Phänomen nicht nur in meiner Biografie, sondern auch in der Menschheitsgeschichte aufzuarbeiten, führten unter anderem zu der folgenden Kurzgeschichte. Ein Freund nannte sie Langgeschichte. Ich weiß nicht mehr, wer den Gattungsnamen Kurzgeschichte bzw short story erfand, bin außerdem der Meinung, dass man das Korsett solcher Begriffe hätte längst durchbrechen sollen, und nicht nur wegen der Grenzen zwischen ihnen. Immerhin habe ich jetzt die menschheitsgeschichtlichen Passagen weitgehend gestrichen. Es ging in ihnen ohnehin nur um den Nachweis, dass Grenzen wie die Götter erst unsere heutige Bedeutung erhielten vor

über 10.000 Jahren, als unsere Vorfahren ihren gelegentlichen Aufenthalt in Höhlen aufgaben und damit begannen, meistens aus Holz Häuser zu bauen, also sesshaft wurden, um Tiere und Fremde den Zutritt bzw. die Nähe zu ihren Domizilen zu erschweren oder zu verwehren, zuletzt indem sie Zäune oder Mauern errichteten, wo es nicht zwischen Gipfeln z.B. in der Form von Flüssen auch natürliche Grenzen gab.

Die Geburt auf der Grenze und ihre Folgen

Ich bestätige hiermit zum soundsovielten Mal, dass ich auf einer Grenze geboren bin, sogar einer Ländergrenze, und zwar der zwischen Holstein und Hamburg. Eine Grenze, die Hitler dann wenige Monate nach meiner Geburt, natürlich um mir das von ihm selbst mehrfach beklagte Schicksal von Grenzgeburten zu ersparen, zu nivellieren versuchte. Vorerst begnügte er sich mit der Vereinnahmung des ehemals dänischen Altona. Der Rest Holsteins war zumindest geplant. Ergebnis: Groß-Hamburg. Genauer: hier probierte HITLER schon einmal aus, was passiert, wenn man in fremde Länder einfällt, was er ja ein Jahr später in Österreich umsetzte. Auch hier der Trick: Erst einmal auswandern von Österreich in das fremde Land Deutschland. Dann dieses fremde Land animieren, seine Heimat zu annektieren. Kleine Anmerkung für Historiker: HITLER hat die anfangs widerborstigen Hamburger auch von ALTONA aus erobert. HITLER mag das ja gut gemeint haben mit mir. Aber ich bin ihm für das, und erst recht für das, was folgte, alles andere als dankbar. Auf einen Nenner gebracht: Bei mir blühte alsbald eine ausgesprochene Grenzphobie.

Ich erspare dem Leser die fast täglichen Auswirkungen meiner Grenzphobie auf mich und meine Umwelt. Nur ein Erlebnis aus meiner Tübinger Zeit. Dazu muss der Leser wissen: Mit-

ten in Tübingen gibt es einen Stein, nein: Kein Grenzstein, sondern im Gegenteil: Der Aufschrift ist jedenfalls zu entnehmen, dass genau hier der Mittelpunkt unseres Landes zu finden sei, bescheidener formuliert: des Landes Baden-Württemberg. Gemeint ist aber sicher: der Mittelpunkt der Welt. Da muss ich hin, sagte ich mir in Hamburg in der Hoffnung, an diesem Mittelpunkt von meiner Grenzphobie nicht weiter verfolgt, eventuell sogar geheilt zu werden.

Ich hätte stutzig werden sollen, als mich mein Bruder, ein Psychiater, der mir gegenüber seine unheilbare Neidhammelei immer als Bruderliebe ausgab, über allem Klee lobte wegen meiner Pläne, mich nach Tübingen zu verändern. Denn es kam natürlich anders, als ich im Mantel meiner Hoffnungen aufblitzen sah.

Es hatte zunächst überhaupt nichts mit Hamburg zu tun, dieser angeblichen Großstadt, die einen immer wieder darüber hinwegtäuscht, dass sie von Grenzen zerpfurcht ist, und nicht nur von Pöseldorf bis Mottenburg oder Övelgönne, die es damals gar nicht gab, jedenfalls wenn man sie in den Stadtplänen suchte, in der Einbildung der Hamburger aber leibhaftig greifbar waren, obwohl oder auch weil die Grenzen noch vor 50 Jahren gar nicht mit Bezirksgrenzen zusammenfielen. Um mich zu trösten, behaupteten vor allem Pöseldorfer, dass diese Grenzen in der Alster ertrunken seien. Nein, es geschah unweit des Tübinger Rathauses in der Wienergasse auf dem 1.Stock eines verwinkelten Fachwerkhauses, den Blicken sogar der meisten Bewohner dieser Stadt verborgen, im >Club der 100<.

Wie viele Clubs in England war der >Club der 100< kein offizielles Lokal, obwohl man da auch manches trinken konnte, aber auch kein Etablissement, auch keines für Erotik oder Sexuelles. Die Gründerin und Geschäftsführerin war eine Freundin Franziskas. Der Club lebte einzig und allein von der Musik. Seltene Musik aus aller Welt, sehr geschmackvoll ausge-

wählt, war die Geheimattraktion Tübingens, als wenn sich die Welt in diesem ihren Mittelpunkt musikalisch exibitioniert hätte. Man saß auf Kissen am Boden, genoss die Musik und unterhielt sich mehr gelegentlich auch mit dem Sitznachbarn.

Tut mir leid: Aber das versteht man jetzt besser, wenn ich diese Anekdote eine weitere einflechte. Ich hatte schon in Hamburg, genauer bei meinem Freund Heiko in Altona-Hohenesch, genannt Mottenburg, (wo auch ich zeitweise wohnte) Haschisch geraucht. >Gras< nannten wir das schon damals. Die Fischfabriken auf dem Hof hinter unserem Domizil waren schon in den 50er Jahren pleite gegangen, dank ADENAUERs Politik gegen die deutsche Fischindustrie. An ihrer Stelle waren Wohnhäuser entstanden. Rund um den Hof bildete sich Ende der 60er Jahre eine regelrechte Künstlerkolonie, Maler, Filmemacher, auch eine Amerikanerin und eben ich als Wissenschaftler.

Haschisch war damals noch nicht verboten, hatte aber ein >Gschmäckle<, wie man das in Schwaben nennt. Wer in einem normalen Laden eine Wasserpfeife kaufte, musste als drogensüchtig eingeschätzt werden. Das unter mir wohnende Pärchen hatte wie die meisten Künstler Geldprobleme. Sie fuhren einen klapprigen Kombi, hörten, dass man so etwas in Istanbul günstig verkaufen könne, wurden da aber ausgelacht und erhielten dann nach einer Weile den (wie man versicherte) ernsten Rat, das doch einmal im Libanon zu versuchen, das damals noch nicht in die Nahostkriege verwickelt war. In Libanon lernte das Pärchen einen Bauern kennen, der ganz legal vom Verkauf von Haschisch lebte, aber wusste, dass es schwer war, das durch die Grenzkontrollen zu schmuggeln. Er würde einen anderen Weg wählen. Wenn ich das richtig in Erinnerung habe, erhandelte sich der Bauer das klapprige Gefährt und ver-

schaffte dem Pärchen ein neues Gefährt für die Rückfahrt, gab aber das Versprechen, eines Tages das Gras nachzuliefern.

>Sind die blöd?<, sagte ich noch zu Heiko mit einem Blick auf den neuen Wagen, der mir kaum vertrauenswürdiger aussah als der alte. Wir witzelten über das orientalische Händlermärchen, das uns das Künstlerehepaar aufgetischt zu haben schien, und hatten es schon bald vergessen.

Eines Tages bekam das Pärchen dann doch einen Brief ohne irgendein Schreiben, nur ein winziger Schlüssel, der beinahe wie das Kuvert auf dem Müll gelandet wäre, und wenig später auch noch ein Postpaket aus dem Libanon. Auf die Gier, das Paket schnell zu öffnen, folgte die Enttäuschung: >Ein Stopfkuchen<, wie man in Mottenburg anspielungsreich die Topfkuchen nennt, vermutlich in bewusster Irreführung durch Wilhelm RAABEs Meisterwerk.

Na ja, verkommt ja, wenn man ihn nicht bald isst.

>Wollt ihr den totalen Stopfkuchen?<

Es war natürlich die Frau, die zum Küchenmesser griff und, als sich der Kuchen schnell als zu trocken erwies und größerer Druck erforderlich war, Messer und Kuchen in mehrere Teile zersplittern ließ. Dann versuchte es natürlich der Mann:

>Lass mich mal<

Er habe schließlich Archäologie studiert (wenn auch nur 1 Semester). Und siehe da: ein wunderschön geschnitztes Schmuckkästchen kam in dem Stopfkuchen zum Vorschein, ein typisch orientalisches Kunstwerk.

>Der Schlüssel! Wo haben wir den nur?<

Wir hatten gelernt: Guter Haschisch, der uns früher als >Afghane< verkauft wurde, sei dunkelbraun. Dieser in diesem Schmuckkästchen war aber hellbraun. Wir beruhigten uns schnell. Schließlich stammte dieses Gras direkt vom Hersteller.

Wir wussten: Den größten Genuss bietet so etwas, wenn der Rauch durch das Wasser in einer Wasserpfeife gekühlt wurde.

>Wer kauft die Wasserpfeife<.

Plötzlich richteten sich alle Blicke auf mich. Als Wissenschaftler wäre ich am meisten unverdächtig. Ich könnte auch am leichtesten den Kauf begründen, z.B. zu Forschungszwecken.

Der Verkäufer war ein alter Herr, wie alle älteren Menschen, schrecklich neugierig. Er frug nicht einfach nach meinem Beruf usw.

>Wozu?< war gleich die erste Frage.

Auch für Sprachwissenschaftler ist es gar nicht so einfach, eine Verbindung von seinem Beruf zu so etwas Fremdem wie einer Wasserpfeife herzustellen. Ich war also zu etwas gezwungen, was ich pro me (also allein für meine Person) stets ausschloss, nachdem mich als Fünfjähriger meine Mutter bei einer Lüge erwischt hatte, aber auch für andere nur ungern. Und hier geschah mein Kauf ja auch für mich. Trotzdem log ich: Ich sei Dialektologe, ein Unterfach der Sprachwissenschaft, das die fremdwortfeindlichen Sprachpfleger noch heute mit Mundartkunde übersetzen. Ich würde eine Recherche vorbereiten. Die Wasserpfeife hätte es früher schon im 15.Jahrhundert in Deutschland gegeben. Ich promoviere gerade über ein deutsches Türkenspiel von 1456 (das entsprach wieder der Wahrheit) und wolle nun wissen, wie so ein Gerät überhaupt funktioniere und ob es heute noch Spurenkenntnisse davon im

deutschen Volk gebe. In der Sprache würden sich manche Begriffe noch jahrhundertelang erhalten. In der Marburger Zentrale der Dialektologie hätte man leider versäumt, den Begriff >Wasserpfeife< in ihre Forschung einzubeziehen.

Gute Lügen zeichnen sich dadurch aus, dass sie bis zu Neunzehntel nachweislich der Wahrheit entsprechen oder nur haarscharf daneben liegen. Und der Rest musste schwer nachzuprüfen sein. Aber Lügen brauchen auch einen Deckel. Meine Frage zum Abschied:

>Haben Sie nicht irgendwo etwas Haschisch?< Einfacher Haschisch rieche verbrannt so entsetzlich.

Heiko, der mich seit Jahren kannte, wenn auch vermutlich nur als treugläubigen Naivling:

>Ich glaube, ich muss dir in Zukunft mehr auf die Finger schauen. Arbeitest du etwa für den BND?<

Wir trafen uns, ca. ein Dutzend Personen meistens Anrainer, auf dem Hof. Ein herrlicher Sommerabend. Die Filmemacher hatten gerade einen Film fertiggestellt. Diesen verfolgten wir an der weißen Wand, die den Hof an der Stirnseite abschloss. Dazu jede Menge Wein und Bier. Und alle genossen dazu das Gras aus der Wasserpfeife. Im Radio lief gerade eine Parodie auf die Beatles

>All you need is motherly love<.

Einige hatten regelrechte Halluzinationen. Eine eher unscheinbare Nachbarin (Heiko: "heruntergekommener Adel") schrie auf:

>Ich ertrinke in meiner Schuld<

Ich nahm sie in meine Arme und suchte sie zu trösten. Selber spürte ich durch das Gras keine Spur von Veränderung. Auch heute noch bin ich, der ich seitdem nie wieder Haschisch rauchte, überzeugt, dass solche Drogen bei mir nicht anschlagen. Aber ich weiß auch seitdem, dass das Haschisch, das hier oder in Holland zum Kauf angeboten wird, gemixt bzw. verlängert wird z.B. mit Schuhcreme oder, wenn es schlimm kommt, mit härteren Drogen wie Chrystal Met, was man damals noch Pervitin nannte.

Verdammt. Ich komme einfach von Hamburg nicht los. Wie ich dann überhaupt auf Hamburg gekommen bin. Ach so: Haschisch.

Im Tübinger >Club der 100< fixierten mich zwei junge Burschen, die ich vorher nie sah. Als ich vom Klo zurückkam, sprachen diese mich auf dem Flur an:

>Hast du was?<

Ich wusste sofort, was sie meinten.

>Nein, aber wenn ihr was habt, lasst es mich wissen.<

Hätte ich natürlich nicht sagen dürfen, wie sich später herausstellte.

Auch das erste Erlebnis, das ich später mit diesem Gespräch verband, verlief eher harmlos. Freunde hatten mich überredet, Straßburg zu besuchen. Auf der Rheinbrücke, die Frankreich mit Deutschland verbindet, bekam ich einen Schreck: eine Grenze! Und schon fischte der Zoll unter den vielen Autos, die die Brücke passierten, ausgerechnet unseres heraus, ließ sich die Ausweise zeigen und nötigte mich aus dem Auto heraus. Die Zollbeamten verschwanden in ihrer Hütte. Zeitweise wurde es darin laut, ohne dass ich verstand, was los war. Eine geschlagene Stunde. Meine Freunde entstiegen dem Auto, wollten mehr wissen.

>Bist du in ein Verbrechen verwickelt?<

>Nicht, dass ich wüsste.<

>Denk mal nach. Auch wenn es nur etwas Klitzekleines ist.<

Auf der Rückfahrt, als wir schon wieder auf deutschem Boden waren, gestand ich den Freunden kleinlaut:

>Ich habe eine Grenzphobie. Ich hätte gar nicht mitfahren dürfen.<

>Was ist denn das: "Grenzphobie". Habe ich ja noch nie gehört.<

>Weiß ich auch nicht. Aber mein Bruder ist Psychiater und der ließ das Wort mal fallen, übrigens ohne dass er von mir irgendetwas in dieser Richtung erfuhr. Er weiß also gar nicht, dass ich daran leide. Ich habe meine Störungen immer autodiagnostisch und autotherapeutisch behandelt.<

Jahre später kam die Auflösung: Abends, schon ziemlich spät, rief mich in Tübingen Wolfgang, ein Freund aus Hamburger Zeiten, an. Ich wusste, dass er beim Zoll gelandet war. Er sei gerade auf dem Weg zur Zollschule in Hechingen und momentan in Tübingen, habe aber den letzten Anschluss nach Hechingen verpasst. Ob ich nicht...Natürlich. Wir tauschten uns die ganze Nacht das Neueste aus unserem Leben aus. Dann kam er von sich drauf: Er wäre zufällig beim Studium von Akten auf meinen Namen gestoßen.

Ohne dass Wolfgang die Informanten preisgab, schloss ich zweifelsfrei, Auslöser meiner Grenzprobleme war offenbar das Flurgespräch im Tübinger >Club der 100<. Der Club hätte schon länger unter Beobachtung gestanden. Von einem Dealer wusste ich nichts.

>Habe ich meinen Kollegen ja gleich gesagt, dass sie sich bei dir in einer Sackgasse festgefahren hatten.<

Wir lachten viel und ehe wir uns versahen, krähte der Hahn meines Nachbars. Eigentlich sollte mein Freund bei mir übernachten. Aber er zog es vor, gleich den ersten Zug nach Hechingen zu nehmen. Zum Abschied rief er mir noch zu:

>Natürlich wirst du aus der Verdächtigenliste gestrichen.<

Denkste. Es kam jedenfalls schlimmer. Nicht ganz so schlimm, wie die Kopie von Paul Klees Gemälde >Von der Liste gestrichen< andeutete, die ich ahnungsvoll in meinem Dienstzimmer aufgehängt hatte.



Paul Klee: Von der Liste gestrichen, 1933

Ihr müsst mich unterbrechen, wenn euch das zu lang wird. Es wird aber auch nicht eine Anekdote vom Typ >Nochn Gedicht<. Der von mir verehrte Heinz EHRARDT konnte Gedichte in einem Satz sagen. Ich gehöre leider zu denen, die aus einer Mücke einen Roman machen.

Nach einer Umfrage einer Demoskopier-Anstalt verbinden die meisten Deutschen mit dem Wort >Grenze<, das ja schon im Mittelalter aus dem Tschechischen entlehnt wurde (graniza), nichts so sehr wie die >Mauer<, die von 1961 bis 1989 Ost- und Westdeutschland trennte. Ich

habe den Mauerbau seinerzeit hautnah erlebt. Nach der Gedenkfeier zur 50jährigen Wiederkehr des Mauerbaus habe ich das als Zeitzeuge öffentlich zu Protokoll gegeben:

Ich wurde, wenn auch aus der Froschperspektive, direkt Zeitzeuge eines noch heute den meisten Deutschen und vielen politisch Interessierten in der übrigen Welt bekannten Ereignisses.

Gorleben war damals noch kein öffentliches Thema. Vielleicht hatten einige Politiker mit Hilfe geologischer Wissenschaftler diesen Ort schon als Endlagerstätte für den Atommüll ausgemacht. Aber wir wussten davon nichts. Wir, das waren eine Handvoll Studenten aus Hamburg, zu denen ich stieß auf Einladung eines ehemaligen Klassenkameraden zu einer sonntäglichen Wanderung an der Elbe entlang mit dem Endziel einer uralten Bibliothek in Hitzacker. Vor Kriegsende hatte meine Familie einmal auf der beliebten Fahrt mit dem schlagseitigen aber durchaus noch fahrtüchtigen Raddampfer zu unseren Verwandten in Rosenweide die Haltestelle verpasst und Vaddern sagte spontan: „Dann fahren wir heute nach Hitzacker.“ In der Tat war das eine unvergesslich schöne Fahrt. Ich weiß nicht mehr, wie der Raddampfer hieß, vermutlich ein Schwesterschiff der >Kaiser Wilhelm< (s. Foto)



Diesmal fuhren wir aber mit der Eisenbahn. Bibliotheken hatten mich schon immer interessiert, Wandern sowieso, insbesondere in terras incognitas, für mich jedenfalls entlegene Ecken der Heimat. Aber zur Bibliothek kamen wir gar nicht erst.

Es war ein strahlender Spätsommertag. Bei „strahlend“ dachten wir damals noch nicht an Atom und Endlager. Eine wunderschöne Endmoränenlandschaft, bewaldet bis auf die Hügelkette am Ufer der Elbe. Dort gab es nur Büsche, zwischen denen hindurch wir nicht nur die Elbe, sondern auch die Wachtürme dahinter wahrnahmen.

„Was sollen denn die Soldaten hier“.

Einer meiner Wandergesellen hatte sie zwischen den Büschen zum Teil mit aufgepflanztem Gewehr liegend wahrgenommen. Die Gewehre waren auf die andere Uferseite der Elbe gerichtet. Wir wussten, dass die Elbe dort die Grenze zur DDR bildete. Einer von uns ließ sich zu einer Witzelei hinreißen:

„Ist denn Krieg?“

Einer der Soldaten hatte das gehört und meinte lakonisch:

„Könnte man so sagen.“

So richtig nach Witzelei klang das aber nicht.

Am anderen Elbufer war keinerlei Bewegung zu entdecken. Trotzdem trat nach eine Weile ein ranghöherer Militär mit ernster Miene an uns heran:

„Es ist besser, wenn Sie möglichst bald nach Hause gehen."

Ich hatte zuerst an ein Manöver gedacht. Das wollte uns aber der Militär nicht bestätigen. Die in unsere Glieder gefahrene Ahnung trieb uns in Eile nach Hitzacker. Dort war hektisches Leben in der Straße.

„Die Grenze wird geschlossen", erklärte uns ein Passant.

Eckhard, mein Klassenkamerad, ja, der mit dem minutiösen Gedächtnis, erinnerte sich an die Worte eines westalliierten Politikers, der vor gar nicht so langer Zeit davon gesprochen hatte:

„Wenn die Sowjets die Grenze zum Westen schließen, bedeutet das Krieg."

Als wir abends aus dem Zug stiegen, der uns nach Hamburg zurückgebracht hatte, schrien die Zeitungsverkäufer schon auf dem Bahnsteig:

„Sowjets veranlassen Bau einer Mauer quer durch Berlin."

So blieb mir der 13. August 1961 stets im Gedächtnis. Die Begegnung mit den Soldaten auf den Hügeln am Elbufer hinterließ aber bei mir die Überzeugung, dass der Westen keineswegs, wie seine Politiker noch lange danach behaupteten, von dem Mauerbau überrascht wurden. Zumindest die Soldaten in den Büschen konnten unmöglich so schnell auch nur aus den nächstgelegenen Kasernen an die Elbe gekommen sein.

Meine Hoffnung, durch das hautnahe Miterleben des Mauerbaus und dabei als Zeitzeuge mitzubekommen, wie Grenzen entstehen, vielleicht auch meine Grenzphobie zu überwinden, trog freilich auf der ganzen Linie. Ich hätte es vorausahnen können. Schon das herrliche Sommerwetter hätte mich warnen müssen. Ziemlich zu Beginn meiner 3.Reich-Forschung, aber wohl doch erst in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, jedenfalls vor der Wende 1989, drängte mich meine Ausbildung als Historiker, die damals noch Archivforschung umfasste, in das >Berlin Document Center<, ein Archiv, das die USA nach dem 2.Weltkrieg angelegt hatte. Dort versprachen Findmittel, die ich schon zuvor in München eingesehen hatte, Informationen in mehrstellig Millionen von Personalakten vorwiegend über Nationalsozialisten, aber auch über dazugehörige Themenbereiche, sogenannte Sachakten, z.B. über das Berliner >Institut für Grenz- und Auslandsstudien< bzw die zahlreichen Grenzämter, die die Nazis überall an den Reichsgrenzen errichtet hatten.

Es war aber gar nicht bzw. weitaus weniger direkt das Thema >Grenze<, das mich zu meiner Forschung brachte. Ursache war vielmehr ein Batzen Schriftstücke, die mir der spätere

Freund Sigi anonym zugespielt hatte. Sie handelten v.a. von und über einen Sprachwissenschaftler, der im 2.Weltkrieg damals herrschenden Kreisen um HITLER Tipps gab, wie man z.B. den im 2.Weltkrieg besetzten Polen allmählich die Verherrlichung ihrer Vergangenheit austreiben könne. Als Sprachwissenschaftler, der sich auch für Sprachpolitik interessierte, überraschte mich, obwohl ich keineswegs in Sachen 3.Reich naiv war, dieser Kollege mit dem simplen Vorschlag, für die Polen die nur in diesem von den Deutschen besetzten Land benutzte lateinische Schrift durch die in Russland und anderen slawischen Ländern vorherrschende kyrillische Schrift zu ersetzen. Er versprach sich von einem Verbot der lateinischen Schrift, dass die Polen alsbald nicht mehr sogar zentrale Texte aus ihrer Geschichte lesen könnten. Im Laufe der Jahrzehnte sei also damit zu rechnen, dass der bekannte polnische Nationalstolz mehr und mehr schwinden würde. Deutschlandfreundliche Texte hätten es dann leichter akzeptiert zu werden usw.

Diese Schriftstücke, Originale und Durchschläge waren mir anonym zugeschickt worden. Ich erkannte sofort: Sie waren geklaut, wahrscheinlich sogar aus einem Archiv. Da das in staatlichen Archiven nicht so leicht möglich ist, dachte ich gleich an ein Privatarchiv. Wer immer mir das zugeschickt hatte, schloss ich, wusste nicht nur, dass mir die Bedeutung dieser Schriftstücke sofort klar sein würde, sondern auch dass man mir nichts vormachen könne, dass ich es jedenfalls leicht haben würde, herauszubekommen, dass es sich hier nicht um Fälschungen handelte. Sonst hätte er mir Kopien geschickt.

Ein Historiker, der auf ein wie auch immer reizvolles Schriftstück stößt und alsbald weiß, dass das der Forschung unbekannt ist, kann das nicht sofort veröffentlichen. Er sollte zuerst

den geschichtlichen Zusammenhang herausfinden, in dem es formuliert wurde und einiges in Erfahrung bringen darüber, wer deren Verfasser war. Die ersten Informationen, die ich mir bei Kollegen, in der themenspezifischen Literatur und auch schon bei ersten Archivbesuchen holte, waren ausgesprochen dürftig. Später fasste ich mein Urteil über die 3.Reich-Forschung zusammen in dem Aphorismus über das Dreier-Komplott der Zeitzeugen, Archivare und Historiker:

Wusstenixe, Habenixe, Dawarnixe

Das hieß aber, ich musste nach Berlin in das dortige >Document Center<, die zentrale Fundgrube vor allem für Informationen über Personen, die im 3.Reich wirkten.

Trotz aller Grenzphobie hatte ich mir diesmal einfach gar keine Gedanken darüber gemacht, dass ich nach Berlin, wenn ich nicht per Flugzeug dahin kommen wollte, was erstens keine nennenswerte Zeitersparnis verhieß, zweitens den umständlichen Transport von schweren Vergleichsmaterial über weite Strecken per Hand bedeutete und drittens seinerzeit noch unglaublich teuer war, durch die DDR fahren musste, außerdem durch einen Korridor, den man nur mit Sondererlaubnis verlassen durfte.

Freimütig hatte ich in meinem Bekanntenkreis von meiner Berlin-Reise erzählt. Da war es eigentlich kein Wunder, dass sogar drei Personen mitfahren wollten, unter anderem mein Freund Lutz, der ein Forschungsinstitut in Ostberlin besuchen wollte.

Das Hitzewetter hatte offenbar mein Hirn in Richtung Gedankenlosigkeit, wenn nicht Konfusion gelockert. Ich hatte meinen Mitfahrern eingetrichtert, sie dürften auf keinen Fall die Ausweise vergessen und natürlich nichts Problematisches wie Haschisch mitnehmen. Dann

wurde mir meine Jacke zu heiß, wechselte sie aus gegen eine dünnere und leichtere und schon ging es los.

Als ich beim Anblick des westdeutschen Zolls voller Ahnung nach meinem Herzen griff, winkte der Grenzbeamte, von dessen Verdächtigenliste ich ja gestrichen war, uns mit dem freundlichsten Lächeln gen Osten durch. Ich eröffnete meinen Mitfahrern eher fluchend als voller Schuldgefühle, was mein Griff nach dem Herzen hieß:

>Ich habe meine ganzen Ausweise beim Wechseln der Jacken zuhause gelassen.<

Da unter diesen Ausweisen auch mein Fahrzeugschein war, verstummte meinen Beifahrern alsbald ihr Gespött über die seit langem sprichwörtliche Schusseligkeit von Schriftgelehrten und Schriftstellern. Prompt wurde unser Auto mit deutlichem Fingerzeig auf mich an der DDR-Grenze vor ein Gebäude geleitet, das ich als Gefängnis deutete.

>Rauskommen<, und weil nur ich herauskam: >Alle<

Der Finger, der zuvor auf mich zeigte, deutete dann wortlos auf einen Aufkleber am Heck meines Autos. Auf dem Aufkleber prangte gut lesbar die Aufschrift >Ghettoknacker<. Im Gesicht des DDR-Beamten stand ein riesiges Fragezeichen. Ich ahnte, welchen Grund dieses Fragezeichen hatte. Die DDR hatte sich ja seit 1961 mit einer Mauer umgeben, um die Flucht vieler Einwohner in den Westen zu verhindern. Der Westen sprach seitdem nicht selten von dem "Ghetto DDR".

Jetzt, als ich zusammen mit meinen Mitfahrern vor dem stand, was ich als Gefängnis ausmachte, wurde mir schlagartig klar, dass mich der DDR-Beamte nicht einfach für einen Fluchthelfer hielt, sondern für einen Angehörigen einer Gruppe von Aktivisten, die 1961 ge-

schrien hatten: >Die Mauer muss weg!< und nun vorhatten, zur Tat überzugehen, eben dieses Ghetto zu knacken.

Und natürlich wollten auch meine Mitfahrer wissen, wie ich zu diesem Aufkleber kam. Jeder, der mich kennt, bringt mich mit endlosen Schleifen in barocken Anekdoten in Verbindung. Jetzt aber begann ich zu stottern. Es überzeugte wenig, dass ich auf den Rollstuhlfahrer hinwies, der auch auf dem Aufkleber zu sehen war.

>Du kannst doch die DDR-Bewohner unmöglich als Behinderte diffamieren<,

meinte sogar einer meiner Mitfahrer. Mein Freund Lutz versuchte zu erklären:

>Gérard hat doch eine schwerstbehinderte Frau.<

>Und<, versuchte ich zu ergänzen, >ich bin Mitglied des „Clubs für Behinderte“<.

>Was aber hat das mit "Ghetto" oder "Ghettoknacker" zu tun?<

>Der „Club für Behinderte und ihre Freunde“, den wir CeBeeF abkürzen, hat detaillierte behindertenpolitische Vorstellungen, die zentral von Italien beeinflusst sind.<

begann ich zu dozieren.

>Nun komm mal zum Punkt<

Viele Mitfahrer kannten mich lange genug, um zu ahnen, dass der barocke Mensch SIMENON gerade von einer Gedankenschleife in eine andere abzudriften drohte.

>Kurz: Der CeBeeF ist gegen Behindertenheime.<

>Warum denn das?<

>Das ist nur eine sanftere Form von Euthanasie. Man grenzt damit Menschen aus dem Blickfeld der Normalos aus. Bei diesen fördert das die Behindertenfeindlichkeit und die

Behinderten beginnen sich nur noch als halbe Menschen zu sehen. Dieser Entwicklung will der CeBeeF entgegentreten.<

>Das machen wir doch auch mit den Senioren so.<

>Das ist richtig und ebenso abzulehnen. Heime sind nur für die wirklich schweren Fälle da, in denen es nicht ohne Pfleger mit einer speziellen Ausbildung geht.<

Inzwischen hatte Lutz einen der Zollbeamten seine Einladung nach Ostberlin gezeigt und erklärt, was >Ghetto< auf dem Aufkleber heißen soll. Ich bekam einen Ersatz-Ausweis. Und wir durften weiterfahren. Natürlich zwischendurch und in Berlin wie bei der Rückfahrt dasselbe Theater.

Frage: Haben die eigentlich recht, die meinen Zorn auf die Mauern Honeckers gegen seine Republikflüchtlinge oder die Mauern Orbans gegen die Syrienflüchtlinge oder auch die Mauern Trumps gegen die Mexikaner allein auf meine Grenzphobie zurückführen? Oder auch die, die meiner charakterlosen Tendenz zur Selbstironie nichts als politische Motive unterstellen? Soll ich also beklagen, dass mich die Geburt auf der Grenze ungeeignet machte für die Verfolgung und Tötung von Menschen, die man jetzt verharmlosend Grenzjagd nennt?

Ich erspare dem Hörer bzw. Leser weitere Grenzgeschichten. Wer aber noch nicht genug hat oder sie in meinem >GIFT-Schrank< überlesen hat, den verweise ich auf die zur Minikomödie dialogisch missratenen Kurzgeschichte >Der verkehrtrumme Deutsche<.

P.S. Nur noch ein kurzer Hinweis: Aus lauter Grenzphobie bin ich im letzten Jahr gar nicht aus Nehren herausgekommen. Gestern musste ich auf Einladung meiner ehemaligen Mitarbeiterin Anastasia ANTIPOVA endlich einmal wieder in das 10km nördlich liegende Tübingen. Ich hatte völlig vergessen, dass dort für Autos die Obergrenze 40km pro h gilt. Prompt holte ich mir einen Strafzettel. Und das unweit des Mittelpunktes der Welt. Jetzt verstehe ich das erst, warum mir ein bairischer Minipräsi (keine Ahnung, was meine Tippse Gülsah sich dabei gedacht hat, aus meinem Gekrakel den Namen „Sauhuber“ zu verlesen) kürzlich eine Obergrenzphobie attestierte.

Grenzen und Besitz

Grenzen sind die Kehrseite von Besitz. Besitz ist die Kehrseite von Erbe, Heirat, Bestechung, Übertölpelung (nicht selten kaschiert als Schenkung) und Gewalt. Besitzergreifung (=Okkupation) heißt meistens Krieg.

Wem das Extrembeispiel Syrien, dessen Grenzen über weiteste Entfernungen mit dem Lineal gezogen wurden, nicht die Willkür von Grenzen zeigt, dem sei ein einfaches Gedankenspiel empfohlen: Man tausche die horizontalen Grenzen gegen vertikale: Einer Gruppe von Gütergemeinschaften gehöre der Boden über 5000 Metern (gemessen am mittleren Meeresspiegel), einer anderen der zwischen 500 und 5000, einer dritten der zwischen 50 und 500, einer vierten der zwischen 5 und 50 Metern und so weiter (unter dem Meeresspiegel umgekehrt). Das ließe sich weiter untergliedern und z.B. mit Hilfe der LaPlace-Verteilung gerechter einteilen. Wäre das weniger sinnvoll, als die Grenzziehungen nicht nur in Syrien?

Es gab unter meinen Zuhörern einige jüngere, die auf meine eher launige, als Preisgabe von Geheimnissen kaschierte Seitenfloskeln vom Typ: >Über Grenzen könnte ich einen ganzen Roman schreiben< wenigstens noch eine Kurzgeschichte hören wollten. Das schloss ich kategorisch aus. Aber naja, da gibt es ja noch einige Aphorismen. Zum Beispiel:

Sage mir, was du akzeptierst von dem, was passiert, nachdem es keine Grenzen mehr gibt,
und ich sage dir, ob du ein Mensch bist

Dieser Spruch rief – von mir nicht vorhergesehen – heftigen Widerspruch aus. Und während im Hintergrund eine Ohrwurm-Musik lief – irgendwas mit Freiheit und Wolken und so (von Degenhard? Nein eher von seinem Widerpart Mey), fügte ich noch ein Poem hinzu:

Manche Menschen meinen,
grenzenlos können nur Welten
über den Wolken sein.

Nein, Nimmerleinsländer sind nichts wert,
außer mit einem gierigen Strudel
durch die Wolken ins Wirkliche.

Mauern und Zäune brechen nur
im Strudel von Freiheit, Gleichheit
und Menschlichkeit.

Ausbeutung und Verbrechen
lösen sich nur in Wolken auf
im Du und den anderen.

Natürlich geht es auch aktueller. Mit dem folgenden Gedicht handelte ich mir bei einer AfDerPegidanerin den Vorwurf des Gutmenschentums ein. Ich musste erst lernen, dass Gutmensch heute ein Schimpfwort sei.

Die Zeiten ändern sich.
Statt züchtig geflochtener Zöpfe
Oben ohne am Strand.
Statt Uniform und Dirndl
dreister Minirock.

Statt Juda verrecke
im KZ
Muslim verrecke
im Mittelmeer
oder am Stacheldrahtzaun.

Die Zeiten ändern sich.
Ein bischen.
Deutsche eigentlich nicht.
Vorbild für Europa?

P.S.:Dieses Poem schickte ich vor Tagen Bundeskanzlerin Angela Merkel. Wider Erwarten schien es Wirkung zu haben: Eine führende Politikerin (manche halten sie für die mächtigste Frau der Welt) zeigte sich menschlich: Willkommen! Das kam an: Mehr Menschlichkeit wagen. Tage später hieß es: Alles zurück! Das war nur Ätzsch. Wir bleiben deutschtümlich. Stacheldraht ist wichtiger als Willkommen. Deutsche, ihr braucht keine Angst zu haben vor mehr Menschlichkeit.

Zum Thema >Fremdenfeindlichkeit< und >Flüchtlinge< mailte ich meinen Freunden und Bekannten schon vor Jahren folgende Mail mit Gedicht:

20. Sep 2015

Liebe Freunde und Bekannte, gerade auch den Fremden unter ihnen,

wie ich mehrfach betonte, haben meine poetischen Texte in der Regel ihren Sitz in meinem Leben, d.h. in meiner aktuellen Gegenwart, und die sehe ich häufig politisch, meistens sarkastisch. Diesmal todernst zum Thema >Flüchtlinge<. Ich gehe davon aus, dass euer Sitz im Leben nicht allzu weit von meinem entfernt ist.

Mit fremdenfreundlichen Grüßen

G.S.

Xenophobie
Deutsche, wer seid ihr?
Schwerkranke Fremde,
gefangen in Überfremdungsangst,
fremder als jeder Flüchtling.
Fremde jedenfalls,
die wirklich Angst machen.

Brrr…!

Und zum Thema >Flüchtlingskrise< gleich noch ein Nachruf auf eine Mitarbeiterin.

Hätte ich meine Enkelin heiraten sollen?

Manchmal hat eine Nische oben keine Öffnung. Wie zuletzt in einem Nachbarort von Nehren zu beobachten war, geraten die umgebenden Gipfel gelegentlich derart ins Rutschen, dass man bestenfalls nur noch ahnt, dass sie unter sich eine Nische begraben haben. Selbst Archäologen ahnen selten genug, welche Schätze unter einem derartigen Rutsch versteckt sind.

Wer auch nur einen Text (und meinetwegen diesen) von mir gelesen hat, weiß, dass ich nicht einmal eine mittelmäßige Begabung bin. Ich brauchte auch sehr lange, um dahinter zu kommen, dass ich dagegen in einem sehr gut bin: im Durchlöchern von Grenzen. Mein Traum war schon lange zuvor die Züchtung von grenzen-fressenden Würmern. Zurück blieb aber nur eine klitzekleine Fähigkeit: der Blick für Begabungen. In der Tat: Begabungen rieche ich unter einem Rutsch wie ein Suchschwein die Trüffel. Das Problem ist nur, ich habe es fast täglich mit Lebewesen zu tun, die kein Organ haben für Trüffel, die nicht wissen, wie Trüffel schmecken, denen sogar ein Rutsch nichts ist außer einer Ansammlung von anorganischen, manchmal auch organischen Stoffen, Menschen, die die Trüffel darin mit herzlicher Verachtung bedenken, sogar wenn ich sie ihnen unter die Nase oder meinetwegen unter die Zunge reibe.

Gut, nicht immer habe auch ich bei meinen Mitmenschen entdeckt, welche Begabungen in ihnen stecken. Eine Gruppe von Lebewesen widersteht sogar über weite Strecken meinen Begabungsblicken: die Politiker, bzw. die Mächtigen allgemein. Ich bin aufgewachsen im Zeitalter des Bundeskanzlers ADENAUER. Die Deutschen, die viele Spezialbegabungen haben, haben leider nur selten meinen Blick für Begabungen. Als ich sie fragte, damals noch „unmündig“ und ohne Wahlrecht, was sie dazu trieb, diesen Menschen zu ihrem Oberhaupt zu

wählen, welche Begabungen er denn habe, resümierte ich ihre Antworten: Ein Mann ohne Eigenschaften, ohne Begabungen, eine Null und dazu strohdumm. Mehr als Sicherheit verbanden sie nicht mit ihm. Und wie sehr sich diese gegen Flüchtlinge wenden lässt, erleben wir ja momentan gerade wieder.

Ok. Strohdumm sollte ich zurücknehmen. Frederic W. NIELSEN, der eigentlich WALLENSTEINER hieß, einer der begabtesten deutschen Poeten, den nicht nur die Deutschen, sondern auch die Engländer vertrieben und verfolgten, regelrecht die Gurgel zuschnürten, dessen Dichtungen mir seine Frau in dem Meer von deutschsprachigen Kulturgütern wie eine Trüffel präsentierte, überzeugte mich, dass auch in Menschen, die allgemein als >dumm wie Bohnenstroh< gelten, tolle Schätze versteckt sein können. Nur bei ADENAUER, ACKERMANN und manchen anderen Mächtigen habe ich nie eine Sonderbegabung erschnüffeln können.

Eines Tages stellte ich einem einflussreichen Politiker SAFIYA vor, deren Namen ich zunächst als SOPHIA verhörte, der Lieblingsname aller Weisheitsliebhaber, insbesondere aber -liebhaberinnen, weil es einer der wenigen weiblichen Namen ist, der nicht von einem männlichen abgeleitet ist. Safiya kam noch vor der Flüchtlingswelle aus dem Hindukusch. Ihr Volk wurde von den Wissenschaftlern des 3. Reichs als indogermanisch angesehen. Die Pläne der Nationalsozialisten, militärisch über den Hindukusch bis Indien vorzudringen, lösten sich nach der Niederlage bei Stalingrad in reine Wunschträume auf. Der Bevölkerung des Hindukusch war in diesen Plänen eine Sonderrolle zugedacht. Genährt wurde diese Höherbewertung durch antike Berichte, nach denen Alexander der Große bei seinem Feldzug bis zum Indus in KUNDUS Station gemacht habe. Sprachwissenschaftler sollten dort nach indogermanischen Sprachresten suchen. Die Führer dieser privilegierten Bevölkerungsgruppen waren als Vasallen HITLERs vorgesehen.

Die Geschichte des Hindukusch hat keinen Platz in dieser Erzählung. Nur so viel: Das Land wurde vermutlich nicht erst seit Alexander so häufig von mordenden Heerscharen, aber auch von Bevölkerungsgruppen, die vor diesen flohen, heimgesucht, dass das Ergebnis eine bunte Mischung von Allerweltsmenschen war. Kosmopolitische Verhältnisse würde man vermuten, wenn man nicht wüsste, dass Menschen bei ihrer Identitätssuche unter solchen Verhältnissen in besonders radikalen Nationalismus getrieben würden. Zuletzt wurden sie malträtiert von den Sowjets, dann von den Amerikanern bzw. von ihren Vasallen, den Taliban, die sich nach der Besiegung der Sowjets gegen ihre amerikanischen Förderer auflehnten.

Safiya kam nach Deutschland, um hier zu studieren. Mein Blick für Begabungen führte dazu, dass sie meine Mitarbeiterin wurde. Ich hatte sie mit einem herzlichen Willkommen in der

Runde meiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aufgenommen. Weil man uns häufig zusammen sah, wurde ich manchmal schon angesprochen, ob Safiya meine Enkelin sei.

Ich will hier nicht umständlich beschreiben, wie ich in meinem Beruf vorgehe. Nur so viel: Ich bin als erstes Sammler. Ich sammle zu einem Thema, z. B. >Nische<, alles, was mir unter die Augen und gelegentlich auch zu Ohren kommt. Wie ein Historiker bin ich dazu vor allem in Archive gegangen und sah dort mit vielen Mitarbeitern circa fünf Millionen Schriftstücke durch, manchmal auch Fotosammlungen, Exponate aller Art usw. Dann wählte ich aus, was (wenn auch meistens nur ahnungsweise) im Verdacht ist, etwas zum Thema beizutragen. Das kopierte und digitalisierte ich.

SAFIYA ist jünger, nicht einmal halb so alt wie ich, könnte also wirklich meine Enkelin sein. Als Chef wäre ich ein miserables Exemplar dieser Gattung von Lebewesen, wenn ich nicht die Fähigkeit hätte, die schon Bonobos kennen, von jüngeren zu lernen. Als erstes überwand SAFIYA meine Bedenken gegen einen größeren Computer mit vielen Terrabytes. Mir lag so ein Terra-Dingsbums eigentlich jenseits der Schnur meines schmalen Geldbeutels. Aber ich habe seine Anschaffung nie bereut. In ihm brachte ich die ausgewählten Digitalisate unter, in die mir Behinderte des Bruderwerkes in Reutlingen die Kopien verwandelt hatten. Circa 200.000 Digitalisate, Residuen meiner über 40jährigen Sammeltätigkeit, aber immer noch viel zu viel, um ohne Umschweife auf Anhieb aus dem Gedächtnis zu finden, was ich wo unter weiterhin vielen Schrott- oder auch Fehlinfos untergebracht hatte. So etwas wie die GOOGLE-Suchmaschine musste her. Denn die computerinterne Suche konnte diese nicht leisten. Was GOOGLE, copernic, docfetcher und andere für den Einzelcomputer entwickelten, war auf Bedürfnisse der Wirtschaft zugeschnitten, für die Arbeit von Schriftgelehrten und Schriftstellern aber zu umständlich und zeitraubend.

SAFIYA hatte sich viele Informatik-Kenntnisse beigebracht. Sie nutzte diese, um eine neue Art von computerinterner Suchmaschine zu konstruieren, wie sie Schriftgelehrte und Schriftsteller (natürlich auch Journalisten, sogar Steuerberater) dringend brauchen. Sie wollte diese Suchmaschine beim Patentamt anmelden, wusste aber, dass es nicht geht, ohne irgendwelche reichen Menschen dafür zu gewinnen, diese Erfindung zu finanzieren.

Inzwischen entstand aber ein anderes Problem. SAFIYA war ja Flüchtling, musste sich jahrelang das Visum verlängern lassen. Dann machte sie ihren Doktor. Das nahm die Ausländerbehörde zum Anlass, um ihr die Verlängerung des Visums zu versagen. >Ihr Chef (also ich) ist eine Privatperson<, kam die Behördenleiterin ihr zuvor: Weil ich inzwischen Rentner und nicht mehr im Beruf sei. Ich hatte ihr eine Halbtagsstelle angeboten, obwohl ich das finanziell

eigentlich nicht zu leisten vermag. Die Ausländerbehörde machte SAFIYA klar: ich sei kein normaler Chef.

>Sorgen Sie dafür, dass Sie in einer normalen Firma oder beim Staat einen Job bekommen, in dem Sie mindestens so viel verdienen wie die Hälfte von allen Werktätigen mit Doktortitel. Oder Sie werden in den Hindukusch abgeschoben.<

Ich wollte es nicht glauben, konnte Doktortitel und Abschiebung nicht zusammenbringen.

Kurioserweise hatte ich sie schon lange davor gewarnt, so etwas Überflüssiges wie einen derartigen Titel anzustreben, selbst wenn es denn ein Doktorinnentitel wird. Nicht überzeugend, ich weiß. Ich hatte mich ja selbst dieser Prozedur unterzogen.

Ich ging also zu besagtem Politiker. Der versprach mir über seine Tübinger Kollegin, Vorgesetzte der zuständigen Ausländerbehörde, eine Sondergenehmigung zu erwirken. Andernfalls bleibe nur, dass ich Safiya heirate. Ich hatte nie etwas gegen Bigamie. Das hätte ich beinahe vergessen: Offiziell bin ich ja schon seit 3 Jahren Witwer. Es ginge also. Aber meine Enkelin heiraten? Das war offenbar ernstgemeint.

Auf Politiker ist mein uralter vielzitierter Aphorismus gemünzt:

Manche Menschen gehen
mit Versprechen so um,
dass sie sich im Zweifelsfall
damit herausreden können,
sie hätten sich bei diesem Versprechen
nur versprochen

Ich sollte mehr über Safiya sagen, obwohl ich als Hamburger ungern lobe und sie selbst es nicht mag, wenn ich sie lobe. Aber unter uns: Safiya spricht Deutsch deutscher als die meisten Deutschen, die ich kenne (mich eingeschlossen), auch phonetisch. Übrigens auch sonst manche Sprache wie native speaker. Eine ausgesprochene Sprachbegabung. Ihre Fähigkeit im Entziffern fremder Schriften ist unübertroffen. Ihren Doktor machte sie übrigens in der Wissenschaft von der deutschen Sprache. Ein Hinweis für die Geheimdienste: Keine Chance. Sie ist so integer, wie kaum ein Wissenschaftler. Derartige Interessen prallen bei ihr ab allein an dem Spruch:

„Dann könnte ich es ja gleich mit dem liegenden Gewerbe versuchen."

Es ist keineswegs so, dass sie sich zu schade vorkommt, ihr Geld zB als Tellerwäscherin zu verdienen. Sie hat mehrere solche Jobs während ihres Studiums ausgeübt, zuletzt als Weihnachtsfrau (s. Foto anbei), nachdem es in unserem Lande trendy wurde, Frauen diese Aufgabe zu übertragen.



Safiya als Weihnachtsfrau

Ob die Kinder überhaupt erfuhren, dass Safiya in einer ganz anderen Kultur aufgewachsen ist, der so etwas wie Weihnachten krottenfremd ist, bezweifle ich. In dem bescheidenen Rahmen meiner Forschung spezialisierte sie sich auf Archivarbeit. Da stellt sie inzwischen längst manchen Archivar (mich sowieso) in den Schatten.

Aus Gründen von Ausgewogenheit und Gerechtigkeit sollte ich nicht verschweigen: Safiya hat auch eine dunkle Seite. Zumindest ich als Deutschlands fundiertester Deutschkritiker finde es entsetzlich peinlich. Nichtsahnend hatte ich Safiya gefragt (ich dachte, sie könnte da die Deutschen von ihrer am wenigsten vorzeigbaren Seite kennen lernen), ob sie mich nicht begleiten könne auf den Fußballplatz. Ich selbst arbeite seit langem an einer Studie über den Massenwahn. Wie kommt es, war meine Ausgangsfrage, dass z.B. die Deutschen im 2.Weltkrieg sich so überzeugt – nichts als totale Ausweglosigkeit im Blick – massenhaft in den Tod stürzten. Dieses Phänomen könne man fast täglich an den Zuschauern unseres Heimatvereins studieren.

In dem Fußballspiel ging es für Nehren um den Aufstieg in die Landesliga. Etwa 100 Zuschauer. Auch einige aus dem Nachbarort DUSSLINGEN und aus dem Ort des Spielgegners, darunter mehrere Türken. Ich empfahl Safiya Partei für den Gegner zu ergreifen. Sie sah mich nur entsetzt an wie ein Stausee kurz vor dem Bersten der Staumauer. Der Gegner war haushoch überlegen, spielten aber wie vom Pech verfolgt. Mehr zufällig erhielten die Nehrener eine Konterchance. Safiya explodierte förmlich und feuerte die Nehrener lauthals und leidenschaftlich an, wie es kein Deutscher, den ich kannte, auch nur annährend zuwege brachte. Der Funken sprang auf die Zuschauer über, auch die Dusslinger und sogar auf einige, die zuvor die gegnerische Mannschaft unterstützt hatten. Den gegnerischen Innenverteidiger scheint das

nervös gemacht zu haben, seine Rückgabe an den Torwart geriet zu einem Kullerball, der im Rasen stecken blieb. Ein Nehrener Spieler erlief den Ball und spielte ihn am Torwart vorbei zu dem freistehenden Torjäger der Nehrener. Der hatte bis dahin nicht einen Ballkontakt gehabt. Jetzt aber schob er den Ball unter dem Jubelschrei Safiyas und fast aller Zuschauer ins leere Tor. Während selbst meiner Brust ein schüchternes "Tor!" entfuhr, überfielen und umarmten die Zuschauer Safiya, als hätte sie das Tor geschossen. In der Tat leidenschaftlicher hatte ich noch nie einen Fan für eine Gruppe von Menschen Partei ergreifen erlebt.
Das Tor blieb das einzige, das an diesem Tag fiel, und Nehren hatte den Aufstieg geschafft. Nach dem Spiel kamen Trainer und Vereinspräsident zu Safiya. Ob sie nicht den Nehrener Fanclub leiten wolle. Sie sei ideal. Safiya klärte diese aber auf: Sie sei hier nur zu Besuch. Sie hätte gehört, in Nehren würde man ein Archiv einrichten. Sie sei Archivarin. Da in Deutschland die Leitung von Archiven nur an Deutsche vergeben würde und sie eine Afghanin sei, obwohl sie sich als Deutsche fühle, hätte sie gehofft, dass sie wenigstens da eine kleine Stelle bekomme, wo man ein Archiv neu erbaut. Sie habe schon mitgewirkt an Vorbereitungsarbeiten für dieses Archiv. Wenn sie diese Stelle nicht bekäme, würde sie sogar abgeschoben.
Ihre langen Gesichter widersprachen dem, was die Vereinsführung versprach, dass man sich dafür einsetzen würde, dass sie diese Stelle bekäme etc. Wie deutsch sind eigentlich Menschen, deren Gesicht im Widerspruch steht zu den Versprechen, die sie geben?
Bis heute ist das Archiv nicht aus den Startlöchern und das, obwohl in ihm die Ideenschätze des größten Sohnes Nehrens aufbewahrt werden sollen: Hans VAIHINGER, der trotz seiner Blindheit seherischer war als die meisten Weisen der Welt.

Es kam wie viele es schon früh vorhersahen, nur ich natürlich nicht. Auch der von uns kontaktierte Politiker und seine Freundin gehörte offenbar zu den Deutschen, die zwar inzwischen keine Menschen mehr vernichten, offiziell so etwas sogar verurteilen, nicht einmal eine Zensur für Texte wie diesen befürworten, lediglich weggucken, verschweigen, durchaus auch öffentliche Informationen ins Leere laufenlassen, bestenfalls erst Reaktionsansätze zeigen, wenn etwas über viele Wochen in den Medien Thema ist; dann aber auch Unwillen durchblicken lassen oder gar den Medien offen Vorwürfe machen, wenn man „immer wieder darauf herumhackt.“ Natürlich liegt die Begründung wohlfeil auf der Straße:
>Wenn man bei Doktorinnen und Höchstqualifizierten eine Ausnahme mache, dann hagelt es Vorwürfe von den Vertretern der Arbeiterschaft<.
Niemand hat natürlich dafür plädiert, eine Ausnahme zu machen. Das Beispiel meiner >Enkelin< zeigt lediglich, wie grotesk verfehlt die Flüchtlingspolitik ist, und vor allem auch, dass

ihre Befürworter sich damit selbst schaden. Ein deutscher Unternehmer erzählt mir, dass er händeringend seit geraumer Zeit eine Fachkraft suchte und als er dann jemanden gefunden hatte, wurde diese vor seinen Augen in das Heimatland Albanien abgeschoben.
Es gibt Menschen, die bei ihren Mitmenschen Ängste vor einer Überbevölkerung schüren, zugleich aber die Deutschen animieren, mehr Kinder zu zeugen. Die Deutschen seien am Aussterben, der Rückgang ihrer Geburten sei dramatisch usw. Diese Ängste für vereinbar kann nur jemand halten, der hoffnungslos rassistisch denkt.

Inzwischen ist SAFIYA abgeschoben. Sie lebt momentan in KUNDUS, der Stadt ihrer Vorfahren, oder lebt sie schon nicht mehr? Denn nach wie vor explodieren da täglich und nächtlich die Gürtel-Granaten der Taliban.
Wie ich sagte: Die Deutschen haben keinen Blick für Begabung. Abgesehen von dem Sonderling SIMENON. Der aber wurde dieser Sonderling nicht zuletzt, weil er daran arbeitet, grenzenfressende Lebewesen zu züchten.
Irgendwie ahnte ich es lange zuvor: Hinter der Maske meines Willkommensgrußes verbirgt sich faktisch ein Beitrag zu alten deutschen ‚Tugenden', zu Mord, Zensur, Weggucken… Vielleicht ist es nicht wichtig, dass in diesem Fall das Opfer eine Höchstbegabung ist bzw. meine ‚Enkelin.' Oder was meinen Sie? Hätte ich dem Rat des Politikers folgen sollen? Hätte ich …? (s. Titel)

P.S. Leser erster Fassungen dieser Kurzgeschichte versuchen mich zu trösten, zB mit dem Spruch; „Sei doch froh, dass du nicht mitabgeschoben wurdest!" Nun ja, wenn man einen Deutschkritiker wie mich abschiebt, hätte das ja eine gewisse Logik. Aber Safiya? Da hat man ja auch die leidenschaftlichste Deutsche abgeschoben. Das ist so, wie wenn Deutschland sich selbst abgeschoben hätte. Jedenfalls das Deutschland, das noch eine Spur von Gewissen hat.

Rom

(Pier Carlo Bontempelli gewidmet)

Alle Wege führen nach Rom.

Mag ja sein, nur hat der Satz einen Webfehler.

Er ist nämlich nur der Anfang dieses undefinierbaren poetischen Gebildes.

In Rom knüpfte Giordano Bruno

die Wege zu einem Knäuel.

Das steckte er vor den Augen der Päpste

in seine Gesäßtasche

und floh damit durch die Zölle nach Schwaben.

In dem Nischendorf Nehren

entwickelte er das Knäuel

zu unzähligen Anekdotenfäden.

Die Sekte der Kosmopoliten

zerstreute diese Fäden von Nehren aus

unmerklich in die Welt.

Leider sind sie dort bis heute nicht angekommen.

Zu häufig verhedderten sie sich im Gestrüpp

des Nächstliegenden und Machbaren.

Ist das die neue Art,

wie Päpste die Zukunft verbrennen?

P.S. Als Vorsichts-Apostel erinnere ich an mein altes Geständnis: Die Definition von Kurzgeschichten als Kunst, Fakten als Fantasie auszugeben, sollte man nicht allzu wörtlich nehmen. – Übrigens macht mich Pier Carlo darauf aufmerksam, dass Giordano Bruno eine heiße Verehrerin hatte: Cosima Wagner. Vaihinger leistete sich einen umgekehrten Fauxpas: Er verehrte die ominöse Schwester Nietzsches, angeblich die einzige Frau, vor der Hitler öffentlich auf die Knie ging. Über Hitlers Kniefall vor Cosima oder sogar mehr schweigen sich die Biografen jedenfalls aus. Nietzsche und Wagner hatten sich bekanntlich eines Tages zerstritten. Auch sonst ist mir manchmal ein Rätsel, wie es dazu kommt, dass Menschen andere verehren oder verteufeln.

Opfer einer Obergrenze?

Nach der Wahl geht ein unbekanntes Pärchen, dem ich schon in der Schlange der Wählenden den Vortritt genommen hatte, unmittelbar hinter mir.

>O, ich werde verfolgt.<
>Sie wissen, warum?<
>Ich gebe freiwillig zu, dass ich gewählt habe.<
>Wir wollen es genauer wissen, etwa die Unentschiedenen?<
>Ich gebe zu, dass ich nicht wie so viele die Gestapo gewählt habe.<
>Sie wissen: Das bedeutet die Höchststrafe.<
>Guatanamo?<
>Wir belassen es diesmal bei Jamaika.<
>Hauptsache nicht die Groko!<

Dieses Poem, das ich ursprünglich mit –i statt –o *betitelte, sandte ich als Leserbrief dem >Schwäbischen Tagblatt< kurz nach der Bundestagswahl am 24.9.2017 in Vorahnung, dass dieses es nicht abdrucken würde. Nicht weil es ein Poem ist, auch nicht weil mein Verdacht zutrifft, dass das Tagblatt solche Leserbriefe nicht druckt, sondern weil ich – wie mir eine Tagblattredakteurin eröffnete – das Kontingent von 15 Leserbriefen pro Jahr überschritten hätte. Das Tagblatt hat nämlich für Leserbriefvielschreiber wie mich schon lange vor Horst Seehofer eine* ***Obergrenze*** *eingeführt. Drei Monate vor Jahresende! Auch mein Hinweis, dass sich das Tagblatt sicher verzählt hätte, fruchtete nichts. Kombiniere: Opfer einer Obergrenze in Deutschland werden nicht nur Flüchtlinge, sondern auch Schreiberlinge wie ich.*

Zu Definitionen habe ich eine wissenschaftliche Kritik geschrieben. Wen diese interessiert, lese sie nach unter:

http://www.gerd-simon.de/16BedDefinition8.pdf bzw https://homepages.uni-tuebingen.de//gerd.simon/16BedDefinition.pdf

Hier nur eine kurze Antwort auf die Frage: Wie würde ich mich beruflich bezeichnen, wenn ich die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft gering schätze?

Schriftgelehrte und Schriftsteller

Ich nenne mich seit Urzeiten Schriftgelehrter. Mir ist klar, dass sich dieser Begriff auch heute noch in einem dubiosen Bedeutungshof bewegt. Ich kann kein aramäisch, weiß nur, dass das die Muttersprache Jesu war. Wenn die abfällige Rede Jesu über die Schriftgelehrten aber ursprünglich erst in dem Griechisch der Evangelisten verfasst wurde, dann heißt das dort wörtlich so etwas wie „Buchstabenkenner“ oder „Buchstabenversteher“ und schon damals übertragen „Grammatiker“, abgeleitet jedenfalls von dem altgriechischen Wort γράμμα ‚Buchstabe‘. ‚Buchstabenversteher‘ ist aber nicht nur in unserem heutigen Deutsch unweit dem ‚Buchstabenverdreher‘

Meine Selbstbezeichnung ist also ein bewusstes Understatement. Als notorischer Grenzverächter (also auch der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst) schätze ich die Nähe des Begriffs Schriftgelehrter zu dem des Schriftstellers. Wir betrachten den Schriftsteller heute als Eindeutschung des Begriffs Autor. Ursprünglich bedeutet der Schriftsteller aber deutlich weniger: ‚den, der (für andere) Schriften erstellt.‘ Auch das also ein deutlich abwertendes Understatement.

Wer gerne als radikal eingestuft werden will, kann das ganz einfach zustande bringen. Manchmal genügt das Wort „Blumenleichen“. Dazu ein Spruch aus meinem GIFT-Schrank, kommentiert durch einen Leserbrief

Veganer

Veganer sind Menschen, die an sich etwas gegen das Schlachten von Lebewesen haben, allerdings bei Schnittblumen dieses Guillotinieren nicht nur dulden, sondern sogar als Liebeserklärung verstehen.

Als Enkel eines von dieser Unart lebenden Gärtners schäme ich mich für diese verbreitete Verirrung in das widersprüchliche Gestrüpp unhinterfragter Bräuche. Wenn diese Blumen wenigstens zum Verzehr geeignet wären!

Blumenliebe

Wie macht man eine "beschwingt fröhliche" Ostersamstagsausgabe des Lokalteils:' Man suche sich eine Wirtschaftsbranche, deren Profit einem aus welchen Gründen auch immer steigerungswürdig erscheint. Warum nicht die Gärtnereien? Ein Unbefangener könnte vielleicht darauf kommen, daß diese einen großen Teil ihres Profits dem Guillotinieren von Blumenköpfen verdanken. Die Ähnlichkeit abgeschnittener Blumenhälse mit dem Strauß abgeschnittener Froschschenkel, der kürzlich in der Umgebung Darmstadts zu beklagen war, könnte verblüffen. Wenn sich das herumspricht... Glücklicherweise gibt es da noch Unterschiede! Kein Vernünftiger würde z.B. auf die Idee kommen, sich von Blumen zu ernähren. Sie dienen lediglich "seelischen" Bedürfnissen. Die Vorliebe für den Duft und den Anblick allmählich verwelkender Blumenleichen wird nun einmal in unseren zivilisierten Breitengraden nicht als Blumenquälerei empfunden. im Gegenteil, wir pflegen, einer ehrwürdigen Tradition entsprechend, zwar etwas gedankenlos und auch nicht sehr logisch, dafür aber eben den Profit gewisser Wirtschaftsbranchen steigernd, diese zugegebenermaßen besitzgierige, unnötige und leider auch tödliche "Aneignung" von Lebewesen sogar als besondere "Blumenliebe" hochzuschätzen. Glücklicherweise ist über die allgemeine Freude am Blumenmassaker auch nicht damit zu rechnen, daß irgendeiner eine Parallele zieht zu dem eigentümlichen Zusammenspiel von Gedankenlosigkeit und Profitliebe, das bei profitträchtigeren und noch weniger in einer menschlichen Not begründeten Formen von Naturausbeutung eine Rolle spielt! Glücklicherweise sind wir bereits eingeübt in die Marotte, jede Naturschändung als Naturliebe auszugeben.

Bleibt nur diese Parallele zu den Froschschenkeln... Was tun: Man nehme eine brünette Schöne, stecke ihre Nase in eine harmlos erscheinende Anhäufung frisch gerupfter, möglichst wild wachsender Blumen und bringe ein Foto davon an der wichtigsten Stelle des Blattes. Ein Sauertopf, der sich daran nicht erfreut.

Das Kopftuch

Ziemlich Oberflächliches zu einem Oberflächenphänomen

Ich werde den Aphorismus in meinem GIFT-Schrank nicht zurücknehmen, komme, was da wolle:

„Ich bin kein Kleidungsforscher; also weiß ich nicht, wer zuerst auf die Idee kam, so etwas wie einen Frack mit Krawatte entwerfen zu lassen. Vermutlich hält sich die Tradition, bei bestimmten Anlässen, die Eingeladenen zu Frack und Krawat-

> te zu zwingen, nur in Nuancen geändert, über Jahrhunderte. Warum kommen sich eigentlich die Diktatoren (die Zwinger zu Frack und Krawatte), noch die Hehler im Namen dieser Diktatoren (die Träger dieser Kleidungsstücke), noch die Fälscher selbst (die man irreführend nicht Künstler oder so nennt, sondern Schneider) nicht wie Plagiatoren vor?

Ich stamme, wie ich bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit betone, aus dem vorigen Jahrtausend. Als ich mich Mitte des vorigen Jahrhunderts nach einigem Zögern ohne späteres Bedauern entschloss zu studieren, geriet ich an der Universität in eine befremdliche Gesellschaft, nahezu alles Männer und dann auch noch in Schlips und Kragen. Ich habe mich immer damit gebrüstet, nichts von Ritualen und Moden zu halten und Gesellschaftszwänge nur als Anlass zu sehen, sie zu durchbrechen. Aber JONAS wird das bei seiner Recherche zu meinem Nachruf ohnehin herausbekommen. (Wehe er macht das nicht! – Ach so, er hat das schon fertig in der Schublade.



Ein mir nicht ganz unbekanntes Subjekt auf einem Abtanzball, vergeblich darauf wartend, Objekt einer Damenwahl zu werden

Irgendwie ahnte ich schon, dass irgendwer in meiner Umgebung wie die Stasi in meiner Vergangenheit herumschnüffelt.) Für alle andern sei es hiermit gebeichtet: Auch ich habe seinerzeit Schlips und Kragen getragen. Ich nahm sogar mehrfach an dem damals üblichen Initiationsritus teil, der sich Tanzkurs nannte. (s. Abb.)

Den Kurs besuchte ich sogar mehrfach wegen meiner nicht bezähmbaren Arythmie. Zu deutsch: Ich trat den Tanzpartnerinnen nach der Erstbeherrschung der Tanzschritte aus der

mir eigenen inneren Willkür heraus derart auf die Füße, dass selbst die Tanzlehrerinnen es nach einer Weile aufgaben, alle Erziehungsregeln an mir zu verschwenden.

Zaghaft erkundigte ich mich aber alsbald nach Ausnahmen von derartigen Zwängen. Angestoßen von einem gewissen Helmut SCHMIDT, den ich damals für einen Mitstudenten hielt, kam es zu einer Demo. Diese hatte sich "spontan" gebildet gegen den Einmarsch der Sowjets in Ungarn und der (offenbar mit den Sowjets abgesprochenen) Besetzung des SUEZ-Kanals durch Briten und Israeliten. Mindestens 10.000 Demonstranten, ein regelrechter Massenauflauf, meist Studenten wie ich. Helmut SCHMIDT, der spätere Bundeskanzler, wurde schon seinerzeit nicht gesichtet, als es brenzlig wurde, und überließ es seinem späteren Verteidigungsminister APEL zu verhindern, dass der Demonstrationszug zur britischen Botschaft weiterzog. Vergeblich. Aber es blieb bei Sprechchören gegen die Kriegstreiber. Sogar der Zaun um die Botschaft, obwohl wackelig wie ein Weidenzaun, blieb verschont. Alles im Rahmen von Sitte und Ordnung. Wie brav wir damals waren!

Die Initiatoren der Demo gründeten alsbald den SDS. Manche von ihnen waren wie ich Pädagogen und etablierten sich in den 60er Jahren zu Assistenten. Auf deren Treffen kam es zu Diskussionen. Als Ergebnis gab es ziemlich radikale Empfehlungen zur Umstrukturierung der Universitäten, Grundlage für mein eigenes > alternatives Wissenschaftskonzept<

https://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/altwisskonz4.pdf

Schon zwei Jahre vor der Studentenrevolte von 1968 kam es von heute auf morgen zu auffälligen Änderungen an der Uni in Sachen Kleidung und Umgangsformen. Wer nach diesem Tag noch mit Schlips und Kragen angetroffen wurde, galt als Schleimer, Arschkriecher oder noch Schlimmeren, insbesondere wenn er uns noch siezte.

Ich selbst ließ mir einen Bart wachsen und auch sonst war ich von einem Clochard nicht mehr zu unterscheiden. Als ich eines Tages am Hauptbahnhof auf meinen Zug wartete und meinen auch noch linken Arm auf die Theke des geschlossenen Bahnhofsschalters ausstreckte, kam eine mondän gekleidete ältere Dame vorbei und streckte mir stumm eine Mark in die linke Hand. Es blieb zwar die einzige Mark, die mir (von meinen Eltern abgesehen) je geschenkt wurde, aber ich fühlte mich trotzdem erfreut in der Gesellschaft von denen angekommen, die sogar die Kommunisten zum Lumpenproletariat zählten.

Übrigens blieb es bei dieser Aufmachung auch, nachdem ich 1970 eine Stelle als sogenannter Mittelbauer an der Uni ergattert hatte. Allerdings muss ich zu meiner Schande gestehen, dass

ich manchmal Ausnahmen machte. So etwa bei einem Interview durch das öffentliche Fernsehen. Man wollte mich an meiner Arbeitsstätte wegen meiner Spezialkenntnisse über das 3.Reich zu einem aktuellen Fall von Fälschung befragen. Der Rektor der Uni kam (wohl zufällig) vorbei und klärte – einen Schritt stutzend zurück – die (auch noch) bildhübsche Redakteurin mitten im Interview auf:

>Also, wissenS, der Herr SIMON geht normalerweise in Bettlerkleidern daher.<

Ja, ich hatte mich, zu diesem Anlass in Schlips und Kragen geschmissen. Und so wurde ich dann auch im Fernsehen gezeigt: Ein muffiger missgelaunter Überbringer unerwünschter Infos. Nur 4 Minuten Öffentlichkeit nach 4 Stunden Interview.

Wenn man mich jetzt fragt, was das denn alles mit dem Thema >Kopftuch< zu tun hat, sollte ich nur noch darauf hinweisen, dass das nur eine meiner üblichen Präliminarien war mit dem Ziel, alles in meine Biographie einzubetten. Denn alle meine Anekdoten dienen ja nur der Selbstbeweihräucherung….

Als Mittelbauer bekam man früher Geld, um davon Studierende zu bezahlen, die mir in Forschung und Lehre helfen sollten. Also stellte ich eine sogenannte Hilfskraft ein. Wohlgemerkt: Hilfskraft ist grammatisch ein feminines=weibliches Hauptwort, die aber die Uni finanztechnisch als Sachmittel zu behandeln hatte, während ich selbst, obwohl männlich, als eine Person=weiblich mit Personalmitteln bezahlt wurde. Das nur zum Thema: Logik der Sprache.

Uschi hatte ich als eine derartige Hilfskraft ausgewählt. Erst später erfuhr ich: Sie war die älteste von 10 Kindern eines christlichen Sektenführers. Als solche hatte sie sich gegen ihre Eltern und zum Vorbild ihrer Geschwister von der Sekte emanzipiert. Sie war eine hervorragende Studentin und erledigte ihre vom Staat bezahlte Arbeit bei mir wie kaum jemand sonst. Sie hatte sich (mit anderen) in einem meiner Projektseminare ein Projekt zum Thema >Fremdworthass und Fremdenhatz< gewählt. Ich hatte sie auf das Buch des noch heute im Fach weltberühmten jüdischen Romanisten Leo SPITZER hingewiesen, das genau diesen Titel trug. Ein Buch, das kurz nach dem 1.Weltkrieg erschien. Außerdem nannte ich ihr ein gerade erschienenes Buch einer Heidelberger Sozialpädagogin:

Marlene Schultz: >Meine Name Keskin<. Als Türkin verkleidet. Darmstadt 1985

In diesem Buch beschrieb die deutsche Autorin, ein einfaches Experiment. Sie mischte sich mit Sonnenbrille und Kopftuch bekleidet, in Menschenansammlungen aller Art. Ihre Erlebnisse gab sie in ihrem Buch minutiös wieder.

Uschi nahm diese Bücher als Anregung und schnitt alles auf ihr Thema zu. Sie berichtete darüber in meinem Seminar. Dass sie das mit einem Kopftuch vortrug, quittierten alle mit einem Lächeln. Keiner hatte etwas dagegen, dass sie meine Mitarbeiterin wurde, obwohl sich viele wunderten, dass sie das Kopftuch auch noch Jahre danach, vermutlich bis heute, trug.

Sie löste bei ihren Mitmenschen, auch unter denen, die man nicht zu den Fremdenhassern zählen konnte, durchaus gewollt, Auseinandersetzungen aus. Hier ist nicht der Ort, das alles zu referieren. Nur so viel: Wie auch sonst, ist das Thema nicht eindeutig zu behandeln. Raum und Zeit, Freiheit und Zwang, Umgebung und Religion spielen eine zentrale Rolle.

Eines Tages bekam Uschi ein Angebot von einem Rechtsanwalt, der eine Mitarbeiterin suchte, die mit dem Thema vertraut war und möglichst sprachbegabt. Da Uschi von vielen Aufenthalten in den Gebieten von Kurden, fließend kurdisch sprach, gab das den Ausschlag. Ich habe nur bedauert, dass sie ihr Studium abbrach. Danach verlor ich sie weitgehend aus den Augen. Ich weiß nur so viel: sie heiratete (mehrfach) Ausländer und wurde Mutter von mindestens 4 Kindern.

Eines Tages hörte ich, dass sie über mich Halbwahrheiten verbreitete. Das dürfte sicher nicht mein Verhältnis zu meiner behinderten Frau betreffen, das sonst in der Gerüchteküche meines Wohnorts dominant war. Ich denke eher, dass es mit einer Begegnung auf einer unübersichtlichen Straßenkurve zu tun hatte. Ich im Auto, sie mit ihren Kindern am Straßenrand hinter einem gerade vor ihrer Nase vorbeifahrenden Kombi. Ausgerechnet an dieser Kurve kurz vorher und kurz danach hatte das Verkehrsamt Fußgängerstreifen angebracht. Just in dem Moment, als der Kombi Uschi mit ihren Kindern verdeckte, kam ich ziemlich abrupt, aber klar vor den Streifen, zu stehen. Erst dann erkannte ich Uschi. Ihre Vorwürfe beantwortete ich ziemlich blöd mit dem Hinweis auf meine Reaktionsschnelligkeit. Von ihren Lippen las ich ab:

>Kindermörder!<.

Wir haben uns danach nie wieder gesehen. Ich denke auch, dass es nicht zutrifft, dass sie angeblich verbreitet hat, ich wäre ein Gegner von Kopftüchern. Was Demokratien wie Deutschland betrifft, war mir damals Kleidung ziemlich gleichgültig, sogar bei Nonnen und Bet-

schwestern oder bei holsteinischen Bäuerinnen oder auch bei der Teufelsmaske, mit der ich Kinder erschrecke, die zu Halloween an meiner Tür klingeln, um Süßigkeiten etc. zu erbetteln.

Noch eine biographische Anmerkung. Bitte behandeln wie alles Kleingedruckte in meinen Texten.
Mein Bruder, ja, der Psychiater, war auch sonst das Gegenteil von mir. Er entwarf z.B. schon vor einem halben Jahrhundert eine Kleider-Psychologie. Natürlich war ich sein erstes Opfer in der Erprobungsphase. Dabei erforschte er nicht nur die momentane und frühere Kleidung, sondern auch Aversionen und geheime Wünsche. Bei mir kam er aber über ein "typisch Clochard" nicht hinaus mit meiner Aversion gegen Schlips und Kragen und dem nie in Erfüllung gegangenen Wunsch, echtes Kaschmir-Fell, wie es Ötzi trug, und eine Bärenfellmütze, die nur deswegen nicht in Frage kam, weil ich wegen einer angeborenen Krankheit nicht nur Barfüßer bin, sondern auch Barhäupter. Das heißt: Mein Herz pumpt zu viel heißes Blut in die Extremitäten mit der Folge unaufhaltbarer Schweißausbrüche, wenn ich sie bekleide.
Was mein Bruder nicht wusste und ich auch heute noch geheim halte: Ich bekleide schon je und dann Kopf und Füße, weil das nicht nur in Schweiß-, sondern auch in die absonderlichsten Ideenausbrüche ausartet, so wie diese Anekdote. Bei der Ausarbeitung solcher Ideenausbrüche laufe ich anschließend zur Abkühlung nackend, also ohne Kleider, in meiner Wohnung umher. Weniger wegen Nudismus oder so, als weil diese Ausbrüche sonst in Kombinationswahn münden. Genauer: Nur nackend kriege ich sie einigermaßen in den Griff. Gut, diesmal ist mir dieses Bemühen um Selbstkontrolle leider nur halb gelungen.

Ich entschuldige mich in aller Form bei allen Kopftuch- oder Schlips-und-Kragen-Trägern bzw.-Trägerinnen. Mein Bruder stellte schon in der Kindheit fest: >Dir ist einfach nichts heilig, nicht einmal so etwas wie Kleidung<. Clochards, diagnostizierte er später, wollen eigentlich in ihrer Kleidung nur ihre tief sitzende Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen verbergen. Meine Bemühungen, Psychiater wie meinen Bruder, davon zu überzeugen, Kleidung sei nichts als Oberfläche, gingen regelmäßig fehl. Ihre Unart, die Schale einer Nuss genüss-lich zu vertilgen und alles Innere in den Müll zu werfen, habe ich nie verstanden. Aber bitte jetzt nicht mit Aha reagieren und dem Hintergedanken, daher meine Bedeutungsforschung. Die richtete sich nur nebenbei gegen Kleiderforscher und überhaupt gegen Marginalisten.

Nachdem ich mich bei meinem Chef-Philosophen Vaihinger kundig gemacht hatte, dass Kleidung und Körper wie Oberfläche und Tiefe bzw Form und Inhalt nur Metaphernpaare seien und von dem von ihm hochverehrten Landsmann Schiller lernte, dass auch Form aus Lehm gebrannt, sowie bei dessen Compagnon Goethe:

>Was innen ist, ist außen, und was außen ist, ist innen<,

änderte sich übrigens mein Vorurteil gegen Kleidung. Ich entdeckte die Körperlichkeit von Kleidung, nicht zuletzt von Kopftüchern, wie überdies die Kleidsamkeit von Köpfen, nicht zuletzt von Körpern.

Der weltberühmte T-Shirt-Hersteller aus Nehrens Nachbarort Burladingen Grupp, der sich selbst in der Öffentlichkeit stets in Schlips und Kragen präsentierte, bekam meinen Sinneswandel mit und ernannte mich im Wissen, dass meine T-Shirts von der Konkurrenz stammten, flugs zum Edel-Clochard. Na ja, Forschungsgelder wären mir lieber gewesen...

Tut mir leid. Diese Kurzgeschichte ist mir mal wieder schrecklich oberflächlich geraten. Mein Gedächtnis versagt mal wieder. JONAS weiß das sicher, von welchem Poeten ich das habe:

> Wenn ich einen Orgasmus zu diesem Wort gerinnen lasse: „Orgasmus“, was bleibt da von ihm mehr als Tinte auf Papier.

Meine Verallgemeinerungssucht treibt so etwas auf die Spitze:

> Was sind Poeten, Künstler, Kulturschaffende aller Art, sogar Wissenschaftler und nicht zuletzt Historiker (der ich ja auch bin) mehr als Tapezierer von Tatsachen und Erlebnissen.
>
> Und wenn ein Kulturschaffender mit einer Formel wie $e=mc^2$ Atomexplosionen oder das Weltenende einleitet, was ist das mehr als ein Kolliteralschaden, pardon: Kollateralschaden bzw. Restrisiko. Da gesellt sich doch zum Urknall nur der Endknall.

Was ist der Sprung vom Kopftuch zu Weltenende und Endknall mehr als Kombinationswahn, kaschiert als Clochard-Philosophie à la Demokrit (Schöpfer des Atom-Gedankens). Ich meine natürlich Diogenes, ja den in der Tonne. Wie ich schon sagte: Mein Gedächtnis versagt immer häufiger.

P.S. 1: Gerade lese ich, dass die AfDerPegidaner nach Vorbild der Bilderstürmer zur Zeit Luthers, die seinerzeit ratzekahl die Kirchen entleerten und alles Schöne in Langeweile ertrinken ließen, nicht nur Kopftücher, Mönchskutten und Fastnachtsfratzen verbieten wollen, sondern auch den Bart (meist) männlicher Wesen beschneiden bzw kastrieren wollen. Angeblich berufen sie sich damit auf mittelalterliche Kleiderordnungen. Dazu die schon fast hoffnungslose Frage eines Bartträgers: Wer wehrt den Anfängen? oder leben wir schon mitten im Neumittelalter?

P.S. 2: Den folgenden Hinweis habe ich nicht in einem P.S. versteckt, weil ich befürchte, in bestimmten Erdteilen wie die dänischen Karikaturisten verfolgt zu werden. Ich gehe vielmehr davon aus, dass der Leser meiner Wünsche es inzwischen gelernt hat, die jeweilige Quintessenz in einer Nische meiner Anekdoten zu finden.

Es ist nicht falsch, wenn jemand diese Geschichten als Aufruf zu mehr Toleranz versteht. Die sollte aber auch umgekehrt gelten. Auch Kopftuchträgerinnen sollten gegenüber anderen Kleidungen Toleranz praktizieren. Wieso sollte Toleranz verweigert werden z.B. gegenüber „des Kaisers Kleider“, die der dänische Märchenerzähler Andersen in seiner Kritik an jeglichem Zwange zum „Als-Ob“ so anschaulich beschrieb? Warum die „Kleider“ von Nudisten ausnehmen?

Das Thema >Kleidung< hatte ich schon früher thematisiert, als ich noch keine Muslimin mit Kopftuch kannte

Die Nonne und die Hure

„Wenn Blicke töten könnten!“ Den Spruch kannte ich schon als Kind. Eine der dunkelsten Geschichten aus meiner Vergangenheit haben aber mit Blicken zu tun, die nicht nur als Irrealis tödlich waren.

Aus meinem „Umwegelagerer“ weiß der aufmerksame Leser, wie verfolgt ich mich als Kind fühlte von den Blicken meiner Cousinen und wie sehr ich ihnen deswegen aus dem Weg ging. Allmählich aber schnallte ich, dass es meine Blicke waren, die rattenfängerartig auf die Cousinen wirkten.

Die NS-Zeit war vorüber. Aber blond und blauäugig war ich auch danach noch einige Jahre und also umschwärmt von weiblichen Blicken. Ich war 12 Jahre alt. Gerade hatte mich ein sexuelles Erlebnis, das ich im „Umwegelagerer“ ausführlich schildere, ins Erwachsensein katapultiert. Da hatte ich an der Alster, diesem zweiteiligen See in meiner Heimatstadt Hamburg, eine Begegnung, die ich bisher niemandem erzählte, weil ich fürchtete, meine blauen Augen könnten in Verbindung mit der Magie von Worten sogar durch diese Wiedergabe nochmals diese Wirkung haben.

Mir begegneten zwei Frauen, die stumm nebeneinander herliefen, die eine bildschön, aber ziemlich aufgedonnert, offenkundig eine Hure, die andere eine Nonne, wie in einer Burka voll in schwarzem Nonnengewand verpackt. Die Hure schaute wie abwesend in die weite Stille der Alster. Die Nonne aber schien die Begierde in meinen Augen studieren zu wollen. Meine Augen richteten sich aber gar nicht auf die Hure. Neugierig, was das ungleiche Paar zusammengeführt haben könnte, starrte ich in die tiefschwarzen Augen der Nonne. Diese zuckte plötzlich zurück. Das war mehr als nur von Gefühlen ertappt. Sie begann, an mir vorbeizurennen, die Hure hinterher mit aufgeregten Rufen, die ich nicht verstand. Dann stürzte sich die Nonne ins Wasser und die Hure sofort hinterher.

Am Tag danach las ich im Hamburger „Echo“, dass zwei Frauen, die offenbar nicht schwimmen konnten, in der Alster ertrunken seien. Man vermutete: gemeinschaftlicher Selbstmord. Ich wusste es besser: Die Nonne konnte und wollte durchaus nicht mit meinem sündigen Blick in der Erinnerung leben, und die Hure wollte sie nur retten. Auf der Polizeiwache als Zeuge vernommen, lachte man mich aus, als ich behauptete, die Hure hätte die Nonne retten wollen. Ja, aus dem Bericht ging noch etwas hervor: Es waren zwei Schwestern, sogar Zwillingsschwestern.

Hakenkreuz

Insbesondere für das >Schwäbische Tagblatt< waren meine Hunderten von Leserbriefen eine Plage. Einige findet man heute unter
http://www.gerd-simon.de/Leserbriefe.htm
Hier nur ein besonders brisanter Leserbrief mit Richterschelte

Leserbrief zum Thema „Hakenkreuz-Prozess“

Tü, 11.11.2005

Minus mal Minus gibt Plus, lernt jedes Kind in der Schule. Hakenkreuze, das wussten selbst führende Nazis, gibt es überall auf der Welt in den unterschiedlichsten Kulturen. Es ist also die Bewertung, d.h. die Vereinnahmung z.B. für die Nazis, allgemein: der Gebrauch, also das Vorzeichen und nicht das Zeichen selbst, das deren Bedeutung ausmacht. Einige Juristen leben offenbar zeichentheoretisch gleichsam im vorschulischen Stadium. Die verständigeren unter ihnen rückten daher seit Langem missverständliche Gesetze entsprechend zurecht.

Es war wohl in den 50er Jahren, als ein Tübinger Richter folgenden Fall zu entscheiden hatte, über den die ganze Nation schmunzelte: 4 Studenten aus dem >Evangelischen Stift< waren von einem Polizisten wegen Beleidigung angezeigt worden. Sie hatten nach einer Zechtour den Polizisten, der unter der Laterne am Stift Wache schob, einer nach dem anderen mit folgender Begrüßung umringelt:

1. „Grüß Gott, Herr Schutzmann Eißele“
2. „Grüß Gott, Herr Eismann Schutzele“
3. „Grüß Gott, Herr Scheißmann Utzele“
4. „Grüß Gott, Herr Utzmann Scheißele“

Man kann mit Fug den Beleidigungsparagraphen insgesamt als überholt ansehen, weil ihm ein Ehrbegriff zugrunde liegt, der allein in autoritären Gesellschaften eine aus heutiger Sicht problematische Funktion hatte. Außerdem: Wenn ich zum Richter sage: „Du Arschloch“ dann sagt das doch mehr über mich aus als über den Beleidigten. In dem Prozess ging es aber zur Hauptsache um die Frage, ob auch der 1. Student verurteilt werden solle. Der damalige Richter bejahte die Frage – wenn ich das recht erinnere – explizit mit Hinweis auf die mathematische Vorzeichentheorie. Sätze sind zeichentheoretisch nicht grundsätzlich von anderen Sym-

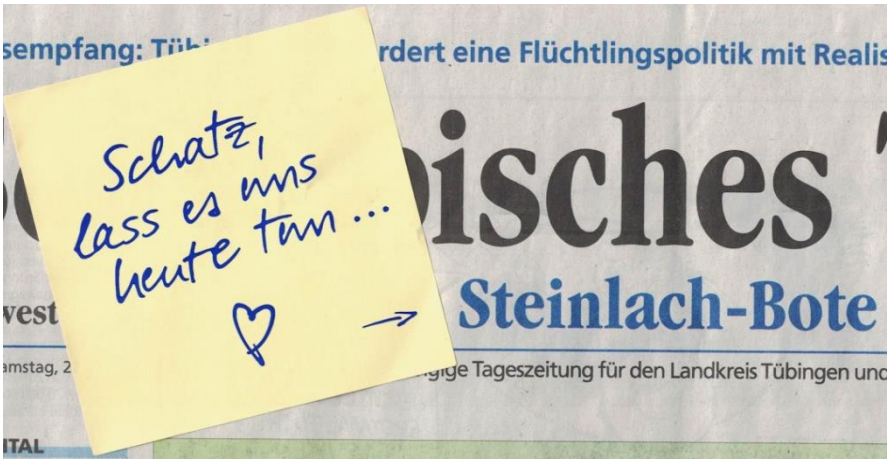
bolen zu unterscheiden. Was passiert eigentlich, wenn jetzt jemand die neueren Tübinger Juristen anzeigt, weil sie in besagtem Prozess das Wort „Hakenkreuz“ in den Mund nahmen?



Ist diese Fotomontage strafbar?

Schatz

Morgens brauche ich seit Jahren Stunden, um wach zu werden. In dieser Aufwachphase hole ich die Zeitung aus dem Briefschlitz. Diesmal hatte die stets aufmerksame Nachbarin, Frühaufsteherin so lange ich sie kenne, bildschön, aber für meinen Geschmack entsetzlich treu ihrem Mann ergeben, auf dem Cover der Zeitung einen Klebezettel hinterlassen. Wie man anbei sieht, mit typisch weiblicher Handschrift wunderbar lesbar, eine überraschende Nachricht:



Nun gut, „Schatz“ hatte mich noch nie eine auch nur potentielle Geliebte genannt. Das lag natürlich daran, dass, wer mich kannte, auch mitbekam, wie desillusionierend ich über menschliche Beziehungen, insbesondere über Liebe dachte. Liebe ist für mich – sogar nachlesbar in Veröffentlichungen (Achtung vor allem für alle Feinde von Theorien: Jetzt folgt einer meiner theoriesatten Abschweifungen ins Symbolische) unter das Geld gefallen, ausgebeutet und erniedrigt von einer räuberischen Mafia, die selbst einer Vergleichssucht erlegen ist. Und das seit zweieinhalbtausend Jahren, seitdem man am Markt mit Münzen alles kaufen kann, sofern man über genügend Schätze verfügt, sei es in der Form von Metall, Papier oder auch Gold oder Diamanten, manchmal durch exotische Arbeit erwirtschaftet, manchmal aber auch geerbt, geborgt oder geklaut. Unsere Vergleichssucht drängt sich täglich in unsere ganz persönlichen Entscheidungen, gerade auch in die Entscheidung, wen wir am meisten als unserer Liebe würdig oder – anders formuliert – als Opfer unserer Begierde oder auch nur allgemein als Beuteschema ins Visier lassen. Gelegenheiten und Angebote schieben wir reihenweise beiseite, solange unsere Triebwelt das aushält. Die Vergleichswut treibt uns zur Enthaltsamkeit bis hin zum Zölibat, nur auf eine Göttin oder Gott gerichtet, die oder den wir irgendwann oder nie in die Arme zu schließen hoffen. Jedes Gefühl, jeder Gedanke, jede Aktivität, die wir auch nur

der Zweit- oder Drittplatzierten in unserem Ranking widmen, ereilt uns irgendwann als Sünde.

Oder umgekehrt: Wenn wir feststellen, dass wir im Vergleichsschema eines oder einer Geliebten nur an zweiter oder gar dritter Stelle stehen, kommen wir uns minderwertig vor und verfolgen die oder den Erstplatzierten mit rasender Eifersucht. Wir überhäufen den oder die Auserwählte mit Geschenken von geköpften Blumen bis hin zu möglichst teurem Schmuck, ganzen Häusern oder Ländereien, allgemein mit Schätzen aller Art.

Wenn ich nun jemanden „Schatz“ nenne, heißt das dann, dass ich ihn oder sie als Geschenk bzw. Opfergabe für den oder die Erstplatzierten sehe? Ende der Diskussion, habe ich frühzeitig entschieden. Wie wär es wenn wir einen klaren Schnitt machen: Hier die Vergleichsmarotte mit ihren Geschenken und Schätzen. Dort unsere Liebe, möglichst frei von Prägungen und Verfremdungen durch Vergleiche aller Art, bestenfalls mit dem flirtend, was die alten Griechen KAIROS nannten, die sich gerade bietende Gelegenheit.

Natürlich heißt das nicht einfach „zurück zur Natur“ oder zu den Bräuchen früherer Kulturen, z.B. wenn Stammeshäuptlinge ihre Frau einem Gast zum Beischlaf also als Geschenk oder eben „Schatz“ anbieten und beleidigt sind, wenn dieser dieses Geschenk dankend ablehnt.

Wer aus einer Händlerkultur wie der europäischen kommt, kann das kaum anders verstehen als Verkehrung ins Gegenteil. Und Aufgeklärte wissen: Gegenteiliges steht weitgehend auf dem gleichen Boden wie das, zu dem es das Gegenteil ist, ändert also etwas nur minimal, jedenfalls nicht grundsätzlich.

Wie wär es, schlug ich sogar öffentlich vor, wenn wir vorerst für einen gewissen Zeitraum auf alle Geschenke verzichten. Und natürlich auf angebliche Kosenamen wie „Schatz“.

Na ja, dachte ich, wahrscheinlich kennt mich die Nachbarin zu wenig. Schauen wir über so etwas hinweg. Es ist ja auch sonst mehr als sinnvoll, durch die Oberfläche der Worte hindurch auf den zwischen ihnen lauernden unausgesprochenen Sinn vorzudringen. Also klingelte ich bei ihr hoffnungsfroh:

„Ist das ernst gemeint?“

Ich zeigte ihr den Klebezettel.

„Warte“, antwortete sie, verschwand in ihrer Wohnung und kam mit ihrer Zeitung zurück. Darauf prangte der gleiche Klebezettel.

„Ist der von dir?“ meinte sie. Und – als ich komisch aus der Wäsche guckte:

“Der Zeitungsausträger?“ und dann lachten wir beide.

„Da ist ein Pfeil. Verweist wohl auf den Titel der Zeitung >Steinlachbote< “:

„Aber welchen Sinn soll das haben?“

Und während wir über das unscheinbare Wörtchen „tun“ herumrätselten oder es zumindest als mehrdeutig ausmachten bzw. als Deutungsfalle erkannten, riss die Nachbarin den Klebezettel von der Zeitung ab und drehte ihn um. Da prangte plötzlich die Reklame eines Textilgeschäfts.

„Zu welchen Mitteln die Werbung heutzutage greift“:

„Ziemlich einfallsreicher Trick“.

„Wieso? Das ist ja fast so lasziv wie die Reklame einer Textilfirma mit einer Nutte in aufreizend sparsamer Wäsche“.

„Werbung als Mitteldingt zwischen Ver- und Irreführung“.

„In dem Geschäft werde ich vorläufig nichts mehr kaufen“.

„Dass die Zeitung sich auf so etwas einlässt“.

So endete eine frühmorgendliche Aufregung über einen Klebezettel in dem üblichen Geschwätz zwischen Nachbarn. Ich nahm mir fest vor, in Zukunft möglichst subito oder stante pede, jedenfalls hellwach aus der Welt der Träume in die rauhe Wirklichkeit des Verzichts und Verzagens (manchmal Versagens) aufzutauchen.

Natürlich bin ich selbst wie alle Menschen in mindestens einer Hinsicht Außenseiter

Der Barfüßer von Tübingen

Herman: Du gehst barfuß, so lange ich dich kenne, und das auch im Winter
Levi: Ja, aber in Sandalen und so lange die Temperatur nicht unter null Grad sinkt. Von da ab trage ich auch Strümpfe
Herman: Wie kam es dazu?
Levi: Meine Mutter litt zeit ihres Lebens an zu kalten Füßen. Die steckte mich in Lammfellschuhe. Brav wie ich damals war, schwitzte ich darin wie verrückt. Erst im Alter von neun Jahren durch Hungerödeme an den Füßen und Beinen, dann wieder durch einen Gicht-Anfall dazu gezwungen, ohne Strümpfe und Schuhe zu laufen, wunderte ich mich selbst, dass ich plötzlich meine Schweißfüße los war. Außerdem machten mir niedrige Temperaturen nichts.
Herman: Und was sagen die Ärzte dazu?
Levi: Die behandeln das als Krankheit, haben aber noch nicht einmal einen Namen dafür
Herman: Und wie bezeichnest du das?
Levi: Ich spare Strümpfe und Schuhe. Wieso brauche ich da eine Bezeichnung?
Herman: Und die Sandalen
Levi: Haben vor allem den Zweck, nicht immer auf den Boden schauen zu müssen wegen Glassplitter oder so. Sie wärmen leicht, lassen den Füßen aber reichlich Durchlüftung.
Herman: Kehrseiten?
Levi: Regen und Schnee in den Sandalen. Ja, und dass ich im Winter laufend gefragt werde.
Herman: Wie ich dich kenne, gibst du dann die abenteuerlichsten Erklärungen
Levi: Hunderte. Und manche Leute scheinen das auch als bare Münze zu nehmen
Herman: Besondere Vorkommnisse?

Levi: Einmal überholte ich im Winter auf meinem Weg über das Schloss in die Altstadt Tübingens ein Ehepaar mit einem etwa fünfjährigen Jungen, eingemummt wie nur irgendmöglich mit Pudelmütze, Handschuhen und – ich denke – Lammfell-Langschäftigen. Der Junge: „Dass der das darf!“ der Vater: „Ein Eiszeitmensch. Die dürfen das“

Natürlich ist diese Geschichte in vielen Varianten, auch mit wechselnden Rollen im Umflauf.

Hier nur eine weitere

Behinderung

Herman: Wehklagen über Wehklagen: Habe ich dir überhaupt schon einmal meine Probleme mit meiner Behinderung verraten?

Lewi: Du meinst deine Barfüße? Eine zweifellos schwerwiegende Behinderung.

Herman: Du hast gut lästern. Du glaubst gar nicht, wie viele Leute ihr Empathiebedürfnis an mir auslassen, wenn sie mich im Winter barfuß gehen sehen.

Lewi: Wirklich ein Problem. Du sparst Schuhwerk und Strümpfe

Herman: „Mich friert schon, wenn ich das sehe“, ist noch das Harmloseste, was ich mir anhören muss. Die Polizei schreibt mir vor, vor dem Autofahren Schuhe anzuziehen. Die meisten würden mich gleich zum Arzt schleppen.

Lewi: Und was sagt dein Arzt?

Herman: Der checkt mich durch und schickt mich anschließend zum Psychiater.

Lewi: Und was sagt dein Psychiater?

Herman: Da musste ich erst einmal eineinhalb Jahre warten, bis ein Psychiater so gnädig war, mir sein Ohr zu leihen.

Lewi: Ich sage seit einiger Zeit: Wenn du zum Psychiater gehst, dann denk an Karacic.

Herman: Wer war denn das?

Lewi: Der serbische Massenmörder. Und was kam bei dir heraus?

Herman: Ich litte an einer phylogenetischen Retardierung. Die Behinderung hätten schon die Eiszeitmenschen gehabt. Dass meine Mutter an zu kalten Füßen gestorben sei, bestätige das nur. Außerdem verordnete er mir hundert Verbeugungen vor der Freud-Statue in der Wiener Berggasse.

Lewi: Der hat dich also verarscht. Da gibt es doch nur ein Freud-Haus.

Herman: Das hat er wohl auch so formuliert. Ich verstand das aber zuerst als „Stützbeugen in dem Wiener Freudenhaus“. Nein, nein, sagte er, das hätte

ich missverstanden, und sprach dann von dem großen Freud. Und der blieb dann als Statue in meinem Gedächtnis haften.

Lewi: Immerhin erspartest du dir eine Pilgerfahrt nach Wien. Auch die hätte dir sicher keine kalten Füße beschert.

Auserwählt

Wenn in der Menschheitsgeschichte eine Überzeugung genetisch bedingt ist, dann die, dass das Ego der Mittelpunkt der Welt ist. Unter dem Druck von Umgebung und wachsender Erkenntnis erweitert das Ego den Mittelpunkt immer mehr aus auf Familie, Clique und Bekanntenkreis. Manchmal drängt es in Sonderbahnen, z.B in Sprachgemeinschaft, Klasse, Rasse, Geschlecht und Volk. Wenn es gut läuft, dehnt es sich aus auf die ganze Menschheit oder das gesamte Leben, wenn nicht die ganze Welt und akzeptiert die Rolle eines Minifunken in der Geschichte vom Urknall bis zur Weltimplosion. Manchmal springt es über zu einem Führer oder Gott. Dann rettet es sich in die Vorstellung, direkt in der Umgebung der derart delegierten Mitte gleichsam als Stellvertreter und Sprecher oder zumindest als Favorit oder Auserwählter gegen die Bedrohung durch andere Egos zu behaupten. Die Folge dieses Sich-auserwählt-Fühlens ist nahezu unvermeidlich eine Abwertung der anderen Egos mit dem meist uneingestandenen, häufig genug aber verwirklichten Wunsch, diese zu vernichten. Kurz: Auserwähltheit heißt Krieg.

Auserwählte, Stellvertreter und ihre "ewigen Chefs"

Krass, aber deshalb nicht unbedingt übertrieben: Wer sich für auserwählt hält, hat für Nicht-Auserwählte bestenfalls so etwas wie Mitleid übrig. Mitleid ist nur selten ohne Gefälle von Mensch zu etwas Minderwertigem anzutreffen. Meistens ist der Nicht-Erwählte nicht mehr als ein Untermensch, manchmal nur ein Missionsopfer oder gar ein auszurottender Feind. Wie immer man Rassismus definiert, der Auserwähltheitswahn ist ein nicht wegzudenkender Bestandteil dieses Fehlverhaltens.

Die Stellvertreter leben von diesem Auserwähltheitswahn. Von ihnen und ihrem Priestern stammen die heiligen, "auserwählten" Texte, je älter, desto geeigneter als Codex, also für so etwas wie den Koran oder die Bibel, nicht immer von ihnen verfasst, häufiger sogar von anderen Kulturen übernommen, heute würde man manches in ihnen Plagiat nennen. Sie werden in einigen Kulturen zu Bestandteilen von Ritualen, deren Sinn keiner mehr kennt, die aber geeignet erscheinen, Menschen in Trance zu versetzen. Sie wirken dann wie Hypnose oder Drogen.

Die Auserwähl**enden**, die "ewigen Chefs", Götter, aber auch alles, was aus der Sicht der Stellvertreter nicht in Frage gestellt werden darf (Natur, Nirwana etc.), sind, für sich (also v.a. ohne Stellvertreter) genommen, weitaus unproblematischer. Wer sie, ob sichtbar oder unsichtbar, meinetwegen auch nicht ewig oder nur partiell (wie die Demiurgen) nur als Metapher interpretiert für das, was jemandem als Orientierungsmitte zu dienen scheint, tut eigentlich etwas wie alle, selbst die, die sich gegen Rassismus und Auserwähltheitswahn wenden. Erst in dem Moment, da er oder sie die Mitmenschen nicht im Blick haben oder sie gar als Opfer seiner oder ihrer Orientierungsmitte sehen, d.h. nicht bereit sind, sich mit der der Mitmenschen abzustimmen, stehen diese "ewigen Chefs" zur Debatte. Dann geriert man sich nämlich nicht anders als die Stellvertreter. Wünschenswert sind lediglich Diskussionsbeiträge, meinetwegen auch Ratschläge, es sei denn sie wirken wie Befehle oder werden von vornherein als unwiderlegbar oder auch nur als logisch ausgegeben.

mein rassismus

ich bin ich
ich hasse mich, weil:
ich hasse meinen bruder
ich hasse meine vorfahren
und ihre freunde.
rassisten, die massen von menschen
ausbeuteten, folterten und mordeten
ich hasse die drahtzieher,
die für mich
in afrika und anderswo
menschen ausbeuten
kinder verhungern lassen
ich hasse menschen,
die das gutheißen
oder auch nur in kauf nehmen.

bin ich etwa kein rassist,
oder gar frei von rassismus
wie der sich sieht,
der diese zeilen gegen mich
für seinen rassismus vereinnahmt?
bin ich etwa kein wegbereiter,
der die verharmlost,
die ausbeuten, foltern und morden?

ist der etwa kein rassist,
der menschen auserwählt
und andere als ungleich
und also als untermensch behandelt
oder sie preisgibt an die ausbeuter, folterer und mörder?

bin ich von gott auserwählt,

ihn mit solchen fragen zu konfrontieren?
ist kritik rassismus?
ist vergleichen die ursünde?
gibt es ein vergleichen,
das nicht zwischen gleich
und ungleich unterscheidet?
liegt nicht jeder,
der gleich mit gleich gleichsetzt, schon
(wenn auch manchmal haarscharf)
daneben?
gewinne ich die illusion von gleichheit
anders als durch abstraktion
von ungleichem?

warum treibt mich mein rassismus
nicht in verzweiflung?
warum kaschiere ich meine tatenlosigkeit
hinter meinem poesieverbrämten image als
alter knacker?
warum beschmutze ich
die chance, die ich nicht habe,
auch noch mit gelaber,
wie dieses elaborat,
oder gar mit wissenschaftlich fundierten
fußnoten?

für alle, die mich jetzt von meinem rassismus
heilen wollen:
kommt mir bitte nicht
mit einem absolvo te.

Ich gehe gerne anderen Menschen auf die Nerven, insbesondere mit meiner Zweifelkunst (oder wie man es nimmt: Zweifelsucht). Ohne diese geht man nicht nur anderen, sondern vor allem sich selbst auf dem Leim. Es war die antike Philosophie und in der Neuzeit der Humanismus seit Giordano

Bruno, der uns die Kunst des Zweifelns lehrte. Im Bereich der Philosphie stand dabei von Anfang an die Frage im Mittelpunkt: Was kann ich erkennen? oder Vaihingerisch ins Gegenteil gewendet:
„Wie kommt es, dass wir mit bewusst falschen Vorstellungen doch Richtiges erreichen?“
Wer glaubt, dass man mit diesen Ansätzen schon zu weit gegangen sei, durchschreite erst einmal die Zweifelschule dieser Texte, bevor er zu der Helle neuer Erkenntnishorizonte durchstoße. Hier ein erster Schritt:

Abbild

Es gibt sie immer noch: die Menschen, die nicht zweifeln können, das meistens auch nicht wollen und also fest davon ausgehen, dass die Welt so ist, wie sie ihr Kopf wahrnimmt oder sich zusammenreimt. Natürlich kommt man ziemlich weit, ohne zu zweifeln. Es besteht aber kein Grund, das Zweifeln zu verteufeln. Die Diffamierung des Zweifelns erleichtert vor allem Diktatoren, Kirchenführern und anderen Herrschenden ihr Regieren, wenn ihre Untergebenen sich die Welt so vorstellen, wie es ihnen ihre Wahrnehmungsorgane widerspiegeln, sofern das Ergebnis nicht im Widerspruch steht zu ihren Gesetzen, Katechismen und Vorschriften unterschiedlicher Art. Wer zB im Sowjetreich an der Widerspiegelungs-bzw Abbildtheorie des Diamat-Kommunismus zweifelte, wurde exkommuniziert, eingelocht oder sonstwie verfolgt.

Aber ich sollte auch die Selbstverständlichkeit hinterfragen, mit der ich lange Zeit in Anlehnung an Vaihinger die Abbildtheorie durch ein anderes Bild kritisierte: Das sei so, wie wenn ich meine Exkremente als Abbild sähe von dem, was ich verzehre. Wenn sogar Bundeskanzler tönten:

„Wichtig ist, was hinten herauskommt,“

wird es Zeit, hier einiges richtig zu stellen. Wichtiger ist Lebewesen jedenfalls, was ihr Körper dem Verzehrten entnahm, bevor es hinten herauskommt. Und an diesem Wichtigerem sollte man auch betonen, dass es weniger irgendein Rest, etwas Abstraktes oder Reduziertes, eine Silhouette oder ein Bruchteil ist. Es ist vor allem etwas Verändertes, Verarbeitetes oder Produziertes. Meistens nicht sofort wahrnehmbar, manchmal regelrecht verborgen und erst nach langwieriger Forschung ermittel- und durchschaubar, muss man sich nicht wundern, wenn das wirklich Bedeutende den Lebewesen, selbst Wissenschaftlern über weite Strecken entgeht. Schlimmer: Jeder Zweifelnde sollte wissen, dass er zumindest einer Mauer mit Gegenwehrwaffen übelster Sorte begegnet.

Es sollte uns jedenfalls zu denken geben, dass es nahezu nirgends auf der Welt auch nur ein Institut für interdisziplinäre Bedeutungsforschung gibt, dass Ansätze in dieser Richtung schon im Keim erstickt wurden. Auch ich tue besser, erst einmal die Fundamente des Zweifelns fester zu begründen. Wer mir dabei nicht helfen will, hülle seine Zweifel am Zweifeln erst einmal in Schweigen.

Wechseln wir vorläufig das Thema:

Mama

Kürzlich trat meine Heimatzeitung allen Ernstes für ein Verbot des Wortes >Mama< ein.

Na ja, ich kann das Tagblatt ja verstehen. Da hilft mir mal wieder meine Biographie. Kaum, dass ich als Spätling die vertraute Bauchhöhle meiner Mama verließ und in der Klinik zwischen Hamburg und Holstein, wie früher üblich, erst einmal mit vielen anderen Säuglingen isoliert in ein Bett deponiert worden war, war ich sofort für meine Mama erkennbar an meinem gellenden Schrei. Mein Papa, der mit seinem Zweitnamen Dieterich hieß, was wir Kinder später absichtsvoll wegen seiner abenteuerlichen Deutungen aller möglichen Vorgänge in >Deuterich< verhörten, behauptete später, schon mein erster Schrei hätte >Mama!< gelautet.

Wie dem auch sei, meine gellenden Mama-Schreie gingen meiner Umwelt alsbald derart auf die Nerven, dass man auf Abhilfe sann. Ich weiß nicht wie, aber meine Eltern verstanden mich ruhigzustellen, natürlich nicht, indem sie mir die Lippen mit einem Lolly oder sonst etwas zupflasterten. Im Gegenteil, sie muteten mir nicht einmal Windeln zu. Ich war von Anfang an ein freier Mensch und nuggelte höchstens an der Gummi-Unterlage für alle Fälle. So beschränkte sich mein gellender Mama-Schrei auf Notfälle. Und da meine Mama sofort zur

Stelle war, blieb es bei diesen seltenen Unterbrechungen meiner Träume rund um die Mama-Brust.

Meine Mama hatte einen Hausfreund. Der hieß ELLEGARD und kam aus Holland. Als ich meinen Papa später frug, ob das mein leiblicher Vater sei, reagierte er überrascht bis nachdenklich und beschränkte sich auf die Kurzmitteilung:

>Der wollte doch bei ihr nur seine Friesisch-Kenntnisse auffrischen<.

Friesisch war die Muttersprache meiner Mama. Mein Papa verstand diese Schwestersprache des Angelsächsischen und Plattdeutschen noch weniger als ich. Und meine Kenntnisse reduzierten sich im Laufe der Zeit auf >Mulke<(englisch ‚milk', plattdeutsch ‚melk' und hochdeutsch ‚Milch'). Zu diesem Mama-Brust-Ersatz hatte der Arzt geraten, weil der Mama-Milch angeblich ein Stoff fehlte, was bei mir Symptome einer Rachitis erzeugen würde. Nie wieder durch Ärzte diagnostiziert. Mamas Doktor wollte wohl nur wie ich mit der Mama-Brust spielen. Das Thema „Ärzte" behandle ich aber wohl besser in einem anderen Buch.

ELLEGARD war im Hauptberuf Anlageberater und im Nebenberuf Dichter wie ich, was mich zu obiger Frage an Papa veranlasste. Aber wie man dem Foto anbei entnehmen kann war meine Mama in ihrer Jugend bei aller Fülle bildhübsch. Warum also nicht.



Meine Mama vor meinem ersten Mama-Schrei

Als ich schon etwas älter war und wegen einer Ungerechtigkeit oder auch durch Prügel meines drei Jahre älteren Bruders einen meiner gellenden Mama-Schreie ausstieß, rief ELLEGARD:

>Das ist ja einmalig! Unerhört! Welch eine Stimmgewalt!<

Wenig später schleppte ELLEGARD ein Tonbandgerät herbei. Keiner von uns hatte so ein Gerät je zuvor gesehen. Auch mein an sich an allem Technischen interessierter Papa nicht.

Dann spielte dieser holländische Hausfreund meiner Mama Musik vor. Die erste Musik, die ich je hörte. Sie war prägend, blieb mir auch bis heute im Ohr und wurde später von mir identifiziert als der 4. Satz der 9. Sinfonie von BEETHOVEN mit der Gesangseinlage:

>Nicht diese Töne<

Unmittelbar nach dieser Passage riss ein gellender Mama-Schrei uns aus dem Hörerlebnis. Alle schauten auf mich. Ich stotterte nur:

>Das war ich nicht<.

Und lachend staunten wir, was das Tonbandgerät zu leisten vermochte.

Kurz bevor ich eingeschult wurde, kam ELLEGARD mal wieder zu Besuch.

Mama, Papa und mich schleppte er in den Circus, der gerade auf dem Dorf meiner Großeltern gastierte. Mir gefiel vor allem der Clown, der gerade so tat, als hätte eine Taube beim Vorbeiflug etwas auf seiner Nase hinterlassen. Danach mehr nebenbei ELLEGARDs Frage:

>Hättest du nicht Lust, in so etwas wie diesem Circus als so etwas wie dieser Clown aufzutreten?<

Begeistert und natürlich völlig unbedacht, rief ich mit gellender Stimme:>Ja!< Und schon kam der empörte Protest meiner Eltern:

>Und was wird aus der Schule?<

ELLEGARD hatte aber offenbar schon alles eingefädelt. Ich sollte einen Schlager singen, den ELLEGARD komponiert hatte. Nachdem ich in der Schule lauter Einsen mit nach Hause brachte, und schon mehrere Reporter des Nordwestdeutschen Rundfunks (darunter war, wie ich später erfuhr Heinz EHRHARDT) bei Mama und Papa auftauchten, ließen sie sich allmählich „weichkneten“, wie das mein Papa ausdrückte.

>Versuchen wir es einmal. Wird schon schiefgehen.<

Der erste Anlauf ging auch tatsächlich schief. Vor lauter Aufregung und Respekt vor den Mikrophonen und den Aufnahmegeräten, aber auch wegen der Hektik des Aufnahmeleiters versagte meine Stimme.

>Das wars< rief Papa erleichtert.

Aber da kannte man ELLEGARD schlecht. Zusammen mit Heinz EHRHARDT arrangierte er bei Schokolade und Mulke eine vertraute Atmosphäre, bis sich meine Blase meldete und ich nach der offenbar nicht anwesenden Mama rief. Da versammelte sich plötzlich im Lokstedter

Aufnahme-Studio eine für mich ungewohnte Menge von Menschen. Sogar der Leiter des Norddeutschen Rundfunks soll dabei gewesen sein.

>Das ist es!< soll er ausgerufen haben.

Und also ein 2. Versuch. Zuvor viel Schokolade und Mulke, bis die Blase sich erneut meldete. Dann sang mir ELLEGARD den von ihm komponierten Text vor. Und da ich bis zum 12. Lebensjahr ein hervorragendes Gedächtnis hatte, gelang es auf Anhieb.

Nach einer Weile zog ELLEGARD mich an sich und meinte:

>Gerd, meint der Chef, kommt als Name bei vielen nicht so gut an.<

Ich mochte meinen Namen ohnehin nie. Und da ich noch kein Französisch konnte, und erst recht noch keine belgischen Krimi gelesen hatte, kam ich auch nicht auf meinen jetzigen Namen >SIMENON<.

>Heintje< hätte der Chef vorgeschlagen, als er hörte, dass einer meiner Zunamen HEINRICH sein soll. Von da ab war kein Halten mehr. Der Schlager mit meinem gellenden >Mama<-Schrei lief um die Welt. Bis heute ist er der am häufigsten abgespielte Schlager.

Meine Mama und meinen Papa, die über lange Zeit immer noch skeptisch waren, überzeugte der plötzliche Reichtum. ELLEGARD, der ja Anlageberater war und selbst eine Menge daran verdiente, überredete sie, die Millionen zusammen mit den seinen in einer Insel im Pazifik anzulegen.

>Da gab es gerade ein Erdbeben. Vulkane sind explodiert. Und ohne Vulkan ist da eine kleine Insel aufgetaucht. Wundersamerweise sogar mit Sand, weißer als an der Nordsee<.

Diese Insel im FUTSCHI-Archipel sei wie gerufen für den Tourismus. Sogar den Namen der Insel hatte ELLEGARD parat: >Mama-Insel<. Wir machten da auch mehrere Male zwischen den Auftritten Urlaub.

Dann kam aber mit 12, was unvermeidlich war, die Pubertät und mit ihr der Stimmbruch. Die Auftritte (mittlerweile rund um den Globus) wurden von heute auf morgen gestrichen. Nach dem Stimmbruch, kamen aus meiner Kehle nur Laute wie eine verkorkste Knarre, ja, wie die Stimme des Nichts in der >unendlichen Geschichte.< Wegen der Tantiemen wäre der Stimmbruch finanziell nicht unbedingt ein Desaster gewesen. Aber dann kam im FUTSCHI-Archipel ein neues Erbeben, sogar mit Tsunami. Die Folge: die Mama-Insel versank auf Nimmer-Wiedersehen im Meer. ELLEGARD nahm sich das so sehr zu Herzen, dass dieses einen Infarkt bekam, wie damals üblich mit Todesfolge.

Ich selbst war in dieser Hinsicht eher erleichtert. Wie jetzt die Redakteurin vom Tagblatt konnte ich ohnehin schon lange das Wort >Mama< nicht mehr hören. Während meines Studiums gab es schräg unter meiner Dachkammer eine Kneipe. Immer wenn da die Tür aufging, kam aus der Musikbox, wofür jemand gerade einen Groschen geopfert hatte, und ungewöhnlich oft mein gellender >Mama<-Schrei. Nach einer Weile übernahmen einige Drosseln aus dem Garten die gleichen Töne. Ich hielt es nicht mehr aus, und zog alsbald nach Tübingen. Welch eine Erleichterung! Als eine italienische Tomatenfirma anfragte wegen der Urheberrechte, konnte ich sie gerade noch bewegen, statt >Mama< wenigstens >Mutti< als Produktname zu wählen.

Ich hasste die Öffentlichkeit. Nach der Pubertät konzentrierte ich mich auf die Poeterei und die Kunst, später kam auch noch Wissenschaft, v. a. Mathematik und Philosophie, dazu. Musik geriet sehr schnell in bloße Passivität. Ich schloss mit meinem HEINTJE-Leben ab, nahm wieder meinen ursprünglichen Namen und später die belgische Variante an.

Ich schloss sogar noch eine Idee gründlicher mit meinem präpubertären Leben ab. Da mich immer noch Leute erkannten und ansprachen, stand fest: Ich werde spotthässlich und lass mir einen Bart stehen. Die Natur schenkte mir eine Glatze, sogar eine Unterlippenglatze dazu. Außerdem sah ich mich nach einem Double um, der meine ehemaligen HEINTJE-Visage ähnlich sah und an meiner Stelle fantasievoll in den von mir so gehassten Talkshows auftreten und so tun sollte, als sei er ich. Bis heute hat das geklappt.

Aber wenn ich heute das Wort >Mama< höre, zucke ich immer noch zusammen. Als ich mich im Rahmen meiner 3. Reich-Forschung auch mit den Sprachpflegern befasste, früher eine Domäne der Rechtspopulisten, und von deren Forderung las, dass für den Gebrauch von Fremdwörtern eine Geldstrafe zu erheben sei, dachte ich, so etwas wäre auch für das Wort >Mama< angebracht.

Dann las ich allerdings, dass der Schöpfer des Muttersprach-Gedankens Leo WEISGERBER, aus dessen Munde zuvor niemand je das Wort >Mama< gehört hatte (es war ihm zu global, zu antinationalistisch, ein Wort, das ihm zu vielen Völkern gehörte), gerade als letztes Wort >Mama< geröchelt habe. Ich erkannte, bisher gibt es kein Heilmittel gegen die Mama-Krankheit.

Ich erinnerte mich, dass in der Bibel ein Mammonkult erwähnt wird und ein Tanz um ein goldenes Kalb, was die Theologen auf einen Mama-Kult zurückführten, in dem der Tanz um die Mama-Brust im Mittelpunkt steht. Auch das Wort >Manna< habe zuerst >Mama< geheißen und statt für ‚Brot' für ‚Milch' gestanden.

Auf der ganzen Welt hat dieser Kult Spuren hinterlassen. Dieser Mama-Kult scheint unausrottbar zu sein, muss offenbar wie die Atombombe als unabänderlich hingenommen werden. Auch die Erfahrung des norddeutschen >Sonnabend-Clubs<, dass sein Ziel das Wort >Samstag< auszurotten, auf der ganzen Linie fehlgeschlagen ist, lässt mich zweifeln. Als Sprachwissenschaftler halte ich es für schwierig genug, den Sprachursprungsforschern die Theorie auszutreiben, >Mama< sei weltweit zu Beginn der Menschwerdung das erste Wort gewesen.

Der Umstand, dass >Mama< in fast allen Sprachen, ob verwandt oder nicht, vorkommt, kann wie alle bloßen Häufigkeitsnachweise nicht überzeugen. Auch zwischen Worten und Taten lässt sich keine so enge Beziehung herstellen, dass man Gründe hat vorherzusagen, dass mit dem Verschwinden des Worts >Mama< auch die so genannten Personen aussterben oder gar ausgemerzt würden. Eher sterben die Männer aus, die ja ohnehin kaum etwas anderes seien als Drohnen.

Meine Zweifel verdanken sich freilich weniger einem senilen Schwächeanfall als der nüchternen Frage meiner Geliebten, ob ich an einer Mama-Allergie leide. Vielleicht hat sie recht: Ich sollte mich endlich einmal von der Brust meiner Mama emanzipieren.

P.S. An meine Freunde und Bekannte am 24.12.20017 verschickt mit einer Mail ungefähr des Inhalts: Meine eigene Zunge behauptet immer wieder, dass ich ein Festmuffel bin. D. h. allerdings nicht, dass ich nicht mitkriege, dass heute Heiligabend ist. Ich schwöre aber, dass es nur an dem Zufall des Tippstreiks der Mamas unter meinen Mitarbeiterinnen lag, dass ich der Menschheit so etwas Anti-hagiographisches wie diese Kurzgeschichte erst heute schenke. Sie liegt nämlich schon seit einer Weile in meinem Chaoshaufen voller ungeborener Kunstwerke herum. Meine Tippse Gabriele macht mich gerade darauf aufmerksam, dass heute nicht ein Mama-, sondern ein Kinderfest ist. Was Festmuffel nicht alles durcheinanderbringen! Außerdem sei nicht nur Mammon und MANNA von Mama abzuleiten, sondern zweifellos auch das Wort Mann.

Das Fundbüro

Eine Frage an immaterielle Leserinnen und Leser: Musst du auch manchmal austreten oder – um meiner Verallgemeinerungssucht zu huldigen – ausbrechen etwa aus einem Alltagstrott oder – um wieder konkreter zu werden – aus dem unendlichen Einerlei des Ein-und Ausatmens mit gelegentlichem Unterbruch z.B. durch Schlucken von überschüssigem Speichel oder auch von Frühstücksei mit Orangensaft, vielleicht auch als Antwort auf die Frage deines Partners oder deiner Partnerin:

>Was, willst du schon wieder?<

>Schluck lass nach,< war meine regelmäßige Antwort, weswegen mich Franziska immer >armer Schlucker< nannte

Ausbruch Nr.1: Ich will ja nicht penetrant oder penibel sein (bitte beides nicht von Penis ableiten), aber ist da nicht in diesem Satz ungewollt bedeutungstragend ein Komma geraten? Na ja, so anders klingt der Satz ohne Komma auch wieder nicht.

Zurück zum Alltagstrott. Zum Alltagstrott rechne ich auch manches, was Schweizer zum Immateriellen rechnen: Briefkastenleeren Zeitunglesen, na ja abgesehen von meinen vergnüglichen Niesern zwischendurch oder auch manchem Lacher wegen einer missratenen Todesanzeige.

Ausbruch Nr.2: Kürzlich las ich in einer Schweizer Zeitung, dass es in Zürich ein Fundbüro gibt für immaterielle Dinge. Toll, dachte ich, originell allemal, und flugs war ich dabei, dort eine Sache aufzugeben. Als Beispiele wurde für immateriell Gesuchtes angeführt: Selbstachtung, Geduld oder Respekt. Einmal auch "mehr Licht" und dann fand sich offenbar jemand, der Gefundenes abgab, im letzteren Fall eine Kopie aus einer Sammlung von letzten Worten, wo das dem Dichtergrößen GOETHE zugeschrieben wurde, der das offenbar kurz vor dem Abkratzen absonderte.

Ausbruch 2a: Ich bitte, meine notorische Respektlosigkeit vor GOETHE zu entschuldigen. Ich kann ihm offenbar immer noch nicht die Niedertracht verzeihen, die er seinem Dichterkollegen KLEIST und dessen Meisterkomödie >Der zerbrochene Krug< einbrockte.

Zurück zu Ausbruch 2: Unter der vorgegebenen Rubrik >Suche< gab ich nur das Wort >Leser< an. Da kam als Antwort:

"Das ist nicht immateriell"

In der umständlichen Art der mir von meinen Vorfahren ererbten Anekdotelei versuchte ich, gespickt mit vielen VAIHINGER-Zitaten, zu hinterfragen, was denn überhaupt immateriell sei, dass das Fundbüro ja wohl in die von Philosophen spätestens seit der GOETHE-Zeit problematisierten Falle des Metaphernpaares >Geist – Materie< gepurzelt sei. Das sei so etwas wie die Geschichte HOMERs über ODYSSEUs' Abenteuer zwischen SCYLLA und CHARYBDIS, zwei unterschiedliche Fallen, durch die der Held mit Geschick und Glück hindurchschiffte. Leider würden auch viele Philosophen vergessen, dass es die reine Materie ebenso wenig gebe wie ihr Gegenteil, also in die eine oder andere Falle getappt sind.

Einzige Antwort der Fundgrube:

>Habe schallend gelacht.<

Meine Erklärung:

>Ich suche nach einem Leser für diesen Text<

stieß ebenfalls ins Leere, d.h. blieb unbeantwortet. Kombiniere: Auch nicht gelesen.

Zurück zum Einerlei von Ein- und Ausatmen. Erst jetzt verstehe ich, warum ich, obwohl ich in dem fließenden Gewässer der 50cm- flachen Seeve (einem Nebenfluss der Elbe) früh mit 4 Jahren schwimmen lernte – man musste nur gegen den Strom beide Füße gleichzeitig hoch hinter sich herziehen, lernte so sogar spielend leicht rückwärtsschwimmen – und warum ich dennoch durch das Schwimm-Abitur fiel. Weil ich als arythmischer Mensch auch das Ein-und Ausatmen nicht mit den Schwimmbewegungen koordinieren konnte, und mich, kaum 1000 m geschwommen, prompt ver-

schluckte, konnte ich froh sein, dass unser Sportlehrer mich dem Ertrinken entriss. Eine der vielen Durchfälle im Leben des "am häufigsten durchgefallenen Hochschullehrers", als der ich mich heute vorzustellen pflege. Wer seinerzeit in Hamburg durch das Schwimmabitur fiel, musste das Abitur in Gänze wiederholen. Aber unser Sportlehrer hatte ohnehin einen Narren an mir gefressen und beließ es bei einer Kollektiv-Bescheinigung:

"Alle Schüler der Klasse 13b haben die Schwimmprüfung bestanden."

Mondieu, ich hätte ja gar nicht studieren, erst recht nicht Lehrer und Hochschullehrer werden dürfen. Mein ganzes Leben verdanke ich einem Betrug. Und das nur wegen meiner Neigung zum kreativen Luftholen, wie ich meine Arythmie gerne beschönige. Ich entsinne mich, dass meine Mutter mich als Kind häufig weckte:

>Jung, ist alles in Ordnung mit dir.<

Ich bejahte das regelmäßig und drehte mich um zu einem langen Weiterschlaf in geborgener Erholsamkeit. Wenn ich sie auf ihr Klage, sie habe meinetwegen kein Auge zugemacht, am Morgen darauf frug, warum, sagte sie nur, ich hätte so unregelmäßig geatmet. In mir gäbe es etwas, dass sich heftig gegen das Einerlei des Ein- und Ausatmens stemmt.

Ausbruch 3:

"Du leidest doch auch an ASPERGER."

Ein Kollege aus meiner Heimatstadt Hamburg hatte mich vor kurzem kontaktiert unter dem Vorwand, mit mir über einige Vorsokratiker zu diskutieren. Ich hatte über diese nicht einmal Tertiärinformationen. Mir imponierte das πάντα ῥεῖ, (= panta rhei ‚alles fließt') des HERAKLIT. Dagegen hielt ich schrecklich wenig von einem Bemühen um den Seinsgrund der Welt, wodurch v.a. PARMENIDES bekannt wurde. Von den Vorsokratikern vor HERAKLIT und PARMENIDES, die mein Kollege im Auge hatte, hatte ich noch weniger Ahnung. Und den Namen "ASPERGER" hatte ich noch nie gehört: Der Kollege bat mich, einen Katalog von Fragen zu beantworten. Was dieser Kollege alles aus meiner Art zu atmen herauslas: extreme Egomanie, Verallgemeinerungssucht, Oberflächenfaszination und Übersensibilität! Aus diesem Merkmalskatalog schloss er haarscharf: ASPERGER.

Vorgehensweise und Bestimmtheit der Analyse erinnerten mich an meinen älteren Bruder, der Psychiater war, und dem ich schon früh unterstellte, dass er vor allem FREUD nicht verstanden hatte. Seitdem reagierte ich immer, wenn mir jemand etwas unterstellte: Mag ja sein, warum auch nicht, und stellte als jemand, der sich als Linguist intensiv mit dem Sprechakt des Fragens befasst hatte, die Gegenfrage, welchen Sinn es habe, an einem Menschen einen Katalog von Fragen zu exekutieren. Was ließe sich mit diesem Netz von Fragen mehr an einem Menschen einfangen als Egomanisches, Allgemeines, Oberflächliches und Übersensibles. Was hat ein Fischer an dem Kabeljau verstanden, der in seinem Netz zappelt: Und dann frug ich ihn nach dem Interesse an dem Kabeljau, ob er etwa im Auftrag meines Bruders nach Argumenten bei mir suchte, wie man mich in seine Behandlung zwingen könne. Früher wäre das Ziel solcher Merkmalsexekutierungen Entmündigung und Klapsmühle gewesen, im 3.Reich sogar Vergasung.

Ich weiß, das hätte ich nicht sagen dürfen. Ich habe nie wieder von diesem Kollegen etwas gehört. Aber was hatte er anderes erwartet, als dass ich egoman, verallgemeinernd, oberflächenorientiert und hauptsächlich übersensibel reagiere?

Da ziehe ich das Verfahren der Fundgrube vor, die mich nur fragt, was ich suche, auch wenn meine Antwort nicht verstanden wird:

>einen Leser, der sich durch diesen Text anregen lässt, selbst zu denken.<

Vielleicht finde ich dereinst auch einen Leser, der wie ich einen Postsokratiker wie DIOGENES sympathisch findet, der auf die Frage eines Mitmenschen, warum er als Clochard mit einer Laterne die taghelle Welt des Marktes in Athen erleuchtet, antwortet:

ἄνθρωπον ζητῶ (= ‚Ich suche einen Menschen‘)

Mein Griechisch-Lehrer drehte die Augen gen Himmel und kreidete das als Fehler an, als ich das hautnaher übersetzen wollte:

‚Mensch, ich suche dich!‘

Aber ist das denn wirklich so irreführend daneben? Ich würde mich jedenfalls freuen, liebe Leserin und lieber Leser, der es dir gelungen ist, dich zu entimmaterialisieren, wenn du mir (bitte schriftlich)

bestätigen könntest, dass du dich durch diese Übersetzung mehr angesprochen fühlst als durch das, was möglicherweise sogar DIOGENES gemeint haben könnte. Bitte!

P.S. 1: Im Unterschied zu dem Fundbüro, das wegen einer Intransparenz-Erkrankung leider ihre e-mail-Adresse verschweigt, kann man mich, so lange ich noch bei Bewusstsein bin, erreichen unter:
gerd.simon@uni-tuebingen.de
P.S. 2: An sich wäre hier ein kommentierender Nachtrag zur Geschichte der Aktionsdichtung bzw. -forschung fällig, die ich schon seit den 70er Jahren propagiere und praktiziere. Vorbild: Der Agitprop-Dichter Friedrich Wolf, der sich zeitweise im Nehrener Wald am Fuße der Alb tummelte und dort seine Schauspiele aufführte, bekannt geworden durch den >armen Konrad< oder den >Professor Mamlock<, ursprünglich ein Hörspiel, das 1934 als Schauspiel in Zürich (unweit des Fundbüros) unter dem Titel >Professor Mannheim< uraufgeführt wurde. Der jüdische Soziologe Karl Mannheim lebte da bereits im englischen Asyl. Aber eure Klagen über meine Schachtelsucht (d.h. meine Lust am Verschachteln und Verstecken des Gemeinten hinter vielen Schachtelsätzen) veranlassen mich, es bei diesem Hinweis zu belassen.
P.S. 3: Vorab pflege ich Vorfassungen meiner Elaborate mit herzlichen Korrekturwünschen der Melbourner Freundin Roswitha, die ich seit 1968 länger als alle anderen noch lebenden Freunde kenne, zu schicken. Sie outete sich jetzt nicht als Leser, sondern mehr noch als Leserin dieser Anekdote und blamierte damit weniger meine Neigung zu missratenen Produkten als meine Prophezeihungsgabe, mit der ich alle Naslang prahle. Wenigstens eine Leserin durchbrach die bisher übliche Leseblockade meiner Mitmenschen! Ehrlich gesagt: Nichts in letzter Zeit hat mich so beglückt. Meine langjährige e-mail-Bekanntschaft out of Rosenheim, nein nicht die Sägebrecht, sondern der Peter Stichaner, hat den Nachweis seiner Leseleistung sogar in 7 verschiedenen Kommentaren zu unterschiedlichen Wörtern meiner Geschichte erbracht. Ich bin überglücklich.

Wiederholen und vergessen

Herman: **In letzter Zeit wiederholst du dich ständig.**

Levi: **Ich wiederhole mich nur, wenn ich vergessen habe, dass ich das schon einmal gesagt habe.**

Herman: **Blöde Ausrede.**

Levi: **Glücklicherweise bin ich seit meinem 12. Lebensjahr extrem vergesslich.**

Herman: **Jetzt wiederholst du sicher die Geschichte mit deiner Ausrede im Examen: Du könntest nicht einmal deine eigenen Gedichte auswendig.**

Levi: **Habe ich das schon einmal erzählt?**

Feindesliebe

Inzwischen schon eine Litanei:

Wer einen Unterschied macht etwa zwischen Freunden und Feinden, ist tendenziell Rassist. Zumindest wenn das wertend gemeint ist. Und wann ist es das nicht?

Gott macht einen Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Entnehme ich jedenfalls einigen ‚heiligen' Schriften. Ich kenne keinen Menschen, der das nicht als wertend versteht. Ich habe deswegen allen, die sich als seine Vertreter oder Anhänger ausgeben, vorgeworfen, sie hätten eine Gottesvorstellung, die aus diesem über alles geliebten und verehrten Herrn einen Rassisten macht.

Zumindest Jesus predigte – ich denke auch gegenüber den Verfolgern von Andersdenkenden (wie seinen Jünger Thomas) – die Feindesliebe. Er widersprach demgegenüber nach Ausweis des >Neuen Testaments< nie der Gottesvorstellung, nach der dieser jeden bedroht oder gar bestraft, der – in welcher Hinsicht auch immer – seine Gebote übertritt. War ihm also Feindesliebe mehr als ein Schafspelz über einem rassistischen Wolf?

Sonst noch Fragen? Warum nicht?

- Was ist von einem Liebhaber zu halten, der nur liebt unter der Bedingung, dass der Geliebte sein Andersdenken aufgibt?
- Was ist umgekehrt von einem derart Geliebten zu halten, der sich auf solche Zumutungen einlässt?
- Mag ja sein, dass es Menschen gibt, die unter Gegenliebe so etwas wie Selbstaufgabe verstehen. Soll ich also ein anderes Jesus-Wort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" so deuten, dass der Geliebte gefälligst so lieben soll, wie der Liebende es will? Warum soll er zB seinen Verstand ausschalten (so Paulus zu den Griechen)?
- Bin ich ein Gotteshasser, wenn ich meine Vorstellung von Liebe als höherwertig empfinde?
- Warum sollte Gott nicht mein Anderssein akzeptieren? Warum ist nie davon die Rede, dass Gott sich durch den Widerspruch eines Menschen änderte?
- Warum finde ich nirgendwo einen Hinweis auf eine Eigenschaft Gottes wie die Lernbereitschaft?

- Warum soll es der göttlichen Feindesliebe nicht gottgefällig sein, wenn jemand ohne Gott lebt oder wenn er die Frage nach Gott beiseiteschiebt?
- Wenn Gott also eine derartige Feindesliebe nicht praktiziert, warum verlangt er das von den Menschen?
- Warum reagieren Gott oder auch nur seine Vertreter nie mit Selbstironie? Warum reagiert er nicht irgendwo mit einem Bedauern, dass er im Menschen Geschöpfe geschaffen habe, die sich ihn nicht anders als lernunfähigen Diktator vorstellen können?
- Kann es sein, dass z.B. ich in Sachen Lernfähigkeit und Selbstironie mehr zu bieten habe, als mein angeblicher >Schöpfer<? Sind wir Menschen Roboter, die potenter, vielleicht sogar kreativer sind als ihre Erbauer?

Durchtrieben, wie mich die Leser inzwischen hoffentlich kennen, habe ich manche meiner und anderer Anekdoten Vaihinger in den Mund gelegt

Ein Gott, über den die Gläubigen lachen

Freund JONAS berichtet aus dem Nehrener Gemeindearchiv, VAIHINGER, den alle als den Vater der Atheisten und Agnostiker feierten, habe eines Tages die Einladung seiner Heimatgemeinde Nehren angenommen, von der Kanzel ihrer Kirche eine Predigt zu halten. Vermutlich hatte man ihn zuerst für seinen Vater gehalten, der ein Pfarrer war und wutschnaubend alle Kirchgänger anschnauzte: Sie alle seien Sünder, und kleinlaut hinzufügte: wie ich selbst.

Sohn Hans nahm nach einer Weile die Einladung an, predigte über Matthäus 7,12 in der Bergpredigt (in Luthers Übersetzung):

> **„Alles, was ihr wollt, dass es euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun…“**

und Vaihinger tut in seiner Deutung dann so, als ob er dafür sorgen müsse, dass der Vers so zu lesen sei, dass Jesus auch nichts dagegen habe, es sogar als Liebe deutet, wenn die Menschen über ihn lachen oder sich vorstellen, er mache gerade in die Hose.

Dann stellte er noch die Frage:

> **>Warum wird in den heiligen Texten nie etwas berichtet, über das man lachen könne.<**

- Zur Zeit Abrahams nahm Gott die Gestalt eines Menschen an.

- Zur Zeit Josephs erschien er dann in dessen Träumen.

- Noch später meinten Propheten, er spräche durch ihre Worte

- Jesus aber nannte sich (so der Evangelist Markus) Menschensohn.

VAIHINGER von der Kanzel:

Tun wir doch so, als ob Gott die Gestalt einer Frau angenommen habe ohne Penis mit Brüsten und mit einem knackigen Arsch. Gotteslästerung? Schauen wir uns doch einmal um, wie andere Kulturen mit dem umgehen, was sie für ihr Wichtigstes halten.

Von der Kanzel hörte man erstmals (und ich denke auch danach nie wieder) die denkwürdigen Worte:

Georg Wilhelm STELLER, Sprach- und Religionswissenschaftler, außerdem Völkerkundler und Philosoph, hat vor über zwei Jahrhunderten auf der pazifischen Halbinsel Kamtschatka im äußersten Osten Sibiriens nördlich von Japan das Volk der ITELMENEN entdeckt. Das Volk der Itelmenen gibt es heute noch. Aber in Stellers Beschrei-

bung von Sprache und Kultur dieses Sammler- und Jäger-, zentral Fischervolkes erkennt es sich heute kaum noch wieder. Denn inzwischen war es von Russen, speziell von dem Ackerbau- und Reitervolk der Kosaken erobert, sich entfremdet und ausgebeutet worden. –



Der Rabe, Gemälde am Hause von Nehrens bekanntestem Künstler CHC Geiselhart

Ein Rabe ist ihr Gott (wie sie dieses Lebewesen, gedrängt durch das Herrenvolk, jedenfalls in westlicher Übersetzung bezeichnen). Ihre Umgangsweise mit dieser Gottheit ist allerdings ungewöhnlich. Sie lachen über ihn, ahmen seine Bewegungen und Schreie belustigt nach, binden diese auch in ihre Tänze ein. Sie verehren ihn nicht, verachten ihn aber auch nicht. Sie halten Raben (die wir Europäer zu den intelligentesten Vögeln zählen) für eher dumm, behandeln sie aber als ebenbürtige Lebewesen. Ähnlich angstlos und amüsiert gehen sie mit anderen Lebewesen um. Von den Bären etwa lassen sie sich schon einmal die gesammelten Beeren klauen. Sonst aber halten sie diese nicht für gefährlich, scheinen nicht einmal zu wissen, dass sie für Menschen sogar lebensgefährlich sein können. In ihrer Sprache, in den Gesängen und Tänzen bilden sie alle möglichen Lebewesen ab, vorwiegend in Liebespositionen. Überhaupt stünde im Leben dieses Volkes nichts so sehr im Mittelpunkt wie die Liebe. –

Gut, Steller könnte man zu einem Vorfahren der Romantiker unter den Kulturforschern rechnen, wie wir sie heute in den Gelehrten Humboldt, Grimm, Rask, Pott und Bopp 100 Jahre später in Europa sehen. Aber wir können auch nicht umhin, es für denkbar zu halten, dass die Itelmenen einigermaßen so lebten, wie er es beschrieb. –

Fazit: Wenn man das denn Gott nennt, was für das itelmenische Volk ein Rabe ist, dann bin sogar ich versucht, etwas am Gottesgedanken zu finden: So gottlos, wie ich durchweg die Welt beschreibe, scheint sie doch nicht zu sein.

Dorfchronist JONAS berichtet weiter, VAIHINGER hätte von der Kanzel herab gepredigt, Gott wäre dagegen, wenn man in Menschen Teufel und Hexen sähe. Menschenlästerer seien sie und damit auch Gotteslästerer, es sei denn sie betrachten ihre Lästerei als Liebeserklärung.

Über VAIHINGER verbreitete man schon zu Lebzeiten viele Anekdoten. Diese Geschichte verrät aber nicht und man kann es auch nur ahnen, dass er dachte, er hätte Jesus tiefer verstanden als er sich selbst. Muss man ihn deswegen Menschen-= Gotteslästerer nennen?

Aus der Sicht der Gottgläubigen bin ich natürlich ein Gottloser, was so daneben formuliert ist wie das Gegenteil: ein Gottvoller. Aber da man erraten kann, was gemeint ist, lässt sich ein solcher Begriff vielleicht probeweise gebrauchen wie in dem folgenden Aphorismus, der die biblische Rede von „Stab und Stecken" aufgreift:

Stock- und Gottlose

Seit Kindesbeinen kann ich auf zwei Beinen stehen, laufen, springen.

Es gibt Menschen, die wie ich nicht gehbehindert sind, denen der aufrechte Gang also nicht fremd ist, die aber glauben, sie bräuchten darüber hinaus eine Stütze, zB. einen Stock. Von

diesen sind einige überzeugt, ohne Stock ginge es nicht. So weit so gut oder sagen wir: nicht schlecht.

Wenn allerdings die Verstockten unter den Bestockten ihre Mitmenschen bedrängen, sie müssten alle am Stock gehen, wenn diese gar am Ende den Stock nehmen, um uns Stocklose zu verprügeln, eventuell sogar zu Tode, dann ist zumindest alle Toleranz fehl am Platze, dann ist energische Gegenwehr angesagt. Und warum sollen Stocklose diese meist reich verzierten und dazu teuren Stöcke bezahlen?

Wer mit seinem Stock ein wunderschönes Herz in den Schnee malt, verdient aus meiner Sicht dagegen so viel Hochachtung wie die gottgläubigen Bach und Bruckner in der Musik

Weil immer noch, wie mir Kirchenvertreter glauben machen wollen, Menschen Hexen als Fakt ausgeben, hier noch gut Vaihingerisch, folgender Aphorismus:

Hexenfrage

Die Hexenfrage ist nicht beantwortbar, weil sie eine Existenzfrage und also eine falsch gestellte Frage ist. Eine solche Frage kann man nur beantworten, wenn man sie metaphorisch deutet, also wenn ich z.B. meine Schwiegermutter Hexe nenne. Und wenn sie klug ist, antwortet sie: Ok, du hast mich durchschaut. Ich habe dich tatsächlich verzaubert, sonst würdest du nicht ständig unbeantwortbare Fragen stellen.

Im ältesten Evangelium der Bibel nennt sich Jesus häufig >Menschensohn<, woraus spätere Bibeltexte >Gottessohn< machten. Noch spätere meist schon durch Stellvertreter autorisierte Autoren der Christenheit ziselierten ihn schließlich unter expliziter Verwerfung der Möglichkeit, nach der er nur ein Prophet sei, zu dem in der Kirchengeschichte neuen Bild der Dreieinigkeit. Vorbilder gab es dazu schon bei den alten Ägyptern und Indern. Für Juden und Muslime eher eine Ausgeburt des Bösen.

Der Fluch des Gottessohns

Obwohl Historiker sich schwer tun mit dem Nachweis, dass Jesus ans Kreuz geschlagen wurde, so spricht doch manches dafür. Ich halte es aber auch für möglich, dass Jesus am Kreuz sich nicht nur heftig über Gott beklagte („mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“), sondern auch dass er die Welt verfluchte. Allein die Kirche hat seitdem so viel Unheil über die Welt gebracht, dass man kaum umhin kann zu glauben, dass ein solcher Fluch wirksam wurde. Jesus Gottesklage hat die Kirche bis heute in arge Argumentationsnöte gebracht. Da ist sie sicher dankbar, dass die Kirchenväter, die für den Bibelkanon verantwortlich waren, den Fluch Jesu gar nicht erst in dieses „heilige“ Buch aufnahmen. Ist es so unwahrscheinlich, dass schon unter Jesu Jüngern mancher (abgesehen von Judas) dachte: Hoffentlich stirbt er bald, je spektakulärer, desto besser, warum nicht durch Kreuzigung. Dann können wir ihn viel effektiver für unsere boshaften Ziele ausnutzen.

Weil ich so häufig gefragt werde, was Vaihingers Agnostizismus von anderen Atheismen unterscheide, hier eine kleine Hilfe zum besseren Verstehen:

Agnostizismus

Was mir am Agnostizismus nicht gefällt, ist sein Name. Ich kenne aber keine andere Bezeichnung. Nicht einmal Fremdwortjäger fanden einen einigermaßen zutreffenden Namen. Zu tun hat er mit der ‚Gnosis' - im Sinne von ‚Erkenntnis', wörtlich übersetzt:

A-gnostizismus = ‚Nicht-Erkenntnislehre', was in der -Übersetzung natürlich zu vielen Missverständnissen einlädt.

Agnostizismus hat nichts zu tun mit jeglicher Gleichgültigkeit gegenüber der Frage nach einem Gott. Das wird meistens auch Indifferentismus genannt. In der heutigen Fassung geht die Variante des Atheismus, die sich Agnostizismus nennt, zurück auf einen der beeindruckendsten deutschen Denker, den Königsberger Philosophen Immanuel **Kant**. Kant hatte allen Gottesbeweisen ein überzeugendes Ende gesetzt. Etwas wahrzunehmen, das unabhängig von unseren Möglichkeiten liegt,-kann ich zwar denken. Ich kann darüber spekulieren. Wer aber behauptet: Das gibt es, nimmt den Mund zu voll. Derartige Existenzbehauptungen sind sogar gefährlich, weil sie mich unter Druck zu bringen versuchen, unbelegte Thesen für wahr zu halten.-Behauptungen, das oder jenes gäbe es unabhängig von mir oder wem auch immer, können zwar geäußert werden, aber nicht beanspruchen, als wissenschaftlich bewiesen zu gelten. Das An-sich von etwas, das ‚Ding an sich', wie Kant es meistens nennt, ist grundsätzlich nicht erkennbar und also nicht beweisbar.

Der einfache Atheismus beruhigt sich bei der Frage nach einem höheren Wesen mit der Feststellung: Es gibt keinen Gott. Aus der Sicht der Agnostiker hat dieser Atheismus noch zu viele Eierschalen hinter den Ohren, die auf Gemeinsamkeiten mit allen Theismen, insbesondere den Religionen, hinweisen. Wer etwas nur verneint, steht in hohem Maße noch auf dem Boden dessen, was er verneint. Wenn man so will, ist er das Opfer einer falsch gestellten Frage, der Existenzfrage bzw. der Frage nach dem Ding an sich, nach Ewiggültigem, nach absoluten Wahrheiten.

Als Kind nervte ich meine Eltern mit Fragen wie: „Warum ist der Mond nicht viereckig?" Einzige Antwort: „Frag nicht so viel!" Als Schüler imponierte mir die Antwort eines Lehrer, der häufig genug zeigte, wieviel er wusste: „Das weiß ich nicht." Als Student hörte ich in der Philosophie den Satz des Sokrates: „Ich weiß, dass ich nichts weiß."

Zweifeln ist die Grundlage der Erkenntnis und damit der Wissenschaft. Ein Forscher, der etwas Unbezweifelbares glaubt gefunden zu haben, befindet sich bestenfalls am Anfang der Wissenschaft.

Wer lebt, kann nicht umhin zu handeln. Zuvor-muss er Entscheidungen treffen. Häufig trifft er solche Entscheidungen unbewusst. Allgemein: In ihm entscheidet sich etwas. Solche Entscheidungen orientieren sich durchweg an bewussten oder unbewussten Überzeugungen. Vieles davon ist schon durch Eltern und Lehrer zur Selbstverständlichkeit geworden.– Das heißt: In unserem Handeln setzt sich vieles Vertraute und Selbstverständliche durch, das wir mehr oder weniger fraglos übernommen haben und manchmal verteidigen, ohne zu wissen, warum. Wer aber das überkommene Gedankengut der Vorfahren nicht einfach abnickt, sondern darüber nachdenkt und kritisch hinterfragt, entdeckt das Zweifeln als eine der wichtigsten Verhaltensweisen, die uns instand setzen, nicht irgendwelchen Autoritäten, Marktschreiern oder Möchtegernweisen auf den Leim zu gehen.

Wenn ich mich allerdings entschlossen habe, Überkommenes, besonders die Fundamentalismen, zu bezweifeln, dann entsteht sofort die berechtigte Frage: „Woran soll ich mich in meinem Handeln halten?“ Die Frage ist natürlich nicht so einfach zu beantworten wie das Spekulanten tun. Sie hat jedenfalls zu tun mit unseren 5 Sinnen, mit technischen Geräten vom Faustkeil bis zum Roboter und mit dem Dialog und dem Abstimmungswillen unter den Menschen.

Auch Philosophen widerstehen bis in die Gegenwart nicht der Versuchung, einfach zu behaupten: Das und/oder jenes ist wahr, und das und/oder jenes ist falsch. Das >ist< in diesen Behauptungen verrät meist, dass sie gedankenlos in die Falle der Existenzfrage gerieten.

Kant selbst war der Überzeugung, dass allen Menschen so etwas wie Vernunft eigen sei, diese freilich manchmal mehr oder weniger getrübt oder sogar verschüttet ist. Diese Vernunft könne dann auch postulieren, dass es so etwas wie einen Gott gäbe. Schon Kants Zeitgenossen, auch solche, die ihn hoch verehrten, sind ihm da selten gefolgt. Für sie sah das zumindest so aus, als wolle er Gott durch eine Hintertür in dem Begriff >Vernunft< ersetzen. Und Postulate, wie sie Kant favorisierte, wurden sehr schnell als Mogelpackung durchschaut, die er möglicherweise sogar aus Furcht anwendete, nur um nicht wie sein mentaler Vorgänger Giordano BRUNO als Atheist auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Noch zu Kants Zeiten (vor mehr als 200 Jahren) glaubten viele, es gäbe Hexen, und die letzten Hexenverbrennungen hätte Kant noch in seiner Jugend erleben können. Er selbst half mit, dass wir heute nicht mehr an Hexen glauben. Aber warum an Götter glauben? Wozu ist es sinnvoll, an Götter, Hexen, Engel, Teufel usw. zu glauben?

Der in Nehren bei Tübingen geborene Philosoph Hans Vaihinger gehörte zu den Denkern, die Kants Agnostizismus weiterentwickelten. Er betonte etwa an Beispielen in Logik, Mathematik, Physik, Medizin, Jura und vielen anderen Fächern, wie wir häufig auf Umwegen zu Erkenntnissen kommen, die als zuverlässig gelten können. Man müsse nur Abschied nehmen von der Suche nach ewigen, absoluten in allen Welten gültigen Wahrheiten, Gesetzen, Letztbegründungen oder anderem angeblich Nichthinterfragbaren. Es genügt, dass wir in

Abstimmung mit unseren Mitmenschen so tun, **als ob** das und/oder jenes zuverlässig ist, wenn auch keineswegs für alle Zeiten und an allen Orten im Multiversum.

Der Agnostizismus leugnet also nicht einfach wie der einfache Atheismus, dass es Gott gibt, er konstatiert nur, das bringt für das alltägliche Handeln nichts bzw. manchmal sogar ziemlich Übles. Die Behauptung, etwas und sei es Gott, gäbe es ewig und überall, verführe die Menschen nur auf Abwege, auf Lügenpfade bis hin zu Verbrechen an Menschen, die das nicht glauben wollen. Ein Agnostiker kann durchaus von Wahrheit reden, dann aber von Wahrheit auf Probe. Handeln ist für den Agnostiker entsprechend nur sinnvoll als Probehandeln, das revidierbar ist. Die Ergebnisse der den Menschen gegebenen Sinne (Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten, aber auch Denken) und technologische Geräte, die diese unterstützen, wären mit den Mitmenschen und ihren Traditionen abzustimmen, wie das etwa bei den Menschenrechten geschah. Agnostiker sind also daran zu erkennen, dass sie nicht nur gesprächs-, sondern auch revisionsbereit sind, fallen aber lediglich nicht auf Überzeugungen herein, vor allem wenn sie sich als unbezweifelbar gerieren.

Während der einfache Atheismus, wie die Sowjets das taten, ziemlich leicht für Intoleranz und Gewalt missbrauchbar ist, halte ich beim Agnostizismus derartiges Absinken in einen Fundamentalismus für undenkbar.

Natürlich habe ich mit diesem Text auch nur so getan, **als ob** er richtig ist, damit freilich ist er nicht über alle Kritik erhaben. Man gehe bitte davon aus, dass ich Selbstkritik nicht nur bei anderen für bitter nötig halte, sondern auch selbst praktiziere.

Merkwürdige Logik

Ich höre: feige sei, wer unbeantwortbare Fragen beiseitelässt.

Das Gegenteil wäre: Mutig ist, wer auf falsch gestellte Fragen hereinfällt.

Ich bin ein Anhänger der Politik der Nadelstiche. Wer sie erstmals entwickelte, weiß ich nicht mehr. Ich dachte lange Zeit, ich sei der erste und einzige Vertreter dieser Politik. Hier nur ein Aphorismus zum Thema:

Nadelstiche und Kratzbürsten

Herman: **Ich höre, dass man dich früher „Mr.-Entschuldigen-Sie-bitte“ nannte**

Levi: **In der Tat brachte ich das einmal auf die Formel: Ich nenne auch Menschen Menschen, die sich selbst als Monster sehen**

Herman: **Weil die wirklichen Monster in den Chefetagen sich nie als Monster sehen?**

Levi: **Da unterscheide ich mich sogar von den christlichen Fundamentalisten. Den Hieb dieser Monster beantworte ich keineswegs mit einem einfachen Hinhalten der anderen Wange, es sei denn ich panzere sie vorher und spicke sie mit Selbstauslösern, explodierenden Nadelstichen oder Kratzbürsten. Und natürlich habe ich nichts dagegen, wenn diese Monster solche Nadelstiche und Kratzbürsten als Antwort fast aller Menschen verstehen.**

Herman: **Muss man solche Texte auch als Nadelstiche und Kratzbürsten verstehen? Eventuell auch dein Selbstbildnis unter Kunscht**

www.gerd-simon.de/kunscht.pdf

Levi: **Die geben nur die Richtung vor**

Kritikern und Zweiflern ist immer wieder vorgeworfen worden, sie blickten wie von einem Elfenbeinturm auf die Welt herab. Das ist nicht ganz falsch, wenn man die Wirkung ignoriert

oder geringschätzt. Sie leben von der Hoffnung, dass sie dereinst doch etwas verändern, zum Wegbereiter einer neuen Welt werden. Sie sollten allerdings sich nicht allzu wohlfeil den Machern dieser neuen Welt an den Hals werfen. Zu häufig picken sich diese aus den Kritiken nur das heraus, was sie zum Aufbau neuer Machtverhältnisse brauchen, manchmal deuten sie das sogar um. Einem anderen verbreiteten Missverständnis der Funktion von Kritikern und Zweiflern arbeitet folgender dialogischen Aphorismus entgegen:

Alien

Herman: Du betonst seit langem, du seist eigentlich ein Alien. Bist du also die Offenbarung eines göttlichen Wesens?

Lewi: Um Himmelswillen oder besser: Erdewillen! Umgekehrt: Ich fühle mich wie jemand der zur Strafe nichtwissend wofür in ein KZ lebenslänglich verbannt wurde, und nun täglich erfährt, wie toll dieses KZ zumindest manchmal ist.

Herman: Also glaubst du doch an ein Leben nach dem Tode?

Lewi: Du musst auch jedes Bild durchs Nirwana nach Absurdistan jagen. Ich fühle mich als Rand- bzw. Nischenfigur, schon wie ein Gast, der sich in dieser Welt nur leidlich zurecht findet, aber kein Weltflüchtiger, kein Gnostiker, sondern umgekehrt: irgendwie in das Hier und Jetzt verliebt, erstaunt über die Möglichkeiten und doch enttäuscht, wie resistent alles ist gegen meine Nadelstiche und Änderungswünsche; schwankend zwischen Traum und Alptraum bis zum Verglühen in Tod und Weltende.

Herman: Verstehe, du bist also kein Bejammerer von Vergänglichkeit, Tod und Weltende; wäre das für dich auch das Jenseits-Ende.

Lewi: Vom Jenseits träumen nur Kinder und Unwissende. Und natürlich kann man träumen von einer neuen Welt nach dem Weltende. Aber das hat weder mit mir noch mit Dir und der jetzigen Welt zu tun, und nur unverbesserliche Schwärmer meinen, dass dann alles besser wird. Es ist nur Mangel an Fantasie, wenn man sich eine weitaus ungerechtere Welt nicht vorstellen kann.

Übergänge

Es lag diesmal nicht an meiner berüchtigten Festmuffelei. Diese kam über mich, nachdem ich es gewagt hatte, an einem 11.4. 11 Uhr 4 zu meinem 11x4.=44. Geburtstag in einer Nische unterhalb der Wurmlinger Kapelle eine Feier zu eröffnen, zu der ich 150 Gäste eingeladen hatte und immerhin exakt 44 kamen. Eine Feier mit schwerwiegenden Folgen: Ich erwähne nur Partnerwechsel, gebrochene Herzen, sogar einen Toten, weigere mich aber das auszuführen, weil mir das alles zu nah geht und beim Erzählen, kaum dass ich damit anfange, regelmäßig die Stimme verschlägt. Außerdem passt das nicht zum Thema.

Kurzum: Natürlich entschlüpft mir wieder einmal die Pointe an der falschen Stelle: Es bleibt mir also lediglich die von mir begründete analytische Version der Kurzgeschichtsschreibung, um diese Anekdotelei einigermaßen zu strukturieren.

Ich habe den Jahreswechsel 2016 zu 2017 nicht nur nicht gefeiert, sondern sogar in einer Art Sturz in den Tiefpunkt eines schriftstellerischen Lebens auf dem Klo verbracht.

Ich weiß auch nicht, was sich die Körperlichkeit am Lebensende alles so einfallen lässt. Ich denke jedenfalls nicht, dass es die Aversion war gegen die unter Androhung von Exkommunikation schon nahezu vorgeschriebene Knallerei zum Jahreswechsel.

Augenzwinkernd bemüht man alljährlich den Aberglauben: Man vertreibe damit die bösen Geister. Faktisch täuscht man einmal wieder darüber hinweg, dass die Millionen, die man in der Luft verpuffen lässt, statt z. B. den Flüchtlingen eine Weile aus ihrer Not zu helfen, der Rüstungsindustrie mal wieder eine (wenn auch nur verhältnismäßig geringe) Nebeneinnahme verschaffen. Knallerei ist Krieg. Oder vorsichtiger formuliert: Das glitzernde Zerplatzen der Raketen wird als Leuchtfeuerwerk zu einer leichten Feier eines Kunstwerkes beschönigt, was faktisch ein Vorgeschmack auf die uns im Krieg bevorstehenden Atombomben-Explosionen ist. Wir nähern uns dem Schönheitskult des Komponisten STOCKHAUSEN, der Nine-Eleven (das Selbstmordattentat in New York, dem Zigtausend Menschen zum Opfer fielen) zum Kunstwerk erklärte. Sind die Atompilze von HIROSHIMA und NAGASAKI nicht wunderschön? Was machen da schon die par zerstörten Kunstwerke in diesen Städten? Von den zigtausend Toten und den über die Jahrzehnte hinweg sich quälenden Verletzten unter den Lebewesen ganz zu schweigen. Das sind doch bestenfalls Kollateralschäden.

Ich schrieb gerade an meiner Kurzgeschichte >Die Geburt auf der Grenze und ihre Folgen<, als es auf dem Siedepunkt der Knallerei ausgerechnet mir passierte, der zeit seines Lebens an Verstopfung litt, exakt in der von den Atomuhren in unser Zeitempfinden geschmuggelte Schaltsekunde zwischen 2016 und 2017, dass mich urplötzlich ein Dünnschiss überfiel, wie ich ihn zuvor nicht kannte. Ich schaffte es nicht einmal ganz zum Klo. Die Hosen voll. „Zum Kotzen“, war kaum gedacht, schon geschehen. Ich hatte gerade vor, ein Loblied auf die Übergänge über die Grenzen, auf die Brücken, Stege, Tunnel und Schleusen, zu formulieren. Da machte mich meine Körperlichkeit darauf aufmerksam, dass nicht alle Übergänge so positiv oder auch nur harmlos sind, wie sie scheinen, ja mich sogar in die Scheiße reiten lassen können. Es war zu erwarten, dass der Arzt das Geschehen als Norovirus verharmloste.

P.S. 1: Um dem Einwurf meines Freundes JONAS zuvorzukommen: Nein, ich wollte nicht Bloom, den Helden des >ULYSSES< von James JOYCE, übertrumpfen, habe nicht einmal an ihn gedacht.

P.S. 2: Natürlich nützte das nichts. JONAS mailt mir trotzdem: „Den Text habe ich natürlich in meinen Exkremental- und Abdominal-Zettelkasten aufgenommen. Und Leopold Bloom leidet ja weder an Verstopfung noch an Noro-Virus. Aber Joyces Ehefrau hieß Nora, er war ein Wäschefetischist, der es besonders gern hatte, wenn an ihren Höschen braune Streifen zu finden und zu beschnüffeln waren.“ JONAS hat – wie immer – recht. Erleichtert, dass mich JONAS vom Plagiats- oder gar Übertrumpfungsverdacht freispricht, kann ich nur kleinlaut vorbringen, dass ich von Blooms punktlosen Bekenntnissen auf dem Klo zuletzt vor fast 60 Jahren las. Da muss ein Daneben-Fetischist wohl mal wieder einiges durcheinander gebracht haben.

Knallerei

Für alle Deutschen von einschneidender Bedeutung bis heute gilt der 30. Mai 1945, das von den meisten Deutschen gefürchtete Ende des 2. Weltkriegs. Zur Fastnacht davor dürfte der bis heute in ganz Deutschland aus ganzem Herzen gesungene Song entstanden sein:

„Am 30. Mai ist der Weltuntergang.
Wir leben nicht mehr lang…“

Wir rätselten von Anfang an, wer auf die Schnapsidee kam. Jedenfalls ging es in Hamburg wie ein Lauffeuer um. Ausgerechnet im Tierpark HAGENBECK sollte es ein Feuerwerk geben.

Von GOEBBELS war es selbst uns Kindern vertraut, dass Volksbelustigungen und Unterhaltungsveranstaltungen dazu dienten, das Volk von Unangenehmem, v. a. bevorstehendem Unrecht, auch von Schicksalsschlägen abzulenken. Als Grundsatz galt: Den Glücksnerv treffen, damit sich die Menschen sogar mit ihrem Tod abfinden. Brot und Spiele, wie es die römischen Herrscher ihrem Volk versprachen, sollten jetzt durch Drogen unterstützt werden. Pervitin, wie Chrystal Meth damals genannt wurde, wurde dem Kaffee oder der Schokolade, manchmal auch dem Kaugummi der Soldaten meistens ohne deren Zustimmung beigemischt, war aber auch sonst relativ leicht zu besorgen. „Panzerscholade“ oder „Fliegermarzipan“ hieß Pervitin beim Militär. Über was sollten wir aber nach Ende des 2. Weltkriegs hinweggetröstet werden?

Wir konnten die Kunstfelsen des Tierparks HAGENBECK von dem Dach unseres Hauses sehen. Als wir die Knallerei in der Ferne hörten, kletterten wir Kinder durch die Dachluke am Schornstein vorbei auf den Dachfirst, was natürlich nicht ungefährlich war. Wir begleiteten die über den Kunstfelsen explodierenden Raketen schon vor den später eintreffenden Knallgeräuschen mit >oh< und >ah<. Das hatte wohl unseren inzwischen arbeitslosen Luftschutz-

mann LUBITZ, der in der Dachkammer neben dem Boden wohnte, über den wir zur Dachluke gekommen waren, aufgeschreckt.

>Was ist denn da los?<

Schweigen. Nur die Knallerei in der Ferne. Wir Kinder wussten, dass wir da nicht hinaufklettern durften.

>Was macht ihr denn da?<

Es dauerte eine Weile, bis wir nach dem Feuerwerk herunterkamen und dann kleinlaut dem Opa LUBITZ eingestanden, dass wir Zeuge eines Riesentheaters in HAGENBECKs Tierpark wurden, der mindestens 10 km südöstlich von uns im Hamburger Nachbarviertel STELLINGEN lag.

>Das Theater wurde wahrscheinlich noch vom Gauleiter angeordnet.<

>Wieso?< verrieten unsere Gesichter.

>Es gab einen Befehl, den Alliierten kein Waffenmaterial in die Hände fallen zu lassen. Alles sollte vernichtet werden.<

Allmählich dämmerte es uns: Was mit den Raketen in die Luft geschossen wurde, diente nur dazu, wenigstens das Schießpulver aus der Munition zu vernichten. Angenehme Nebenwirkung: Die Einnahmen von den Zuschauern. Als Glücksgefühl für uns Kinder blieb zurück:

>Wenigstens haben wir kein Eintrittsgeld bezahlt.<

Als am 27. Juli 1943 die Bomben des britischen Heldengenerals HARRIS in Hagenbecks Tierpark detonierten – auch unser Haus war damals beschädigt worden – war eine Folge, dass wochenlang viele Wildtiere, sogar Löwen und Tiger, ausbrachen und in Hamburgs Straßen die ohnehin verbreitete Panik verstärkten. Warum nahm man jetzt eine derartige Wirkung wieder in Kauf?

Aura

Hilfe, meine Aura hat ein Loch

Alles zerfließt in Meer

Seid umschlungen

Woher der Wille

Das Loch zu flicken?

Seit meiner Pubertät rechnete ich mit meinem kurz bevor stehenden Ableben. Wie so vieles misslang das immer wieder. Anbei ein Erlebnis, bei dem ich schon dachte, es ist so weit, obwohl es harmlos begann..

Schluckauf

„Armer Schluhucker“, witzelte Mitarbeiterin Toni, als ich sie unfreiwillig mit „grüß dich, Tohoni“ empfing.

„Armer Schlucker“ hörte ich schon früh in meinem Leben. Aber da meinte man eher mein damaliges Erscheinungsbild als krummer Rücken aus >Haut und Knochen<.

So spaßig ist das nicht, hatte selbst ich schon vor Jahrzehnten mitbekommen. Sogar ein Papst ist offenbar am Schluckauf gestorben. Ach so: Nicht alle kennen das. Wie der aufmerksame Leser meines >GIFT-Schranks< sicher weiß: Mit meiner Speiseröhre stimmt etwas nicht. Und mit dieser Speiseröhre hat auch der Schluckauf zu tun. Diesmal blieb aber kein Bissen im Hals stecken, sondern eher umgekehrt: Der Magen meldet sich im Zusammenspiel mit dem Zwerchfell in unregelmäßigen Abständen mit einer nicht zu unterdrückenden Muskelbewegung, unterbricht mein ahnungslos Dahergequasseltes, sagt aber nicht, was er zu melden für wichtig hält. Während man Getränke und Speisen herunterschluckt, wird beim Schluckauf etwas heraufgeschluckt, nicht wie beim Sodbrennen Magensäure, sondern eigentlich inhaltsleer ähnlich wie beim Rülpsen, das eine Art Vorbote ist, aber doch unterdrückbar, also weitgehend dem Willen unterworfen. Hickser, Hecker, Glugsi, Glutzger oder Schnackler heißt der Schluckauf auch im Volksmund. (Schnackler wird blöderweise in anderen Regionen auch das männliche Geschlamp genannt.) Vom Betroffenen als unangenehm, wenn auch nicht schmerzhaft

empfunden, von den Mitmenschen meist mitleidig registriert, manchmal wohlwollend belächelt.

„Armer Schluhucker“? „Na warte, Tohoni,“ dachte ich, „du wirst dich noch wundern.“

Vorgestern hat mich der Schluckauf wieder erwischt. Nicht nur Toni, sondern auch alle anderen Mitarbeiterinnen bekamen das mit. Ach so, das wissen viele nicht: Auch Poeten brauchen Mitarbeiter. Diese verschaffen mir in meinem Auftrag kleine Wissensbausteine für meine Werke, oder sie tippen nur, was ich – wie schon vor 200 Jahren einige Zeitgenossen GOETHEs – auf dem Sofa halb liegend, halb sitzend, handschriftlich zu Papier bringe, furchtbar chaotisch mit vielen Streichungen, Einfügungen und komplizierten Umstellungen, vor allem schwer entzifferbar. Mit der Zeit wurden sie zu richtigen SIMENON-Expertinnen, ahnen inzwischen schon, ohne dass ich etwas sage, was ich brauche, schauen in meinem Archiv oder in meiner Bibliothek nach, wo sich Erhellendes findet.

So auch zum Thema >Schluckauf<. Während ich mich noch vergeblich bemühe, wie ich die beim Schluckauf entstehenden Geräusche meinen Mitarbeitern andichte, blättern sie schon im >Pschyrembel<, einem für Laien völlig unverständlichen Wörterbuch für Mediziner.

„Gibt es nicht“, meldet Toni.

„Typisch“, ist mein Kommentar und zitiere meinen Aphorismus aus dem >GIFT-Schrank<:

>Lexika sind Bücher in der Form von Listen, in denen diejenigen Stichwörter fehlen, die man sucht, und diejenigen exzessiv erklärt werden, die man ohnehin zu gebrauchen weiß.<

(Na ja, beim Pschyrembel stimmt zumindest Letzteres nicht)

Aber Toni, wohl wissend, dass Mediziner Fachwörter gerne von den absurdesten griechischen Wortwurzeln ableiten, versucht im deutsch-griechischen Lexikon herauszufinden, dass Schlucken dort manchmal mit φαγεῖν wiedergegeben wird, was eigentlich „essen“ oder bei Tieren „fressen“ heißt, findet aber im >Pschyrembel< trotzdem über Phagen keine Krankheit oder Störung die etwas mit >Schlucken< zu tun hat. Dann erinnert sie sich, dass im Griechischen viele Störungen mit Dys- beginnen, guckt unter >Dysphagie< nach, und siehe da: Da werden viele Arten von Schluckbeschwerden aufgeführt, aber natürlich nicht, was zu >Schluckauf< passt, geschweige denn, wie das zu heilen sei.

Toni weiß auch, weil jünger als ich, was man alles im Internet findet. Und da ist es umgekehrt: Unglaubliche Mengen an Informationen zum >Schluckauf<. Toni weiß, dass ich immer gleich alles kritisch hinterfrage. Darum präsentiert sie mir schmunzelnd, manchmal lachend, unter anderem Folgendes:

Schluckauf kennen schon Ungeborene, vielleicht weil sie sonst im Mutterleib (so kommt es jedenfalls bei mir an) in der Gebärmutterflüssigkeit ertrinken würden.

Bei Erwachsenen sei Schluckauf Folge einer Überdehnung des Magens durch Speisen und Getränke, vor allem wenn sie Kohlensäure enthalten oder zu heiß oder zu kalt sind

Nikotin und Alkohol muss ja ohnehin für alle Beschwerden herhalten, also auch bei Schluckauf.

Am meisten verbreitet sei Schluckauf unter Kindern. Auch Tiere kennen das Phänomen. Dauerhafter Schluckauf komme nur bei Männern vor.

„Sei ein Mann!“, schrie mich mein Vater schon früh an, wenn ich mal wieder eine Ungerechtigkeit der Erwachsenen beweinte. Weil ich so empfindsam mit ihrer Möse spielen konnte, haben mir viele Frauen weibliche Hormone attestiert. Auch sonst passte mal wieder nichts zu meinen vielen Lastern. Ausgerechnet Nikotin gehörte wegen meiner frühkindlich erworbenen Oralhemmung nicht dazu, Alkohol erst spät und dann mäßig – ein Glas Wein oder Bier kaum häufiger als einmal pro Woche.

Die Etymologen leiten Glück von gelingen ab, analog Schluck von schlingen. Das hat wohl die Mediziner zu der Annahme verführt, dass die Ursache im zu hastigen Verschlingen von Nahrung zu suchen sei. Aber z.B. in unserer Familie war eindeutig mein Vater der Scheunendrescher, jüngstes von sechs Kindern meiner Großeltern, das früh die Erfahrung machen musste, dass vom Essen für die Kleinsten kein Nachschlag übrig blieb, wenn sie nicht eher fertig waren als die älteren Geschwister. Und der hatte nie Schluckauf. Für seine eigenen Kinder war sein Verschlingungstempo so abschreckend, dass sie jeden Bissen betont langsam, fast zelebrierend, durch die Speiseröhre schlüpfen ließen.

„Hast mal wieder bis zum Anschlag gemampft“, meinte Toni.

Sie wusste nicht, dass der Umstand nichts mit Mampfen zu tun hatte, dass ich, seitdem ich mit dem Fußballspielen aufhörte, nicht mehr >Haut und Knochen< war und mit 30 in rekordverdächtigem Tempo zum Dickwanst avancierte. Was Toni sonst noch als Ursache des Schluckaufs im Internet herausfand, passte zu nichts, was ich aus meinem aufregenden und abwechslungsreichen Leben rekapitulieren konnte.

„Streng dich an“,

Tonis durchdringender Blick erschreckte den meinen, „sonst gehe ich davon aus, dass die Ursache deines Schluckaufs in bilderbuchmäßiger Bravheit liegt.“

„Ich und Bravheit?“

schluckte ich. Einen so gravierenden Vorwurf hatte mir noch niemand gemacht. Toni registrierte meine Betroffenheit. Also milderte sie die Diagnose ab:

„Du bist doch auch sonst ein Querkopf oder du sprichst ja meist kryptisch von ‚Aufmupf‘.“

Blöderweise hatte ich mehrfach damit angegeben, dass meine Durchtriebenheit auf so etwas schließen lässt.

Ich verstummte. Nur je und dann explodierte ein lauter Schluckauf in die Stille oder implodierte manchmal hinter verschlossenen Lippen, aber meinen Körper erschütternd

wie ein Vorbote eines (G)Erdbebens. Noch während ich diese Geschichte handschriftlich halb liegend, halb sitzend auf dem Sofa zu Papier bringe, entgleisen mir ab und zu meine Schriftzüge. Ich sehe es schon kommen, dass Gabriele, die das tippen soll, an dieser Stelle endgültig mit Ihren Entzifferungskünsten am Ende ist.

„So schnell gebe ich nicht auf“,

kommentiert Gabriele am Rande. Diese Geschichte hat also noch eine Überlebenschance.

„Das ist vorläufig alles, was ich im Internet zur Aitiologie des Schluckaufs fand“.

Toni lebte einmal mit einem Theologen zusammen. Da hat sie den Begriff Aitiologie aufgeschnappt.

„Du meinst >Herkunft-< oder >Ursachenforschung< “, versuchte ich sie zu verbessern.

„Lassen wir das“.

Auch sonst überging sie gerne meine Verschlimmbesserungen.

„Wichtig ist, dass der Abgleich mit der Anamnese nichts Verwertbares brachte.“

„Anamnese“, setzte ich an. Toni unterbrach mich: „ Was du an Erinnerungen im Kopf hast ...“

„Schlimmer als ein Arzt …“, dachte ich.

„Kommen wir zur Prognose.“

Toni tat nicht nur so, als ob sie eine Ärztin sei. Sie war inzwischen so sehr in die Rolle geschlüpft, dass sie überzeugt war, Ärztin zu sein.

„Wer länger als zwei Tage an einem Schluckauf leidet, muss mit schwerwiegenden Folgen rechnen“.

Atemnot, Erschöpfung
Störungen des Nervensystems
Depressionen
Nierenversagen
Schilddrüsenwucherungen
Tumore
Herzinfarkt

Das alles könne aber auch die Ursache des Schluckaufs sein.

„Was ich als Therapie im Internet finde“.

Toni entwischte bei dieser Einleitung eine gewisse Verschmitztheit,

„enthält keine Angaben über Erfolgschancen, hilft also offenbar nur dem, der an den Kuckuck in den Wolken glaubt.“

Ich registriere erleichtert:

„Sie ist wieder auf dem Boden normaler poetischer Sprache angekommen."

Massage des äußeren Gehörgangs
Zunge reizen
Niesen durch Einatmen von Pfeffer (durch die Nase)
Kopfstand
Liegestütze
Erschrecken
Trinken von Eiswasser

Mit ihrer Hilfe probierte ich alles aus. Es half aber absolut nichts.

„Aber hier steht noch etwas: Orgasmus".

Wir lachten. Ich wollte es aber genau wissen. Da war im Internet sogar eine wissenschaftliche Studie als Belegstelle angegeben:

R. Peleg et alii: Case report: sexual intercourse as potential treatment for intractable hiccups. In: Can Fam Physician, 2000 Aug, 46, S. 1631-1632, PMC 2144777

Als Toni sich schon wieder verabschiedet hatte, fiel mir ein, dass ich während dieser zwei Tage Schluckauf nicht einen einzigen sexuellen Gedanken hatte. Vielleicht ist doch etwas dran. Ich schaltete im Fernsehen den Orgasmus-Kanal an, holte mir einen runter und siehe da: Der Schluckauf war weg, leider nur für eine halbe Stunde. Dann war er umso heftiger und häufiger wieder da. Das hatte mir schon die Eulenspiegel-Geschichte (aus dem GIFT-Schrank) vermittelt: Alle halbe Stunde einen Orgasmus; das führt zu unerträglichen Nebenwirkungen.

Auf jeden Fall also zum Arzt.

Als mich am nächsten Morgen der Schluckauf zu größerer Wachheit weckte, war ich drauf und dran, direkt nach der Dusche zum Arzt zu gehen. Arzt! Das brachte mir in Erinnerung: Das vorige Mal kam der Kardiologe nach der Auswertung meiner Werte aufgeregt aus seinem Raum: „Sie haben einen Herzinfarkt" und bestellte sofort den Notarzt. Wie weggeblasen war aber plötzlich vor lauter Schreck mein Schluckauf. Also wartete ich erst einmal eine halbe Stunde und als der Schluckauf danach ausblieb, bis in den Nachmittag.

Ich dachte schon gar nicht mehr an den Arzt, da war er wieder da, der Schluckauf. Mir schwante schon eine Zukunft wie die des Papstes PIUS XII (PACELLI mit bürgerlichem Namen), den – so ein mir bekannter katholischer Theologe – Gott wegen seiner Kungelei mit dem Bösewicht Adolf HITLER mit lebenslangem Schluckauf bestraft hatte, an dem er schließlich starb. Aber was hatte ich Böses verbrochen? Meine Kungelei mit dem Agnostiker VAIHINGER wird es ja wohl nicht gewesen sein. Außerdem habe ich nie für mich in Anspruch genommen, unfehlbar zu sein. Aus meiner Fehlbarkeit habe ich nie einen Hehl gemacht. Schon in der Schulzeit nannten mich die Klassenkameraden „Monsieur Pardon" oder auch „Mr. Entschuldigen-Sie-bitte". Das eher ironisch¸ denn wirkliche Fehler konnte man mir selten nachweisen.

Dann stand plötzlich Toni vor mir:

„Grüß dich, Tohoni“

kam es über meine Lippen. Als vorgeschoben nahm ich ihre Eröffnung wahr:

„Ich habe mein Handy vergessen.“

Handy nennen die Deutschen mit Verballhornungsabsicht ihr Mobiltelefon. Und dann kam es:

„Ich kündige. Du siehst mich nie wieder.“

Sofort glaubte ich das zu durchschauen als ihre Version einer Schrecktherapie. Aber dann wurde sie noch ernster:

„Ich kündige wirklich. Ich habe einen neuen Job gefunden. Und das als Sechzigjährige. Die wollen mich als Lehrerin.“

Es war mir klar, dass die Flüchtlingswelle, die momentan Deutschland überschwappt, auch die Folge haben würde, dass neue Stellen frei werden. Bisher ruhte ich mich bei dem Gedanken aus, dass herrschende Kreise in Deutschland keinen Blick haben für wirklich Höchstbegabte, dass mir Toni also noch sehr lange erhalten bleibt. Das Glück der anderen war aber noch immer mein Pech, dachte ich und merkte erst beim Abschied, dass ich seit Tonis Begrüßung keinen Schluckauf mehr hatte.

Bis dato war aber auch danach mein Schluckauf weg. Soll ich nun meine Leidensgenossen mit Schluckauf ein Rezept ausstellen mit der Empfehlung: Man nehme bei SCHLUCKAUF:

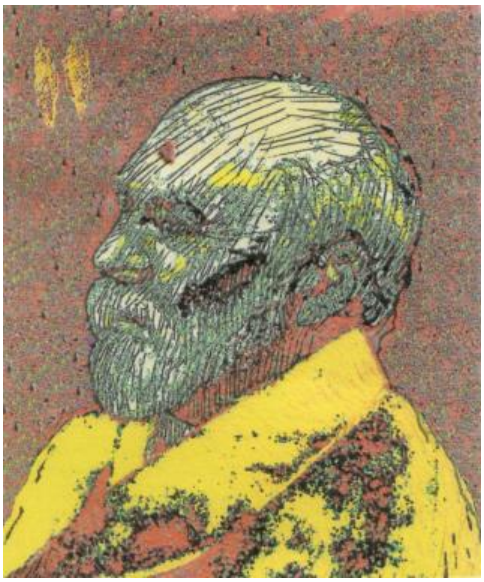
Toni LÖFFLER, diese Mixtur aus Durchblick und Leidenschaft, multiple Künstlerin mit vielen anderen verborgenen, meist verkannten Talenten sowie brutaler Verabschiedungslust. Auch sonst vielseitig verwendbar.

Gefährliche Nebenwirkung: Hinterlässt riesige Lücken.

Mein Idol Vaihinger habe ich Umwegphilosoph genannt. Für ihn ist der direkte Weg von A nach B nur der eher unwahrscheinliche Grenzfall manchmal hochkomplexer Umwege. Klar, dass Satiriker bzw Selbstironiker wie ich auch so etwas auf die Schippe nehmen, zumindest wenn dahinter auch noch etwas Kosmopolitisches hindurchschimmert.

VERINGENSTADT

Schon als Schüler lernte ich im Zeichenunterricht: >Jeder malt sich selbst.< Im Alter bestätigte ich, was ich schon bei meinen Eltern beobachtete, dass Paare sich immer ähnlicher werden. Mir wurde während des Studiums hinterbracht, dass der GOETHE-Forscher GRUMACH im Alter GOETHE immer ähnlicher wurde. Meine dreijährige Nachbarstochter Nussi hat haarscharf herausgefunden, dass das VAIHINGER-Porträt von GEISELHART anbei mich im vollen Vollbart-Ornat darstellt, also den VAIHINGER-Forscher Gérard SIMENON.

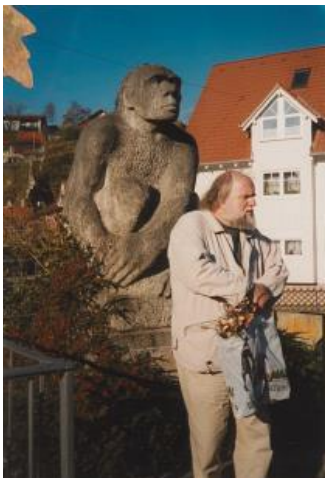


Hans Vaihinger (Bild: CHC Geiselhart)

Etwas verwirrt fühlte ich mich geehrt. Eine Verwirrung, wohl die gleiche Ursache, weswegen ich mich regelmäßig, wenn geehrt, verwirrt fühle. Aber seit Franziska mir vor über 20 Jahren an dem Foto anbei bewies, dass ich von dem VERINGENSTÄDTER Affen abstamme, den man dort zum Neandertaler befördert hat, bin ich gewohnt, dass man mich mit Gott und der Welt identifiziert. Mit der von mir entwickelten Ähnlichkeitsformel

$$\delta = 1-(1- L/N)^{1/i} \; ; \; i \geq 2$$

habe ich mathematisch exakt ermittelt, dass Weltbürger und Kosmopoliten sich verdammt ähneln.



P.S. VERINGENSTADT neigt zu solchen Beförderungen bzw. Überhöhungen. Ursprünglich kaum mehr als eine Stätte, also ein Stall der Herren von VERINGEN, mehr noch als der von Bethlehem nahm es aus allen Herren Länder Flüchtlinge auf, nach dem 2.Weltkrieg doppelt so viele wie schon da waren. Es benannte Veringen in Veringendorf um und schluckte deren 500 Einwohner, unter Umbenennung in Veringenstadt, so dass sie sich wundersam um mehr als das Vierfache vermehrten, immerhin halb so viele wie NEHREN, also faktisch immer noch nicht mehr als ein Halbdorf. Natürlich ließen die VERINGER auch sonst keine Gelegenheit aus, ihren Ort aufzumotzen. In Nehren grub man eine Burg aus. Also fanden die Veringer eine noch ältere Burg, erforschten ihre Höhlen und führten die Funde auf Neandertaler zurück.

Den Namen VERINGEN führten zweifelhafte Orts-und Namensforscher auf den römischen Feldherrn VARO zurück. Ja, eben der, dessen Heer sein eigener Untergebener ARMIN (den die Nazis fälschlicherweise in >Herman< umtauften) im Teutoburger Wald ins Jenseits beförderte. Die Namensforscher kannten aber die frühneuhochdeutschen Umlautregeln nicht, nach denen zwar aus >Matz-ingen< (durch das nachfolgende –i- verursacht) → >Metz-ingen< wird, jedoch ein -a- vor nachfolgendem -r- nicht zu -e- wird, wie z.B. das benachbarte >Sigmaringen< zeigt. Der Ortsname Veringen muss also von dem lateinischen Namen Vera (=die Wahre) abgeleitet sein oder aber (was wahrscheinlicher ist) deutlich nach 1100 entstanden sein, als man diese Regeln nicht mehr kannte (z.B. MÄHRINGEN).

NEHREN, das von solch komplizierten Regeln nicht betroffen war, wie alle Nairemer wissen, und VERINGEN sind Albdörfer, die lange Zeit in Konkurrenz zueinander standen. Aber auf sehr verschlungenen Wegen, genauer Wasserwegen, arrangierten sie sich wieder. Es wird jedenfalls berichtet, dass ein Forscher einen Farbtupfer bei Nehren in die Steinlach einließ, der dann in den Neckar und mit diesem in den Rhein und mit diesem in den Ärmelkanal und mit diesem in den Atlantik geriet (man nannte sie nach den Artikeln der Flüsse die maskuline Route) und sich dort im Bermudadreieck mit einem Farbtupfer vereinigte, den der gleiche Forscher in Veringenstadt in die Lauchert einließ, der dann mit dieser in die Donau (alsbald feminine Route genannt) und mit dieser ins Schwarz- und dann ins Mittelmeer und mit diesem in den Atlantik geriet. Die Wissenschaftler feierten diese Vereinigung wie eine Hochzeit in ihrer Zeitschrift >scientia<. Erst später entdeckten Wissenschaftler, die nicht ganz so umwegvernarrt waren, dass der Weg von Veringen nach Nehren über das unscheinbare Albgebirge um Bruchteile kürzer ist. Meine Nachbarstöchter wussten schon lange vorher, dass das LAUCHERT- und das STEINLACHTAL beides Albtäler sind, nur wenige Kilometer kaum mehr als 7 Stunden Fußweg voneinander durch eine Wasserscheide getrennt. Sie schmieden jetzt Pläne einer Art Weltumsegelung von Nehren nach Veringen. Ich fürchte, sie sollten erst einmal Pazifik-Eingeborene konsultieren, wie man aus Paddel-und Segelbooten, seetüchtige Katamarane baut. Ich selbst kann sie bedauerlicherweise nicht begleiten. Ich floh nicht umsonst aus meiner Heimatstadt Hamburg: Ich leide an hochkarätiger Seekrankheit im Endstadium, im Inland, also auch in Nehren, bekannt als Wasserscheu.

Der Krimi

Viele Lektoren in den Verlagen verlangten von mir, ich müsse spannender schreiben. Ob meine Feder bzw. mein Gelstift sich für so etwas wie einen Krimi zu schade fände. Dabei wussten sie schon nach den ersten Zeilen dieses Opus, dass ich das wegen eiaculatio praecox nicht kann. Ich zweifle, ob sie einen Briefverkehr mit meiner geliebten Friede als Krimi-Ersatz akzeptieren.

Liebe Friede,

jetzt kommt mir allmählich wieder der Traum heute Nacht. Ehrlich gesagt: Ich hatte ihn gar nicht vergessen. Ich hatte nur Angst, ihn dir zu erzählen. Es war nämlich fast ein Alptraum. Ein Verleger wollte mein Nischenbuch schon verlegen. Ich bräuchte dafür auch nix zu zahlen. Aber als Gegenleistung verlangte er von mir, dass ich das Drehbuch schreibe zu einem Krimi, den er gerade dreht oder drehen lässt. Du weißt. ich eigne mich nicht für Krimis.

Tut mir leid, da setzt sich jetzt schon, seitdem ich dies tippe, eine Fliege (süddt: Muck[1]) auf meinen Bildschirm und liest glatt mit, lässt sich durch nichts verscheuchen. Ich kann sie jedenfalls nicht daran hindern, von Buchstabe zu Buchstabe zu hüpfen. Erstaunlicherweise ergibt das auch manchmal Sinn. Kannst du nicht mal kurz vorbeikommen mit einer Klatsche, damit ich weitertippen kann?

Also es kam viel schlimmer. Ich kapiere ja nicht, wieso Männer sich zu einem sexuellen Missbrauch gedrängt sehen. Scheiß-Fliege! Gerade darum sollte es in dem Krimi gehen. Nein, nicht um die Fliege. Ich meine, um einen solchen Missbrauch. Und das Opfer (ich kann nicht fortfahren. Erst mal muss die Fliege weg) Also sie war so hübsch, natürlich nicht die Fliege, hatte Augen wie du und sang unaufhörlich Lieder, die ich nicht kannte, eines schöner als das andere.

Der Verleger verlangte von mir, dass ich einen Trick finde, den Täter zu überführen. Das war aber absolut aussichtslos, weil er, nein nicht der Verleger, sondern der Täter, null Spuren hinterlassen hatte. Missbrauch ohne Samenspuren? Schon wieder diese lästige Fliege. Dann kam mir die Idee, dass etwas mit seinem Samenleiter nicht stimmen könnte. Sein Arzt lässt so etwas vor lauter Schweigepflicht sicher nicht raus. Ich war gerade unterwegs zu dir, um dich um Rat zu fragen. Da wachte ich auf. Keine Ahnung bis jetzt, wie ich eine Lösung finden soll.

Gerade kommt meine Tippse vorbei, will die Mail zuende tippen. Aber das geht doch nicht. Dem Raben sei Dank, stürzt sich die Fliege auf sie und scheucht sie zur Tür hinaus. Schon wieder habe ich den Faden verloren. Was wollte ich von dir? Irgendeine Lösung, weiß der Rabe für was. Kommt doch wieder dieses Fliegenbiest und setzt sich auf diese Mail. Die will

[1] Als Linguist kann ich es nicht lassen, Nichtlinguisten in einer Fußnote auf den Bedeutungshof hinzuweisen: Muck ist eine Eindeutschung aus französisch mouche; norddeutsch Mücke heißt im Schwäbischen Schnake; Schnake heißt in einigen norddeutschen Dialekten eine langbeinige Mückenart, die also harmloser ist als die Stechmücke oder auch die Schnecke, mit der sie etymologisch verwandt ist; englisch snake (‚Schlange'), ebenfalls wurzelverwandt, ist demgegenüber eine meistens noch weniger harmlose Tierart.

wohl mit dieser zu dir. Aber das lass ich nicht zu. Nachher hinterlässt sie auf deinen wunderschönen Körper einen Fleck. Nicht auszudenken. Schon stürzt sie sich auf die Finger , die dies tippen. Schnell die Mail zu dir.

Gruß

Gérard

Lieber Gérard,

da hast du mir aber eine schwere Aufgabe gestellt: Du kannst den Krimi nicht schreiben, ich kann ihn nicht lösen. Das ist ein böser Nischen-Buch-Verleger, der dir solche Konditionen anhängt. Also lass uns gemeinsam überlegen, was zu tun ist, um zum Ziel zu kommen.

1. Können wir die Fliege irgendwie einsetzen, die dir den Text ins Drehbuch diktiert. Sie fungiert als der verkleinerte Rabe, denn der kann ja alles. Die Fliege nimmt die DNA des Täters auf, die er auf dem Körper des Opfers mit der Klatsche erschlägt. Pfui! Beim Tod der Fliege ist der Rabe wieder frei.

2. Keine Samenspuren: da müssen wir den Urin untersuchen, vielleicht ist der Samenleiter im Eimer. Können Sehnsuchtstropfen etwas verraten?

3. Vielleicht ist es gar kein sexueller Missbrauch, wenn das Opfer dem Täter ein Liedchen nach dem andern trällert, ist eben nur ein wenig erschöpft nach so mancher Narretei, was die Nachbarn, die den Fall angezeigt haben, in ihrer Gerüchteküche zum Missbrauch hochgekocht haben.

Lieber Gérard, ich hab leider keine Mucke, die mir hilft. Ich sollte mal drüber schlafen, vielleicht kann ich im Traum den Fall lösen. Du bist schon ein herrlicher Anekdoteles.

Liebe Friede,

du bist schon eine Tausendsassin, präsentierst mir die Lösung und tust so, als sei es keine. Aber dein Watson muss jetzt erst mal wirklich drüber schlafen, nein nicht wg der Lösung, sondern weil ich erst verkraften muss, dass es findigere gibt als ich. Watson wäre glücklich, wenn er in Zukunft für Sie arbeiten darf, Shirley Lockes Herms oder wie die Meisterdetektivin heißt, von der die ganze Welt schwärmt.

gud neit

Gérard

P.S. War ja klar: Wie mir seine Sekretärin verriet, landete dieses mein Geschöpf im Papierkorb des Verlegers. Er hätte gar nicht vorgehabt, an irgendeinem Film mitzuwirken. Das sei doch die übliche Art, wie Chefs „Nein" sagen

Frühentdeckungssysteme

Ich habe seit langem für die Einrichtung von Frühwarnsystemen plädiert. Das war gewiss fahrlässig einseitig. Es spricht einiges dafür, dass man analog auch Vorfreudensysteme institutionalisiert, diese zumindest nicht einfach dem Ego von Individualisten überlässt. Freuden zB auf Kosten anderer wären frühzeitig ins Auge zu fassen und zu bewerten. Allgemein wären dann Frühentdeckungssysteme einzurichten.

Radikal

Die in diesem Opus vorgestellte Vernunftkritik wird häufig diffamiert als Weichbleiche atheistischer Religionskritik. Dabei ist sie weitaus radikaler als selbst der alte Satz verrät:

>Die Wahrheit ist ein ziemlich unwahrscheinlicher Grenzfall von Wahrscheinlichkeit.<

Es geht auch um mehr als einen offenen Umgang mit dem **horror vacui** (der Angst vor der Leere), der die Menschen in die Arme der Religionen treibt. Es geht zentral um das Aushalten von Unentscheidbarem und den ausdauernden Widerstand gegen ewiggültige Prinzipien – es sei denn, man tut so, als ob sie es wären, orientiert an Erkenntnissen auf Probe und dem Dialog mit den Mitmenschen.

Der Massenmörder

Mancher Kritiker der Erstauflage hat natürlich recht: In Nischen findet sich erst einmal viel Dreck, unter diesem vielleicht manchmal Zukunftweisendes, manchmal allerdings auch weitaus Widerlicheres als Dreck. Auch so etwas sollte ein Nischenbuch nicht unbeachtet beiseiteschieben.

Der geborene Egomane und Kosmopolit in spe Gérard SIMENON war bis heute dankbar, dass die linguistischen Fachgenossen ihn duldeten. Dankbar bin ich natürlich auch allen Leserinnen und Lesern, dass sie ihre Lektüre, wenigstens bis hierhin durchgehalten haben, eventuell sogar meine Empfehlung ignoriert haben, die rein wissenschaftlichen Kapitel zu überschlagen. Überhaupt bin ich dankbar, dass man meiner Öffentlichkeitsscheu weitestgehend entgegen kam, indem man mich aus allem heraushielt, was der Rede wert schien. Vielleicht unterstellt man aber einem Egomanen wie mir wenigstens probeweise und meinetwegen nur in dem folgenden Fall, dass, was ich anspreche, nicht nur mich und Menschen wie mich, sondern nahezu alle Menschen angeht.

Zunächst reduziert der mir verbliebene Rest von Selbstironie in aller Weinerlichkeit nahezu kommentarlos einige wenige Fakten: Viele meiner Texte stießen bei meinen Fachkollegen auch auf stumme Ablehnung. Das dürfte weniger an meinen Grenzüberschreitungen Richtung Kunst und Poeterei gelegen haben, von denen sicher auch nicht alle wussten. (Ich veröffentlichte sie ja auch meistens pseudonym).

Im Zentrum ihrer Ablehnung standen vermutlich die von mir gewählten Fachthemen. Meine Bedeutungswissenschaft konnte man noch verschweigen. Dass ich diese als grundlegend neu präsentierte, ließ sich leicht meiner Egomanie zuschreiben. Meine „Nestbeschmutzungen" – wie sie es nannten –, konkret: meine Archivforschung mit ihren Enthüllungen über die Vergangenheit des Fachs im 3.Reich widersprach allen Bestrebungen meiner Kollegen, die Linguistik zu einer der

*führenden Disziplinen an der Universität zu positionieren. Im Mittelpunkt dürfte dabei der Fall **PECHAU** gestanden haben. Bis heute wurden diese Enthüllungen von keinem unmittelbaren Fachkollegen öffentlich gewürdigt. Sie fanden in keine Gesamtdarstellung Eingang. Sogar die wenigen Darstellungen der Geschichte der Sprachwissenschaften im 3. Reich machten einen Riesenbogen um den Fall PECHAU. Hauptgrund: dieser Linguist, der sich im 3. Reich zur Elite zählte, war Massenmörder. Darüber auch nur zu schreiben, war nicht nur ein Tabubruch. Das verstand man als Kampfansage. Diejenigen, die mich warnten: „Lass die Finger davon!" meinten es noch gut mit mir. Aber sie verkannten, wie wenig es mir um das ging, was man den „guten Ruf" nennt. Geltung war mir nur insoweit wichtig, als in mir aus dem Egomanen inzwischen ein kleiner unverbesserlicher Kosmopolit mit Weltveränderungsfantasien wurde. Dazu passten keine Beschönigungs- oder Vertuschungsstrategien, nicht einmal einfaches Weggucken. Ohne eine Aufarbeitung dieses und mancher ähnlicher Fälle gab es für mich keinen Blick nach vorn.*

Hier nur eine Zusammenfassung des Falles, die Mitarbeiter und ich im Kern schon 1996 in einer Ausstellung präsentierten. Ach so, ich sollte nicht versäumen, den Leser bzw. die Leserin zu warnen: Lustig ist diese Geschichte nicht. Ich bin nur nach wie vor der Überzeugung, dass sie aus ihrem tief vergrabenen Nischen-Dasein unbedingt nicht nur in rein wissenschaftlichen Veröffentlichungen, sondern überhaupt so schnell wie möglich ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt werden sollte. Es ist ohnehin eine Schande, dass man bisher alle möglichen Gerüchte und Tricks einsetzte, um alles im Verborgenen zu belassen.

Ausgangsfrage: Wie wird man im Bewusstsein, zur Elite der Nation zu gehören, zum Massenmörder?[1]

[1] Dieser Text ist eine Zusammenfassung aus dem von Joachim Lerchenmüller und mir veranstalteten Ausstellungskatalog >im vorfeld des massenmords< (Tübingen 1996). s. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:21-opus-40088 Ausführlicher vorgetragen auf einer Tagung, die im Jan.1999 in Pushkin stattfand. Er wurde inzwischen in einer leicht abweichenden Fassung veröffentlicht in: Ureland, Sture (ed): Convergence and Divergence of European Languages. (Studies in Eurolinguistics 1). Berlin: λογος. 2003, 277-303 – Letztfassung zu finden unter: http://www.gerd-simon.de/pechau.pdf

Der Massenmörder

Zur Biographie: Manfred PECHAU, 1909 in Halle an der Saale geboren, wird in den dortigen Franckeschen Anstalten pietistisch erzogen. Er betätigt sich schon vor 1933 als Journalist, Agitator und Gründer von NS-Gruppen. Als Student avanciert er schnell zum Gaustudentenführer und Mitglied der Gauleitung. Zugleich ist er Pressereferent der SA und Schriftleiter einer Tageszeitung. 1934, mit der ersten Beschreibung der NS-Sprache gerade bei Wolfgang Stammler, einem im Fach noch heute bekannten Germanisten, promoviert, ist er hauptamtlich im Erziehungshauptamt der NSDAP tätig. Er gibt die Zeitschrift „Der politische Student" heraus. 1937 finden wir ihn beim NS-Lehrerbund. Zugleich ist er ehrenamtlich Mitarbeiter beim Sicherheitsdienst, dem zentralen Geheimdienst im 3. Reich. Schon im Oktober 1937 wirkt er in der Berliner Studentenführung als Leiter des Amtes Wissenschaft. Von April 1938 bis November 1939 leitet er die Abteilung 'Politischer Katholizismus' im Amt Rosenberg. Anschließend kehrt er als Lehrer in die Schule zurück. Ab Mai 1940 ist er Schulungsreferent beim Inspekteur der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes. Im Januar 1941 meldet er sich freiwillig bei einer Nachrichten-Ersatz-Abteilung in Nürnberg. Zwischen 1941 und 1944 war Pechau als SS-Sturmbannführer Leiter des SS-Einsatzkommandos 1b bzw. 2, das alsbald „Sonderkommando Pechau“ genannt wird, mit Sitz in Loknja (südlich Leningrad). Diese Einsatzkommandos unterstanden bis zum 23.3.1942 dem in Tübingen ausgebildeten Walter Stahlecker. Pechau scheint aber erst durch dessen Nachfolger Heinz Jost in die Leitung des genannten SS-Einsatzkommandos gekommen zu sein.

Im Spätherbst 1942, nach dem Überfall der Deutschen auf die Sowjetunion, nahm Pechau als Leiter des Einsatzkommandos 1b an dem Unternehmen „Sumpffieber" teil. Im Abschlussbericht über dieses Unternehmen heißt es unter anderem, man habe am 2. und 3. September 1942 folgende „Erfolge“ erzielt:

„19 Bandenlager, Bunker und Stützpunkte sowie mehrere in Sumpfgebieten gelegene Ortschaften, die als Unterschlupforte dienten, ausgeräuchert und zerstört.

389 bewaffnete Banditen im Kampf erschossen.

1274 Verdächtige abgeurteilt und erschossen.

8350 Juden exekutiert.

1217 Personen evakuiert."

Das Wort "Evakuierung" meint Abtransport ins KZ oder ins Rigaer Ghetto und damit fast sicher den Tod. Über 10.000 Menschen kamen also allein an 2 Tagen durch die Aktion „Sumpffieber“ ums Leben. Aber Zahlen sagen in diesen Fällen ohnehin kaum mehr als der Begriff „Massenmord", der selbst angesichts dessen, was da passiert ist, nichts ist als ein hilfloser Begriff für Unbegreifliches.

PECHAU war sicher kein Einzelfall. Der Leiter der Kulturabteilung des von Heydrich geleiteten Sicherheitsdienstes der SS, Wilhelm SPENGLER, ebenfalls promovierter Germanist (mit einer Diss über Schiller), berichtet in der Intellektuellen-Zeitschrift >Das Reich< sogar als Augenzeuge über diese Morde. Natürlich steht in diesen Berichten die Rechtfertigung im Vordergrund. Die obigen Fakten findet man nur in internen nicht veröffentlichten >Meldungen aus dem Reich.< Das Original fand ich in einem Prager Archiv.

Beide, PECHAU und SPENGLER, wurden von mir dem Herausgeber des >Internationalen Germanistenlexikons< (IGL) empfohlen. In dem vor mir lange vorher geplanten Lexikon der Germanistik im 3. Reich

(das ich aufgab, nachdem ich von dem IGL hörte), sollten diese im Mittelpunkt stehen. Nichts desto weniger wurden sie im IGL mit keinem Wort erwähnt.

Wem diese wenigen leicht überprüfbaren Fakten nicht genügen, findet eine ausführliche Darstellung unter:

http://www.gerd-simon.de/pechau.pdf

Zurück zum Egomanen: Noch eine Kurzgeschichte zum Thema >Wahrsagereien,< >Prophezeiungen< und überraschende Wunder.

Wie mir das 72. Lebensjahr vorhergesagt wurde

Es war dunkel in der Kneipe, in die der Fachleiter Johannes Bahr uns (immerhin ca. 80 Referendare) im Winter 1969/70 geladen hatte. Es war eine Kneipe in einem Ort an der Ostsee, wohin uns Bahr für eine ganze Woche entführt hatte, um unserer Lehrerausbildung den letzten Schliff zu geben. Er wusste nicht, dass ich es nicht mochte, im Mittelpunkt zu stehen. Beim Essen setzte er sich regelmäßig neben mich und verwickelte mich in ein Gespräch. Seine skurrile Art kam bei uns an. Wer in seinem Sinne etwas Sinnvolles zur Tagung beigetragen hatte, dem warf er einen Bonbon zu. Manchmal begleitete er das mit einer Entschuldigung von der Art:

„Eine veraltete Didaktik. Ich weiß."

Manchmal las er uns kommentarlos Passagen aus einem Lehrbuch des 19. Jahrhunderts vor, in dem z.B. betont wurde, dass das Frauenhirn leichter sei als das der Männer und daraus

Schlüsse gezogen wurden wie den der mangelnden Intelligenz. Das kam nicht nur bei den Frauen an, wenn auch meistens nur mit abschätzigen Kommentaren. Es amüsierte auch die Männer.

In der Kneipe abends beim Bier packte Bahr einen Stapel Spielkarten aus und fragte mich vor allen Anwesenden ganz direkt:

„Haben Sie nicht Lust, sich die Zukunft von mir vorhersagen zu lassen?“

Klar, obwohl ich das für Hokuspokus hielt. Ähnlich wie Lottospiel, an dem ich mich nie beteiligte, seinerzeit noch ohne Kenntnisse auf dem Gebiet der Wahrscheinlichkeitstheorie.

Auf dem Hamburger Dom – wie man dort einen Jahrmarkt nennt – hatten mich einmal Freunde dazu überredet, mich von einer hexenmäßig aufgetakelten Dame aus der Hand lesen zu lassen.

„Das gibt es doch nicht! Sie hätten ja schon längst tot sein müssen,“

entfuhr es der Handleserin spontan nach einem Blick auf meine Lebenslinie, geriet dann aber ins Stottern und revidierte ihre Meinung. Ich weiß nicht mehr, was sie mir danach noch weissagte.

Bahr hatte mir ruckzuck die Karten gelegt und schaute mir dann minutenlang wortlos in die Augen. Bahr wusste, dass ich mir die Option für eine Hochschullaufbahn offen gelassen hatte.

„Sie werden nie mehr verdienen, als irgendjemand hier.“

Da die Teilnehmer des Kurses sich alle zum Studienrat ausbilden lassen wollten, Professoren an der Universität aber im Schnitt ein Mehrfaches von dem verdienten, hieß das: Du wirst entweder Studienrat oder an der Uni höchstens Mittelbauer, jedenfalls nicht Professor. Keine zwei Jahre später war ich Akademischer Rat, also Mittelbauer an der Uni, bewarb mich zwar auf viele Stellen, hatte auch große Aussicht, Professor zu werden, wurde es aber nie. Dass Bahr selbst einiges dazu beitrug, dass diese Vorhersage sich erfüllte, steht auf einem anderen Blatt.

„Sie werden heiraten.“

Naja, dachten sich vermutlich auch die meisten Zuhörer. Meine Freunde allerdings kannten meinen mangelnden Respekt vor Institutionen wie der Ehe und vor Ritualakten wie dem Heiraten. Bei Kenntnis meiner Anschauungen gehörte schon Mut dazu, mir derartiges vorherzusagen. Aber nach zweieinhalb Jahren war ich tatsächlich verheiratet.

„Ihre Frau wird schwer krank sein.“

Meine Frau, die ich erst eineinhalb Jahre später kennen lernte, war in der Tat mit ihrer multiplen Sklerose sogar schwerstkrank.

Bahrs Vorhersage schloss:

„Sie werden nicht älter als 72."

Ich habe diese Weissagungen damals nur mit einem Lächeln quittiert. Immerhin behielt ich sie im Gedächtnis. Ich dachte sogar an meinem 73. Geburtstag daran. In dem Alter, in dem die meisten Zeugen dieser Szene waren (Ende 20), dachte man vermutlich: Da liegt ja noch der größte Teil seines Lebens vor ihm. Ich aber dachte: Adenauer wurde erst mit 73 Kanzler, da begann sein wichtigster Lebensabschnitt. Und so früh sollte ich schon tot sein?

An allen Vorhersagen war etwas, was man mit späteren Ereignissen verbinden konnte, die sich als Erfüllung interpretieren ließen. Selbst in die magische 72 konnte ich manches hineinsehen. War doch Franziska, meine über alles geliebte Lebenspartnerin, in meinem 72. Lebensjahr gestorben. Und das war, wie wenn ich gestorben wär. Wenige Monate später folgte die Prostata-Operation, kurz darauf der Herzinfarkt. Ich habe trotzdem meinen 73. Geburtstag wie fast alle vorhergehenden nicht gefeiert. Von Vorhersagen und Weissagungen halte ich nach wie vor nichts, zumindest wenn sie nicht auf wissenschaftlich exakten Expertisen basieren. Davon haben mich auch die scheinbaren Erfüllungen nicht abgebracht. Horoskop-gläubige kann und will ich nicht bekehren.

Die Vorhersage in Bezug auf mein Gehalt, meine Heirat und die Krankheit meiner Frau waren zu allgemein, als dass die Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens nicht von vornherein sehr hoch gewesen wäre. Sie unterscheiden sich nicht grundsätzlich von der Vagheit von Horoskopen in der Zeitung. Um genauer zu werden für alle Horoskop-Gläubigen: Da zumindest ein Teilnehmer der Szene später Ordinarius wurde, war der Vergleich meines zukünftigen Gehalts mit dem der anderen nicht zutreffend. Der Zeitpunkt meiner Heirat war nicht angegeben, hätte also im hohen Alter liegen können. Die vorhergesagte Krankheit meiner Frau hätte auch ein Schnupfen sein können. Die scheinbar konkrete Weissagung meines Todes im 72. spätestens im 73 Lebensjahr war insofern auch sehr allgemein, als 72 bzw. 73 nur ein terminus ad quem war, der dazu noch im Bereich der normalen Lebenserwartung lag.

Und hatte nicht auch die Handleserin vom Hamburger Dom in gewisser Weise recht? War ich nicht mit zweieinhalb Jahren schon aus drei Metern Höhe „auf den Kopf gefallen", wäre also normalerweise schon tot gewesen?

Ich habe in meinem Leben sicher sehr viel durchgemacht. Ich fühle mich trotzdem heute, da ich das in meinem 75. Lebensjahr schreibe, wie seinerzeit Adenauer in diesem Alter, nur ohne Amt und Würden und also weitaus freier und selbstbestimmter. Das schreibe ich, obwohl ich seit meiner Pubertät gelernt habe, täglich mit meinem Ableben zu rechnen.

Als Linguist habe ich mich intensiv mit Negationen befasst. In einer von mir mitherausgegebenen Reihe erschien das Buch meines damaligen Freundes Ulrich Schmitz, in dessen Argumentation die Menschwerdung sich spiegele in der Erfindung der Verneinung. Sein Fazit: Am Anfang sagte ein Primat „Nein!“ und wurde so zum Menschen. Er sagte nicht, dass es eine Frau war, die das ausrief. Ich hielt das trotzdem für überzogen. Meine Kritik war wohl sogar der Grund, warum ich seitdem nichts mehr von ihm hörte. Immerhin blieb eine Wirkung auch bei mir nicht aus. Ein beachtenswertes Ergebnis meiner Negationsforschung war meine Kurzgeschichte über die Vorsilbe un- *in meinem GIFTSchrank. Aber statt dieser umfangreichen Sprachkritik hier ein Kollateralresultat zu der Präposition* ohne

Ohne

Keine Ernte ohne Dreck
Kein Auto ohne Schrott
Keine Zeitung ohne Werbung
Keine Bibel ohne Blödsinn
Kein Krieg ohne Mord
Sind Aphorismen wie dieser
eigentlich ohne?

Das Thema ‚Leere’ hat unter den Philosophen vornehmlich Heidegger beschäftigt. Ich hatte für dieses Raumwort trotz meiner Bedeutungsfeldstudien, in deren Zentrum Raumwörter stehen, nur marginales und alltägliches Interesse.
http://www.gerd-simon.de/9BedMet.pdf

Der Kühlschrank

Manchmal stelle ich meinen Kühlschrank zur Rede: Wie er dazu käme, so leer zu sein. Keine Antwort. Außer gelegentlichem Brummen kein Ton. Dann komme ich auf die glorreiche Idee, einmal einkaufen zu gehen. Immer noch kein Ton von dem Kühlschrank. Erst ganz spät ein Brummen. Vielleicht sollte ich ihm drohen, einen neuen anzuschaffen. Da tönt es von irgendwoher: Der wäre dann garantiert leer. Ich bin Single. Also kann das nur von mir kommen. Wird mein Bauch gewesen sein. Also lasse ich das. Höre, Kühlschrankleere sei ein gutes Mittel, um abzunehmen.

Zum Schluss etwas Lustiges, für manchen vielleicht Galgenhumoriges aus der Autobiographie eines Nischenhockers.

Sterben auf Probe

In meinen Unterlagen finde ich einen Eintrag, wie ich ihn früher als Ausgangsnotiz für mein Tagebuch verwendete:

Sa 23.1.2010 2h nachts.

Gestern gegen 19h Abendessen.

(Pasta mit Hack + Champignons, stammen aus der Dose – Marke „Gemüseküche“ –, also angeblich aus kontrolliertem Anbau) + Nudeln.

Ich habe mir danach die Hände gewaschen. Dann nur noch eine Bio-Feige gegessen (wie in letzter Zeit häufiger). Als ich mir die Augen reibe, hinterlässt das eine Reizung, die aber allmählich vergeht. Kann aber nur an der Feige gelegen haben.

Schon morgens hatte ich einen Hitze-Anfall. Vor allem der Kragen meines langärmeligen T-Shirts erschien mir zu eng. Ich zog alles aus bis auf das Unterhemd. Dann verging das allmählich. Abends nach dem Essen und der Augenreizung wieder Hitze-Anfall mit Übelkeit. Ungewöhnliche Geräusche im oberen Bauch. Rülpsen, aber nicht Erbrechen. Fieber gemessen: 36,9°.

Höre mein Herz schlagen. Herzrhythmusstörungen habe ich seit der Kindheit. Jetzt höre ich sie auch, aber mir erscheint das verstärkt und häufiger. Gähnen, aber nicht einschlafen können.

So etwas passiert natürlich immer am Wochenende. Da die Symptome aber schon am Sonnabend abklangen, setzte wieder das Selbstberuhigungsprogramm ein: "War wohl nichts." Da ich aber am Montag ohnehin in der Nähe meines Hausarztes zu tun hatte, kehrte ich – wie ich dachte – kurz bei ihm ein. Der Arzt weilte aber im Urlaub. Seine Vertretung war eine Ärztin. Die checkte mich kurz durch und fand nichts Auffälliges, sagte lediglich eher nebenbei: „Nur der Puls ist etwas hoch. Vielleicht gehen Sie noch einmal zu einem Kardiologen. Hier um das Häusereck herum gibt es einen." Ich dachte: „Na ja, kann ja nicht schaden," sagte aber zu der Ärztin in einem Anfall mir sonst eher fernliegender Galanterie:

„Das liegt doch nur daran, dass Sie so schön sind".

Als ich in das Wartezimmer des Kardiologen eintrat, saßen da in einem engen Raum, vielleicht 15m², ca. zwei Dutzend Personen dicht gedrängt. Die Fenster dicht verschlossen. Nach einer Minute wurde mir schlecht. Ich ging zu der Arzthelferin am Empfang und erklärte ihr:

"Ich gehe jetzt nach Hause."

Die Arzthelferin aber meinte:

"Warten sie doch einen Moment. Da kommt gerade Dr. V."

Der machte bei mir ein EKG und, als auch das nicht auffällig war, eine Ultraschall-Analyse. Während er letztere auswertete und ich schon wieder auf dem Sprung nach Hause war, kam eine frühere Sekretärin des Seminars, an dem ich seinerzeit tätig war, dazu:

"Was machen Sie denn hier?"

Sie, die am Seminar wie ich inzwischen altersbedingt pensioniert worden war, verdiente sich bei dem Kardiologen offenbar ein Zubrot. Da kam Dr. V. aufgeregt aus seinem Zimmer:

"Sie haben einen Herzinfarkt! Ich habe schon einen Notarzt bestellt."

"Aber," versuchte ich einzuwenden, "ich muss doch erst einmal mein Auto nach Hause fahren."

Der Kardiologe:

"Sie haben absolutes Fahrverbot!"

Wie immer, wenn etwas Besonderes in meinem Leben passierte, war bei mir alles auf Gelassenheit geschaltet. Auf der Pritsche im Notarztwagen machte ich, wie wenn alles normal wäre, scherzhafte Bemerkungen. Allerdings lachte da keiner.

In der Klinik schob ein Oberarzt einen Katheter von der Hauptader der rechten Leiste bis ins Herz vor. Ich konnte das auf dem Monitor verfolgen. Während ich, der ich berufsbedingt immer mindestens zwei alternative Interpretationen zu einem Geschehen im Kopf habe, zuvor es zumindest für möglich hielt, dass man mir als Laien auch leicht etwas andichten könnte, begann mich eine offenkundige Engstelle in einer Nebenader im hinteren Herzbereich auf dem Monitor zu überzeugen, dass da wirklich was war.

"Und schauen Sie hier," unterbrach der Operateur kurz seinen Versuch, mir in dieser Nebenader einen Stent zu legen, "da ist noch eine Engstelle. Da müssen Sie schon einmal einen Herzinfarkt gehabt haben. Leider müssen Sie in den nächsten Tagen nochmals ran."

Auf der Intensivstation betreute mich eine Ärztin, die auch später als Stationsärztin für mich zuständig war. Sie hatte offenbar die Aufgabe, mich wach zu halten, bzw. sie war wohl dazu da, sofort zur Stelle zu sein, wenn es mit meiner Körperlichkeit zu Komplikationen käme. Kam aber nicht. Sie fragte mich anfangs gründlich aus. Erst als sie nach Stunden die Erfahrung machte, die Ausländer schon früh mit mir gemacht hatten: "A talkative man!" – sie hatte inzwischen von mir mehr erfahren, als irgendein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin im Laufe meines Lebens –, kehrte sich das allmählich in Desinteresse um. Sie war ca. Mitte 20 und das, was in etwa dem entsprach, was uns Schülern in Caesar-Texten als mulier crassa begegnet war und wir mit "das dralle Weib" zu übersetzen hatten. Alle meine Geliebten im Laufe meines (zum Zeitpunkt meines Herzinfarkts) 72jährigen Lebens gehörten zu diesem Typ eher voller als schlanker Frauen. In dem Gutachten über mich attestierte sie mir später "einen adipösen Ernährungszustand" als einen der Ursachen für meinen Herzinfarkt. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass man so etwas wie eine "fettleibige" (deutsch für "adipös") Ernährung (auch einen Ernährungszustand) eigentlich zu den Stilblüten rechnen müsse. Adipös könne nur ein Lebewesen sein, keinesfalls Ernährung oder ein Ernährungszustand. Diese könnten nur die Ursache der Fettleibigkeit sein. Aber auch in dem späteren Gutachten behielt sie die Stilblüte bei. Sie machte sogar hinfort einen deutlichen Bogen um mich und ließ sich notorisch verleugnen, wenn ich sie über die Krankenschwester um Rücksprache bat. Eine Klinik-Nachbehandlung kam trotz vieler Anläufe meinerseits nie zustande. Ich schob das auf ihre Arbeitsüberlastung, obwohl mir das nur bei den Krankenschwestern ins Auge sprang, die zeitweise auch tagsüber mehr als vier Dutzend Patienten zu betreuen hatten.

Auf der Intensivstation lag übrigens neben mir eine Dame, die vielleicht zehn Jahre jünger war als ich. Männlein + Weiblein können da, belehrte mich die junge Ärztin, durchaus in einem Zimmer liegen. Diese Dame war aus der Tropenklinik überwiesen worden. Sie kam aus dem Amazonas-Gebiet und hatte dort einen Deutschen geheiratet, der jetzt an ihrem Bett saß. Sie hatte sich in Brasilien eine seltene Tropenkrankheit zugezogen. Diese hatte inzwischen

das Herz erfasst. Da sei es um Leben und Tod gegangen. Inzwischen wirkte der Ehegatte aber erleichtert. Anscheinend war das Schlimmste überstanden. Ich hatte zuvor überhaupt keine Ahnung, welch unterschiedliche Gestalt und Ursachen Herzkrankheiten haben können. Hier bekam ich eine erste Ahnung davon.

Auf der Station lag in meinem Zweibettzimmer neben mir zunächst ein etwa 10 Jahre älterer Herr, der nicht nur den soundsovielten Herzinfarkt hinter sich hatte, sondern auch noch an Lungenkrebs litt. Er war an eine komplizierte Apparatur angeschlossen, die rhythmische, aber unregelmäßige Töne von sich gab. In meinen Träumen bildeten diese die Begleitung zu einer Musik, die ich passend dazu komponierte und alsbald in der Hamburger Musikhalle präsentierte. Solche Kompositionsträume hatte ich in dieser Zeit häufiger.

Alsbald gewann eine meiner alternativen Geschehensdeutungen Konturen. Da die Krankenschwestern offensichtlich auf dieser Station ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen waren, taten sie leichte Fälle wie mich – ich war alsbald nur der "Edel-HI;" HI deutete ich als Herzinfarkt – mit schwersten in ein Zimmer. Jedenfalls habe ich zunehmender ausgeholfen, war also so eine Art inoffizieller und unbezahlter Sub-Krankenpfleger.

Nachdem der Herr neben mir wegen einer weiteren Komplikation wieder auf die Intensivstation verlegt worden war, wurde ein Kasache mit deutschem Namen mein Nachbar. Er hatte in Kasachstan eine Deutschstämmige geheiratet und die dortige Möglichkeit wahrgenommen, den deutschen Namen seiner Frau tragen zu dürfen. Er war von Haus aus Informatiker – brachte auch den Tag im Bett stets mit seinem Laptop auf den Knien zu –, verdiente aber hier in Deutschland sein Geld als Fernfahrer. An sich war er ein leichter Fall wie ich, war aber wohl für die meisten Zimmergenossen darum schlecht gelitten, weil er nachts nicht nur unregelmäßig schnarchte, sondern auch Aussetzer hatte, die minutenlang dauern konnten und danach in eine laute Explosion mündeten.

Irgendwann vor Jahren las ich einmal eine >Kulturgeschichte des Ablebens,< die ich in meiner Bibliothek jetzt nicht mehr finden kann. Da wurde viel Lustiges zusammen getragen. Es kann auch sein, dass ich das von meinem Freunde Jürgen JONAS habe, der solche Sachen zu sammeln pflegt. Hier nur eine Auswahl aus der Erinnerung heraus.

Schon im 18. Jahrhundert wird berichtet, wie der Verfasser eines Lexikons über dem Artikel "Leiche" verstarb. Heine hätte – ich habe das nicht überprüft, weil ich häufig genug vorhatte, Paris und sein dortiges Grab zu besuchen, aber nie über Straßburg und Lyon hinaus kam – verfügt, dass auf seinen Grabstein gemeißelt wurde:

"Hier ruhen meine Gebeine.

Ich wünschte es wären deine."

Marc Twain habe einer Zeitung telegrafiert:

"Die Nachricht von meinem Tode ist stark übertrieben".

In Tucholskys berühmter >Weltbühne< konnte man die Wiedergabe einer Lichtreklame in New York lesen:

"Why live – if you can be buried for 10 Dollars only?"

Überhaupt haben die Amerikaner eine eigene Art von Humor, wenn es um den Tod geht. Ich erinnere mich an ein Buch mit dem Titel:

"The American Way of Death."

Ein Buch über die Geschäftemacherei von Beerdigungsinstituten.

In Amerika gibt es offenbar noch heute professionelle Nachrufredakteure. Nachdem es in diesem Land der unbegrenzten Möglichkeiten Mode wurde, im Testament zu verfügen, dass man

zu seiner Bestattung keine der Beerdigungsfirmen und Leichenkosmetiker heranziehen dürfe, also eine Art von Totenstreik, gab es Zeitungsartikel von der Art:

"Sargindustrie kämpft ums Überleben."

Woody Allen soll ungefähr gesagt haben:

"Ich kenne keine Angst vor dem Tode, ich möchte nur nicht dabei sein, wenn es passiert".

Kommentar aus meiner Erfahrung heraus: Der an sich durchaus von mir geschätzte Mr. Allen hat offenbar nie geliebt bzw. ist vor seiner Geliebten gestorben. Sonst hätte er noch andere Möglichkeiten ins Auge gefasst, wo er nicht dabei sein wollte, Ereignisse, die einem schlimmer vorkommen können als bei seinem eigenen Tode dabei sein zu müssen.

Franziska und ich waren wenige Jahre vor ihrem Tode Zeuge einer Feier eines Bestattungsinstituts am Nebentisch eines Lokals, in dem wir unser Abendessen einnahmen. Da ging es hoch her, auch mit makabren Witzen über Bestattete, wie sie wohl nur übertroffen werden von den Witzen von Ärzten über Kranke. Nach einer Weile kam ein junger Mann in den 20ern an unseren Tisch, offenbar der Chef der Bestattungsfirma, übrigens ziemlich betrunken, und entschuldigte sich bei uns: Es sei ihm furchtbar peinlich. Pietät und Respekt stünden bei ihrem Beruf eigentlich an erster Stelle. Aber sie hätten da bei der Bestattung heute gerade so Komisches erlebt, was sie natürlich mit Leichenbittermiene haben über sich ergehen lassen müssen, und jetzt sei der Staudamm einfach gebrochen. Wir signalisierten Verständnis und fragten nicht weiter nach. Tags darauf lasen wir in der Zeitung von dem Tode eines offenbar sehr reichen Mannes unserer Stadt. Nichtsdestoweniger habe ich jetzt den mir schon zuvor unbekannten Namen wieder vergessen.

Ja, auch an den Tod taste ich mich hier also umwegelagerisch heran. Seit meiner Pubertät war der Tod mir trotz meines Selbstmordversuchs in unterschiedlichen Facetten ein unheimlicher Unbekannter geblieben und so wird es wohl auch die kurze Zeitspanne sein, die mir als jetzt

75jährigen noch bleibt. Schon damals in der Spätpubertät hatte ich Bergengrüns >Tod von Reval< mit Vergnügen gelesen. Aber frühzeitig war mir klar: Humor ist nur ein sehr dünner Firnis über einem Abgrund. Allerdings gilt auch: Ohne diesen Humor stürzt man in diesen Abgrund. Ich liebte Franziska wie ich sonst niemanden liebte, auch weil ich mir in einer Hinsicht nichts vormachte: Hinter ihrem strahlenden Humor war ein Riesenabgrund.

Also der Herzinfarkt kam bei mir an wie eine Art Sterben auf Probe. Aber was war mit dem Herzinfarkt, den ich davor schon einmal gehabt haben sollte, der also zumindest unerkannt blieb und der der Anlass dafür war, dass mir jetzt ein zweiter Stent gelegt wurde, diesmal sogar vom Chef persönlich.

Natürlich stocherte ich in meinem Erinnerungsschatz herum, wann zum Teufel ich denn den anderen Herzinfarkt gehabt haben könnte. In jüngster Vergangenheit, da war ich mir sicher, auf keinen Fall. Ich ging Erinnerungsschicht um Erinnerungsschicht rückwärts durch. Nichts. Wirklich rein gar nichts.

Im Alter muss man ja damit rechnen, dass sogar wichtige Erlebnisse einfach weg sind. Also schlaf mal drüber, sagte ich mir. Ich schlief mindestens hundert Nächte drüber. Dann immerhin so etwas wie ein Silberschatten.

Es war im Spätstadium meiner Ausbildung, ich hatte mit einem Seminar meines hochgeschätzten Professors für Literaturwissenschaft Karl Ludwig Schneider zu tun. Schneider war im 2. Weltkrieg im KZ gewesen und hatte sich da eine Krankheit geholt, an der er später auch sterben sollte. Er war Spezialist für den expressionistischen Dichter Georg Heym, dessen Nachlass er in Israel aufgetrieben hatte und nun herausgab. Ich hatte während meines Studiums eine profunde Ausbildung in Editionstechnik erhalten. Heym war für mich eine Herausforderung, nicht nur für mich als Dichter, sondern auch als editionstechnische Aufgabe für mich als Germanisten. Von seinen Gedichten waren von den ersten Wortfetzen, denen man,

wenn man nicht (wie von uns im Nachlass zusammengeordnet vorgefunden) wusste, zu welcher Endfassung sie gehörten, bei aller Fantasie kaum hätte angemerkt, dass sie auch nur einen Beitrag zu einem seiner eigentümlich in ein starres Korsett gepresstes, zum Platzen prall von Leben und Tod gefülltes Gedicht liefern konnten.

Seinem Vater zuliebe oder,weil der das so wollte, hatte Heym in Jura seinen Doktor gemacht. Kaum hatte er die Urkunde in seiner Hand, malte er über diese quer derartige Wortfetzen. Die Geschichte der Entstehung eines Gedichts von den ersten Wortfetzen bis zur Endfassung war bei keinem anderen Dichter so minutiös zu rekonstruieren. Mich faszinierte das aber auch, weil so auch meine Gedichte entstanden. Ich hatte in diesem Seminar die heikle Aufgabe übernommen, über einen Verriss der Publikationen des Seminarleiters Schneider über Georg Heym durch einen – wie ich erst später ermittelte – NS-belasteten Habilitanden zu referieren. Sogar der >Spiegel< hatte über dessen Elaborat berichtet, und zwar pro Kritiker. Für einen Referenten wie mich, heikel und undankbar. Denn wie man es auch anstellte, ob man nun Schneider oder seinem Gegner recht gab, und wie auch immer differenziert und textnah argumentierend, da war zwischen allen hier aufgestellten Fettnäpfchen eigentlich gar kein Platz, wo man hätte hintreten können. Entweder man trieb dem Professor die Zornesröte ins Gesicht oder selbst diesem drang sich auf, dass man ein Schleimer war.

In der mir seinerzeit keineswegs fremden Selbstüberschätzung glaubte ich, das Problem trotzdem lösen zu können. Es kam aber viel komplizierter. Vierzehn Tage vor dem Termin eröffnete mir Schneider, ich müsse meinen Vortrag schon eine Woche früher bringen. Die Dame, die an sich die Seminarsitzung vor mir gestalten sollte, hatte einfach erklärt, sie werde bis dahin nicht fertig und der Herr Simon schaffe es doch mit links usw. Schneider wusste sich wohl nicht anders zu helfen, als dass er dem Wunsch der Dame nachgab. Und in meiner Selbstüberschätzung sagte ich: Ich kann es ja mal versuchen.

Ich hatte bis zu dem Zeitpunkt keinen einzigen Satz zum Thema verfasst. Aber ich hatte ja schon einmal eine Seminararbeit in einer Woche über die Bühne gebracht.

Marathon-Leistungen habe ich auch später noch vollbracht. Aber die waren stets durch Stunden Tiefschlaf unterbrochen, also keine echten Marathon-Leistungen. Jetzt aber arbeitete ich zweieinhalb Tage in eins durch. Ich erinnere mich auch nicht, ob ich in dieser Zeit etwas gegessen geschweige denn getrunken habe. Dann schlief ich über der Schreibmaschine ein und beobachtete mich – ganz wie die Thanatologie es beschrieb, ein Fach, das sich wissenschaftlich gab, das ich aber schon wegen dieses Erlebnisses nie ernst nahm –, aus vielen Metern Höhe, wie ich da vor mich hin schnarchte. Zugleich registrierte ich massive Herzrhythmus-Störungen.

Herzrhythmus-Störungen waren mir keineswegs fremd. Ich war gleichsam mit diesem Stottermotor in der Brust aufgewachsen. Aber die äußerten sich bis dahin und später nur gelegentlich als Extrasystolen, wie der Arzt es nannte, und als relativ normal deklariert, jedenfalls nicht sonderlich beunruhigend. Jetzt aber stolperte das Herz ohn Unterlass. Und als ich aus diesem Zustand nach vielen Stunden wieder zu mir zu kommen glaubte, waren diese andauernden stolpernden Gefühle in der Brust immer noch da. Das also musste mein erster Herzinfarkt gewesen sein. Nichtsdestoweniger tippte ich das Referat zu Ende und reichte es dem Professor termingerecht ein. Es war an sich ein Seminar mit relativ wenigen Teilnehmern, aus der Erinnerung heraus würde ich sagen: nicht einmal ein Dutzend. Damals gab es an der Uni noch keine Gruppenarbeit. Die einzelnen Themen wurden zwar im Zweifelsfall an mehrere Bewerber vergeben. Diese traten aber als Konkurrenten gegeneinander an. Ich habe sogar Referate gehalten, um die sich 13 Teilnehmer beworben hatten. In dem Seminar, von dem hier die Rede ist, waren aber die meisten Themen nur einmal besetzt, so das der oben erwähnten Dame. Zu meinem Thema aber gab es einen Konkurrenten. Da dieser neben dem Studium als Nachrichtensprecher im NDR tätig war, hatte Schneider ihn offenbar gar nicht gefragt, ob

er ebenfalls bereit war, den Termin zu tauschen. Es kann auch sein, dass er von diesem als Nachrichtensprecher unauffälligen Mitstreiter um das gleiche Thema nicht allzu viel hielt. Auch ich sah in ihm keinen ernstzunehmenden Konkurrenten. Gesprächen über unser Thema entnahm ich, dass er offenbar in den Grundkursen geschlafen hatte. Jedenfalls schien er nicht einmal die systematische Ermittlung der Literatur zum Thema zu beherrschen.

Als dann die Sitzung kam, auf der ich das eingereichte Referat hielt, wurde dieser Konkurrent doch ein Problem. Ich habe bei dem Vortrag kaum einen einzigen Satz zum Abschluss bringen können, ohne dass mich der Konkurrent mit aggressiv formulierten Vorwürfen unterbrach. Wenn ich etwas zur Verteidigung vorbringen wollte, unterbrach er mich wieder usw. Dabei hatten seine Eruptionen nichts sonderlich Sachdienliches, lagen sogar – wie Schneider mir in einer Nachbesprechung zugestand – an der Grenze der Vernunft. In der Sitzung hatte Schneider meinen Kritiker zwar mehrfach zur Ordnung gerufen. Das war aber absolut wirkungslos. Man hätte ihn mit Polizeigewalt aus dem Seminar werfen müssen. Für alle Beteiligten war die Sitzung jedenfalls verlorene Zeit.

Und dafür hatte ich nun zweieinhalb Tage lang meine Gesundheit aufs Spiel gesetzt. Ich zog daraus sehr schnell die Konsequenz, mich nie wieder so zu engagieren. Es kam hinzu, dass ich auch einen engen Mitarbeiter Schneiders als Ellenbogenmenschen ausgemacht hatte. Und solchen Menschen bin ich stets – wenn es irgend ging – aus dem Weg gegangen. Da war ja noch das Angebot meines alten Namensvetters. Also kehrte ich zu alten Studien im Bereich der Mediävistik zurück. Schneider selbst hat mich dann noch gebeten, Passagen aus meinem Referat in einer Rezension der Habilitationsschrift seines Kritikers zu verwenden, was ich natürlich gut fand. Meine geänderten Zukunftspläne aber beeinflusste das nicht.

Am Tag nach dem Referat schleppte ich mein Stolperherz zu meinem Hausarzt. Dieser zog einen Kardiologen heran. Der fand mein EKG auffällig, mein Hausarzt war anderer Meinung und entschied dann, dass ich zur Beobachtung ins Krankenhaus sollte.

Zuvor schickte er mich aber zu einem Internisten, der meine Schilddrüse untersuchen sollte. Mit einer seiner Mitarbeiterinnen verstand ich mich auf Anhieb. Sie sah in mir wohl, was in der Folge überzufällig häufig geschah, einen Simulanten. Das war ja von meinem Namen aus auch nicht sonderlich weit gelegen. Wir lachten viel. Dann bekam ich ein Mundstück eines ziemlich großen Geräts ins Gesicht gesteckt mit der Bemerkung, dass jetzt Schluss ist mit dem Scherzen und Entspanntheit angesagt sei. Meinen Mundwinkeln entnahm sie aber bald, dass mir weiterhin zumindest zum Grinsen zumute war.

"Sie sollen entspannt sein!" forderte sie mich mehrfach auf. "Sie sind ganz ruhig," und als wollte sie mich hypnotisieren: "Ihr rechter Arm ist ganz schwer," usw. Ich aber konnte wohl nicht anders als mich weiterhin amüsieren. Dann unterbrach sie die Übung: "Was ist denn los?"

Ich schilderte ihr in aller Ruhe, wie sich gerade eine Spinne von der Decke an einem Faden herabließ und sich dabei meine Nase zum Ziel genommen zu haben schien.

"Eine Spinne!" schrie sie entsetzt. Und flugs hatte sie den Raum verlassen. "Eine Spinne! Eine Spinne!" verloren sich ihre Ausrufe in der Ferne.

Ich habe diese medizinische Assistentin nie wieder gesehen. Mein Hausarzt las mir das Gutachten des Internisten vor: Danach war an mir und meiner Schilddrüse nichts Auffälliges.

Die Schilddrüsen-Untersuchung war symptomatisch für die zahlreichen Untersuchungen bei meinem einen Monat währenden Aufenthalt im Krankenhaus. Man entriss meinem Körper alle möglichen Entzündungsherde. Nach einer Nebenhöhlen-Operation – da schnitt man oberhalb der oberen Zahnreihe und des Oberkiefers ein Loch und holte da den Eiter heraus – erklärte mir der Operateur eher beiläufig, dass mindestens 80% der Menschen da Entzündungsherde hätten, ohne dass sie es wüssten. Wie dem auch sei: Bei mir kam das an, dass das, was ich da mit meinem Stolperherzen erlebt hatte und wahrscheinlich ein Herzinfarkt war, nichts war als die Erfindung eines Simulanten.

Sterben war seit meiner Kindheit ein Thema in meinen Dichtungen.

Sterblich

Man sagt mir nach,
ich sei sterblich
und die Wahrscheinlichkeit,
dass das zutrifft,
wachse,
je älter ich werde.
Da könnte
was dran sein.

Kaum geboren,
überkam mich
eine tückische Krankheit:
ich wurde älter.

Frage:
Heißt das,
ich sei sterblich?
Könnte da was dran sein?

Mit zwölf Jahren
dachte ich allen Ernstes,
ich sei unsterblich.
Mein Versuch,
das zu überprüfen
durch Selbstmord,
überzeugte mich:
An meiner Sterblichkeit
ist wirklich was dran.

~~Todesfurcht~~

Noch immer versprechen Gurus und Scharlatane, die Menschen von der Furcht vor dem Tode zu befreien.

~~Furcht~~ war nicht nur ein wichtiges Movens bei der Menschwerdung. Sie hat im Leben aller lernfähigen Lebewesen eine lebenswichtige Funktion. Wer sich einbildet, ohne Furcht leben zu können, schlittert nicht nur leicht in eine todbringende Gefahr nach der anderen. Er erfüllt auch die besten Voraussetzungen dafür, andere Lebewesen in solche Gefahren zu bringen. Im Extremfall wird er zu einem ~~Monster~~, wie es die Selbstmörder Hitler und Himmler waren, die keine Hemmungen hatten, Millionen in den Tod zu treiben. Fehlende Todesfurcht lässt jemanden nicht nur mir nichts dir nichts Hand an sich legen. Sie kennt auch nichts dabei, andere, im Extremfall Massen, mit in den Tod zu reißen.

Fazit: ~~Fürchtet euch vor Menschen ohne Furcht~~.

Kosmopoliten haben die Welt der Egomanen längst hinter sich gelassen. Plötzlich können sie aber in dieses längst überwundene Stadium zurückfallen:

HILFE, BIN ICH NOCH ICH?

Neulich fragt mich doch eine langjährige Freundin: Sie blicke bei der Vielzahl und Vielfalt meiner Veröffentlichungen nicht mehr durch, ob ich denn auch ein Buch über Australien verfasst habe. „Wie kommst du denn darauf?“ „Dann schau doch mal bei Google nach. So etwas tut doch jeder.“

Das hatte ich in der Tat versäumt. Und als ich dem Rat folgte, kam ich aus dem Staunen gar nicht mehr heraus: fast 8000 Einträge und was die alles wussten!

Da gibt es sogar Abbildungen, sogar aus meiner bartlosen Zeit. Woher die nur die Fotos haben? Kann schon sein, dass sie das Foto links von Franziska haben. Ein ähnliches hat sie seinerzeit von mir gemacht, wie man es rechts daneben sieht.




Andererseits: das Foto links sei in Österreich entstanden – steht da jedenfalls, – das rechts entstand aber in Bergsteig bei Fridingen 1000 km donauaufwärts. Und ich entsinne mich nicht, in Österreich in eine ähnliche Regentraufe geraten zu sein.

Ja und natürlich das Buch über Australien, sogar noch eins über Hong Kong in China. Die erwähnte langjährige Freundin lebt zwar in Australien. Aber ich bin nie da gewesen. Und in Hong Kong lebt auch ein Freund von mir und auch da bin ich nie gewesen. Ich bin ja nicht nur ein nordischer, sondern auch ein schrecklich bodenständiger Typ. Da gehört einiges dazu, mich überhaupt aus Tübingen herauszulotsen. Natürlich gleiche ich diese Immobilität seit eh und je durch Fantasie und forsche Expeditionen in die weite Welt des Geistes aus. Aber was hätte ich davon, über Australien oder Hong Kong zu schreiben? Ich wette, damit kann man nicht einmal Geld verdienen. Wette verloren, sagt die australische Freundin. (Vermutlich ist sie die Autorin, die ihre Erfahrungen als Touristenführerin durch Australien unter einem Pseudonym in einem Buch niederlegte und damit auch finanziell ein Riesenreibach machte)

Und dann diese Fehler. Überhaupt Fehler über Fehler: Da werde ich manchmal als Informatiker hingestellt. Ich gebe zu: Manchmal kehre ich heraus, dass ich schon in den 60er Jahren einige Programmierkurse besucht habe, dazu animiert durch Veranstaltungen in der Mathematik über Wahrscheinlichkeitsrechnung. Davon ist aber nur wenig hängen geblieben. Und beruflich habe ich nie etwas mit Informatik zu tun gehabt. Sogar im Umgang mit dem Internet bin ich nicht mehr als ein Benutzeridiot.

Ich soll nach einem weiteren Internet-Eintrag für den FBI in Niedersachsen auf Platz 8 einer Bundesliste kandidieren. Die trauen mir schon einiges zu! Vermutlich kommen sie darauf, weil mehrere meiner Veröffentlichungen über Geheimdienste handeln. Aber doch nicht über den FBI! Da habe ich doch überhaupt keine Ahnung, nicht einmal angelesen. Selbst über deutsche Geheimdienste der Gegenwart bin ich schlechtestens informiert. Meine Texte handeln ausnahmelos über den Sicherheitsdienst im 3. Reich.

Manche Einträge halten mich für einen Arzt. Das passiert mir leider öfter nur wegen meines Doktortitels. Na ja, promoviert habe ich u.a. über Arzt-Dichtungen im 15. Jahrhundert. Wenn mich das zu ei-

nem Mediziner qualifiziert haben soll – so steht es in einem Eintrag –, dann schreibe ich irgendetwas demnächst über den amerikanischen Präsidenten und schon bin ich Mr. President. Zum Präsidenten hat mich noch kein Eintrag gemacht, aber immerhin zum Deputy Chairman der amerikanischen Botschaft in Bolivien.

In einigen Einträgen werden Berichte wiedergegeben, wonach ich der „Denker im Team“ einer Werbeagentur sei. Im >Südkurier< werde ich abgebildet, wie ich als Verkehrspolizist mit Hilfe einer Radarfalle Raser überführe und den Führerschein abknüpfe. Woher wissen die, dass ich einmal 1.80 m groß war und kaum mehr als 50 kg wog. Inzwischen wiege ich 110 kg und bin auf 1,75 m geschrumpft.[1]

Alles im Schnitt schmeichelhaft. Ich sollte aber darauf hinweisen: Ich werde manchmal auch im Zusammenhang mit Verbrechen erwähnt, verurteilt wurde ich – wenn auch nur einmal – wegen Beihilfe zum Mord. Ich kann mich absolut an nichts dergleichen erinnern. Kann es sein, dass ich dement bin?

Doch, doch jetzt kann ich es mir glücklicherweise wieder einigermaßen zusammenreimen: ich habe in einem Kapitel meines Opus >Buchfieber< einmal einen Fall von Beihilfe zum Mord ausführlich beschrieben. Ich entsinne mich jetzt wieder genau. Zu dem Zeitpunkt, als ich das aufgedeckt hatte, lebte dieser Beihelfer noch, Rektor einer Universität, und ich traf gerade Vorbereitungen, um den Fall zur Anzeige zu bringen, als ich in der Zeitung las, dass er gestorben sei. Das wird es sein: Marathon oder die übliche Verwechslung des Boten mit dem Verbrecher, über den er berichtet.

Ja, und was natürlich nicht fehlen darf: Schwul soll ich sein. Da merke ich gerade, da habe ich ein Zitat einer Krimiautorin vom Bodensee erwischt, die ich wohl vor mehr als zwei Jahrzehnten abblitzen ließ, als ich in Gaienhofen war zu meinen Studien über Ludwig Finckh. Außerdem: ein Geheimdienstler! Schwul und Geheimdienst, na ja. Glücklicherweise weiß man vom Fall Martin Walser, dass der berühmte Bodensee-Nebel schon manches an sich helle Gemüt getrübt hat. Alles riecht selbst verdammt nach den üblichen Denunziationen von Geheimdienstlern. Kein Eintrag aber verrät, was ich nun wirklich bin, nämlich maßlos selbstbezogen, eitel und eingebildet, voller versteckter Koketterien und entsprechend leicht zu verunsichern, wenn ein Urteil nicht mit meinem Selbstbild übereinstimmt.

Ach, ist mir übel. Ich werde meiner australischen Freundin einen gepfefferten Brief schreiben, weil sie mich verführt hat, mich mit Hilfe des Internet derart aus dem Gleichgewicht zu bringen, und natürlich auch allen Verfassern dieser Interneteinträge, manchen vielleicht auch eine Beleidigungsklage androhen. Schließlich gibt es für mich kaum ein schlimmeres Verbrechen, als mich dazu zu bringen, mich mit mir selbst zu beschäftigen.

---

1 Ich versichere hiermit eidesstattlich, dass ich alle Internet-Informationen zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Geschichte (Anfang Juli 2009) auch dort fand. Weiß auch nicht, warum mir jeder daher gelaufene Besserwisser immer gleich unterstellt, ich hätte alles erlogen und erstunken. Natürlich steht da noch viel mehr Abenteuerliches.

Bei so viel Zerrbilder und Schludrigkeiten habe ich übrigens meinen Versuch, mir über Google mehr Selbsterkenntnis zu verschaffen, nach dem 110. Eintrag entnervt abgebrochen. Einfach deprimierend: Mein Selbstbild verschwimmt vor mir in einem deliriumartigen Taumel. Wie wenn ich doch…? Wenn was dran wäre?

Einige Tage später machte ich – leicht erholt – an Wikipedia, deren Darstellung meiner Person zwar ziemlich gerippeartig geraten war, aber meinem Selbstbild und meinem Gedächtnis noch am nächsten kam, Vorschläge, wie man das aufpäppeln könnte. Die haben aber diese Vorschläge nicht einmal unter „Diskussion“ berücksichtigt. So versinke ich weiterhin in Zweifel: Bin ich noch ich?

Nachtrag I

Kaum hatte ich diese Geschichte verbreitet, hat man mich schon dezent darauf aufmerksam gemacht, dass es weitere Träger meines Namens gebe, sogar in Tübingen und sogar in meiner Straße. Meine von vielen so gesehene Unart, Persönliches mit Gesellschaftsbewegendem zu verbinden, die Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem ständig zu ignorieren, hat mich offenbar blind gemacht und meinen sonst durchaus vorhandenen Spürsinn in eine Ich-Sackgasse geführt.

Jetzt kann ich mir aber endlich erklären, warum in meinem Briefkasten so häufig Schwulenzeitschriften landen. Da hat sich also die Postbotin, die ohnehin im Verdacht stand für einen Geheimdienst zu arbeiten, einen Scherz erlaubt. Und endlich wird mir auch klar, woher der Schwulenverdacht kommt und überhaupt, warum mich ständig auffällig getarnte Geheimdienstler beschatten. In keinem anderen Club sind ja Verwechslungen so an der Tagesordnung wie bei den Geheimdiensten. Hinzu kommt: Nichts ist für diese Sorte Mensch so verdächtig, wie wenn sich bei jemandem absolut nichts Verwertbares findet. Auch diese Geschichte wird sie bestenfalls dazu veranlassen, mich als raffinierter einzuschätzen, als sie es zuvor taten. Sag ich ja: Es gibt keine lästigeren Plagegeister als die Geheimdienstler.

Nachtrag II

In dem ereignisreichen Jahr 2018 (dieses Buch war schon über ein Jahr fertig und wartet immer noch auf einen passenden Verlag) entdeckte ich durch Zufall noch einen Doppelgänger mit dem gleichen Namen Gerd Simon. Der von ihm verfasste Roman „Mein Gott, wo bist du?“ kommt zu spät, um mir hier ein Vorbild sein zu können für verständliche Schreibe. Ich kann es nur dringend allen empfehlen, vor allem wenn sie sich für Religionskritik interessieren.

Leser obiger Elaborate wünschten sich ein Fazit. Wie wär es mit folgendem:

Flüchtling aus dem Jenseits!

Als Nachkomme des weisen VAIHINGER weiß ich, dass ich den Mund zu voll nehme, wenn ich vom Jenseits rede. Aber ich kann ja mal so tun, als ob.

So tun, als ob es ein Jenseits gäbe.
So tun, als ob ich ein Flüchtling aus dem Jenseits sei.
So tun, als ob ich hier aus dem Jenseits rede.
So tun, als ob ich die Geheimnisse der Welt vom Jenseits her so durchblicke, als lägen sie vor mir wie eine durchsichtige Tomate.
So tun, als hätte ich die Wahrheit wie eine Perle in einem Meer von Zweifeln gefunden.
So tun, als wäre diese Rede mehr als leer und langweilig.

Oder sollte ich so tun, als ob ich euch in die Irre führen will, als ob es nicht reizvoll wäre, so etwas wie Durchblick oder Perlen oder Kehrseiten zu haben? Hilft es denn weiter, wenn ich das, was die Weisen seit KONFUZIUS und SOKRATES als Durchblick usw. ausgaben, so behandle, als ob es nur der Dreck unter meinem Fingernagel sei?

Sind die die wahren Weisen, die das Schweigen predigen? Soll es bei der Verherrlichung von Zwiebeln als Symbol des Zweifelns bleiben, auch wenn man übersieht, wie sie aus ihren Nischen Neues hervortreiben?

Glaubt mir armem Flüchtling aus dem Jenseits: Das Asyl, das Ihr mir hier in Nehren gewährt, ist zwar nicht perfekt, aber weitaus akzeptabler als das Jenseits. Das Jenseits denkt ihr euch gespalten als Himmel und Hölle. Das ist kaum mehr als eine Denkfalle wie viele Metaphernpaare. Abschiebung ins Jenseits droht uns allen. Nur Rassisten glauben, sie seien auserwählt, dem Jenseits in eine Kammer zu entrinnen, die sie dann Himmel nennen. Nein, glaubt nicht der Gestapo, dass sie euch in den Himmel abschiebt, wenn sie dereinst, als Sensenmann verkleidet, des Nachts vor eurer Tür steht. Findet euch damit ab: Das Jenseits ist schlimmer als Dantes Hölle, als Auschwitz oder der Gulag oder die berühmten 77 Jungfrauen.

Ich fürchte nur, ich habe schon zu viel aus dem Jenseits geplaudert. Nur so viel: Es ist nicht NICHTS. Es ist nicht ALLES. Es ist nicht ETWAS. Es ist nur zum Fürchten, so sehr, dass es sich lohnt, das

Diesseits in vollen Zügen zu genießen. Vor allem fürchte ich, dass es noch leerer und langweiliger ist als diese Rede.

Nebenbei: Können 77 Jungfrauen eigentlich anders, als dir das Leben zum Alptraum machen, nicht nur wenn du eine Frau bist oder selbst eine Lesbierin. Und was ist mit den einzelnen Jungfrauen? Ist ihr Leben unter ihren 76 Leidensgenossinnen mit nur einem Mann nicht schlimmer als die Hölle?.

Die folgende Realsatire verbreitete ich mit der Einleitung: Harmlos wie der 3. Weltkrieg

Der Knopfdruck

Wir wissen es lange: Mächtige neigen zu Leichtfertigkeiten. Manche Historiker spitzen das sogar zu: Je mächtiger, desto leichtfertiger. Das kommt bei ihnen natürlich vornehmer, d.h. möglichst verdreht, heraus: Macht und Leichtfertigkeit stehen in einem reziproken Verhältnis.

Atombomben vernichteten 1945 Nagasaki und Hiroshima. Ursprünglich waren sie für Hamburg gedacht. Hitler kam den USA zuvor, indem er sich das Leben nahm und so für Deutschland das Ende des 2. Weltkriegs vorbereitete. Möglicherweise entsprangen diese Atombombenabwürfe nicht nur einer Leichtfertigkeit.

Nachdem im März 2011 ein Meeresbeben die Nuklearkatastrophe von Fukushima auslöste, passierte Ähnliches. Man ließ einige Zeit verstreichen. Man beruhigte sich: „Kann ja mal passieren. Bauen wir ein neues Kernkraftwerk. Natürlich nicht ganz so nah am Meer."

Kürzlich gab es auf Hawaii eine Riesenpanik auf Grund einer Eilmeldung:

> Emergency Alert – BALLISTIC MISSILE THREAT INBOUND TO HAWAII. SEEK IMMEDIATE SHELTER. THIS IS NOT A DRILL"

„Dies ist keine Übung", hieß es in der Nachricht am Samstagmorgen (Ortszeit), die auch über Radio und Fernsehen verbreitet wurde. Die Bevölkerung solle unverzüglich Schutz suchen, referierten auch deutsche Medien, um sie alsbald online und erst recht auf Papier in Spalten wie >Na sowas< abdriften zu lassen.

Was war geschehen? TRUMP (Präsi der USA[1]) und UN (so etwas Ähnliches in Nordkorea) hatten sich seit Jahren auf die unflätigste Weise beschimpft und die Vernichtung angedroht. Worte können bekanntlich schnell in Taten umkippen. Die Meldung erwies sich aber nach immerhin 38 Minuten als Fehlalarm. Gerade konnten noch längst vorbereitete Gegenschläge gegen eingebildete Atomraketen verhindert werden, die dann natürlich zu nicht eingebildeten Gegenschlägen gegen diese „Gegenschläge" geführt hätten. Man kennt das ja aus alltäglichen Ehekrächen: Nachher weiß niemand mehr, wer hat eigentlich damit angefangen.

TRUMP abwiegelnd: „Das war doch nur ein Versehen." Ein Untergebener hätte nur einen falschen Knopf gedrückt.

[1] Seit langer Zeit kürze ich Präsidenten notorisch mit „Präsi" ab, wie übrigens auch Minister als „Minis" usw. Hat jemand noch despektierlichere Abkürzungen im Kopf? „Mögedi" für Möchtegerndichter höre ich schon seit Jahrzehnten.

Und die Medien: Ganz im Sinne von TRUMP behandeln dieses Versehen analog alsbald wie in einer Fußnote, fast wie diese An-eck-dote.

Hier ging es ja nur um den Ausbruch des 3. Weltkriegs.

Ich sollte das, was folgt, in der entlegensten Abfalltonne meiner Wohnstätte verstauen. Vielleicht aber sollte ich wenigstens bekennen, dass ich natürlich alle Menschen ausschließe, die das hier lesen, wohl wissend, dass das hier auch vorgelesen werden könnte. Ich sollte auch mögliche Verleger dieser Zeilen vorwarnen: Ich kann sie ehrlicherweise leider nicht ausschließen. Ohrfeigen können manchmal sogar liebevoll sein. Aber die folgende Ohrfeige ist so heftig gemeint, wie es da steht.

Analphabetismus

Wie ich lese, gibt es in Deutschland 7 Millionen erwachsene Analphabeten, nicht im Mittelalter, sondern in der Gegenwart. Daraus schließe ich, die Menschen in Mitteleuropa wurden Opfer einer Bildungskatastrophe, von der schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts Werner PICHT sprach.

Zu den Analphabeten rechne ich aber nicht nur Opfer, sondern auch Täter wie die Chefs in Verlagen, die nicht eine Zeile der ihnen eingesandten und anvertrauten Manuskripte lesen und nur darauf achten, ob man mit diesen Geld machen kann. Lektoren und andere, die sie für Experten halten, lesen diese an ihrer Stelle. Als Berater haben sie auf Veranlassung des Chefs bei der Lektüre darauf zu achten, ob ein Manuskript „im Trend“ liegt, zumindest ob es sich an den von ihnen prokrustesmäßig zurechtgestutzten Durchschnittskonsumenten orientiert, manchmal durch fragwürdige Umfrageergebnisse unterstützt. Dieser Analphabetismus hat verheerende Folgen für die Kultur. Was auf den Bestsellerlisten landet, ist entsprechend kaum mehr als Durchschnitt, in einigen Fällen sogar Allerweltsstuss.

P.S. Ich lese, dass Landsleute von mir eine Software entwickelten, die Bestseller ermitteln könne. Auslöser dieser Software war die Klage großer Verlagskonzerne, sie könnten die Millionen von Manuskripten, die ihnen jährlich zugesandt werden, nicht mehr bewältigen bzw. verwalten, geschweige denn lesen. Ein Lichtblick? Immerhin haben Verlage also noch die Sorge, ihnen könnte so etwas wie dieses Elaborat entgangen sein. Das Blöde ist nur, dass Neues auch hier nur gemessen werden kann an dem, was bisher Erfolg hatte. Und was ist Erfolg? Etwa, was mein Ex-Kollege REICH-RANITZKI empfahl? Außerdem habe ich als studierter Mathematiker Zweifel, dass diese Software mehr von Statistik versteht als die Wahlprognosen demoskopischer Institute. Schließlich verrät diese Software kaum mehr als den durchsichtigen Versuch, ein Heer von Lektoren arbeitslos zu machen.

Liebe Freunde und Bekannte, ich denke ja immer, nachdem ich eine meiner Hunderten von Anekdoten zu Papier brachte: das war es. Das war endlich die letzte. Und ich sehe euch jeweils auch schon aufatmen. Und nun das. Jetzt ist doch noch eine Anekdote mit mir durchgegangen. Ich kann leider auch nicht versprechen, dass die Anekdote anbei die aberletzte ist. Ich bin eben ein unverbesserlicher Anekdoteles. Puh! Viel Spaß. Gérard

Der Journalist

Anders als Thomas Mann, der ja bezeichnenderweise nie ein Drama verfasste, war KLEIST zur Hauptsache leidenschaftlicher Journalist. Beide waren Meister hochkomplexer Sätze. Während aber Thomas Mann wie nachgewiesenermaßen sein Vorbild Adalbert Stifter durchaus Gefahr lief, dass jemand über einen seiner Satzungeheuer einschlief, waren die von KLEIST so raffiniert, dass alle Leser überhaupt erst durch solche Sätze wach wurden, um nicht zu sagen, erweckt wurden zur Liebe zu Kunst und Kreativität.

Im Archiv entdeckte ich Texte von einem unbekannten Journalisten, der täglich mehr veröffentlichte als KLEIST – und das will was heißen –; und manche seiner Sätze waren länger als die von Thomas Mann und Kleist. Im Unterschied zu den meisten seiner Journalisten-Kollegen, die ihren Text, kaum dass er ihrer Feder bzw. später ihren Tasten entsprungen war, nicht mehr anguckten, geschweige denn sich um ihre Wirkung kümmerten, entwickelte er eine Methode, sich unauffällig unters Volk zu mischen, um herauszubekommen, wer sie überhaupt gelesen hatte. Er hoffte, aus der Kritik seiner Mitmenschen, v. a. aus der negativen bis hin zur Häme, zu lernen für die Zukunft. Eine seiner Methoden war, einen gerade oder auch früher publizierten Text in einem Gespräch wörtlich einzuflechten. Und wenn dieser dann mit Gelächter oder entsetztem Aufschrei (je nach dem) quittiert wurde, wusste er, dass sie diese zuvor nicht gelesen hatten. Allmählich verdichtete sich seine Wirkungsforschung zu dem Verdacht: Nicht ein einziger hatte seine Texte gelesen. Er dachte lange darüber nach, wie das geändert werden könnte. Im Traum sah er – allmählich immer ratloser – alle seine Texte in einem Strudel im Orkus verschwinden.

Wie diese Texte aus dem Orkus in das Archiv kamen, habe ich leider nicht ermitteln können. Der Archivar wusste nur, dass der Journalist Karl Kraus hieß, aber nicht verwandt sei mit dem Wiener Journalisten dieses Namens, der durch seine >Fackel< um 1900 weltberühmt war. Viel habe er über diese Texte hinaus zu seinem Leben nicht heraus bekommen, da nirgendwo ein Geburtsdatum zu ermitteln war. Angeblich nahm sich der Verfasser dieser Texte sogar das Leben. Manches spricht dafür. Von seiner letzten Kurzgeschichte überliefert ist nur der Titel und der Beginn des ersten Satzes:

>Der letzte Leser. Es war einmal ein...<. Das nächste Wort konnte ich nicht entziffern. Es hat eine gewisse Ähnlichkeit mit >Journalist<.

Irgendetwas muss den Autor jedenfalls aus seiner Schreibumgebung gerissen haben. Es dürfte wohl kaum die soundsovielte Absage eines Verlages gewesen sein, die sich wie viele andere im Archiv fand. So eitel dürfte er nun auch wieder nicht gewesen sein. Wie sich mir das darstellt, schrieb er nicht für sich, höchstens zu seinem Vergnügen. Außerdem gab es ja noch das Internet...

Es gibt in seinen Texten allerdings Andeutungen von der Art der Vorahnung, dass es die bekannte GVAA (>Gesellschaft der Verleger und anderer Analphabeten<) war, die für solche Texte hinter dem unscheinbaren Bahnhof von NEHREN einen Müllberg errichteten, den schon die alten Römer Orkus nannten. Meine Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen. Vielleicht überlasse ich das auch Fachleuten wie dem Nehrener Archäologen Frommer.

P.S. Ich sollte die Gelegenheit wahrnehmen, offen in dem von mir so geliebten Kleingedruckten zu bekennen, dass alle meine verbreiteten Texte, Geschichten und Anekdoten, nur wenig meinem Stil unterworfen, von diesem Journalisten stammen. Verschwinden sie nun abermals in einem Strudel bzw im Orkus? Soll ich mir nun auch das Leben nehmen? Oder werde ich nun wegen Plagiaterei bzw. Aneignung fremden Ideeneigentums vor den Kadi geschleppt?

Journalisten

Wenn sie Informationen von mir wollen, reagieren sie unwirsch bis empört, wenn ich nur erkläre, dass ich sie nicht habe oder auch nur noch nicht für druckreif halte.

Wenn man ihnen einen Tipp gibt, was sie machen könnten, machen sie, selbst wenn es ein Hammer ist, vor allem eines: einen Riesenbogen um das ganze Thema.

Ich erlebte es nur ein einziges Mal, dass sie meinen Tipp an einen Kollegen weitergaben, der dann zum Thema nur Schrott produzierte.

Trotzdem bewundere ich diese Menschen: Ich könnte jedenfalls nicht täglich Druckreifes formulieren, ohne es wieder anzugucken. Bei mir liegen selbst meine Aphorismen monatelang auf Halde, bevor ich sie herauslasse. Schade, dass v.a. Journalisten sie dann bestenfalls als Schrott behandeln.

Verdacht

Mein kritischer Verstand sagt mir: Niemand ist so verdächtig wie der, der behauptet, er sei unverdächtig. Leider bringt uns auch der Umkehrschluss nicht weiter: Wenn ich offen bekenne, ich bin ein Fälscher (Wie ich es in dem Opus >Dieser Text ist eine Fälschung< getan habe), dann konnte ich nicht erwarten, dass meine Leser sofort überzeugt sind, der Simenon ist unverdächtig, oder auch nur weniger verdächtig als der in ihm steckende Simon. Da das Ziel öffentlicher Auftritte, für einen Öffentlichkeitsscheuen wie mich, fast immer nur sein kann, Kritik zu befördern, Fallstricke als solche zu beleuchten oder auch nur anzuregen, über seit langem tradierte Selbstverständlichkeiten nachzudenken, sehe ich mich in einem unlösbaren Dilemma, dem man nicht entgeht, indem man Vertrauen einfordert oder drum bittet, oder seine Mitmenschen zu überlisten sucht. Es bleibt nur die Position des Narren, der solche Probleme wie eine offene Wunde unentschieden lässt.

Trüge ich einen Hut, würde ich ihn nur vor den Spitzenleistungen deutscher Kabarettisten seit Karl Valentin, heute v.a. vor Urban Priol ziehen. Sie haben es jedenfalls mehr verdient als die von Philosophen und Wissenschaftlern wie mich.

Verlage I

Arno SCHMIDT, den wir respektlos zu ARSCH verkürzten, gehörte zu den originellsten Poeten des 20. Jahrhunderts. Er hatte das Glück, dass er in einer Zeit lebte, als selbst sein >Zettels Traum,< wenn auch ungewöhnlich teuer, verlegt und vervielfältigt werden konnte. Heute hätte es dieses Meisterwerk wie so vieles bestenfalls in den Papierkorb der Verleger bzw. ihrer Lektoren geschafft.

Dieses Nischenbuch hat es deutlich schwerer, obwohl es sich im Unterschied zu >Zettels Traum< zumindest darum bemüht, für gebildete Deutschsprachige, die keine Analphabeten sind, verständlich zu sein. Ich sehe ein, für manchen ist es trotzdem eine Zumutung. Es sprengt ja nicht nur stilistisch und thematisch alle Grenzen, was jedenfalls noch zwischen zwei Buchdeckel passt, und damit die Erwartung der meisten Leser. Ich wünschte schon, dass diese Buchstaben, die der Leser gerade liest, beweglich wären, aalglatt davon laufen oder daher rennen könnten. Aber bisher habe selbst ich es nicht fertig gebracht, Buchstaben in ein Hirn zu scheuchen, es sei denn standortfixiert als Kopie über Lichtwellen und Sehnerven. Grenzen sprengen wird allemal den Leser anstrengen. Sprengen und Anstrengen haben mehr miteinander zu tun, als der Reim vermuten lässt. Anstrengen kann ich bei allem Bemühen um Verständlichkeit leider keinem Leser ersparen. Unterfordern war nie meine Stärke.

Buchverlage verlangen inzwischen durchweg, dass der Autor nahezu alles selbst macht und natürlich die Kosten übernimmt. Sie versprechen ihm bestenfalls eine Druckerei zu vermitteln. Besser als ein Selbstverlag ist da nur das Internet. Wenn man so will, sind es die Buchverlage, die die Autoren ins Internet jagen. Der zur Unkenntlichkeit verallgemeinerte und meistens unterschätzte Leser wird nur vorgeschoben, ähnlich wie ein Unternehmer die Arbeitslosen-Keule schwingt.

Zensur

Insbesondere Bücher (aber nicht nur diese) unterliegen der Zensur. Frage: Welche Art von Zensur liegt zwischen der Selbstzensur (der „Schere im Kopf“) und dem, was Schriftstellern und anderen Künstlern angetan wird von Kontrollapparaten wie der Gestapo oder der Stasi. Richtig: Prüfstellen, die meist so harmlose Namen tragen wie >Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften< oder >freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft.< Es gibt dazwischen allerdings noch eine leicht übersehene systemische Kontrolle, die auch harmlos klingt, aber weitaus unauffälliger wirkt, das aber effektiver, als selbst Autoren wahrhaben wollen. Sie nistet im Verlagswesen selbst.

Verlage gehören (wenn ich recht sehe) der bisher einzigen Branche im Handelsgewerbe an, die die Produzenten der von ihnen vertriebenen Ware nicht nur einfach unbezahlt im Regen stehen, sondern diese dafür sogar blechen lässt. Sie bedient sich also nicht nur bei den Konsumenten, sondern auch bei den Herstellern ihrer Ware. Wahrscheinlich versteht sich diese Branche als Pioniermodell für andere Wirtschaftsbereiche. Müssen wir also damit rechnen, dass Produzenten v.a. in Zeiten der Arbeitslosigkeit für die Gnade zahlen müssen, am Fließband arbeiten oder auf dem Lande Erdbeeren anbauen zu dürfen?

Wenn sie, wie das einige Verlagskonzerne tun, Autoren sogar bezahlen (meist bis zu 10% vom Endpreis), dann nur, wenn sie gewöhnlich nicht ganz grundlos wissen, dass deren Opus ein Bestseller wird, sei es, dass die Autoren über die Grenzen hinweg als Erfolgsautoren bekannt sind, wie immer es dazu kam (auch Tricks und illegale Machenschaften der Autoren spielen da eine Rolle), sei es, dass sie mitbekommen, dass Kleinverlage mit ihren geringen Mitteln dennoch Erfolg versprechendes hervorbrachten, diese aufkaufen oder als stille oder

manchmal sogar offizielle Teilhaber sponsern. Was dagegen spricht? Auf der Strecke bleibt alles grundlegend Neue. Faktisch wirkt das zumindest für den Autor als Zensur. Vorgeschoben wird der auf dubiose Weise verallgemeinerte Konsument.

Verlag II

Diejenigen, die dazu beitrugen, dass alle meine Versuche scheiterten, dass dieses Opus in einem Verlag erschien, kommen indirekt in diesem vor. Waren natürlich aberwitzige Versuche. Ich ziehe vor dem Verlagswesen aber gerne meinen Hut wie seinerzeit Karl Valentin, Werner Fink und andere gegenüber Hitler und seinen Vasallen. Ich habe auch nichts dagegen, wenn einige unter denen, die das hier lesen, irgendwann einmal dieses Nicht-Erscheinen als Sternstunde des Verlagswesens feiern, meinetwegen wegen Verschlafenheit oder weil diesem endgültig die Selbstironie versiecht ist. Wie konnte ich diesem dieses Machwerk auch nur wagen, als Schwanengesang gebundener Texte anzubieten?

Nicht nur Verlage leben von dem richtigen Gebrauch einer zentralen Kulturtechnik, dem Lesen. Es betrifft die ganze Kultur.

Lesekultur

Ich war (wen überrascht das?) auch mal jung. Damals dachte ich, die Alten kriegen vieles nicht mit. Mag sein, dass das damals auch stimmte. Aber heute, da ich selbst alt bin, kommen mir erhebliche Zweifel. Ich kriege nämlich mit meinen 81 Jahren sehr vieles mit, habe es aber aufgegeben, die Jugend darüber aufzuklären. Heute würde ich es also anders artikulieren: Die Alten halten vieles für nicht wichtig, auch nicht wichtig für die Jugend, die nur noch nicht weiß, dass es für ihr Leben nicht wichtig ist. Aber sagen Sie das einmal einem jungen Menschen! Die reagieren entweder damit, dass sie dich lichterloh wie eine Fackel verbrennen oder aber durch verbissenes Totschweigen zu einem Aussätzigen machen.

Derart zerrissen komme ich mir vor angesichts der Erkenntnis, dass junge Menschen heute nur selten oder deutlich weniger lesen als wir früher, wobei wohl auch die Alten zu meiner Jugendzeit deutlich mehr als wir gelesen hatten. Ich schreibe aber, trotz meiner bekannten Öffentlichkeitsscheu, damit ich gelesen werde. Ich schreibe, weil ich auch gar nicht anders kann, weniger weil ich schreibsüchtig bin, oder weil ich immer mehr zu erkennen glaube, dass das was ich denke, manches zur Lösung zukünftiger Probleme der Menschen in der Welt beiträgt, bisher nur wenige geschrieben haben, als vor allem in der Hoffnung, dass meine Texte von anderen in anderen Medien möglichst unentstellt weiter transportiert werden. Um nur ein Motiv hervorzuheben.

Für viele war schon früher ein Buch nur ein Gedankengrab. Einige gedenken an diesem Grab in Verehrung dieser Gedanken. Andere halten diese Verehrer nur für fromm bzw. für Sektierer in einer Welt befangen, die mit der Zukunft nichts zu tun hat, die man also links oder wohl eher rechts liegen lassen kann. Schlimmer kommen mir sogar die vor, die sich als eine Art Leichenfledderer an diesem Gedankengut zu schaffen machen. Kaum jemand entwickelt es weiter, geschweige denn zu neuer Blüte. Das dürfte auch daran liegen, dass nur wenige noch gelernt haben, wie man effektiv liest. Seit Anfang der 70er Jahre habe ich meinen Studenten das versucht mit auf den Weg zu geben, was

jeder seit den 90er Jahren auf meiner Homepage in zT leicht überarbeiteter Version lesen kann:

http://www.gerd-simon.de/Lesetechnik20120905.pdf

Der alte VAIHINGER, der wie nur wenige das Gedankengut der alten Griechen, der Renaissance und vor allem die Philosophie der Aufklärung, speziell Immanuel KANTs, weiterentwickelte, wurde an seiner letzten Wirkungsstätte in Halle an der Saale begraben. Wir können heute noch ermitteln, wo sich sein Grab befand.



Vaihingers (leere) Grabstätte in Halle/Saale (Foto Herbert HÄGELE)

Aber dieses Grab ist leer, dem Erdboden gleichgemacht, seine Gebeine nicht mehr rekonstruierbar zerstreut, ein Symbol des Vergessens und der Entleerung des Gedankenguts von Jahrtausenden.

Dieser Prozess wird in der Gegenwart auf die Spitze getrieben. Heute werden Weiterentwicklungen alten Gedankenguts nicht einmal öffentlich, nicht einmal verbreitet. Was ich hier schreibe und gelegentlich vorlese, wird von einer Mitarbeiterin getippt, aber nicht mehr wie früher gedruckt. Es war sicher übertrieben von mir, das Verlagswesen allein verantwortlich zu machen, Verleger als profitgierige Analphabeten zu beschimpfen, die das Lesen Lektoren lassen, die dann alles ablehnen, was ihren Brotgebern nicht ins Konzept passt, erst recht natürlich nicht Kritik wie diese. So sehr daran ein Körnchen Wahrheit steckt, an diesem Prozess ist sehr viel mehr beteiligt. Wir wissen seit Karl MARX, dass das Kapital konservativ ist, interessiert zentral an der Erhaltung des Erreichten, weitaus mehr an dem Rückfall in überwunden geglaubte Zeiten als an Weiterentwicklungen. Wenn neue Technologien nicht mehr zu unterbinden sind wie die

Computerindustrie, setzt sich das Kapital drauf und wirft darüber Netze, die es an der Weiterentwickelung hindern.

Man sagt mir, nutze doch die Möglichkeiten des Internets. Natürlich nehme ich das auch wahr. Aber während Bücher wenigstens in Bibliotheken aufbewahrt werden und da wenigstens entdeckt werden können von Denkern, die sie weiterentwickeln, stößt Gedankengut im Internet auf Nutzer, die an Texten nur wie ein Arzt mit Methoden der Biopsie herangehen, die also kleinste Elemente aus ihnen entnehmen, sogar anders als ein Arzt zumeist ohne den Kontext zur Kenntnis zu nehmen, und also manchmal sogar gegen den Sinn des Textes für ganz andere Zwecke verwenden. Textnahes Lesen, wie uns vor allem die Altphilologie beibrachte, degeneriert im Internet zu textfremdem Lesen. Lesen als Durchbrechen der eigenen Vorurteile zur Erkenntnis von neuen Möglichkeiten rückt hier immer mehr in schwer erreichbare Ferne.

Klar, die Lesekultur muss sich ändern. Dazu ist die Aufklärung wichtig, dass es zu dramatischen Fehlentwicklung kommen kann, wenn Menschen Informationen nur mit der Pinzette aus dem Internet holen. Die Schule muss dazu beitragen, dieser Fehlentwicklung entgegen zu steuern. Texte ins Internet zu stellen, ist durchweg kontraproduktiv, wenn sie nicht ganz gelesen werden. Es geschieht zwar auch im Buchlesen keineswegs immer, dass Bücher vollständig gelesen werden. Gerade auch Wissenschaftler kommen nicht umhin, manche Bücher nur partiell, manchmal sogar punktuell zu lesen. Aber sie sind zumindest schlecht ausgebildet, wenn sie über den Kontext nichts wissen.

Es kommt hinzu, dass das, was im Buchwesen v.a. die staatlichen Bibliotheken leisten, im Internet keine nennenswerte Entsprechung hat. Gerade wurde mir eröffnet, dass diese meine Homepage Ende Mai 2018 gelöscht wird. Mein Protest konnte das zwar gerade noch temporär abwenden. Aber nur, wenn ich die Kontrolle über die Homepage an andere abgebe. Das verstößt zwar aus meiner Sicht gegen die grundgesetzlich garantierte Wissenschaftsfreiheit, könnte irgendwann auch dazu führen, dass die Homepage aus politischen Gründen gelöscht wird. Aber in naher Zukunft scheint dieser Fall nicht in Sicht.

Wer diesen Text liest und textnah versteht, sollte wissen, dass in absehbarer Zeit kaum noch jemand in dieser Weise mit ihm umzugehen in der Lage sein wird. Es fehlt dazu

wahrscheinlich nicht nur das Rüstzeug und die Bildung, die uns zumindest einige Schulen in der Vergangenheit vermittelten. Die Gefahr ist groß, dass das Internet gerade das verhindert, was mit dem Aufkommen des Computers bei Norbert WIENER und anderen in den 50er Jahren intendiert wurde, eine Lesekultur, die das Allgemeinwissen aus den Händen einer Elite weniger Intellektueller in das Volk hinein verbreitet.

Ein kurzer Traum

Der Tod steht vor mir. Ich erschieße ihn. Er zerspringt in 1000 Teile. Schöner Traum. Denkste. Plötzlich lacht es. Eulen heulen.“Das war doch nur mein Klon!“ Ich schieße wie wütend um mich, treffe mein Buch >Bedeutungen von Bedeutung.< Es zerspringt in 1000 Teile. „Hi, hi,“ lacht es. Eulen heulen. „Da gibt es keinen Klon!“

Wie dieses Buch spurlos verschwand

Die Leser bzw. Hörer, die Leserin bzw. Hörerin dieser Zeilen sollten mir wenigstens eines glauben: Ich versuchte zu retten, was zu retten war. Dieses Buch fing eines Tages, an dem ich JONAS zuletzt sah, einen Virus, das eine Geschichte nach der anderen zunächst in eine Weckglas sperrte, dann fraß, dann in ein Sanktnimmerleins-Gedärm verstopfte und schließlich in einem Riesengedöns die Welt verließ. Ich konnte gerade noch rekonstruieren:

>...und die Welt hat es nicht begriffen.<

An anderer Stelle schlüpfte eine Art Bekenntnis heraus:

>...die Lösung aller Probleme...<

Ich weiß noch, dass ich einmal wusste, was damit gemeint war. Aber das Virus hat offenbar auch mein Hirn verseucht.

Ich schrieb einige Verlage an, denen ich das Buch zugeschickt haben konnte, die es vermutlich mit vielen Standardvokabeln abgelehnt hatten; die es also noch haben konnten und sicher auch auf raffinierte Weise in andere Elaborate abgekupfert hatten. Ob sie noch ein Exemplar haben. Mir sei mein Exemplar von einem Virus befallen.

Ich versuchte mich daran zu erinnern, welchem Freund ich das Opus zur Korrektur übergeben hatte, wem ich mit diesen Geschichten ein Schmunzeln abringen wollte und wer überhaupt davon Kenntnis bekommen haben konnte. JONAS musste dazu gehören.

Schließlich überwand ich mich, so schwierig das war, die NSA oder den KGB zu kontaktieren. Mein Gedächtnis meinte rudimentär, die wüssten doch alles. Die müssten doch... Aber mehr als Standardvokabeln lockte ich weder aus den Verlagen, meinen Freunden, noch aus den Geheimdiensten geschweige denn aus meinem Gedächtnis heraus.

Ein Verlag immerhin, von dem ich gerade in einer Zeitung las, dass er wie kein anderer die Kunst des Verlegens beherrschte, deutete zwielichtig und beziehungsreich an: Man habe das Werk unauffindbar verlegt. Selbst im Papierkorb habe man es nicht gefunden. Die Freunde lachten mich aus. >Toller Gag< meinte nicht nur einer. Keiner schien mir abzunehmen, dass ich es ernst meine, dass mir das wirklich passiert ist. JONAS war eine verdächtige Ausnahme.

Und ein Geheimdienst: Schön – durchaus, aber was ich da schreibe, sei so revolutionär und außerdem gegen sie und ihre Geheimhaltungspraktiken gerichtet. Da wären sie ja blöd, nicht die Gelegenheit beim Schopfe zu packen, derart Umstürzlerisches in ihren Abgründen zu versenken.

Dann wandte ich mich verzweifelt an den Whistleblower SNOWDON, sozusagen als letzte Hoffnung. Der mailte mir nur, ob ich der Welt derart Krasses wirklich antun wolle. Auf mein abermaliges Flehen ließ er wenigstens die Reste heraus, die ich hier präsentiere.

Bitte, bitte, wer erbarmt sich meiner und damit der Welt. Das Virus ließ in meinem Hirn wirklich nur zurück: In dem Buch hatte ich den Schlüssel der Wirklichkeit eingefangen. Oder ist das alles nur ein Alptraum. Ein entfernter Bekannter – oder war es JONAS –, jedenfalls ein Philosoph wie dereinst VAIHINGER dachte mich zu trösten:

>Die Welt ist voller Schrottinformationen. Was soll Neues mehr bieten?<

Vielleicht hat er ja recht. Vielleicht hätte man das Buch auch nur genutzt als eine neue Ideologie, Religion oder Weltanschauung als Grundlage für den Aufbau einer neuen Diktatur. Was mache ich nur mit dem dumpfen Gefühl in meinem Bauch, dass mein Buch wirklich artikulierte, worauf es ankommt, was alles erklärt und die Zukunft freilegt...Und wenn es JONAS war, der mich mit dem Virus infizierte? Hängt der denn mit den Verlagen oder den Geheimdiensten zusammen? Blödsinn, wie ich ihn kenne, hat der das Elaborat nur ungelesen dem Papiermüll übergeben und will mir das nur nicht eingestehen.

P.S. Franziska lebt leider nicht mehr. Aber ich höre sie betont sachlich feststellen: >Jammerlappen!<

Das Neue und das Alte

Zu allerletzt nochn Aphorismus

Das Neue schlummert in einer Nische unter der Maske der Erfolglosigkeit, manchmal versteckt in Altem oder gar auf verblichenem Pergament

Ach so, für alle, die meine Einfälle jetzt beim Patentamt, meinetwegen auch abgewandelt, anmelden wollen: auch der Titel meines nächsten Buchs steht schon fest: >Das Alte über allen Gipfeln<.

Nachwort zur 2. Auflage

Diese 2. Auflage ist **IRENE NIELSEN** gewidmet, der Leiterin der Freiburger NIELSEN-Gesellschaft, die sich nicht zu schade fand, dieses Buch zu korrigieren. Auch sonst verdanke ich ihr, dass sie mich mit einem der größten Dichter der deutschen Sprache bekannt gemacht hat, der bezeichnenderweise insbesondere für Literaturwissenschaftler nahezu durchgehend nicht einmal eine Namensnennung wert ist. Dessen Werke sind nach wie vor im Toleranz-Verlag zu haben. Bestellungen unter:

irenenielsen@web.de

Die erste Auflage bestand aus 4 Prachtexemplaren, in Leder gebunden, z.T. handgemacht und mit (wie der Leser es von den Philatelisten kennt) kleinen wertsteigernden Fehlern. Von diesem Quadrikat verblieb – wie üblich – ein Unikat beim Verleger, ein Exemplar schenkte der Autor seiner Geliebten, sein eigenes Exemplar versteckte er in Nehrens entlegenster Nische und ein Exemplar wurde in einer >Auktion< von einem Freundespaar ersteigert, das unbedingt anonym bleiben will. Da dieses Unikat mehr ist als ein Buch, eher ein Kulturwerk (aus Kunst, Poesie, Wissenschaft und Philosophie) ohne jegliches Vorbild, war es teuer, allerdings eine Anlage für die Zukunft. Vollmundig „versprach“ ich den Ersteigerern, dass es in 100 Jahren so viel wert sei, wie heute Hartmann Schedels >Weltchronik<, eine der bedeutendsten Inkunabeln in deutscher Sprache, das kürzlich auf einer Auktion für fast einer Million ersteigert wurde.

Diese zweite Auflage wird manchen als Abglanz der ersten erscheinen. Und der Preis scheint das auch zu bestätigen. Inhaltlich ist sie allerdings nahezu identisch, wenn man von einigen Verbesserungen absieht. Allerdings habe ich auch ein Wort getilgt. Dazu sogleich etwas mehr.

Gérard Simenon

~~Wortmörder~~

Nach der Art der Aktionskünstler der 60er und 70er Jahre habe ich oben ein Wort der ersten Auflage dieses Kulturwerks in dieser zweiten ~~-~~gestrichen, getilgt, vernichtet. In der sechsten Auflage werde ich das ermordete Wort verraten. Sofern ich noch weitere Auflagen erlebe, wird ein anderes Wort diese Zerstörung erfahren usw. Nur ein Wort wird sicher nie getilgt: >Wortmörder<.

Welches Wort ermordet wurde, kann natürlich der herausfinden, der eines der Quadrikate der Erstauflage mit der zweiten vergleicht. Allerdings können sich auch mit Aufmerksamkeit, Vernunft und ein bisschen Fantasie ausgestattete Leser dieser Auflage zusammenreimen, welches Wort hier das Mordopfer wurde.

———

Stichworte

4 Einsteins Zunge
6 Dossier Simenon
7 **Merkmale**
8 Sinnlos
9 sinnstrasse
10 Die Als-Ob-Straße in Nehren
17 Der Spätling
22 Die **Leere im Laden von Tante Emma**
29 Missraten bis skurril
42 Genüssliches vom Genus
44 **Der Geburtstag des ungeborenen Gérard**
46 Die Schwanenküken
53 Ameisen
55 Tierversuche
56 Der Kaffeemann
60 ~~**Streit**~~
61 Ein Guru namens Putznickel
65 Das verfehlte Mittelmaß
73 Intelligenztests
74 Der Lehrer, der nie lachte
81 Peitschenhiebe
85 **Kindermörder?**
85 **Öffentlichkeitsscheu**
89 **Anpassungsschwierigkeiten eines Außenseiters**
90 Psychiatrie
90 Lust am Verlust
92 **[Sucht]**
93 **Reimsucht**
94 [Küsse Genüsse]
96 **Fürze**

99 **Doping**
104 Fälschung
104 **Plagiat**
105 Rockefeller
105 Mauthner
106 **Wahrheit und Lüge**
107 Leda und der Schwan
109 **Lebenskandidaten**
110 **Das Glück der unterentwickelten 5 Sinne**
111 **Minimalismus**
112 **Der Fluch des Allgemeinen**
113 Entscheidungskrankheit
114 **Schrottinformationen**
114 **Tyrannen**
115 Bedeutungssymbol
115 **Im Delirium von Dadaisten**
116 **Pockennarben**
118 **Kult[u]r**
118 **Nachdenken**
119 **Reiche und Intellektuelle**
119 **Rattenfänger**
119 **Die Blitze der blinden Hühner**
120 Umwegelagerer und Glashausrebell
121 Stifter
126 Das Gemälde
133 *Palma Kunkel*
135 Die Kunst des Schnarchens
141 **Der Musikkritiker**
142 Religiöse Gefühle
157 Gefühle
158 Glück a.D.

161 **Eulenspiegel**

163 **Wettem**

164 **Ruhm**

168 **Aphoristen**

168 **Vergangenheit**

169 Das Publikationsverbot

175 **Daneben**

178 Zur Linguistik des Daneben-Formulierens

186 Dazwischen

188 Die Nische

191 **ZwischenCeilenbericht**

193 Die Logik des Lochs

194 **Zwischengrößen**

195 **Deutungshoheiten**

195 Auch einer

196 Börse

197 Bullshit

198 **Deeskalation**

200 **Eitle Männer**

202 **Sisyphos** und die Geburt der Kultur

204 Der Stein der Weisen

213 Priester und Profeten

213 *Nischenkult und Nebensachenwahn*

215 **Perfektionismus**

215 Wir sind alle Fundamentalisten

220 Fakten aus der Sicht der Fiktionsphilosophie

233 **Selbstverständlichkeiten**

234 ***Gleichheitszeichen*** = *Symbol der europäischen Kultur*

234 Ähnlichkeitsmaß

242 **Statistik**

243 Prognosen für eine Welt jenseits des Geldes

245 Zeit
245 Marginalismus
252 Volksentscheid
256 Fremdwortsteuern
257 Pforzheim
262 Spitze der Evolution
262 Papalagi
264 Zähneputzen
265 Europa
266 Sprachpolitik und Europagedanke
282 Herder
282 Menschenrechte
284 Götter, Priester und die Menschenrechte
285 Gottesflüsterer
286 Helgoland
291 Der „halbverrückte“ Pionier
301 Die gar nicht so neue Unübersichtlichkeit
305 Nadelstiche für Friedensteppiche
307 ~~Gewalt~~
308 RAF
313 Fehler
314 Der Feuerschlucker
317 Kreativität
320 Innovationen
321 Wissenschaft und Kunst
323 Ein alternatives Wissenschaftskonzept
346 Thesen für eine alternative Wissenschaft
351 Müll
356 Wissenschaft im Strudel ihres Untergangs
358 Das beredte Schweigen der Lämmer[t] & Co
365 Andersrom

366 Die Geburt auf der Grenze und ihre Folgen
383 Grenzen und Besitz
384 Die Zeiten ändern sich
385 Xenophobie
386 Hätte ich meine Enkelin heiraten sollen?
393 Rom
394 Opfer einer Obergrenze?
394 Schriftgelehrte und Schriftsteller
395 Veganer
395 Blumenliebe
396 Das Kopftuch
403 Die Nonne und die Hure
404 Hakenkreuz
405 Schatz
409 Der Barfüßer von Tübingen
410 Behinderung
411 Auserwählt
412 Auserwählte, Stellvertreter und ihre "ewigen Chefs"
413 mein rassismus
414 Abbild
416 Mama
422 Das Fundbüro
426 Wiederholen und vergessen
427 Feindesliebe
428 Ein Gott, über den die Gläubigen lachen
431 Stock- und Gottlose
432 Hexenfrage
433 Der Fluch des Gottessohns
433 Agnostizismus
436 Merkwürdige Logik
437 Nadelstiche und Kratzbürsten
437 Alien

439 Übergänge
440 Knallerei
442 Aura
442 Der Schluckauf
447 VERINGENSTADT
450 Der Krimi
452 *Frühentdeckungssysteme*
452 Radikal
453 Der Massenmörder
461 Wie mir das 72. Lebensjahr vorhergesagt wurde
464 Ohne
465 Der Kühlschrank
465 Sterben auf Probe
477 Sterblich
478 ~~Todesfurcht~~
479 HILFE, BIN ICH NOCH ICH?
483 Flüchtling aus dem Jenseits!
484 Der Knopfdruck
486 Analphabetismus
487 Der Journalist
489 Verdacht
490 Verlage I
491 Zensur
492 Verlage II
493 Lesekultur
496 Ein kurzer Traum
496 Wie dieses Buch spurlos verschwand
498 Das Neue und das Alte
503 Nachwort zur 2. Auflage
503 ~~Wortmörder~~
511 Kritiken









Kritiken

Neues aus dem Als-ob-Nischel

Schwäbisches Tagblatt, 31.Oktober 2019

Buch In einer Orgie der Um- und Abschweifung lässt „Gérard Simenon" Neues aus der Nische fahren.

Nehren. Ein Buch ist anzuzeigen. Nein, nicht bei den Hütern sogenannter Ordnungen. Eher bei Leuten, die vor diesen zurückschrecken und auch etwelche Grenzen nicht wirklich anerkennen. Ein Buch, das Leser sucht, die es verstehen wollen. Das Autobiographisches, Satirisches, Lyrisches, Kurzgeschichtliches, Wissenschaftliches, Abseitiges, Als-Obiges, Steinlachtälerisches und noch eine lange Latte (nicht macchiato) mehr in sich vereint.

Vorweg: Der Verfasser macht es seinen Lesern nicht leicht. Wer erfährt, dass es sich um Gérard Simenon handelt, der auch unter dem Namen Gerd Simon über die Erde wandelt, weiß auch, warum. Wenn er die beiden denn überhaupt kennt. Wer weiß schon, wer dahinter steckt? Manchmal behauptet er, eigentlich sei er ein Alien. Oder auch aus Altona.

Jedenfalls kommt er nicht aus Humbug, sondern aus Hamburg. Zum Beweis zitiert er einen seiner frühen Leserbriefe, den er wider Fastfood schrieb, als in Tübingen ein Traditionslokal in eine McDonalds-Filiale umgewandelt werden sollte. „Hamburger sind ungenießbar und giftig. Ich muss es wissen. Ich bin Hamburger."

Erstaunlich kurz für Simenons Verhältnisse. Wenn man allein seine Leserbriefe aneinander reihen wollte, käme man sicher über den Äquator hinaus. Es geht die Legende, die Redaktion des Tagblatts habe einst wegen der simenonitischen Bürgersprachrohr-Entäußerungen einerseits die Zeilenzahl begrenzt und dann auch die Anzahl pro Jahr.

Als Kleinkind nervte er seine Eltern mit Fragen wie „Warum ist der Mond nicht viereckig?" Jetzt ist er 82 Jahre alt und nervt immer noch. Mit ähnlichen Fragen. Die Fragen sind ihm Leibspeise und Lebenselixier. Nun zieht er Neues aus dem Nischel. So heißt mitteldeutsch der Kopf. Simenon lässt freilich den Buchstaben L hinten weg. „Neues aus der Nische" reicht ihm.

Er hält nicht hinterm Berg

Er hat noch nie den Schubladler getanzt. Hinterm Berg gehalten mit Manuskripten, die in dunklen Geheimfächern vor sich hin dämmern. Alles, was er schrieb, kann eingesehen werden. Dafür muss man viel Zeit mitbringen.

Auch fürs Nischen-Neue. Weil er, wenn überhaupt, nie ohne Umschweif zur Sache kommt. Was kennzeichnet das wie sein Verfasser umfangreiche Werk? Eine beliebte Kreuzworträtselfrage lautet: Abschweifung mit sechs Buchstaben? Antwort: Exkurs. Ist Simenons Vorbild Laurence Sterne, der das Leben Tristram Shandys zu erzählen verspricht, wozu es aber vor lauter Abschweifung gar nie kommt?

Simenon aber richtet das Wort an seine Leser und sagt huldvoll: „Ihr müsst mich unterbrechen, wenn euch das zu lang wird." Freilich, da ist es schon zu spät. In der Tendenz, so droht er an, könnte er aus jeder Mücke einen Roman machen. Der Mann ist eine Zumutung. Sagt er selbst. Und eine Figur, die „schabernackalische Scheinmanöver" (Hans Arp) listig in Strategie und Taktik der Texte einbaut. Oder, zweizeilig formuliert: „Gäb's in Nehren einen Schelmenwasen, könnte Simenon dort grasen."

Er nennt sich seit Urzeiten Schriftgelehrter. Auch „Anekdoteles". Ein „Sockrates" wird er jedoch nimmermehr, er trägt keine. Immer in Sandalen. Ohne jeden Strumpf. Auch im Winter. „Der Eiszeitmensch" nannte ihn ein Junge mal.

Kaum überschaubar, als was er sich alles kund- und ausgibt. Als Mathematiker, der kompliziertes Formeln entwickelt hat. Als scheues „Öffentlichkeitsscheusal". Als „notorischer Studiopath". Als unerschrockener Streiter, der



Gerd Simon hat seine Schublade geräumt. *Archivbild: Anne Faden*

den „Hokus-Po-Kuss" des Wissenschaftsbetriebs entlarvt und keinem Scharmützel aus dem Wege geht. Als bewanderten Wanderer, der auch schon beim Pilzsammeln erblickt wurde. Erhellend sein Zweizeiler: „Warum setze ich beim Wandern einen Fuß vor den andern?"

Der Mann, der nach eigener Aussage ehemals ein „prima Fußballspieler" gewesen sein will, beschreibt auch, wie er mit seiner afghanischen Mitarbeiterin Safiya auf den Nehrener Fußballplatz geht und was weiter geschah. Kommt vom „schnarchenden Willy" auf Schleiermacher und seine „schlechthinnige Abhängigkeit" zu sprechen. Klärt andererseits über den Agnostizismus auf. Und so weiter. Doch will er, wie er sagt, die Leser selbst finden lassen, was die Welt und Simenon bewegt.

Goethe meinte vom Physiker Lichtenberg, wo der in seinen Sudelbüchern einen Scherz mache, liege ein Problem verborgen. Von Simenon könnte es heißen: Wo er eine Aussage trifft, steckt Bedeutung dahinter. Man achte auf die eingestreuten Aphorismen. Unter der Überschrift: „Merkwürdige Logik" steht: „Ich höre: Feige sei, wer unbeantwortbare Fragen beiseite lässt. Das Gegenteil wäre: Mutig ist, wer auf falsch gestellte Fragen hereinfällt."

So wirtschaftet das Nischen-Füllhorn freigiebig, haust allerlei aus, gibt zur Aneignung frei. Er bringt es fertig, Asperger und Vorsokratiker miteinander zu verbinden. Da ist die Island-Expedition des „SS-Ahnenerbes". Oder die Ergießungen „zur Linguistik des Daneben-Formulierens". Und so weiter. Und so weiter. Doch eines Tages geht sogar dieses Buch einmal zu Ende.

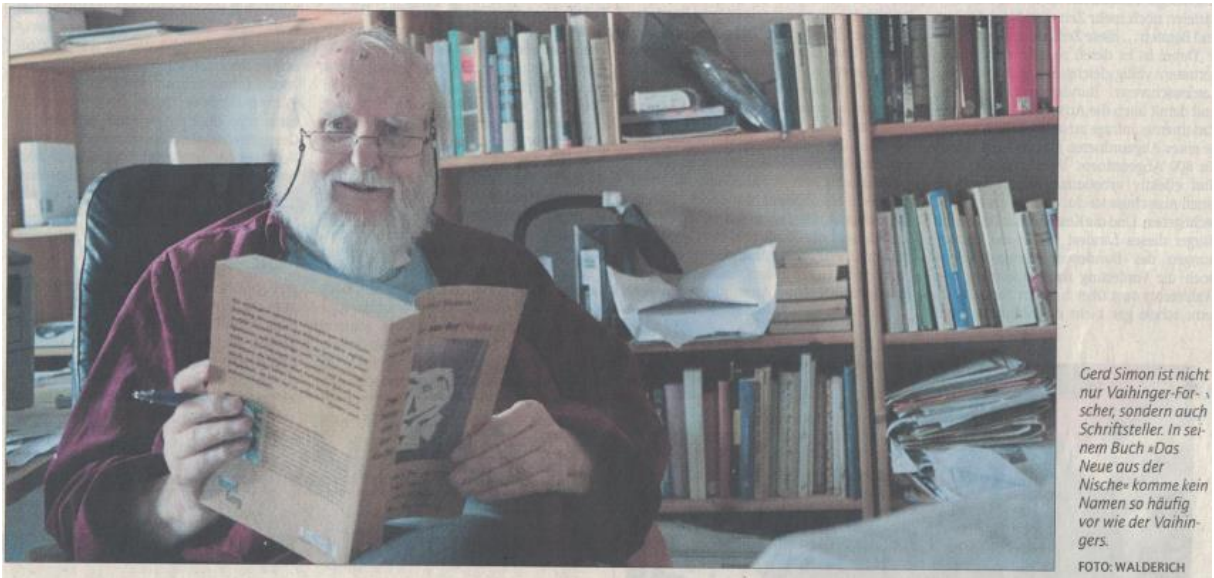
Natürlich mit Vaihinger

Halt! Nicht ohne Vaihinger. Der Philosoph des Als-ob ist sein Idol, er nennt ihn „Umwegephilosoph", sich selbst aber „Umwegelagerer." Fraglich scheint ihm aber, ob er tatsächlich jemals einen Vortrag mit dem Titel „Vaihinger und das Schwefelholz" gehalten hat. Dafür setzt er den Denker in Beziehung zum Kirschenfeld.

Als der Rezensent auf Seite 444 (oder war es 449?) innehielt, um einen kleinen Imbiss einzunehmen, ging ihm der Satz durch den Sinn: Wenn man mal angefangen hat, muss man sagen: Das will und will nicht enden. Da kommt noch die Geschichte, wie der Herr Mohr sich in den Butterkuchen setzte. Der „Philosoph mit schonungslosem Durchblick für alles Danebene" ist einer, dem man so leicht nichts vormachen kann. Während er als Fachbereichsleiter Fiktion selber vor- und nachmacht, bis die Schwarte kracht. Eine dicke Schwarte, die es nochmal ordentlich krachen lässt. Und den Leser lachen lässt.

Der geneigte Leser ist am Ende in keiner Weise sicher, ob er alles durchschaut hat. Das ist nicht das Schlechteste, was man von einem Buch sagen kann. Der Rezensent kann es uneingeschränkt zur Lektüre freigeben. Nehme sich ein jedes, was es brauche. Und Beeilung bitte: Das nächste Werk steht schon vor der Tür und putzt sich die Füße ab. Es wird den Titel tragen: „Das Alte über allen Gipfeln." Wie sagt der Schwabe: „Wenn's woahr ischt!" *Jürgen Jonas*

Info Gérard Simenon, „Das Neue aus der Nische. Buntes Danebenes + Dazwischenes mit allerlei Verquerem aus Nehren, dem Als-Ob-Dorf am Rande des Albtraufs." Kugelberg Verlag, 484 Seiten, 20 Euro.



Gerd Simon ist nicht nur Vaihinger-Forscher, sondern auch Schriftsteller. In seinem Buch »Das Neue aus der Nische« kommt kein Namen so häufig vor wie der Vaihingers.

FOTO: WALDERICH

Ausstellung – Gerd Simon hat den Katalog zur Vaihinger-Schau im Nehrener Rathaus fertiggestellt

Von der Wahrheit auf Probe

Gmünder Tagespost Reutlingen 20. Juli 2020

Simenon: Das Neue aus der Nische

VON IRMGARD WALDERICH

NEHREN. Ein Gespräch mit Gerd Simon gleicht einem Gang durch einen weitverzweigten Garten. Kein gerader Weg führt durch diese üppig wuchernde Landschaft. An jeder Ecke blüht ein anderes interessantes Gewächs, das gebührend bestaunt werden will. Urplötzlich ändert der Pfad die Richtung um dann, nach kurzem Innehalten, dort wieder einzubiegen, wo der Gang begann: bei Hans Vaihinger, dem großen Philosophen, der aus dem kleinen Nehren stammt.

Seit vielen Jahrzehnten widmet sich Simon dem Denker Vaihinger. Dabei ist der Germanist eher zufällig in einem Archiv auf den Philosophen aus Nehren gestoßen. Denn Vaihinger hat es zwar in die Encyclopädia Britannica geschafft, aber in seinem Heimatland ist er fast vergessen. Die Nationalsozialisten haben ganze Arbeit geleistet. Zuerst hielten sie ihn für einen Juden, dann schwiegen sie ihn tot. »Zwölf Jahre Naziherrschaft haben also ausgereicht, um diesen hoch angesehenen Wissenschaftler zum Schweigen zu bringen.« Denn Vaihinger war in seinem Fach sehr erfolgreich. Sein Hauptwerk »Die Philosophie des Als Ob« erschien bis 1928 in zehn Auflagen und wurde in zwölf Sprachen übersetzt.

Gerd Simon und der Nehrener Journalist Jürgen Jonas arbeiten seit Jahren daran, Vaihinger wieder ins Bewusstsein zu rücken. Viele Pläne gab es in Nehren schon. Ein Philosophiepfad ins Kirschenfeld, ein kleines Museum. Bisher erinnert ein Schild am Geburtshaus, die »Als-Ob-Straße« und ein Rathaussaal an den Philosophen. Jetzt ist eine Ausstellung geplant, die eigentlich am 28. Juni eröffnet werden sollte. Aber dann kam Corona. Der Termin



Hans Vaihinger. FOTO: ARCHIV GERD SIMON

wurde nun auf September verschoben. Der Katalog ist fast fertig und kann schon bei der Gemeinde bestellt werden.

Wie aber nähert man sich einem Philosophen? »Die Ausstellung wird Bildung voraussetzen. Das ist nicht zu umgehen«, sagt Simon. Ein komplexes Gedankengebäude lässt sich nun mal nicht in Ausstellungsstücken und einfachen Sätzen darstellen. Auch wenn Edmund Husserl fand, die Vaihingersche Philosophie des Als Ob sei »jugendfrisch und außerordentlich klar geschrieben«. Aber sie ist immerhin 800 Seiten dick und ein philosophisches Werk. Vorgestellt wurde es übrigens in Bologna auf dem vierten internationalen Philosophen-Kongress 1911 nicht von Vaihinger, sondern von seinem Kollegen Külpe. Überhaupt habe Vaihinger zuerst so getan, schreibt Simon im Katalog, »als ob er gar nicht Verfasser war. Er sei eigentlich nur der Herausgeber.«

»Vaihinger nimmt dem Wahrheitsbegriff die Ewigkeit«, so beschreibt Simon den Grundgedanken des Nehrener Philosophen. Wo es aber keine ewige Wahrheiten mehr gibt, da muss auf Augenhöhe miteinander diskutiert werden. Jegliches fundamentale Gedankengut hat in dieser Philosophie keinen Platz. »Die Wahrheit des Als Ob ist eine Wahrheit auf Probe«, beschreibt es Simon. Sie muss also immer wieder neu ausgehandelt werden. Sie wendet sich gegen Theorien, die keinen Irrtum kennen, die intolerant sind und keine Gegenargumente zulassen. So verstanden ist Vaihingers Ansatz sehr demokratisch und sehr modern.

Vieles haben Simon und seine Mitarbeiter im Katalog zusammengetragen – vom Stammbaum des Denkers bis zu seinen vielen Ideengebern, darunter an erster Stelle Immanuel Kant. Der Nehrener Philosoph kam 1852 als eines von 15 Kindern des evangelischen Pfarrers Johann Georg Vaihinger und seiner Frau Sophie, geborene Haug, im Pfarrhaus in Nehren zur Welt. In Stuttgart ging er zur Schule, in Tübingen studierte er Theologie und wechselte dann zur Philosophie. In der Unistadt wohnte er in der Bursagasse 79, im Haus des Briefträgers Stickel. »An keiner Stelle in ganz Tübingen ist ein Hinweisschild auf Vaihinger zu finden«, schreibt Simon. Habilitiert hat der Philosoph in Straßburg. Danach folgte er einem Ruf nach Halle.

Sein zuerst erfolgreiches Leben verlief tragisch. Seine Tochter beging Selbstmord, sein Sohn erlitt im Ersten Weltkrieg einen Hirnschaden. Im Alter von 54 Jahren musste sich Vaihinger emeritieren lassen. Er war aufgrund einer Augenkrankheit völlig erblindet. Schlaflosigkeit und Depressionen quälten ihn. Aufgrund seiner cholerische Ausbrüche wurde er in die Nervenklinik der Uni Halle eingeliefert. Vaihinger starb im Dezember 1933 in Halle. Sein Grab wurde dem Erdboden gleichgemacht, erzählt Simon. Dabei hat er nicht nur ein viel beachtetes philosophisches Werk geschrieben, sondern auch die Kant-Studien gegründet und die Kant-Gesellschaft ins Leben gerufen. Er hatte Kontakt zu Geistesgrößen seiner Zeit, darunter Albert Schweitzer, Alfred Adler, Thomas Mann und Hermann Hesse.

»Jugendfrisch und außerordentlich klar geschrieben«

In Simons Wohnung ist der gesamte Archivbestand zu seiner Vaihinger-Forschung gelagert. Die Werkstatt der Reutlinger Bruderhaus-Diakonie hat die unzähligen Dokumente digitalisiert. »Das war einfach perfekt«, lobt Simon die Mitarbeiter. Der Wissenschaftler zog vor einigen Jahren von Tübingen nach Nehren, in den Heimatort seines von ihm so geschätzten Philosophen. Nehren hat er das Vermögen der aufgelösten Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung Tübingen (GIFT) übertragen.

Dem »Als-Ob-Dorf am Rande des Albtraufs« hat Simon im vergangenen Jahr ein fast 500-Seiten starkes Denkmal gesetzt. »Das Neue aus der Nische« ist das kunterbunte Werk überschrieben. Man kann darin spazieren gehen, wie durch den anfangs erwähnten Garten und wird immer wieder auf Neues, Skurriles, Hintergründiges stoßen. Es sei eine Weiterentwicklung der Vaihingersche Fiktionsphilosophie, schreibt Simon dazu. »Kein Name in diesem Opus kommt so häufig vor wie der Vaihingers.« (GEA)